



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

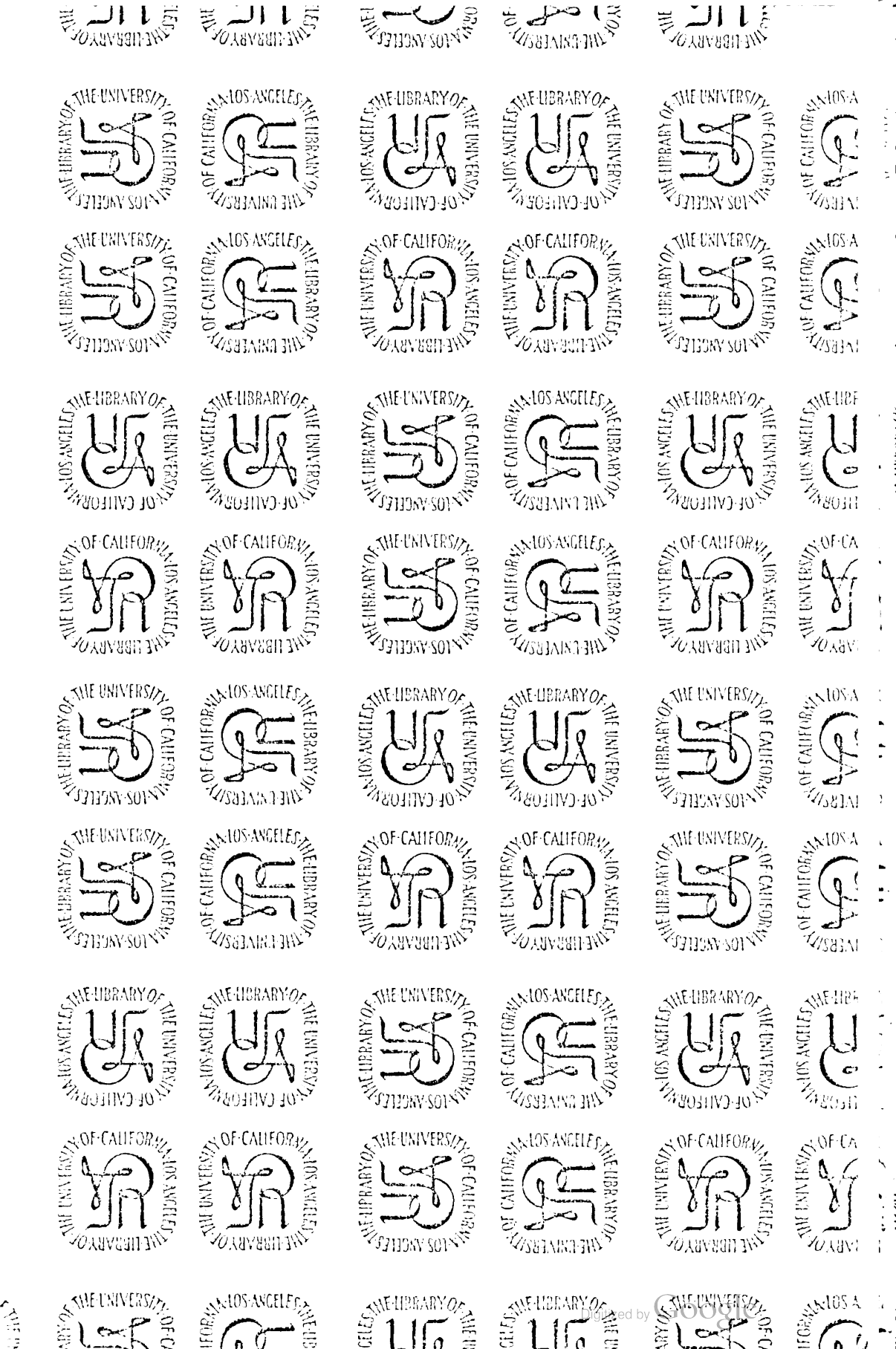
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

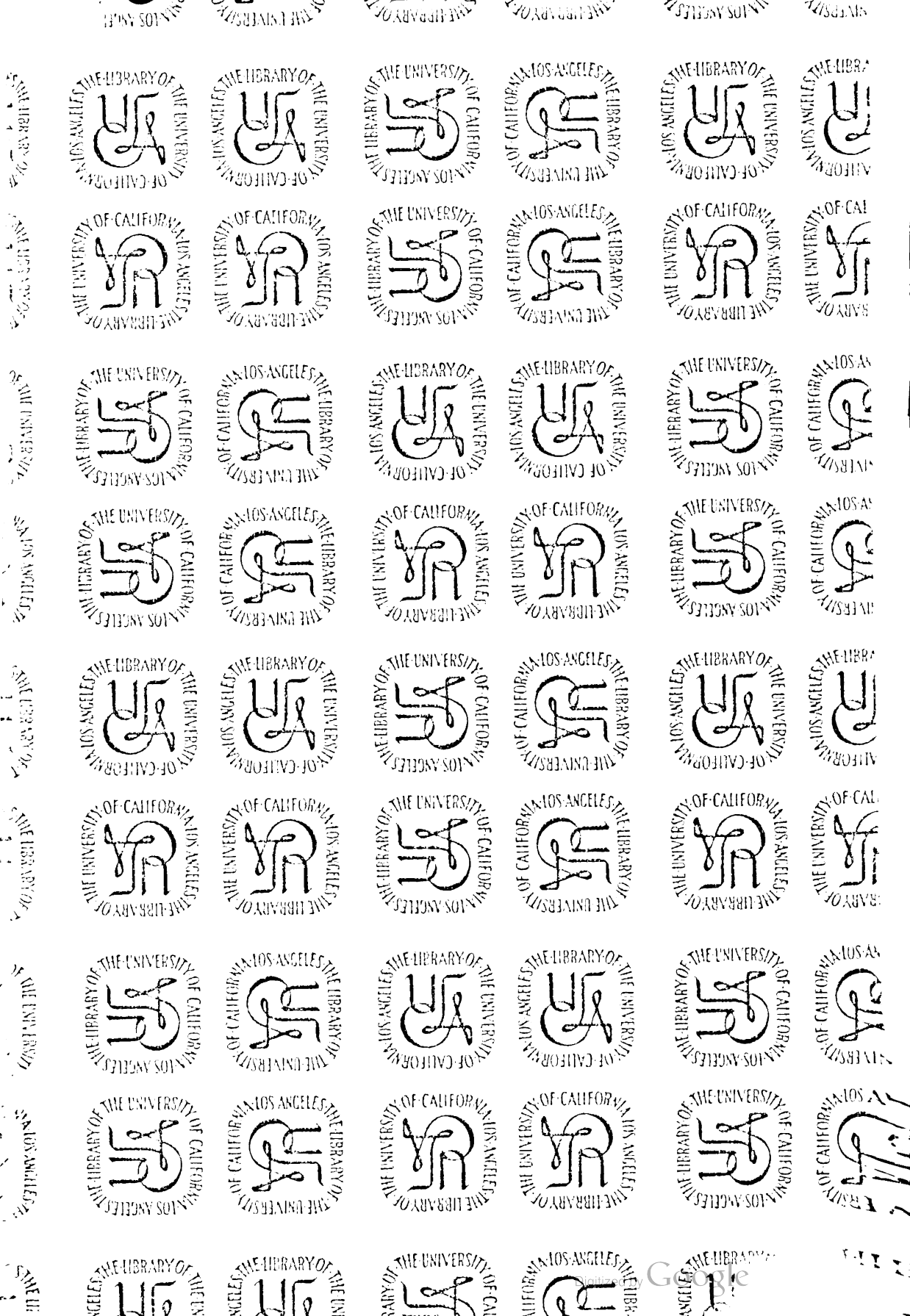
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

VISIT...

LANZAROTE
Caliente.COM





GER

GRUNDRISS
DER
GERMANISCHEN PHILOGIE.
I. BAND.

GRUNDRISS

DER

GERMANISCHEN PHILOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG VON

K. VON AMIRA, W. ARNDT, O. BEHAGHEL, A. BRANDL, B. TEN BRINK, H. JELLINGHAUS, K. TH. VON INAMA-STERNEGG, KR. KÅLUND, FR. KAUFFMANN, F. KLUGE, R. KÖGEL, R. VON LILIENCRON, K. LUICK, A. LUNDELL, J. MEIER, E. MOGK, A. NOREEN, J. SCHIPPER, H. SCHÜCK, A. SCHULTZ, TH. SIEBS, F. SIEVERS, B. SYMONS, F. VOGT, PH. WEGENER, J. TE WINKEL, J. WRIGHT

HERAUSGEGEBEN

VON

HERMANN PAUL

ORD. PROFESSOR DER DEUTSCHEN SPRACHE U. LITERATUR AN DER UNIVERSITÄT FREIBURG I. B.

I. BAND.

BEGRIFF UND GESCHICHTE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE. —
METHODENLEHRE. — SCHRIFTKUNDE. — SPRACHGESCHICHTE.
— MYTHOLOGIE.

MIT EINER RUNENTAFEL UND ZWEI KARTEN.

STRASSBURG.

KARL J. TRÜBNER.

1891.

[Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.]

AMMANN & CO. AG
VERLAG UND DRUCKEREI

~~~~~  
G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

PT.  
71  
P 28  
1891  
v. 1  
pt. 1

## VORWORT.

---

**D**ie Idee zu diesem Unternehmen ist von dem Verleger ausgegangen. Er wollte damit ein Pendant zu dem von G. Gröber herausgegebenen Grundriss der romanischen Philologie schaffen. Er besprach sich darüber im Jahre 1884 zuerst mit F. Kluge, dann auch mit mir. Wir waren darüber einig, dass es am angemessensten sein würde, wenn E. Sievers die Leitung übernehme. Dieser erklärte sich auch bereit dazu und stellte einen Plan auf, der sich noch näher als der jetzige an den Grundriss der rom. Phil. anschloss. Diesen Plan legte er mir vor, und wir berieten uns über die für die einzelnen Abschnitte zu gewinnenden Mitarbeiter. Bevor aber die Verhandlungen mit denselben eingeleitet waren, sah sich Sievers veranlasst zurückzutreten. Nicht ohne schwere Bedenken übernahm ich an seiner Stelle die Redaktion. Die Vereinbarungen mit den Mitarbeitern wurden grösstenteils im Frühjahr 1885 abgeschlossen. Für manche Abschnitte gelang es erst später, einen Mitarbeiter zu finden, für mehrere mussten die Gelehrten, welche ursprünglich zugesagt hatten, durch andere ersetzt werden, einige, die ursprünglich geplant waren, mussten fortfallen, andere kamen neu hinzu. Die Disposition des Ganzen verschob sich dabei nicht unwesentlich. Der Termin für Ablieferung der Manuskripte war auf Ende 1887 festgesetzt. Aber erst im Juli 1888 konnte mit dem Druck begonnen und erst im Mai 1889 konnte die erste Lieferung ausgegeben werden. Auch jetzt war ein gleichmässiger Fortgang des Druckes nicht möglich. Dies gab die Veranlassung, dass vor Vollendung des ersten Bandes auch der zweite in Angriff genommen, und dass dann dieser wieder in zwei Abteilungen zerlegt wurde. Auf diese Weise ist eine rasche Förderung des Ganzen möglich geworden. Der Umstand, dass die angelsächsische Literatur noch im März dieses Jahres einem andern Bearbeiter übertragen werden musste,

hat bisher den Abschluss der ersten Abteilung des zweiten Bandes verhindert. Die zweite ist bis auf das Register schon seit längerer Zeit fertiggestellt.

Der Unvollkommenheit des Werkes bin ich mir wahrscheinlich so gut bewusst wie irgend jemand anders. Ich weiss insbesondere sehr wohl, wie gross die Ungleichmässigkeit in der Behandlung der einzelnen Abschnitte ist, und wie viele Lücken noch auszufüllen wären. Ich habe alle Ursache, um gütige Nachsicht zu bitten, die vielleicht ein billiger Beurteiler nicht verweigern wird, welcher sich die Schwierigkeiten klar macht, mit denen man bei einem solchen Unternehmen zu kämpfen hat. Vielleicht gelingt es in späteren Auflagen, die Mängel des ersten Versuches mehr und mehr zu beseitigen.

Freiburg i. B. im Juli 1891.

**H. Paul.**

# INHALT.

|                                                                                               |             |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------|-------------|
| <b>Vorwort</b> . . . . .                                                                      | Seite.<br>V |
| <b>Inhalt</b> . . . . .                                                                       | VII         |
| <b>Berichtigungen</b> . . . . .                                                               | XIV         |
| <b>Verzeichnis der Abkürzungen</b> . . . . .                                                  | XV          |
| <b>I. ABSCHNITT: BEGRIFF UND AUFGABE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE</b> von H. PAUL . . . . .    |             |
|                                                                                               | 1 — 8       |
| <b>II. ABSCHNITT: GESCHICHTE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE</b> von H. PAUL . . . . .            |             |
|                                                                                               | 9—151       |
| 1. Das Mittelalter . . . . .                                                                  | 11          |
| 2. Von der Reformation bis auf Franz Junius . . . . .                                         | 13          |
| 3. Von Junius bis auf Gottsched und Bolmer . . . . .                                          | 26          |
| 4. Von Gottsched bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts . . . . .                    | 37          |
| 5. Das Zeitalter der Romantik . . . . .                                                       | 56          |
| 6. Die Gestaltung der germanischen Philologie zu einer festbegründeten Wissenschaft . . . . . | 72          |
| 7. Die Neuzeit . . . . .                                                                      | 94          |
| <b>III. ABSCHNITT: METHODENLEHRE</b> von H. PAUL . . . . .                                    |             |
|                                                                                               | 152—237     |
| 1. Allgemeines . . . . .                                                                      | 152         |
| 2. Interpretation . . . . .                                                                   | 170         |
| 3. Textkritik . . . . .                                                                       | 176         |
| 4. Kritik der Zeugnisse . . . . .                                                             | 188         |
| 5. Sprachgeschichte . . . . .                                                                 | 192         |
| 6. Literaturgeschichte . . . . .                                                              | 215         |
| <b>IV. ABSCHNITT: SCHRIFTKUNDE</b>                                                            |             |
| 1. Runen und Runeninschriften von EDUARD SIEVERS . . . . .                                    | 238—250     |
| (Hierzu eine Tabelle.)                                                                        |             |
| 2. Lateinische Schrift von W. ARNDT . . . . .                                                 | 251—265     |
| <b>V. ABSCHNITT: SPRACHGESCHICHTE</b>                                                         |             |
| 1. Phonetik von ED. SIEVERS . . . . .                                                         | 266—299     |
| 1. Das menschliche Sprachorgan und seine Thätigkeit . . . . .                                 | 267         |
| 2. Der Satz und seine Glieder . . . . .                                                       | 270         |
| 3. Die Gruppen der Sprachlaute . . . . .                                                      | 274         |
| 4. Die Sprachlaute im einzelnen . . . . .                                                     | 277         |
| 5. Zur Kombinationslehre . . . . .                                                            | 281         |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | Seite.  |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------|
| 6. Accent und Quantität . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 284     |
| 7. Lautwechsel und Lautwandel . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                          | 289     |
| 2. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte von<br>FRIEDRICH KLUGE . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                   | 300—406 |
| I. <i>Einleitung</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   | 301     |
| (Gemeineuropäisches 301. Keltische Berührungen 303. Ger-<br>manisch-römische Beziehungen 305. Die lat. Lehnworte im<br>Altgerm. 308. Ältester germanischer Lautcharakter 315. Grie-<br>chische Beziehungen 318. Slavolettische Beziehungen 320. Ger-<br>manischer Einfluss auf die finnisch-lappischen Sprachen 322.<br>Dunkle Beziehungen 323). |         |
| II. <i>Konsonantismus</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 324     |
| (Die Lautverschiebung 324. Ausnahmen der Lautverschiebung<br>325. Der grammatische Wechsel und Verners Gesetz 327. Die<br>urgermanischen Spiranten 329. Die idg. Gutturale im Germ. 330.<br>Die unverschobenen Konsonanten 332. Die Geminaten 334.<br>Metathesen 336).                                                                           |         |
| III. <i>Accent</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 337     |
| (Die idg. Betonung und ihre Wirkungen im Germ. 337. Der<br>germanische Hauptton 338. Der germ. Tieftton 341. Der germ.<br>Satzaccent 344).                                                                                                                                                                                                       |         |
| IV. <i>Vokalismus</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 349     |
| (Die indogerm. und germ. Vokalentsprechungen 349. Der Wurzel-<br>ablaut 351. Der Suffixablaut und die Mittelvokale 353. Aus-<br>bildung des germ. Vokalismus 355. Chronologisches 357)                                                                                                                                                           |         |
| V. <i>Auslautgesetze</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 358     |
| (Die urgerm. Zeit 358. Gemeingermanisches 359).                                                                                                                                                                                                                                                                                                  |         |
| VI. <i>Ost- und Westgermanisch</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 362     |
| (Ostgerm. 362. Nordisch-westgerm. Übereinstimmungen 363.<br>Das westgerm. Auslautgesetz 364. Synkope 366. Die west-<br>germ. Konsonantendehnung 367. Die westgerm. Halbvokale 368).                                                                                                                                                              |         |
| VII. <i>Konjugation</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 369     |
| (Das <i>ô</i> -Präsens 369. Das <i>mi</i> -Präs. 371. Das Perfektum 373.<br>Der Aorist 375. Präteritopräsentia 376. Verbalnomina 377.<br>Das schwache Verbum 379. Stammbildung der Deverbativa 380.<br>Die Personalendungen 381. Die Modusbildung 383. Das Passivum<br>383).                                                                     |         |
| VIII. <i>Deklination</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 384     |
| (Kasussuffixe 384. Ablaut und Accent 387. Vokalische Stämme<br>388. Konsonantische Stämme 389. Pronominal- und Adjektiv-<br>deklination 391. Pronominalstämme 392. Die ungeschlechtigen<br>Pronomina 394).                                                                                                                                       |         |
| IX. <i>Nominale Wortbildung</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | 395     |
| (Flexionstypen 395. Konsonantische Suffixe 397. Kompositions-<br>suffixe 397. Koseformen 398. Komposition 398. Komparation<br>400. Adverbia 401. Zahlwörter 402).                                                                                                                                                                                |         |
| 3. Geschichte der gotischen Sprache von ED. SIEVERS . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 407—416 |
| 4. Geschichte der nordischen Sprachen von ADOLF NOREEN . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 417—525 |
| I. <i>Allgemeine historische Übersicht</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 417     |
| (Begriff der nordischen Sprachen 417. Altnordisch und ur-                                                                                                                                                                                                                                                                                        |         |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                    | Seite.  |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------|
| nordisch 418. Quellen des Urnordischen 418. Verhältnis des Urnordischen zum Gotischen 419. Vikingerzeit 420. Ostnordisch und Westnordisch 424. Altländisch 426. Altnorwegisch 428. Älteste Verschiedenheiten im Ostnord. 432. Altschwedisch 432. Altgutnisch 439. Altdänisch 440). |         |
| <b>II. Geschichte der Laute.</b>                                                                                                                                                                                                                                                   |         |
| 1. Urnordische und Gemeinnordische Lautentwicklung bis zum Ende der Vikingerzeit.                                                                                                                                                                                                  |         |
| A. Die Sonanten . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                          | 445     |
| (Qualitative Veränderungen 446. Quantitative Veränderungen 450. Übrige Veränderungen 451. Übersicht des Sonantensystems am Ende der Vikingerzeit 455).                                                                                                                             |         |
| B. Die Konsonanten . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                       | 458     |
| (Qualitative Veränderungen 458. Quantitative 461. Übrige Erscheinungen 464).                                                                                                                                                                                                       |         |
| 2. Die lautliche Entwicklung der altnordischen Literatursprachen seit dem Ende der Vikingerzeit bis zur Reformation.                                                                                                                                                               |         |
| AA. Westnordisch.                                                                                                                                                                                                                                                                  |         |
| A. Die Sonanten . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                          | 467     |
| (Qualitative Veränderungen 467. Quantitative 470. Übrige Erscheinungen 470).                                                                                                                                                                                                       |         |
| B. Die Konsonanten . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                       | 471     |
| (Qualitative Veränderungen 471. Quantitative 472. Übrige Erscheinungen 473).                                                                                                                                                                                                       |         |
| BB. Ostnordisch.                                                                                                                                                                                                                                                                   |         |
| A. Die Sonanten . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                          | 474     |
| (Qualitative Veränderungen 474. Quantitative 480. Übrige Erscheinungen 481).                                                                                                                                                                                                       |         |
| B. Die Konsonanten . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                       | 482     |
| (Qualitative Veränderungen 482. Quantitative 486. Übrige Erscheinungen 487).                                                                                                                                                                                                       |         |
| <b>III. Geschichte der Flexionsformen.</b>                                                                                                                                                                                                                                         |         |
| 1. Urnordische und gemeinnordische Entwicklung bis zum Anfang der ältesten Literatur.                                                                                                                                                                                              |         |
| A. Deklination . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                           | 490     |
| (Nominalflexion 490. Pronominale Flexion 498. Komparation 506. Zahlwörter 506).                                                                                                                                                                                                    |         |
| B. Konjugation . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                           | 509     |
| (Tempusbildung 509. Endungen 513).                                                                                                                                                                                                                                                 |         |
| 2. Die flexivische Entwicklung in den altnordischen Literatursprachen bis zur Reformation.                                                                                                                                                                                         |         |
| A. Deklination . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                           | 519     |
| (Substantivflexion 519. Adjektiv- und Pronominalflexion 520. Zahlwörter 523).                                                                                                                                                                                                      |         |
| B. Konjugation . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                           | 523     |
| 5. Geschichte der deutschen Sprache von OTTO BEHAGHEL                                                                                                                                                                                                                              |         |
| (Hierzu eine Karte) . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                      | 526—633 |
| I. Grenzen des Deutschen gegenüber anderen Volksstämmen . . .                                                                                                                                                                                                                      | 526     |
| II. Umfang des Gebrauchs des Deutschen im Innern des Gebietes .                                                                                                                                                                                                                    | 531     |
| III. Die Gliederung der deutschen Sprache . . . . .                                                                                                                                                                                                                                | 534     |
| (A. Perioden 534. B. Mundarten 534. C. Schriftsprache und Mundarten 540).                                                                                                                                                                                                          |         |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   | Seite.    |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| IV. <i>Sprache und Schrift</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                          | 544       |
| V. <i>Das Tempo der Rede</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            | 548       |
| VI. <i>Die Betonung</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 550       |
| (A. Der musikalische Accent 550. B. Der dynamische Accent: Satzaccent 550, Wortaccent 554).                                                                                                                                                                                                                                                                       |           |
| VII. <i>Laute.</i>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |           |
| A. Die Vokale . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           | 558       |
| (I. Die Vokale der hochbetonten Silben: a. Allgemeines 558; b. die einfachen Vokale: quantitative Veränderungen 558, qualitative 560; c. die Diphthonge 566. II. Die Vokale der unbetonten Silben 570).                                                                                                                                                           |           |
| B. Die Konsonanten . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                      | 577       |
| (I. Allgemeines 577. II. Die einzelnen Laute: Sonorlaute 579, Geräuschlaute 583).                                                                                                                                                                                                                                                                                 |           |
| VIII. <i>Die Flexion.</i>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         |           |
| A. Das Verbum . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           | 592       |
| B. Das Nomen . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            | 609       |
| 6. Geschichte der niederländischen Sprache von JAN TE WINKEL . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                            | 634 – 722 |
| I. <i>Literatur</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 634       |
| II. <i>Ursprung der niederländischen Schriftsprache</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 637       |
| III. <i>Verbreitung der Schriftsprache</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 640       |
| IV. <i>Dialektische Eigentümlichkeiten der belg. und niederl. Schriftsprache</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                        | 645       |
| V. <i>Lautsystem der nl. Sprache</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 649       |
| (Vokale 649. Konsonanten 653. Eigentümlichkeiten des nl. Lautsystems 657).                                                                                                                                                                                                                                                                                        |           |
| VI. <i>Geschichte der nl. Orthographie</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 658       |
| VII. <i>Geschichte der Konjugation</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 663       |
| VIII. <i>Geschichte der Deklination</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 670       |
| IX. <i>Geschlecht der Substantiva</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   | 678       |
| X. <i>Die Worthildung</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 682       |
| XI. <i>Verlust von Wörtern</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                          | 688       |
| XII. <i>Erweiterung des Wortschatzes</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 691       |
| (Neue Verwendung und Erweiterung des Sprachmaterials 691. Entlehnung aus der Umgangssprache und den Dialekten 692. Formdifferenzierung 693. Volksetymologie und Volkswitz 695. Bedeutungsdifferenzierung. Bedeutungswandel 698. Funktionswandel 701).                                                                                                             |           |
| XIII. <i>Einwirkung fremder Sprachen</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 704       |
| (Lehnwörter vor dem 12. Jahrh. 704. Einwirkung des Lat. u. Franz. im MA. 706. Bewegung gegen die Fremdwörter im 16. u. 17. Jahrh. 710. Einwirkung des Lat. seit dem 16. Jahrh. 711. Einfluss des Hochdeutschen 713. Bibelsprache 716. Orientalische Lehnwörter 717. Französische Lehnwörter vom 17. bis 19. Jahrh. 718. Romanische und englische Lehnwörter 720). |           |
| 7. Geschichte der friesischen Sprache von THEODOR SIEBS . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 723 – 779 |
| Einleitung . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 723       |
| Lautlehre.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        |           |
| A. Vokalismus . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           | 726       |
| (I. Vokale der Stammsilben: Übersicht der Stammsilbenvokale 726. ihre historische Entwicklung 730. die wich-                                                                                                                                                                                                                                                      |           |



|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | Seite.  |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------|
| tigsten mundartlichen Abweichungen der afrs. Dialekte 735.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  |         |
| II. Vokale der nichthochbetonten Silben: Vok. der Endsilben 736, der Mittelsilben 737).                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     |         |
| B. Konsonantismus . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 738     |
| (Halbvokale 738. Liquiden 739. Nasale 740. Geräuschlaute: Labiale 741. Dentale 742. Gutturale u. Palatale 745).                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             |         |
| Flexionslehre.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              |         |
| A. Konjugation . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 749     |
| (Tempusbildung 749. Flexion [Endungen] 757).                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |         |
| B. Deklination . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 761     |
| (Nominalflexion 761. Pronominalflexion 769. Komparation und Adverbialbildung 776. Zahlwörter 776).                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                          |         |
| 8. Geschichte der englischen Sprache von FRIEDRICH KLUGE (mit Beiträgen von D. BEHRENS und E. EINENKEL) . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 780—930 |
| I. <i>Einleitung</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 781     |
| (Verhältnis der Engländer zu andern germanischen Stämmen 781. Keltischer Einfluss 782. Lateinischer 783. Nordischer 785. Kontinentalgermanischer 792. Charakter des einheimischen Wortmaterials 793. Romanischer Einfluss 793. Puristische Strömungen 794. Schriftsprache 795. Schriftsprache in Schottland 796. Orthographiereform 797. Geographisches 798).                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               |         |
| Anhang zu I: Französische Elemente im Englischen (von BEHRENS) . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 799     |
| (Geschichtliches 799. Verwendung des Franz. in England 801, des Lat. 803. Vordringen des Engl. im öffentlichen Gebrauch 804. Charakter des Franz. in England 806. Zeit der Aufnahme der franz. Lehnwörter 811. Verhältnis der franz. u. germ. Bestandteile 812. — Lautlehre 812 ff. Vokalismus: ursprünglich betonte Vokale 813, ursprünglich unbetonte Vokale 826. Die Konsonanten 830).                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   |         |
| II. <i>Englische Lautgeschichte</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 836     |
| (A. Konsonantismus: Gutturale und Palatale 836, <i>h</i> 847, Dentale 850, Labiale 856, <i>l</i> 858, <i>r</i> 860, <i>w</i> 861, <i>j</i> 863, <i>m</i> und <i>n</i> 863. B. Vokalismus 865: A. Allgemeines: <i>u</i> ) quantitative Veränderungen 866, <i>ʔ</i> ) qualitative Veränderungen 870; B. Die einzelnen Vokale: ae. <i>ā</i> = me. <i>ā</i> 873, germ. <i>ā</i> im Ae. 874, me. <i>ā</i> 875, ne. <i>ā</i> aus me. <i>ē</i> vor <i>r</i> 877, me. ne. <i>ē</i> 877, ae. <i>eo</i> <i>ē</i> und me. <i>ē</i> 878, ae. <i>īa</i> und me. <i>ī</i> 880, Schwanken zwischen <i>ē</i> und <i>ē</i> im Me. 881, ae. <i>ī</i> 882, ae. me. <i>ī</i> , ae. <i>ý</i> 882, ae. me. <i>ð</i> me. <i>ð</i> 883, ae. me. <i>ð</i> 884, ae. me. ne. <i>ū</i> 885, engl. <i>ú</i> 885, me. <i>ēu</i> und <i>īu</i> 886, me. <i>ēu</i> = frühne. <i>ēu</i> 887, me. <i>ēu</i> = ne. <i>ēu</i> 887, me. <i>ai</i> 888, me. ne. <i>oi</i> 889, me. <i>au</i> 889. C. Die Betonung und die unbetonten Silben 890). |         |
| III. <i>Geschichte der Flexionsformen</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         | 898     |
| (A. Nomen und Pronomen: Flexion des Substantivums 898, die ungeschlechtigen Personalpronomina 901, das geschlechtige Pron. der 3. Person 902, übrige Personalstämme 902. B. Verbum 903: Präsens 903, st. Prät. 904, schw. Verba 905, Verbalnomina 906).                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     |         |
| IV. <i>Syntax</i> (von EINENKEL) . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 907     |
| (Allgemeines 907. Participium 907. Infinitiv 908. Casus 909. Genera 910. Adjektivum 911. Adverbium 911. Präpositionen 913.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  |         |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               |          |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------|
| Konjunktionen 914. Relativum 919. Interrogativum 921. Personalpron. 923. Possessivum 925. Artikel 926.)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       |          |
| Anhang: Die Bearbeitung der lebenden Mundarten.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               |          |
| 1. Allgemeines von PHILIPP WEGENER . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 931—944  |
| 2. Skandinavische Mundarten von J. A. LUNDELL . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       | 945—959  |
| (A. Allgemeiner Charakter 945. B. Literatur 948. C. Bearbeitung 950. D. Methodologisches 956.)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |          |
| 3. Deutsche und niederländische Mundarten von FRIEDRICH KAUFFMANN . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   | 960—974  |
| (Allgemeines 961. Oberdeutschland 962. Mitteldeutschland 966. Niederdeutschland 968.)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         |          |
| 4. Englische Mundarten von J. WRIGHT . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 975—981  |
| VI. ABSCHNITT: MYTHOLOGIE von E. MOGK . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 982—1138 |
| I. <i>Begriff und Aufgabe der Mythologie</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | 982      |
| II. <i>Die Quellen der germanischen Mythologie</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 984      |
| III. <i>Geschichte der germanischen Mythologie</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 987      |
| IV. <i>Das Verhältnis der nordischen zur deutschen Mythologie</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   | 996      |
| V. <i>Der Seelenglaube der alten Germanen</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       | 998      |
| (Verschiedene Schichten der Vorstellung 998. Sorge für die den Leib verlassenden Seelen 999. Gestalt derselben 1001. Ihre Wohnsitze 1003. Orte und Zeiten ihres Erscheinens 1006. Träume 1008. Verschiedene Gestalten des alten Seelenglaubens 1009. Gespenster 1011. Druckgeister 1013. Valkyrien 1014. Alp, Trude, Schrat 1016. Fylgjur 1017. Werwolf 1017. Berserkir 1018. Bilwis 1019. Hexen 1020. Nornen 1023. Schwanenjungfrauen 1026.) |          |
| VI. <i>Die elfischen Geister</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 1027     |
| (Allgemeines 1027. Elf und Wicht 1028. Zwerge 1031. Hausgeister 1034. Wald- und Feldgeister 1035. Wassergeister 1037.)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        |          |
| VII. <i>Die Dämonen</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 1039     |
| (Allgemeines 1039. Bezeichnungen und Auftreten der Dämonen 1041. Wasserdämonen 1042. Winddämonen 1048. Bergriesen 1050. Die übrigen Riesengestalten 1050.)                                                                                                                                                                                                                                                                                    |          |
| VIII. <i>Die altgermanischen Götter</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 1052     |
| IX. <i>Der altgermanische Himmelsgott</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           | 1054     |
| (Ziu 1054. Heimdallr 1057. Freyr-Njördr 1058. Baldr-Forseti 1062.)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            |          |
| X. <i>Wödan-Óðinn</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 1066     |
| (Entwicklungsgeschichte der Wödanverehrung 1066. Wödan Gott des Windes 1070. Wödan als Totengott 1074. Wödan als Kriegsgott 1075. Valholl 1076. Óðinn als Gott der Weisheit und Dichtkunst 1078. Wödan als Himmels- und Sonnengott 1081).                                                                                                                                                                                                     |          |
| XI. <i>Loki. — Ullr. — Hænir</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 1083     |
| (Lokis Name und Verwandtschaft 1083. Lokis Verhältnis zu Óðin und Þór, seine Thaten 1085.)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    |          |
| XII. <i>Donar-Þórr</i> . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 1089     |
| (Allgemeines 1089. Äussere Erscheinung Thors 1092. Thors Verwandtschaften 1093. Thors Riesenkämpfe 1094. Þór als höchste norwegische Gottheit 1098.)                                                                                                                                                                                                                                                                                          |          |

| INHALT.                                                                                                                                                                                                                                                                                      | XIII   |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------|
|                                                                                                                                                                                                                                                                                              | Seite. |
| XIII. <i>Junge isländisch-norwegische Götter</i> . . . . .<br>(Vidar 1099. Bragi 1100.)                                                                                                                                                                                                      | 1099   |
| XIV. <i>Die Göttinnen</i> . . . . .<br>(Allgemeines 1100. Nerthus 1101. Frijja — Frigg 1103. Die germanische Totengöttin 1105. Freyja 1109. Tanfana 1111. Isis 1111. Sinthgunt 1111. Auströ 1111. Idun 1111. Gefjon 1111.)                                                                   | 1100   |
| XV. <i>Die eddische Kosmogonie und Eschatologie</i> . . . . .<br>(Die Schöpfung der Welt 1112. Die Schöpfung der Menschen 1113. Die Einrichtung der Welt 1114. Die germanischen und speziell nordischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode 1115. Untergang und Erneuerung der Welt 1116.) | 1112   |
| XVI. <i>Kultus der alten Germanen</i> . . . . .<br>(Gegenstände der Verehrung durch Opfer 1117. Opferzeiten 1125. Hergang beim Opfer 1127. Ort der Götterverehrung 1128. Priester 1132. Weissagung 1133. Zauber 1136.)                                                                       | 1117   |

## BERICHTIGUNGEN.

S. 17, Z. 7: 1665—1714. lies 1565—1614. Z. 17: *vetuti*, l. *vetusti*. Zu Z. 24 ff. vgl. jetzt die manches berichtigende Darstellung von Zangemeister in Westdeutsche Zschr. f. Geschichte u. Kunst VII. 345 ff. S. 23, Z. 7 v. unten: 1818. l. 1618. S. 25: vor § 16 ist die Überschrift „England“, vor § 17 „Skandinavien“ ausgefallen. S. 27, Z. 8 v. unten: Torfsson, l. Torfason. S. 28, Z. 17 v. unten: westgotischen, l. westgötischen. S. 34, Z. 12 v. unten: Erörterung, l. Eröffnung. S. 63. Unter § 53 sind folgende Literaturangaben vergessen: Bartsch, *Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1801—1808*. Heidelberg 1881. F. Pfaff, Einleitung zu *Arnims Tröstsamkeit*. Freiburg u. Tübingen 1883. S. 101, Z. 10 v. unten: M. Schlyter, l. C. J. Schlyter. S. 121, Z. 18: 1876, l. 1867. S. 144, Z. 9 v. unten: *bokmenta-*, l. *förnleifa-*. S. 351, Z. 14 v. unten: *sk vjan*, l. *skervjan*. S. 351, Z. 8 v. unten: die -, l. die *ē-*. S. 411, § 5, Z. 5: de sogen., l. den sogen. S. 413, Z. 5 v. unten: Auslaut, l. Anlaut. S. 414, Z. 6: Silbenauslaut, l. Silbenanlaut. S. 417, Z. 10: schwedisch-sprachliche, l. schwedisch-sprachliches. S. 419, Z. 22 v. unten: diesen, l. dieser. S. 447, Z. 17: diesem, l. dieses. S. 448, Z. 23: diesen, l. dieses. S. 483, § 153, 1 schmelzen, l. verschmelzen. S. 485, letzte Z.: Speis, l. Speise. *ḍ*, l. *ḍ*. S. 486, 2: Speis, l. Speise. S. 494, Z. 16: gewöhnlichem, l. gewöhnlichen. S. 494, Z. 14 v. unten: diese, l. dieser. S. 512, 3 bildet, l. bilden. S. 515, Z. 12 -a-, l. -ḍ-. S. 572, Z. 7: Tatin, l. Tatian. S. 583, letzte Z.: n, l. ss. S. 589, Z. 12 *ḍaspe*, l. *daspe*. S. 606, Z. 5 von unten: als, l. also. S. 613, Z. 7: u-Stämmen, l. n-Stämmen.

## ERKLÄRUNG DER ABKÜRZUNGEN.

Aarbøger oder Aarb. = Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. Kopenhagen 1866 ff.  
 A. Ball. a. S.<sup>s</sup> = Ancient Ballads and Songs, ed. J. Ritson. 3. Ed. 1877.  
 Abh. = Abhandlungen.  
 Abt. = Abteilung.  
 Acta fenn. = Acta societatis scientiarum fennicae, Helsingfors 1842 ff.  
 AdBiogr. = Allgemeine deutsche Biographie hrsg. durch die historische Commission bei der Münchener Ak. d. Wissensch. Leipz. 1875 ff.  
 AdGr., vgl. Holtzmann.  
 adän. = altdänisch.  
 adj. = adjectivum.  
 adv. = adverbium.  
 ae. = altenglisch (angelsächsisch).  
 AfzA = Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literaturgeschichte.  
 afranz. = altfranzösisch.  
 afries. = altfriesisch.  
 ags. = angelsächsisch.  
 agutn. = altgutnisch (gotländisch).  
 ahd. = althochdeutsch.  
 air. = altirisch.  
 aisl. = altisländisch.  
 al. = alemannisch.  
 Ald. Ed. = The Aldine Edition of the British Poets and Poetical Works of Geoffrey Chaucer, ed. R. Morris. New edition.  
 altd. = altddeutsch.  
 Altd. Bl. = Altdeutsche Blätter von Haupt und Hoffmann. Leipz. 1835—40.  
 AM = Arne-Magnæanus(-a) (vgl. I, S. 28).  
 Am. Journ. Philol. = American Journal of Philology.  
 amd. = altmitteldeutsch.  
 an. = altnordisch.

andd. = altniederdeutsch.  
 Andr. = Andreas (ags. Gedicht).  
 A. N. E. D. = Murray, A new English Dictionary.  
 Angl. oder Anglia = Anglia, Zeitschrift für englische Philologie, hrsg. von Wülker. Halle 1878 ff.  
 Annaler = Annaler for nordisk Oldkyndighed (og Historie). Kopenhagen 1836 ff.  
 Ann. f. Oldk. = dasselbe.  
 Ant. tidskr. = Antiquarisk Tidskrift udg. af det K. Nordiske Oldskriftselskab. Kopenhagen 1843—64.  
 Ant. tidskr. f. Sv. = Antiquarisk Tidskrift för Sverige utg. genom Bror Emil Hildebrand. Stockholm 1864 ff.  
 Antrop. sekt. = Antropologiske sektionens tidskrift. Stockholm 1878 ff.  
 Anz. f. d. Vorzeit = Anzeiger der Kunde für deutsche Vorzeit (vgl. I, S. 102).  
 Arch. = Archiv, für sich = Archiv für das Studium der neueren Sprachen.  
 Ark. f. nord. Fil. = Arkiv for Nordisk Filologi. Christiania 1883 ff.  
 aruss. = altrussisch.  
 asl. = altslavisch.  
 aslov. = altslovenisch.  
 bair. = bairisch.  
 Bannatyne Ms. = The Bannatyne Manuscript, compiled by George Bannatyne 1568.  
 Bb oder  
 B. Beitr. = Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, hrsg. von A. Bezzenger. Gött. 1877 ff.  
 Ber. = Berichte.  
 Beow. = Beowulf.  
 Bölddeker = Altenglische Dichtungen des Ms. Harley 2253, hrsg. v. Bölddeker 1878.

Brit. P. = The Works of the British Poets from Chaucer to Cowper by Johnson and Chalmers.  
 Brugmann = Brugmann, Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Strassb. 1886 ff.  
 Bsk. = Biskupa Sögur gefnar út af hinu íslenska bókmentafélagi. Kop. 1858. 78.  
 Chaucer stud. = Ten Brink, Chaucer. Studien zur Geschichte seiner Entwicklung und zur Chronologie seiner Schriften I. 1870.  
 Child, Pop. Ball. = The English and Scottish Popular Ballads, ed. by Child. 1882 ff.  
 Chra = Christiania.  
 Chron. Scot. Poet. = Chronicle of Scottish Poetry ed. J. Sibbald 1802.  
 C. Jur. SG = Corpus juris Sveo-Gotorum antiqui, ed. Schlyter.  
 CN = Carmina Norrœna ed. Th. Wisén. Lund 1886.  
 Collier, Engl. Dr. Poet.<sup>2</sup> = Collier, The History of English Dramatic Poetry. 2. Ed. 1879.  
 Cpb = Corpus poeticum boreale ed. by G. Vigfússon and Y. Powel. Oxf. 1883.  
 DAK = Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde.  
 Danm. gamle Folk. = Danmarks gamle Folkeviser, udg. af Sv. Grundtvig 1853—83.  
 Diemer D. Ged. = Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrs. hrsg. von Diemer. Wien 1849.  
 Diez = Diez. Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen.  
 DHB = Deutsches Heldenbuch, Berlin 1866—1870.

- d Hist. Tidsskr. = Historisk tidsskrift udg. af den danske historiske forening. Kop. 1840 ff.
- Dipl. = Diplomatarium.
- Diss. = Dissertation.
- DM = Die deutschen Mundarten, hrsg. von Frommann.
- DWb = Deutsches Wörterbuch von J. und W. Grimm etc., Berlin 1854 ff.
- EETP = Ellis, On Early English Pronunciation.
- EETS = Early English Text Society.
- EFS = Siebs, Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache. Halle 1889.
- engl. = englisch.
- Erl. Beit. = Erlanger Beiträge zur Englischen Philologie 1889 ff.
- EScotTS = Early Scottish Text Society.
- EStud. = Englische Studien, hrsg. von E. Kölbing. Heilbronn-Leipzig 1877 ff.
- EtWb = Etymologisches Wörterbuch.
- FAS = Fornaldar sögur Norðlanda, útféðnar af Rafn. Kop. 1829—30.
- Finl. nat. o. folk. = Bidrag till kännedom af Finlands natur ock folk utg. af Finska vetenskaps-societeten. Helsingfors 1858 ff.
- Finsk tidskr. = Finsk tidsskrift, Helsingfors.
- Firm. oder Firmenich = Germaniens Völkerstimmen, hrsg. von Firmenich. Berlin.
- Ffbk. = Flateyjarbók, vgl. Ftb.
- FMS = Fornmanna Sögur, Kop. 1825—37.
- Forsch. = Forschungen.
- frz. = französisch.
- Fs. = Fornsögur hrsg. von Vigfússon u. Möbius. Leipz. 1860.
- FSS = Fornsögur Sudrlanda utg. af Cederschiöld. Lund 1877—9.
- Ftb = Flateyjarbók, hsg. v. Vigfússon u. Unger. Christiania 1860—68.
- GdS = J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. <sup>2</sup> 1853.
- germ. = germanisch.
- Germ. = Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde, hrsg. v. Pfeiffer etc., Stuttgart—Wien 1856 ff.
- Germ. Stud. = Germanistische Studien hrsg. v. Bartsch. Wien 1872. 5.
- Ges. = Gesellschaft
- ges. = gesammelt.
- Gesch. = Geschichte.
- Geschbl. = Geschichtsblätter.
- Gl. = Glossen, *speziell* = Die althochdeutschen Glossen gesammelt von Steinmeyer und Sievers. Berl. 1879 ff.
- Goedeke = Goedeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung, Hannover—Dresden 1859 bis 1881. <sup>2</sup> Dresden 1884 ff.
- got. = gotisch.
- Gött. gel. A. = Göttinger gelehrte Anzeigen.
- gr. = griechisch.
- Graff = Graff, Althochdeutscher Sprachschatz. Berlin 1834—42.
- Grág. = Grágás.
- Gram. = Grammatik.
- Grd. = Grundform.
- Grein B. = Grein, Bibliothek der angelsächsischen Poesie 1857—63.
- griech. = griechisch.
- Grim. = Grimmismål.
- Grundtvig, Utsigt = G., Utsigt over den nordiske Oldtids heroiske Digtning. Kop. 1867.
- Gudrkv. = Guðrúnarkviða.
- Gulb. = Gulapingsbók.
- Hagen Germ = Germania, hrsg. von F. H. v. d. Hagen. Berlin 1836—53.
- Hartstorne AMTale = Ancient Metrical Tales ed. Hartstorne 1829.
- Hazlitt, Rem. = Remains of the Early Popular Poetry of England ed. Hazlitt. 1864.
- hd. = hochdeutsch.
- Hel. = Heliand.
- Herrigs Archiv = Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, hrsg. von Herrig. Braunschweig 1846 ff.
- Hds. = W. Grimm, Die deutsche Heldensage <sup>2</sup> Berl. 1867.
- HH = Helgakviða Hundingsbana.
- Hkr. Heimskringla.
- Hms. = Heilagra manna sögur udg. af Unger. Christiania 1877.
- Hmskr. = Heimskringla.
- HoES = Sweet, History of English Sounds. <sup>2</sup> Oxford 1888.
- Holtzmann AdGr = Altdeutsche Grammatik von Ad. Holtzmann. Leipzig 1870. 75.
- hrsg. = herausgegeben.
- Hs. = Handschrift.
- Hss. = Handschriften.
- Krit. Vjschr. = Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft.
- indog. = indogermanisch.
- ir. = irisch.
- IS = Islendinga sögur. Kop. 1843—47.
- isl. = isländisch.
- Islenzk. Fornkv. = Islenzk Fornkvæði, veð Grundvig og Sigurðsson. Kop. 1854.
- KBeitr. = Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung, hrsg. v. Kuhn und Schleicher. Berlin 1858—76.
- Kbh. = Kjøbenhavn (Kopenhagen).
- kelt. = keltisch.
- kent. = kentisch.
- Kl. Schr. = Kleine Schriften.
- Koberstein = Kobersteins Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Fünfte Aufl. von Bartsch. Leipz. 1872—73.
- Koberstein <sup>6</sup> = Sechste Aufl. 1884.
- Kock Fsv ljudd = A. Kock, Studier öfön fornsvensk ljuddlära. Lund 1882—6.
- KZs = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, hrsg. von Ad. Kuhn etc. Berl. 1852 ff.
- L. = Lex.
- Lachm. Schr. = Lachmann, Kleinere Schriften zur deutschen Philologie.
- Laing, Sel. Rem. <sup>2</sup> = Select Remains of the Ancient Popular and Romance Poetry of Scotland ed. by Laing. 2 Ed. 1885.
- lat. = lateinisch.
- LB = Lesebuch.
- lett. = lettisch.
- Lexer = Mittelhochdeutsches Handwörterbuch von Lexner Leipz. 1869—78.
- LG = Literaturgeschichte.
- lit. = litauisch.
- Lit. = Literatur.
- Lit. Centralbl. = Literarisches Centralblatt herausg. von Zarncke.
- Literaturbl. = Literaturblatt für germanische und roma-

- nische Philologie hrsg. von Behaghel und Neumann. Heilbronn—Leipzig 1880 ff.  
 Lit. Ver. = Publicationen des literarischen Vereins in Stuttgart.  
 Loks. = Lokasenna.  
 L. Sal. = Lex Salica.  
 LL. = Leges.  
 MA = Mittelalter.  
 MF = Minnesangs Frühling hrsg. von Lachmann u. Haupt.  
 Mahlow AEO = Mahlow, Die langen Vokale A E O in den indogerm. Sprachen. Berl. 1879.  
 Maurer Altn. = K. Maurer, Über die Ausdrücke: altnordische, altnorwegische und isländische Sprache (Abh. d. bayr. Akad. d. Wiss. I. Cl., XL Bd., II. Abt. S. 457—706) München 1867.  
 me. = mittellenglisch.  
 mhd. = mittelhochdeutsch.  
 Mhd. Wb. = Mittelhochdeutsches Wörterbuch von Müller u. Zarneke. Leipz. 1854—61.  
 mlät. = mittellateinisch.  
 mnd. = mittelniederdeutsch.  
 mnl. = mittelniederländisch.  
 Mod. Lang. Not. = Modern Language Notes.  
 Mon. Germ. = Monumenta Germaniae historica.  
 MS = Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte (hrsg. v. Bodmer) Zürich 1758.9.  
 Ms. = Manuscript.  
 MSD = Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII. — XII. Jahrhundert, hrsg. v. Müllenhoff u. Scherer. Zweite Aufl. 1873.  
 MSH = Minnesinger hrsg. von F. H. v. d. Hagen. Leipz. 1838.  
 MU = Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen von Osthoff u. Brugmann. Leipzig 1878 ff.  
 Myth. = J. Grimm, Deutsche Mythologie. Vierte Ausg., besorgt von E. H. Meyer. Berl. 1875—8.  
 n. = neutrum.  
 NArkiv = Ark. f. nord. Fil.  
 nd. = niederdeutsch.  
 nld. = niederländisch.  
 ne. = neuenglisch.  
 Ned. = Nederlandsch.  
 NEDict. = Murray, A new English Dictionary.  
 NenZ = Noord en Zuid, Culemborg 1876 ff.  
 NF = neue Folge.  
 nhd. = neuhochdeutsch.  
 nHist. tidsskr. = Historisk tidsskrift udg. af norske historiske forening, Kristiania 1871 ff.  
 nl. = niederländisch.  
 nnd. = neuniederdeutsch.  
 nnl. = neuniederländisch.  
 NO = Nordiske Oldskrifter udg. af det nordiske Literatur-Samfund. Kop. 1847 ff.  
 Nord. tidsskr. = Nordisk tidsskrift för vetenskap, konst och industri.  
 Norg. g. L. = Norges gamle Love udg. ved Keyser og Munch. Christiania 1846 bis 49.  
 Norv. = Norvegia. Tidsskrift for det norske folks maal og minder. udg. ved J. Storm og M. Moe. Kristiania 1884.  
 NSkr. = Nornene Skrifter af sagnhistorisk Indhold udg. af G. Bugge.  
 NVid. Selsk. = Det kongel. norske videnskabers. selskabs skrifter. Thronhjelm 1879 ff.  
 Ný Fél = Ný Félagsrit, gefin út af nokkrum Islendingum. Kop. 1841 ff.  
 OET = The Oldest English Texts ed. by Sweet. Lond. 1885.  
 on. = ostnordisch.  
 ostfrs. = ostfriesisch.  
 ostgerm. = ostgermanisch.  
 Osthoff Perf. = Osthoff, Zur Geschichte des Perfects im Indogermanischen, Strassb. 1884.  
 PBB = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache u. Literatur hrsg. von Paul u. Braune.  
 Percy Fol. Ms. = Bishop Percy's Folio Manuscript ed. by Hales and Furniwall. 1867.  
 Phil. hist. Samf. = Kort udsigt over det philologisk-historiske samfunds virksomhed. 1883 ff.  
 prät. = präteritum.  
 Princ. = Paul, Principien der Sprachwissenschaft. Zweite Aufl. Halle 1886.  
 Progr. = Programm.  
 QF = Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, hrsg. von Ten Brink u. Scherer etc. Strassburg 1874 ff.  
 RA = J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer.  
 RBS = Berum Britannicarum Medii Aevi Scriptores.  
 RCelt. = Revue Celtique.  
 Rds. = Riddara Sögur hrsg. von Kölbing. Strassb. 1872.  
 Rel. Ant. = Reliquiae antiquae. Scraps from Ancient Manuscripts, ed. by Wright and Halliwell 1845.  
 RG = Rechtsgeschichte.  
 Robson 3 MRom = Three Early English Metrical Romances ed. by Robson. Camden Society 1842.  
 SB = Sitzungsberichte.  
 Schmidt Vok. = J. Schmidt, Zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus. Weimar 1871.5.  
 Schmidt Pluralb. = Joh. Schmidt, Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra. Weimar 1890.  
 Schr. = Schriften.  
 SE = Snorra-Edda.  
 S. F. S. S. = Sigm. = Sigurdarkviða.  
 skr. = sanskrit.  
 Shaks. JB = Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.  
 Sharp, Dissert. = Th. Sharp, A Dissertation on the Pageants or Dramatic Mysteries anciently performed at Coventry. 1825.  
 Skt. = Skáldatal.  
 SnE Snorra Edda.  
 Ssp = Sachsenspiegel.  
 st. = stark.  
 Stammbildgsl. = Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialecte. Halle 1886.  
 Sthlm. = Stockholm.  
 Streifz. = Eikenkel, Streifzüge durch die mittellenglische Syntax. Münster 1887.  
 Stud. = Studien.  
 Sturl. = Sturlungasaga hrsg. von Vigfússon. Oxf. 1878.  
 Sv. landsm. = Nyare bidrag til kannedom om de Svenska landsmålen ock Svenskt folklied utg. af J. A. Lundell. Stockholm 1878 ff.  
 sw. = schwach.

Swsp. = Schwabenspiegel.  
 Taalk Bijdr. = Taalkundige  
 Bijdragen. Haarlem 1877  
 —79.  
 Taalgids = De Taalgids,  
 Utrecht 1859—67.  
 Techmer Zs. = Internatio-  
 nale Zeitschrift für allge-  
 meine Sprachwissenschaft  
 hrsg. von F. Techmer.  
 Leipz. 1884 ff.  
 ten Br. Chaucers Spr. = ten  
 Brink, Chaucers Sprache  
 Vervskunst.  
 Tenlthode = De Taal en  
 Letterbode (Red. Verwijs  
 en Cosijn) Haarlem 1870  
 —76.  
 Tidskr. f. Filol. = Nordisk  
 Tidskrift for Filologi og  
 Pædagogik.  
 Tijdschrift = Tijdschrift voor  
 Ned. Taal- en Letterkunde.  
 Leiden 1881 ff.  
 Tobler, Beitr. = A. Tobler,  
 Vermischte Beiträge zur  
 Grammatik des Franzö-  
 sischen 1877 ff.  
 Uhland Schr. = Uhlands  
 Schriften zur Geschichte  
 der Dichtung und Sage.  
 Stuttg. 1865—73.  
 Unters. = Untersuchungen.  
 Urkb. = Urkundenbuch.  
 Uss = Untersuchungen.  
 Vafim. = Vafprúðnismál.  
 verb. = verbum.  
 Vgtakv. = Vegtamskviða.

Vlsp. = Völuspá.  
 VS = Völsunga Saga.  
 Vsp. = Völuspá.  
 Wack. Schr. = W. Wacker-  
 nagel, Kleinere Schriften.  
 Leipz. 1872—4.  
 Ward, Catal. = Ward, Cata-  
 logue of Romances in the  
 Departement of Manuscripts  
 in the British Museum I.  
 1883.  
 Weber, M. Rom. = Metrical  
 Romances of the 13. 14.  
 and 15. Centuries, publi-  
 shed by H. Weber. 1810.  
 westfrs. = westfriesisch.  
 westgerm. = westgermanisch.  
 W. Grimm Schr. = W.  
 Grimm, Kleinere Schriften.  
 Berl. 1881 ff.  
 Wids. = Widsid (ags. Ge-  
 dicht).  
 wn = westnordisch.  
 Wright, Pol S. = The Poli-  
 tical Songs of England from  
 the Reign of John to that  
 of Edward II, ed. by Th.  
 Wright. Camden Soc. 1839.  
 Wright PPS = Political  
 Poems and Songs related  
 to English History, com-  
 posed during the Period  
 from the Accession of Ed-  
 ward III to that of Richard  
 III, ed. by Th. Wright.  
 BBS. 1859.  
 Wright S. a Car. = Songs  
 and Carols from a Manu-

script in the British Mu-  
 seum, ed. by Th. Wright.  
 1856.  
 Wz. = Wurzel.  
 Yng. = Ynglingasaga.  
 York Pl. = The Plays per-  
 formed by the Crafts, or  
 Mysteries of York on the  
 Day of Corpus Christi, ed  
 by Lucy Toulmin Smith.  
 1885.  
 ZE = Müllenhoff, Zeugnisse  
 und Excursus zur deutschen  
 Heldensage (ZfdA 12, 253).  
 ZfdA = Zeitschrift für deut-  
 sches Altertum (und deut-  
 sche Literaturgeschichte).  
 ZfdMth. = Zeitschrift für  
 deutsche Mythologie.  
 ZfdPh. = Zeitschrift für  
 deutsche Philologie hrsg.  
 von Zacher etc.  
 Zfd. öst. Gymn. = Zeit-  
 schrift für die östrei-  
 chischen Gymnasien.  
 Z. f. vgl. Spr. = Zeitschrift  
 für vergleichende Sprach-  
 forschung.  
 ZGDS = W. Scherer, Zur  
 Geschichte der deutschen  
 Sprache.  
 Zs. f. d. ö. G. = Zeitschrift  
 für die österreichischen Gym-  
 nasien.  
 Zs. f. Gymn. = Zeitschrift  
 für das Gymnasialwesen.  
 Þrymsk. = Þrymskviða.  
 Þs = Þíðreks saga.



## I. ABSCHNITT.

# BEGRIFF UND AUFGABE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE

VON

HERMANN PAUL.

---

Ueber den Begriff der Philologie ist viel herumgestritten. Diese Streitigkeiten beziehen sich hauptsächlich auf die klassische Philologie; doch, was dabei von dieser behauptet ist, muss auf jede Art von Philologie anwendbar sein.

Nach der weitesten Fassung des Begriffes, wie sie von Boeckh vertreten ist, fällt der Philologie die gesamte menschliche Kultur als Gegenstand zu. Ich schliesse mich dieser Auffassung insofern an, als ich der Überzeugung bin, dass die einzelnen Gebiete, in welche man das Kulturleben eines Volkes zu zerlegen pflegt, in der wissenschaftlichen Untersuchung nicht isoliert werden dürfen. Zwar ist es für den einzelnen Forscher nicht möglich, das gesamte Gebiet zu umspannen. Eine Teilung der Arbeit ist nicht zu vermeiden. Aber diese Teilung darf nicht zu gegenseitiger zunftmässiger Abschlüssung werden. Der Arbeiter auf dem einen Gebiete darf die anderen nicht ignorieren, er darf sich auch nicht mit der blossen Annahme der auf diesen gewonnenen fertigen Resultate begnügen, vielmehr ist zur Erledigung vieler Fragen selbstständiges Urteil auf mehreren Gebieten erforderlich, müssen Thatsachen kombiniert werden, die verschiedenen Gebieten angehören. Die Teilung muss so eingerichtet werden, dass die Arbeitsfelder der einzelnen Forscher sich gegenseitig durchschneiden, damit auch die gehörige Vereinigung der Resultate erzielt wird.

Wenn ich mich so mit Boeckh einverstanden erkläre hinsichtlich der Idee einer einheitlichen Kulturwissenschaft, so muss ich andersseits betonen, dass seine Auffassung dieser Wissenschaft noch nicht dem Ideale entspricht, welches wir heute aufzustellen haben. Bezeichnend dafür ist seine oft wiederholte und oft gepriesene Definition: Philologie ist das Erkennen des Erkannten. Diese Definition ist zwar auch für das, was ihm vorschwebte, nicht zutreffend, und er hätte besser gethan, wenn er, ohne sich von dem Reiz einer geistreich klingenden Pointe bestechen zu lassen, bei der vorausgeschickten Formulierung stehen geblieben wäre: Philologie ist das Erkennen des vom menschlichen

Geist Producierten. Aber die Definition hätte nicht aufgestellt werden können, läge nicht die Anschauung zu Grunde, dass den Anforderungen der Wissenschaft Genüge geleistet wäre, wenn es gelänge, sich in den Ideenkreis und die Zustände, denen die auf uns gekommenen Kulturprodukte entstammen, zurückzusetzen, nachzudenken und nachzuempfinden, was vor uns gedacht und empfunden ist. Wir müssen jetzt etwas Weiteres fordern. Wir müssen versuchen, auch in solche seelische Vorgänge einzudringen, von denen diejenigen, an denen sie sich vollzogen haben, kein klares Bewusstsein hatten. Wir müssen uns bemühen, soweit als möglich den Kausalzusammenhang zwischen den überlieferten oder erschlossenen Einzelheiten aufzusuchen und den Prozess der geschichtlichen Entwicklung zu begreifen. Das ist nicht mehr blosser Rekonstruktion von etwas schon Dagewesenem, sondern Schöpfung von etwas Neuem, was seinen eigentümlichen Wert hat. Von einer weiter ins einzelne gehenden Bestimmung der Aufgabe sehen wir hier ab, da wir sonst unvermeidlich gleich in die Methodenlehre hineingeraten würden.

Es ist aber zweifellos, dass der hier aufgestellte Begriff einer allgemeinen Kulturwissenschaft sich nicht mit dem deckt, was der Sprachgebrauch, so schwankend er auch im übrigen sein mag, unter Philologie versteht. Wie können wir dem Sprachgebrauch gerecht werden? Man hat verschiedene Versuche gemacht, eine engere begriffliche Begrenzung zu finden. Die engste Fassung ist die, dass die Philologie überhaupt keine Wissenschaft, sondern nur eine Methode oder eine Kunst sei. Dass diese Begriffsbestimmung dem herrschenden Sprachgebrauche entspreche, lässt sich gewiss nicht behaupten. Wäre die Philologie Nichts als Methode, so gäbe es nur eine Philologie, so könnte man überhaupt nicht von einer klassischen, germanischen, romanischen Philologie etc. reden. Man spricht von Philologie erst dann, wenn eine bestimmte Methode zur Anwendung kommt, und die Anwendung ist nicht möglich ohne eine Summe von positiven Kenntnissen auf einem gewissen Kulturgebiete, die man unter dem Worte Philologie mit einbegreift. Usener, welcher am geistreichsten die Definition der Philologie als einer Kunst vertreten hat, stellt doch anderseits die Forderung auf, dass der Philologe keiner Frage der Geschichtswissenschaften ausweichen solle. Daraus erhellt, dass sein Versuch einer begrifflichen Loslösung der Philologie von der allgemeinen Kulturwissenschaft im Grunde gescheitert ist. Nach einer anderen verbreiteten Auffassung würde der Philologie die kritische Konstatierung der einzelnen Thatsachen zufallen, während der Aufbau derselben zu einem historischen Zusammenhange besonderen Wissenschaften überlassen bliebe. Wir werden in der Methodenlehre klar zu legen haben, dass beide Thätigkeiten nicht von einander zu trennen sind. Ebenso wenig kann die Meinung gebilligt werden, dass es die Philologie mit Zuständen, die Geschichte mit auf einander folgenden Begebenheiten zu thun habe. Darstellung von Zuständen ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle Geschichtswissenschaften, weil sie es mit einer Vielheit zeitlich nebeneinander liegender Faktoren zu thun haben, die doch nur nacheinander zur Anschauung gebracht werden können. Auch die politische Geschichte kann dieses Hilfsmittels für die Darstellung nicht entraten, und wenn sie auch gewöhnlich sich der fortlaufenden Erzählung bedient, indem sie die Thaten einzelner hervorragender Individuen aus der Massenbewegung heraushebt, so wird sie doch nicht umhin können, mehrere solcher Thatenreihen, die zeitlich einander parallel laufen, nach einander zur Darstellung zu bringen. Ebenso aber ist auf allen anderen Kulturgebieten die Feststellung eines Zustandes nur Hilfsmittel für die Lösung der höheren Aufgabe des Erfassens der Entwicklung. Und dieser Aufgabe kann sich der Philologe gar nicht entziehen, weil er unter allen Umständen die Eigentüm-

lichkeiten der verschiedenen Zeiten, mit denen er zu schaffen hat, beachten muss. Hierfür aber gilt wieder der Satz, dass die Einzelheiten nicht richtig bestimmt werden können ohne Rücksicht auf ihre geschichtlichen Beziehungen zu einander.

Keiner von den Versuchen, die Philologie als einen besonderen Zweig der Kulturwissenschaft zu definieren und gegen die übrigen Zweige abzugrenzen ist gelungen und keiner wird gelingen. Wenn man ein System der Kulturwissenschaft aufstellen will, welches den heute zu stellenden Anforderungen entsprechen soll, wird man das Wort am besten ganz fallen lassen. Die Vorstellungen, die sich damit verbunden haben, sind von Anfang an nicht genau fixiert gewesen, haben sich allmählich verschoben und sind immer schwankend geblieben. Es ist nicht zu erwarten, dass sich dieselben logisch abgrenzen und systematisieren lassen. Man gebrauchte das Wort zuerst nur von der Beschäftigung mit der griechischen und römischen Literatur, woran man alles anschloss, was man zum Verständnis derselben für notwendig hielt. Die Beschäftigung mit den Produkten der Kunst und des Handwerks entwickelte sich erst später, von Wenigen als Hauptwerk betrieben, meist als ein nicht gerade notwendiges Nebenwerk des Philologen. Allmählich konnte man an die Philologie die Anforderung stellen, wie es F. A. Wolf that, dass sie die gesamte Kunde vom griechischen und römischen Altertum umfassen sollte. Diese Anforderung hat zwar vielfach Widerspruch gefunden, hat sich aber doch allmählich in weiten Kreisen Anerkennung verschafft, so jedoch, dass man bei dem Ausdruck Philologie immer noch vorzugsweise an die Beschäftigung mit den literarischen Erzeugnissen denkt. Indem man dann anfang die Literatur und Kultur anderer Völker in analoger Weise zu behandeln, übertrug man auch auf diese Beschäftigungen die Bezeichnung Philologie. Von germanischer Philologie hat meines Wissens zuerst Harsdorffer gesprochen in seinem sonst unbedeutenden *Specimen Philologiae Germanicae* (1646). Aber eingebürgert hat sich die Bezeichnung erst in unserem Jahrhundert. Niemals hat man darunter die Beschäftigung mit der gesamten germanischen Kultur von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten verstanden. Man schloss die Neuzeit aus, abgesehen von der Tradition in den niedern Volksschichten, soweit man in derselben eine Bewahrung von Resten des Altertums zu erkennen glaubte. Nur mit der Sprache wurde eine Ausnahme gemacht, weil es hier unmittelbar einleuchtete, wie notwendig zur Aufklärung der jüngeren Verhältnisse die Vergleichung mit den älteren sei. Dagegen hat man erst in jüngster Zeit angefangen, die Bearbeitung der neueren Literatur in die germanische Philologie einzubeziehen. Was die älteren Epochen betrifft, so pflegt man die Beschäftigung mit Sprache und Literatur als unumgängliches Erfordernis für den germanischen Philologen anzusehen, während man es mehr der besonderen Neigung des Einzelnen anheimstellt, wieweit er die übrigen Kulturzweige in den Kreis seiner Studien hineinziehen will. Diese sind denn auch zum Teil von anderen Forschern bearbeitet, die man nicht als germanische Philologen zu betrachten pflegt. Einige derselben sind selbständig organisierten Wissenschaften zugefallen, namentlich der (politischen) Geschichte, der Jurisprudenz und der Kunstgeschichte.

Diese thatsächlich bestehenden Verhältnisse können zwar nicht als schlechthin und für immer massgebend betrachtet werden, aber sie müssen doch durch die Natur der Sache einigermassen berechtigt sein. Es muss Zweckmässigkeitsgründe geben für eine derartige, wie wir gesehen haben, ja immer nicht scharf gezogene Abgrenzung des Arbeitsfeldes, welches man dem Philologen überhaupt und speziell dem germanischen zuweist. Mit Recht findet man die Zusammenfassung der verschiedenen Kulturgebiete für die älteren Epochen mehr

angezeigt als für die jüngeren. Je näher der Gegenwart, um so reichlicher und zu gleicher Zeit zuverlässiger wird das Quellenmaterial, um so weniger ist es für die Kraft des Einzelnen möglich Alles zu umspannen, um so weniger ist aber auch diese Umspannung notwendig, um zu Resultaten zu gelangen; man kann sich um so eher für die einzelne Disziplin auf ein besonderes Quellengebiet beschränken, welches ihr zunächst dient, während bei dem beschränkten Vorrat für die ältere Zeit jede einzelne Quelle nach allen Richtungen hin ausgenutzt werden muss und keine Belchrung verschmäht werden darf, die sie ausserhalb ihres eigentlichen Zweckes nur zufällig nebenher bietet. Wir treten ferner an einen Stoff der neueren Zeit, zumal wenn er zugleich unserem Volkstum angehört, mit einer Reihe von Vorkenntnissen heran, die wir ohne besondere wissenschaftliche Schulung mit der allgemeinen Zeitbildung aufgenommen haben, während wir die entsprechenden Vorkenntnisse für die ältere Zeit erst eigens erwerben müssen. Vor allem sind für diese besondere Sprachkenntnisse erforderlich. Kritische Behandlung, die freilich häufig auch bei ganz jungen Texten erforderlich ist, kann bei den alten niemals entbehrt werden. Auf das, was man im engeren Sinne Philologie nennt, wird sich daher die Bearbeitung eines jeden beliebigen Zweiges der älteren Kultur stützen müssen.

Wenn man einige Gebiete aus der allgemeinen Kulturwissenschaft aussondert, an die man vorzugsweise die Bezeichnung Philologie anheftet und die man den gleichen Forschern zuweist, so muss eine besondere Nötigung vorliegen diese Gebiete zusammen zu bearbeiten, abgesehen von der allgemeinen Nötigung, die für alle Gebiete vorhanden ist. Die Absonderung beruht zunächst auf der Natur der Quellen. Philologie ist dem Wortsinne nach die Forschung, welche sich mit den Sprachdenkmälern abgibt. Ihr stellt sich die Forschung über die Denkmäler der Kunst und des Handwerks gegenüber. Diese beiden Arten von Quellenmaterial dürfen allerdings nicht isoliert behandelt werden. Auf wie unsicherer Grundlage die Archäologie ruht, wenn sie nicht durch schriftliche Zeugnisse unterstützt wird, das zeigen die weit auseinander gehenden Hypothesen, die sich auf dem Gebiete der sogenannten prähistorischen Archäologie bekämpfen. Erst durch schriftliche Quellen wird eine gesicherte Chronologie ermöglicht. Erst durch sie erfährt man etwas von den schaffenden Künstlern und vieles Andere, was über Herkunft und Bestimmung der Denkmäler Aufschluss gibt. Erst durch sie vermag man die aus der Geschichte, der Religion, der Poesie entnommenen Stoffe der Darstellung richtig zu deuten. Umgekehrt ist die Archäologie zum vollen Verständnis der schriftlichen Denkmäler unentbehrlich. Viele Wörter sind für uns tote Zeichen, so lange nicht die Anschauung des Gegenstandes, den sie bezeichnen, hinzutritt. Ein Bild von der äusseren Erscheinung des Lebens der Vorzeit gewinnen wir nur durch ein gleichzeitiges vergleichendes Ausbeuten der beiden Hauptarten des Quellenmaterials. Auch die religiösen Vorstellungen werden nur dadurch klar werden. Dabei mag man noch ganz absehen von der Aufklärung, welche die Vergleichung des Entwicklungsganges der bildenden Kunst eines Volkes mit dem seiner Literatur über die Entwicklung der beiden zu Grunde liegenden geistigen Eigenart gewährt. Bei alledem kann man doch der auf die Sprachdenkmäler basierenden Forschung eine relative Selbständigkeit zugestehen. Ihr Material muss jedenfalls zunächst auf Grund einer besondern Technik verarbeitet werden, welche sich in den beiden in engster Wechselwirkung unter einander stehenden Funktionen, der Interpretation und der Textkritik äussert. Die Ausübung derselben ist dasjenige, was von allen Seiten als Aufgabe der Philologie anerkannt wird. Und doch können sich dieser Aufgabe auch solche Kulturforscher nicht entziehen,

welche man nicht zu den Philologen rechnet. Der Rechthistoriker kann die Erklärung und Berichtigung seiner Quellen nicht dem Philologen im gewöhnlichen Sinne überlassen. Denn das exakte Verständnis der Rechtsterminologie erfordert Vertrautheit mit den Rechtsverhältnissen und juristische Schulung. Und so ist überhaupt besondere Fachkenntnis zum Verständnis einer jeden Terminologie erforderlich. Wenn man von dem Philologen im engeren Sinne eine besondere Pflege der Interpretation und Textkritik erwartet, so wird sich dieselbe nicht sowohl auf solche besondere Fachkenntnis zu stützen haben, wiewohl er vielfach gedrängt sein wird sich dieselbe anzueignen, als vielmehr auf die Beherrschung alles desjenigen, was für die Beurteilung der literarischen Produktion an sich in Betracht kommt. Dazu gehört genaue Kenntnis des allgemeinen Sprachgebrauches und der Besonderheiten in der Sprache des Schriftstellers, um den es sich handelt, ferner Einsicht in die Komposition, den Stil, die Metrik des betreffenden literarischen Produktes. Es sind also Elemente der Sprachwissenschaft und der Literaturwissenschaft, die mit dem Geschäfte des Kritikers und Interpreten von Fach unter allen Umständen verbunden sein müssen. Sprach- und Literaturwissenschaft sind Zweige der allgemeinen Kulturwissenschaft wie Rechts- oder Religionswissenschaft, die einen geschichtlichen Aufbau verlangen, der nach Möglichkeit die Entwicklungsbedingungen erkennen lässt. Es fragt sich nun, ob diese beiden Wissenschaften auch in ihrer historischen Konstruktion mit der Technik der Textbehandlung und diese mit ihnen, daher natürlich auch beide unter einander eng verbunden sein müssen, oder ob die Verteilung dieser drei Gebiete unter verschiedene Bearbeiter mindestens mit keinen grösseren Nachteilen verknüpft ist als etwa eine Verteilung der Sprach- und der Rechtsgeschichte. Die Entscheidung dieser Frage kann für uns nicht zweifelhaft sein, nachdem wir uns bereits ganz im allgemeinen dagegen erklärt haben, dass Konstatierung der Einzelheiten und historischer Aufbau von einander getrennt werden dürfen. Es ist nicht ohne Grund, dass wir J. Grimms Grammatik, die Grundlegung der historischen Sprachwissenschaft, zugleich als dasjenige Werk betrachten, wodurch die germanische Philologie zu dem Range einer Wissenschaft erhoben wurde. Es ist nicht ohne Grund, dass Lachmanns erste textkritische Arbeiten zu diesem Werke sehr fördernde Beisteuern geliefert haben. Auch die Fortschritte, welche neuerdings in der Behandlung der germanischen Sprachgeschichte gemacht sind, beruhen mit in erster Linie auf exakter Untersuchung des Schreibgebrauches der einzelnen Denkmäler und auf Schlüssen aus dem Versbau derselben, also auf philologischer Tätigkeit im engsten Sinne, die aber erst fruchtbar werden konnte durch innige Verbindung mit sprachwissenschaftlicher Auffassung. Es ist ein schwerer Irrtum, wenn man meint, die Feststellung des individuellen Sprachgebrauches eines Schriftstellers von der des allgemeinen Sprachgebrauches sondern zu können. Die Untersuchung hat eben erst zu zeigen, was individueller Sprachgebrauch ist und was Gebrauch einer Gemeinschaft und welche Grenzen diese Gemeinschaft hat. Es hat sich ferner jetzt die Überzeugung Bahn gebrochen, dass die historische Sprachforschung nur durch sorgfältiges Beobachten der individuellen Modifikationen des Sprachusus die Umwandlungen des Usus selbst verstehen kann. Die Sprache der auf uns gekommenen Denkmäler ist nach Ort und Zeit sehr mannigfach variiert. Dem Textkritiker, welcher die gewöhnlich nicht rein überlieferte Mundart eines Denkmals herzustellen hat, kann diese Aufgabe nur dann annähernd gelingen, wenn er dasselbe nicht isoliert betrachtet, sondern ihm seine räumliche und zeitliche Stelle anweist und die in ihm auftretenden Erscheinungen in die Gesamtentwicklung der Sprache einreihet. Richtige Bestimmung der Entstehungszeit und des Entstehungsortes der überlieferten Texte

ist eine Fundamentalaufgabe, die genau so der Sprachgeschichte wie der Literaturgeschichte angehört. Sie können dieser Aufgabe nur gerecht werden, wenn sie sich wechselseitig in die Hände arbeiten, wenn das, was jede mit den ihr eigentümlichen Mitteln zu leisten vermag, der andern voll zu Gute kommt. Wer nur die Mittel der einen zu handhaben vermag, wird leicht ratlos dastehen oder sich in verhängnisvolle Irrtümer verstricken. Die Geschichte der neueren Literatur allerdings ist nur selten auf sprachwissenschaftliche Argumente angewiesen und sie hat daher eine gewisse Selbständigkeit behaupten können. Indessen der Zusammenhang zwischen Sprache und Literatur ist tiefer im Wesen der Sache begründet, wie schon Herder richtig erkannt hat. Die Sprache ist der Stoff, aus welchem der Dichter und Schriftsteller sein Werk gestaltet, und eine Kenntnis der Natur dieses Stoffes ist notwendig, um seine Arbeit zu würdigen. Der Literaturhistoriker bedarf so gut wie der Sprachforscher einer Einsicht in die allgemeinen Lebensbedingungen der Sprache. Diese ist die Grundlage für die Beurteilung des Stiles. Dass Kenntnis des besonderen Sprachstoffes erforderlich ist, ist selbstverständlich. Wie wichtig ist es auch für die Beurteilung des modernen Schriftstellers, dass man den Anteil der einzelnen Faktoren, welche seine Sprache bestimmen, richtig zu sondern weiss, die allgemeine schriftsprachliche Norm, die angestammte Mundart, die Anlehnung an besondere Muster, z. B. das absichtliche Streben nach volkstümlichen oder archaischen Wendungen, fremdsprachliche Einflüsse, endlich die eigene schöpferische Thätigkeit.

Wir konnten die Frage nach der Zusammengehörigkeit der einzelnen Disziplinen nicht behandeln, ohne doch schon die Methodenlehre zu streifen. Ich würde nicht so ausführlich darauf eingegangen sein, wenn sich nicht neuerdings eine starke Tendenz geltend machte, gerade Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte von einander loszulösen. Ist doch Schuchardt so weit gegangen, zu behaupten, dass es zweckmässiger sei, das Studium der verschiedensten, auch unverwandten Sprachen mit einander zu vereinigen, als die Erforschung der Sprache eines Volkes mit der seiner Literatur. Es hat ihm nicht an Zustimmung gefehlt. Gewiss ist es dem einzelnen Forscher unverwehrt, die Sprache zum Mittelpunkt seiner Bemühungen zu machen, und er ist genötigt dazu, wenn er es sich zur Aufgabe gestellt hat, die historischen Zusammenhänge zwischen einer Reihe von verwandten Sprachen zu ermitteln. Die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft ist daher als ein besonderes Universitätsfach anerkannt. Und doch haben die Vertreter desselben sich gegen literargeschichtliche Forschung nicht völlig abgeschlossen. Zu läugnen ist ferner nicht, dass die Vergleichung ganz unverwandter Sprachen untereinander, wodurch die Kraft des Einzelnen noch mehr absorbiert wird, wichtige Aufschlüsse über das allgemeine Wesen der Sprache zu liefern vermag. Aber verwahren müssen wir uns dagegen, dass eine Kombination von Studien, die gewisse unläugbare Vorteile gewährt, ja im Haushalt der Gesamtwissenschaft nicht zu entbehren ist, darum zu der ausschliesslich berechtigten gemacht werden soll. Verfall in Oberflächlichkeit wäre die unausbleibliche Folge einer solchen Isolierung der Sprachwissenschaft, an die wohl auch nur derjenige ernstlich denken kann, dem sie im wesentlichen in Lautlehre aufgeht. Und doch ist auch diese, wenigstens die historische Lautlehre, nicht möglich ohne Etymologie und Etymologie nicht, ohne dass der Bedeutung die gleiche Beachtung wie dem Laute geschenkt wird, Erforschung der Bedeutung aber ist Erforschung eines bestimmten Kulturhaltes. Selbst für die Erkenntnis der Grundbedingungen des Sprachlebens ist die allseitige Beobachtung eines engeren Kreises, den man zu beherrschen vermag, erspriesslicher als ein Herumnaschen auf entlegenen Gebieten, mit denen man sich nicht intimer vertraut gemacht

hat. Schuchardt hat bei seiner Aufstellung auch wohl nur das Interesse der Sprachwissenschaft vor Augen gehabt. Er hat die Dienste nicht berücksichtigt, welche dieselbe aller Kulturwissenschaft und in erster Linie der Literaturgeschichte zu leisten hat, und um derentwillen diese ein Interesse haben die Verbindung mit ihr aufrecht zu erhalten.

So wenig wie ein einzelner Zweig der Kultur darf die Gesamtkultur eines einzelnen Volkes isoliert betrachtet werden. Dieselbe hat sich niemals so selbständig entwickelt, dass nicht andere Völker darauf Einwirkungen gehabt hätten. Diese sind soweit als möglich zu verfolgen. Noch nach einer anderen Richtung muss in der Regel über die Grenzen des einzelnen Volkes hinausgegriffen werden. Hat sich dasselbe aus einer älteren Gemeinschaft losgelöst, aus der noch andere selbständige Völker entsprungen sind, deren Kultur uns zugänglich ist, so ist die Aufgabe gestellt, durch Vergleichung der Kulturverhältnisse der verschiedenen verwandten Völker den älteren einmal allen gemeinsamen Zustand zu ermitteln und mit Hilfe des Erschlossenen wieder Aufklärung über die Entwicklung des einzelnen Volkstums zu gewinnen. Welchen Vorteil es daher auch gewährt, wenn man seine Studien auf ein bestimmtes Volk konzentriert, so darf doch die Konzentrierung nie so weit gehen, dass man sich gegen die vergleichende Heranziehung anderer Völker abschliesst, und es wird immer erforderlich sein, dass einige Forscher diese Vergleichung zu ihrer Hauptaufgabe machen.

Die germanischen Stämme haben die tiefgreifendsten Einflüsse von aussen erfahren. Ihre nationale Kultur ist frühzeitig und immer von neuem durch römische, griechische und jüdische Elemente reichlich durchsetzt. Mit den romanischen Nationen haben sie das Mittelalter wie die Neuzeit hindurch immer in engem Zusammenhange gestanden. Dazu kommt eine Fülle sonstiger Einwirkungen, die weniger in die Augen springen. Das Verhältnis der nationalen zu den fremden Elementen richtig zu bestimmen und ihre Verschmelzung zu verfolgen ist eine der Hauptaufgaben der germanischen Philologie, die sich so auf Schritt und Tritt über ihre engeren Grenzen hinausgewiesen sieht und namentlich nicht ohne eine innigere Beziehung zur romanischen Philologie auskommen kann. Die nationalen Grenzen haben nicht für alle Kulturzweige die gleiche Bedeutung, die grössten für die Sprache und dasjenige, was durch die Besonderheit der Sprache bedingt ist. Wenn sich daher die Vertreter der mittleren und neueren Kunstgeschichte überhaupt nicht in Germanisten und Romanisten zu scheiden pflegen, so findet dies seine naturgemässe Begründung darin, dass die bildende Kunst nicht wie die literarische Produktion ein nach Nationen verschiedenes Material bearbeitet hat. Indessen hat man im Mittelalter und in der Zeit der Renaissance auch ein internationales sprachliches Material neben dem nationalen bearbeitet, das Latein. Es ergibt sich daher als eine unabwiesbare Aufgabe, das Verhältnis der mittleren und neueren lateinischen Literatur, dieses wichtigen Bindegliedes zwischen den Völkern des Abendlandes, zu den einzelnen Literaturen in der Volkssprache zu untersuchen.

Die Germanen haben sich aus dem indogermanischen Urvolke ausgesondert. Die Kultur dieses Urvolkes ist die Grundlage für die Entwicklung der besonderen germanischen Kultur. Die germanische Philologie muss daher immer in Zusammenhang bleiben mit der Erforschung der urindogermanischen Kulturverhältnisse, von denen wenigstens ein Zweig, die Sprache höchst erfolgreich bearbeitet ist.

Die Germanen treten uns von Anfang an nicht als ein einziges Volk entgegen, sondern als eine Gruppe von Völkern, die wenigstens von der Zeit an, aus der wir zusammenhängende Sprachdenkmäler haben, sich deutlich gegen einander abschliessen und allmählich noch schärfer sondern. Der

gemeingermanische Kulturzustand kann ebenso wie der indogermanische nur durch Rückschlüsse mit Hilfe der Vergleichung der verschiedenen Abzweigungen unter einander gewonnen werden. Wer es als zum Wesen der Philologie gehörig betrachtet, dass sie sich auf die Kultur eines einzelnen Volkes beschränkt, der kann überhaupt keine germanische Philologie anerkennen, sondern nur eine deutsche, englische etc. Schen wir zu, wie der Betrieb der Wissenschaft sich in Wirklichkeit gestaltet hat, so finden wir, dass die Beschränkung auf ein einzelnes Volk und die Verbreitung über das ganze Gebiet immer neben einander hergegangen sind. Es ist selbstverständlich, dass die älteste Epoche unserer Überlieferung die meiste Aufklärung über die urgermanischen Verhältnisse liefert und umgekehrt am meisten der Ableitung aus diesen bedarf, dass daher für sie zusammenfassende Bearbeitung des ganzen germanischen Gebietes zur Notwendigkeit wird, während die jüngern Epochen eher einem Spezialisten überlassen werden können. Doch darf nicht übersehen werden, dass bei der Mangelhaftigkeit unserer Überlieferung nicht selten noch die Verhältnisse einer jungen Epoche zur Aufhellung der Urzeit herangezogen werden müssen.

Diese Erörterungen können dazu dienen, den Plan unseres Grundrisses zu rechlertigen. Sprache und Literatur sind in den Vordergrund gestellt. Die übrigen Kulturzweige sind kürzer behandelt, und abgesehen von der volkstümlichen Tradition sind nur die Verhältnisse der älteren Zeit bis zum Ausgange des Mittelalters berücksichtigt. Wenn auch die Darstellung der neueren Literatur nicht mit aufgenommen ist, so war bestimmend hierfür, dass bei den meisten Benutzern des Werkes schon so viel Bekanntschaft derselben vorausgesetzt werden kann, dass ihnen mit einer knappen Orientierung, auf die man sich hier doch hätte beschränken müssen, nicht mehr recht gedient sein würde. Wünschenswert wäre es allerdings gewesen, die deutsche Literaturgeschichte bis zu Opitz zu führen, und wenn das nicht geschehen ist, so liegt dies nur daran, dass es nicht gelungen ist, für das sechzehnte Jahrhundert einen geeigneten Bearbeiter zu finden. Bei der Metrik, die ja eigentlich nur ein Teil der Literaturgeschichte ist, war der angeführte Grund für eine derartige zeitliche Begrenzung nicht vorhanden. Dagegen schien zu einer kurzen Orientierung über die politische Geschichte und ihre Quellen gleichfalls kein Bedürfnis vorzuliegen, zumal da es an geeigneten Hilfsmitteln nicht fehlt.

Eine systematische Gliederung der Wissenschaft ist nicht versucht. Eine solche ist auf geschichtlichem Gebiete unmöglich. Für die gewählte Abteilung sind Zweckmässigkeitsrücksichten massgebend gewesen, zum Teil Rücksichten auf die Persönlichkeit der Mitarbeiter.

Allgemeine Literatur. F. A. Wolf. *Darstellung der Altertumswissenschaft* (Museum der Altertumswissenschaft I, 1—145) 1801; neue Ausg. von Hoffmann. Leipz. 1833. Boeckh, *Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, herausg. von Bratuschek Leipz. 1877; 2. Aufl. 1886. Usener, *Philologie und Geschichtswissenschaft*, Bonn 1882. Urlichs im *Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft*, herausg. von Iwan Müller, I, 3 ff. (Nördlingen 1886). Gröber in dem von ihm herausgegebenen *Grundriss der romanischen Philologie* I, 140 ff. (Strassburg 1888). Brugmann, *Sprachwissenschaft und Philologie* (Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft 1 ff., Strassburg 1885). Weitere Schriften bei Boeckh S. 33. Urlichs S. 26. Gröber S. 154.



## II. ABSCHNITT.

# GESCHICHTE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE

VON

HERMANN PAUL.

Allgemeine Literatur. J. G. Eckhart, *Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi*, Hannover 1711. Rd. v. Raumer, *Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland*, München 1870. (Dies Werk ist natürlich die Hauptgrundlage für die nachfolgende Darstellung gewesen). W. Scherer, *Jacob Grimm*, Zweite verbesserte Auflage, Berl. 1885 (enthält auch eine geistreiche Skizze der Entwicklung der germ. Phil. vor Grimm). — Reichards *Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst*, Hamb. 1747. Rüdiger, *Übersicht der neuern Litteratur der deutschen Sprachkunde seit Gottscheden* (im Neuesten Zuwachs der deutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde 4 St., Leipz. 1785). H. Rückert, *Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache*, Leipzig 1875. Socin, *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit*, Heilbronn 1888. R. Wülker, *Grundriss zur Geschichte der angelsächsischen Litteratur*, Leipz. 1885. Th. Möbius, *Ueber die altnordische Philologie im skandinavischen Norden*, Leipz. 1864. A. Noreen, *Aperçu de l'histoire de la science linguistique Suédoise* (Extrait du Musée), Louvain 1883. — Heinr. Hoffmann, *Die deutsche Philologie im Grundriss*, Breslau 1836. K. v. Bahder, *Die deutsche Phil. im Grundriss*, Paderborn 1883. Gallée, *Register op Tijdschriften over Nederlandsche Taalkunde*. Tweede druk Kuilenburg 1886. K. Elze, *Grundriss der Englischen Philologie*, Halle 1887. Joh. Storm, *Englische Philologie. I. Die lebende Sprache*, Heilbronn 1881. Möbius, *Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum aetatis mediae*, Leipz. 1856. Derselbe, *Verzeichnis der auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Litteratur von 1855—1879 erschienenen Schriften*, Leipz. 1880. Derselbe, *Dänische Formenlehre* (Kiel 1871) S. 123 ff. — K. Bartsch, *Bibliographische Übersicht des Jahres 1862 in der Germania* 8 (1863), fortgesetzt durch die allmählich immer vollständiger gewordene *Bibliographische Übersicht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie im Jahre 1863 etc.* (bis 1884, Germ. 9—30). *Bibliographie des Jahres 1876*. 77. 78 zusammengestellt von der Gesellschaft f. deutsche Philologie zu Berlin (*ZfdPh* 9—10). *Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie*, hsg. v. der Gesellsch. f. deutsche Phil. in Berlin, Berl. Leipz. 1880 ff. Zur Ergänzung desselben bestimmt ist das *Verzeichnis der auf dem Gebiete der neueren deutschen Litteratur im Jahre 1884 ff. erschienenen wissenschaftlichen Publicationen* von Ph. Strauch (*AfdA* 11 ff.). Das *Arkiv for nordisk filologi* bringt jährlich ein Verzeichnis der die nordischen Sprachen betreffenden Werke (seit 1881), die *Anglia* eine Übersicht der auf dem Gebiete der englischen Philologie erschienenen Schriften (seit 1876). Berichte über die Fortschritte der germanischen Philologie enthalten auch die *Transactions of the Philological Society* (seit 1877), worunter ein bis 1840 zurückgehender Bericht über die niederländische Philologie von Gallée (1877). — Von biographischen Hilfsmitteln sind ausser den allgemeinen encyclopädischen Werken hervorzuheben: *Allgemeine deutsche Biographie*, hsg. durch die Historische Commission bei der Münchener Ak. d.

Wissenschaften, Leipz. 1875 ff.; Allibone, *A Critical Dictionary of English Literature and British and American Authors*, Philadelphia u. London 1859—75; *Dictionary of National Biography* ed. by Leslie Stephen, Lond. 1885 ff. Dazu die von Möbius, *Catalogus* 4 ff. und Verzeichnis 1 aufgeführten Werke; ferner Halvorsen *Norsk forfatterlexikon 1814—1880*, Christiania 1881 ff. und *Dansk biografisk Lexikon* udg. af Bricker, Kopenhagen 1887 ff. Die Germania hat seit Jahrg. 13 (1898), die ZfdPh von Anfang an Nekrologe gebracht. Einige enthält auch der AfdA, die Anglia und das Arkiv f. nord. Fil. Auf diese sei hier ein für alle Mal verwiesen.

Die wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes ist von der dilettantischen nicht durch einen schroffen Riss getrennt, vielmehr führen allerhand Übergänge mit leisen Abstufungen von dieser zu jener hinüber. Jeder Versuch einen bestimmten Punkt anzugeben, wo eine Wissenschaft anfängt, ist daher einigermassen willkürlich. Ändert sich doch auch der Masstab, wonach man bestimmt, was als Wissenschaft anzusehen ist. Was ein früheres Zeitalter unbedenklich als strenge Wissenschaft anerkannte, erscheint später von einem höheren Standpunkt aus als Dilettantismus. Die Geschichte der Wissenschaft hat sich um alle solche dilettantischen Bemühungen nicht zu kümmern, welche neben einer schon vollkommeneren Behandlung ihres Gegenstandes einhergehen, wohl aber um diejenigen, die zu ihrer Zeit noch nichts Höheres über sich haben und die Keime in sich bergen, aus denen dieses Höhere emporzusprossen bestimmt ist.

Dilettantische Ansätze zu philologischer Tätigkeit heften sich naturgemäss an alle Überlieferung an. So sind z. B. die Anfänge der Conjecturalkritik uralt. Wie wir heute im Lesen so manchen Druckfehler verbessern, so hat man von jeher Entstellungen des Überlieferten als solche erkannt (freilich auch oft fälschlich zu erkennen geglaubt) und dann auch bei weiterer mündlicher oder schriftlicher Überlieferung, was man nach dem Zusammenhange für das Richtige hielt, eingesetzt. Zwischen dem dunklen Gefühl, wonach ein solcher primitiver Kritiker verfährt, und dem klaren Bewusstsein eines streng geschulten Philologen ist ein grosser Abstand, aber dieser Abstand wird durch viele Zwischenstufen ausgefüllt, für welche leicht reichliche Beispiele zu finden sein würden. Entsprechend verhält es sich auf allen übrigen Gebieten der Philologie.

Wahre Wissenschaft ist nicht möglich ohne ein reines, von allen ausserhalb liegenden Zwecken unabhängiges Streben nach Erkenntnis. Aber diese ausserhalb liegenden Zwecke sind darum doch stets von wirksamem Einfluss auf die wissenschaftliche Tätigkeit. Sie pflegen bestimmend zu sein zu einer Zeit, wo von rein wissenschaftlichem Interesse noch gar keine Rede ist. Sie rufen die dilettantischen Bestrebungen hervor, aus denen nach und nach die Wissenschaft erwächst. Für die Beschäftigung mit der Kultur einer vergangenen Zeit oder eines fremden Volkes ist in der Regel zunächst nur die Bedeutung massgebend, welche dieselbe für das Leben der Gegenwart und des eigenen Volkes hat, sei es, dass diese Bedeutung schon von lange her besteht und zu ihrem ferneren Bestande einer erhaltenden Tätigkeit bedarf, sei es, dass diese Bedeutung sich erst frisch geltend macht, erst von Einzelnen empfunden wird, die für ihre Sache Propaganda zu machen suchen. Auch eine genauere Beachtung der in der Gegenwart bestehenden Verhältnisse wird zunächst durch das Bestreben hervorgerufen, praktisch auf dieselben einzuwirken. Nur muss berücksichtigt werden, dass, wo ein rein wissenschaftliches Interesse auf einem Kulturgebiet erzeugt ist, dasselbe auf ein anderes übertragen werden kann. Dies bemerkt man bei der vorbildlichen Wirkung der klassischen Philologie auf die germanische, die aber doch nur ein Moment in der Begründung unserer Wissenschaft und bei weitem nicht das vornehmste gewesen ist.

Wir gliedern unsern Stoff in 7 Abteilungen, ich möchte nicht sagen Perioden, da ich mich nicht an eine streng chronologische Abgrenzung binden werde: 1. Das Mittelalter; 2. Von der Reformation bis auf Franz Junius; 3. Von Junius bis auf Gottsched und Bodmer; 4. Von Gottsched bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts; 5. Das Zeitalter der Romantik; 6. Die Begründung der germanischen Philologie als einer selbständigen Wissenschaft; 7. Die Neuzeit.

## I. DAS MITTELALTER.

§ 2. Den ersten Anstoss zu grammatischem Nachdenken über die eigene Sprache gibt die Umsetzung des gesprochenen Wortes in das geschriebene.<sup>1</sup> Die Einführung der Buchstabenschrift führt zu einer Analyse der Sprachlaute. Dass unter den althochdeutschen Schreibern manche die Natur der Laute sorgfältig beobachtet haben, ergibt sich aus ihren Schreibsystemen. Aber keine systematische Anleitung zur Orthographie ist uns erhalten, dagegen das bekannte Zeugnis Einhards über Karl den Grossen (Vita cap. 29): *inchoavit et grammaticam patris sermonis*. Nach allen sonstigen Analogieen dürfen wir vermuten, dass diese *grammatica* sich auf orthographische Vorschriften beschränkt hat. (Vgl. noch J. Müller S. 190). Eine Nachfolge scheint dieses Vorbild bis auf die Humanistenzeit nicht gefunden zu haben.

Frühzeitig werden naive Versuche in der Etymologie gemacht. Diese betreffen zunächst zusammengesetzte oder wegen ihrer Länge als zusammengesetzt erscheinende Wörter, deren Teile nicht ohne weiteres verständlich sind, namentlich Eigennamen, die man als bedeutungsvoll zu erkennen bestrebt ist. Sie dringen zum Teil ins Volk ein und veranlassen auch Umgestaltungen der Wörter (Volksetymologie). Einer der ältesten und bemerkenswertesten etymologischen Versuche ist der des Abtes Smaragdus († 817), der in seiner lateinischen Grammatik gotische Eigennamen ausdeutet (vgl. Müller 194<sup>23</sup>).

Einen gewissen philologischen Sinn hat Karl der Grosse auch dadurch bekundet, dass er der Erhaltung der bis dahin nur mündlich überlieferten epischen Lieder in der Volkssprache seine Sorge zugewendet und dieselben zur Aufzeichnung gebracht hat (ebenfalls nach Einhard cap. 29). Freilich ist auch diese That so gut wie spurlos vorübergegangen.

Eine kritische Aufmerksamkeit auf die literarischen Verhältnisse regt sich bei den höfischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Gotfrid von Strassburg entwirft in seinem Tristan 4619 ff. eine meisterhafte Charakteristik seiner dichterischen Zeitgenossen. Dies gibt seinem Nachahmer Rudolf von Ems die Veranlassung, in zweien seiner Werke, dem Alexander und dem Wilhelm von Orlens ein Verzeichnis der epischen Dichter und Dichtungen seiner und der nächstvorangehenden Zeit zu liefern. Andere derartige Aufzählungen von geringerem Umfange finden sich namentlich bei lyrischen Dichtern.<sup>2</sup>

Liebhabelei im Sammeln literarischer Produkte, verbunden mit Achtsamkeit auf die Urheberschaft zeigt sich zuerst auf dem Gebiete der kunstmässigen Liederdichtung. Um die Grenzscheide des 13. und 14. Jahrh. war der Züricher Patrizier Rüdeger Manesse ein eifriger Sammler von Liederbüchern (vgl. MSH II, 280<sup>b</sup>). Um die selbe Zeit wurden die grossen Sammelhandschriften angefertigt, welche jetzt die Hauptquellen für unsere Kenntnis des Minnesangs bilden. Noch mehr von einem gelehrten Liebhaberinteresse hat im 15. Jahrh. die Beschäftigung mit der älteren ritterlichen Dichtung. Die ritterlichen Ideen feiern zu dieser Zeit zum ersten Male vorübergehend eine Art von Renaissance,

namentlich am bairischen Hofe, die in merkwürdiger Weise mit den Anfängen des Humanismus zusammenstößt. Die für uns interessanteste Erscheinung dabei ist der bairische Rat Jacob Püterich von Reichertshausen, ein leidenschaftlicher Handschriftensammler, der uns in seinem Ehrenbrief an die Herzogin Mechthild von Östreich (ZfdA 6, 32 ff.) ein Verzeichnis seiner reichhaltigen Bibliothek hinterlassen hat, worin die Ritterdichtungen des 13. Jahrh. die vornehmste Stelle einnehmen. Den Abschluss dieser Richtung bildet Kaiser Maximilian I., dessen Interesse für die ältere Literatur wir die unschätzbare grosse Ambraser Sammelhandschrift verdanken.

<sup>1</sup> Joh. Müller, *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Gotha 1882. <sup>2</sup> Zusammenstellung der literarischen Stellen MSH IV. 863 ff.

§ 3. Bedeutender als in Deutschland sind die Ansätze zu wissenschaftlicher Behandlung auf Island gewesen. Was von den grammatischen Bemühungen der Isländer auf uns gekommen ist, liegt in vier Traktaten vor, welche in die prosaische Edda eingefügt sind, von Hause aus aber jedenfalls nicht alle zu derselben gehört haben.<sup>1</sup> In der ersten Hälfte des 12. Jahrh. verfasste Þórodd Gamlason eine kleine Abhandlung, in welcher er eine Reform des Runenalphabets durchführte, die hauptsächlich in der Hinzufügung neuer Zeichen für die Diphthonge bestand. Um die Mitte des Jahrhunderts entstand ein vortreffliches Schriftchen (I), worin die Anpassung des lateinischen Alphabets an die isländischen Lautverhältnisse durchgeführt wird. Der unbekannte Verfasser benutzt dabei das angelsächsische Alphabet und die Reformen Þórodds, stützt sich aber vor allem auf eine selbständige genaue Beobachtung des isländischen Lautsystems. Seine Vorschriften sind massgebend für die isländische Orthographie geworden. Von viel geringerer Bedeutung ist eine andere nach 1200 entstandene Abhandlung (II) über das isländische Alphabet mit populären phonetischen Bemerkungen, wie sie sich auch sonst in mittelalterlichen Quellen finden. Sie scheint von Anfang an einen Bestandteil der prosaischen Edda gebildet zu haben und von Snorri herzuführen (nach Mogk, Lit. C.-Blatt, 1887, Nr. 16). Über das Orthographische hinaus geht eine umfanglichere Arbeit (III) von Ólaf Þórdarson, einem Neffen des Snorre Sturluson († 1259). Er wandelt darin die Wege der mittelalterlichen lateinischen Grammatiker. Der erste Hauptabschnitt handelt über die grammatischen Begriffe auf Grund von Priscians Institutiones, ein zweiter über die rhetorischen Figuren und die Verstösse im Ausdruck auf Grund des dritten Buchs von Donats Ars major, wozu reichliche Belege aus Skaldendichtungen gegeben werden. Benutzt sind daneben mittelalterliche lateinische Quellen und die genannten isländischen Abhandlungen, insbesondere scheint die in ihrer ursprünglichen Fassung verlorene Abhandlung Þórodds hineingearbeitet zu sein. Im 14. Jahrh. ist eine Fortsetzung angefügt (IV), die hauptsächlich auf dem Abschnitte «de figuris grammaticis» in dem Doctrinale des Alexander de Villa Dei beruht.

Die dritte und vierte Abhandlung führen auf das Gebiet der Poetik hinüber. Diese hat auf Island eine gewisse wissenschaftliche Fassung erhalten. Es war dies die Folge davon, dass die Skaldendichtung sich zu grosser Künstlichkeit entwickelte und zugleich einen antiquarischen Charakter annahm, indem man auch in der christlichen Zeit mit dem Materiale nicht nur der alten Helden-sage, sondern auch der heidnischen Mythologie arbeitete. So stellte sich das Bedürfnis nach einer systematischen Unterweisung heraus, welches in der prosaischen Edda (vgl. Abschn. 8 B<sup>a</sup>) seine Befriedigung fand, die in ihrer ursprünglichen Gestalt auf Snorre Sturluson († 1241) zurückgeht. In drei Hauptabschnitten wird dem Skalden das Nötige für seine Kunst an die Hand gegeben, eine Mythologie, eine Aufzählung und Erklärung gelehrter Benennungen

und poetischer Umschreibungen und eine Metrik. Wir haben darin die Zusammenfassung eines umfänglichen historischen Materials, welches der neuern Behandlung dieser Gegenstände als Unterlage gedient hat.

<sup>1</sup> *Den første og anden grammatiske afhandling i Snorres Edda*, udg. af Verner Dahlerup og Finnur Jónsson (Samfund XVI). København 1886. *Den tredje og fjerde grammatiske afhandling i Snorres Edda* udg. af Björn Mognússon Olsen (Samfund XII). ib. 1884. Olsen handelt in der Einleitung ausführlich über die isländische grammatische Literatur, sowie in einer früheren Abhandlung *Rånerne i den oldislandske litteratur*.

## 2. VON DER REFORMATION BIS AUF FRANZ JUNIUS.

§ 4. Zwei Richtungen laufen in diesem Zeitraum neben einander her, die als Vorbereitungen für die germanistische Wissenschaft angesehen werden können, eine gelehrt-antiquarische und eine praktische, auf den derzeitigen Zustand der Sprache und Literatur gerichtete. Beide berühren sich nur sehr wenig mit einander, so dass wir sie getrennt behandeln wollen.

### A. DIE ANTIQUARISCHE RICHTUNG.

§ 5. Seit dem Anfang des 16. Jahrh. führen in Deutschland verschiedene Momente zu einem schroffen Bruche mit den mittelalterlichen Kulturverhältnissen. Die Kirchenreformation suchte an das Urchristentum anzuknüpfen und glaubte die dazwischen liegende Zeit, aus der sie selbst doch auch herausgewachsen war, ignorieren zu dürfen, während natürlich die katholisch bleibenden Teile der Bevölkerung den Zusammenhang mit dem Mittelalter besser bewahrten. Stärker ward der Riss durch die eindringenden antiken Kulturelemente. Sehr schnell ward das römische Recht recipiert. In den bildenden Künsten wurde die Gotik durch die Renaissance verdrängt. Was das literarische Gebiet betrifft, so waren die meisten Humanisten gänzlich von der Muttersprache abgewendet. In die deutsche Literatur drang eine Menge antiken Stoffes ein, ohne aber zunächst den Grundcharakter derselben zu verändern, so dass während des 16. Jahrh. in formaler Beziehung fast durchaus, vorwiegend auch in materieller die alte Tradition bewahrt blieb, während die Anhänger des antiken Geschmacks es vorzogen, lateinisch zu schreiben. Daher konnten denn auch noch manche Erzeugnisse des Mittelalters im Druck erscheinen und Leser finden. Um so gründlicher war der Bruch, als diejenige Richtung, die in der französischen Renaissancedichtung ausgebildet war, durch Opitz zur allgemeinen Herrschaft in der deutschen Kunstdliteratur gelangte. Die mittelalterliche Tradition wucherte nun hauptsächlich in den unteren Schichten der Bevölkerung weiter.

Günstiger für die mittelalterliche Kultur war die Entwicklung in England. Wie sich in Recht und Verfassung das mittelalterlich-germanische Wesen behauptete, so auch in der Poesie, wo es in der Schule der dem Mittelalter noch nicht entfremdeten italienischen Frührenaissance, dann auch unter direkter, aber gemässigter Einwirkung der antiken Literatur zu ästhetischer Vervollkommenung gedieh und sich mit den Ideen der neuen Zeit erfüllte. So waren namentlich die Dichtungen Shakespeares naturgemäss dazu berufen, einmal die Brücke zu bilden, über die ein jüngerer Geschlecht zu der mittelalterlichen Kultur zurückgeführt werden konnte. Wenigstens bis zu Chaucer rückwärts hatte man im Zeitalter der Elisabeth die Fühlung noch nicht verloren. Für die angelsächsische Periode musste sie freilich erst von neuem gewonnen werden. Seit

Ausgang des 17. Jahrh. hat sich dann allerdings der Einfluss des französischen Klassizismus auch in England geltend gemacht, doch nie in solcher Stärke und nie bis zu solcher Unterdrückung des älteren heimischen Charakters.

Noch besser als in England wurde die nationale Tradition in den skandinavischen Ländern bewahrt. Für die reichen Schätze der altisländischen Literatur war es besonders günstig, dass die Sprache auf der Insel keine sehr einschneidenden Veränderungen erlitten hat (namentlich nicht in der schriftlichen Aufzeichnung), so dass sich für den Einheimischen dem Verständnis keine grossen Schwierigkeiten in den Weg stellten.

### DEUTSCHLAND UND DIE NIEDERLANDE.

§ 6. So sehr die allgemeine Zeitströmung vom deutschen Altertum abführte, so fehlte es doch nicht an Veranlassungen, die wenigstens einige Gelehrte zu einer gelegentlichen Beschäftigung mit demselben bestimmten. Die Humanisten fanden bei den römischen Geschichtsschreibern die Berichte über die Zustände und Begebenheiten der germanischen Urzeit. Das Bekanntwerden der Germania und der Annalen des Tacitus verbreitete über diese Epoche plötzlich einen ungeahnten Glanz, der den Patriotismus entflammen musste. So finden wir denn schon um 1500 eine Gruppe von Humanisten, die sich mit Begeisterung der germanischen Vorzeit zuwenden. Sie suchen zum Teil ihren Stützpunkt ebenda, wo der ersterbende mittelalterliche Geist noch einmal auflebte, am Hofe Maximilians. Der Elsässer Jacob Wimpfeling und der Schwabe Heinrich Bebel feierten die Leistungen Deutschlands und ihrer speziellen Heimat. Conrad Celtis (1459—1508) arbeitete an einer *Germania illustrata*, worin eine Darstellung der altgermanischen Völkerverhältnisse auf Grund der antiken Berichte gegeben werden sollte. Ein ähnliches Werk wurde wirklich zur Ausführung gebracht von Beatus Rhenanus, der sich auch als Herausgeber der für das germanische Altertum besonders wichtigen antiken Schriftsteller verdient gemacht hat, in seinen *Rerum Germanicarum libri tres* (Basel 1531). Von den antiken Geschichtsschreibern schritt man fort zu den lateinischen Geschichtsquellen des Mittelalters. Einige der wichtigsten unter denselben wurden durch Peutinger (1465—1547) und andere herausgegeben. Es bildeten sich die Anfänge einer mittelalterlichen Geschichtsforschung. Schon der Abt Johannes Trithemius (1462—1516) erlangte einen grossen Ruf als Kenner auf diesem Gebiete, freilich zum Teil durch gewissenlose Fälschungen. Johannes Turmair oder, wie er sich nach seinem Geburtsort nennt, Aventinus (1477—1534), ein Schüler des Celtis beschäftigte sich sowohl mit germanischer Urgeschichte in seiner *Chronica von ursprung, herkomen, vnd thaten der vhralten Teutschen* (gedruckt Nürnberg 1541), als mit der mittelalterlichen Geschichte seines engeren Vaterlandes in seinen *Annalium Boiorum libri septem* (Ingolstadt 1554, vollständiger Basel 1580) und in der deutschen Umarbeitung der Annalen, die als Johannis Aventini *Chronica* Frankfurt 1566 erschienen ist. Mehr Patriot als kritischer Historiker benutzte er in ausgedehntem Masse sagenhafte Überlieferungen, darunter deutsche Gedichte aus der Heldensage und der Karlssage und historische Lieder, schenkte auch den Mundarten und der Deutung der Eigennamen seine Aufmerksamkeit. Ähnliches wie Aventin für Baiern, leisteten für die Schweiz Tschudi (1538) und Stumpf (1547). Der Wiener Arzt und Historiograph Ferdinands I Wolfgang Lazius verfolgte den Ursprung und die Schicksale der germanischen Völkerschaften und ihrer nächsten Nachbarn in einem umfänglichen Werke, *De gentium aliquot migrationibus, sedibus fixis, reliquiis, linguarumque initis & immutationibus ac dialectis libri XII* (Basel 1557). Wie schon der Titel zeigt beachtet er auch die sprachlichen Eigentümlichkeiten. Er vergleicht deutsche Wörter mit

griechischen und lateinischen, beobachtet Unterschiede zwischen den lebenden Mundarten, und sucht sich auch von den älteren Sprachzuständen eine Vorstellung aus Handschriften, die ihm gerade zugänglich sind, zu bilden, was ihn denn auch zu gelegentlicher Mitteilung von Proben veranlasst. Als eine geschichtliche Quelle benutzt er das Nibelungenlied, von dem hier zum ersten Male einige kleine Stücke im Druck erscheinen.

Die Juristen konnten bei allem Respekt vor dem römischen Recht doch die Rücksichtnahme auf das mittelalterliche nicht entbehren. Denn es blieben immer genug Einrichtungen und Rechtsverhältnisse, auf welche jenes nicht anwendbar war. So verfielen denn auch die wichtigsten Rechtsbücher des späteren Mittelalters niemals ganz der Vergessenheit und wurden häufig gedruckt (der Sachsenspiegel zuerst 1474).<sup>1</sup> Aber das Interesse, welches man an diesen Quellen nahm, war kein wissenschaftliches, sondern ein praktisches, und der Text wurde in den Drucken so wenig kritisch behandelt wie in den früheren Abschriften. Dagegen war es ein reines Gelehrteninteresse, was zu den älteren lateinischen Volksrechten hinführte.<sup>2</sup> Indem man die wichtigsten und ältesten Quellen des römisch-byzantinischen Rechts hervorsuchte, fiel auch auf die des germanischen ein Seitenblick. So gelangte J. Sichardt zuerst zu einer Veröffentlichung des ripuarischen, alemannischen und bairischen Rechts (Basel 1530). Mit einer vollständigeren Sammlung der Leges folgte Herold (Basel 1557). Eine nicht ganz so umfassende war wahrscheinlich schon vorher in Paris gedruckt und wurde 1573 mit einem Titel versehen.

Protestantische Theologen wurden zur Beschäftigung mit mittelalterlicher Literatur durch das Verlangen getrieben, Vorläufer für die Ideen der Reformation zu finden. Diesem Verlangen entsprungen ist das Werk des Flacius Illyricus *Catalogus testium veritatis* (Basel 1556. <sup>2</sup>1562). Unter den Zeugen für die evangelische Wahrheit erscheint in der zweiten Ausgabe auch der Mönch Otfrid von Weissenburg,<sup>3</sup> den zuerst Trithemius aus der Vergessenheit hervorgezogen, und aus dessen *Evangelienbuch* zuerst Beatus Rhenanus eine kleine Probe nach der Freisinger Hs. mitgeteilt hatte. Der mit Flacius befreundete Augsburger Arzt Gassar hatte eine Hs. des Evangelienbuchs in der Bibliothek seines Gönners Ulrich Fugger gefunden (die jetzige Heidelberger) und 1560 eine Abschrift davon genommen. Dem Eifer des Flacius gelang es nach mehrfachen vergeblichen Bemühungen Gassars dessen Abschrift nebst einem Glossar und anderen Beigaben 1571 in Basel zum Drucke zu befördern. Dies ist bei allen Mängeln die wertvollste Publikation des 16. Jahrhunderts.

Interesse an den germanischen Sprachen um ihrer selbst willen bekundet vornehmlich der grosse Conrad Gessner in einem Werke, welches die Sprachenkenntnis seiner Zeit übersichtlich zusammenzufassen sucht, dem *Mithridates* (Zürich 1555), ausserdem in der Vorrede zu Maalers Wörterbuch (vgl. § 13). Er hat einermassen richtige Vorstellungen von dem Umfange und der Gliederung der germanischen Sprachfamilie.

<sup>1</sup> Stobbe, *Geschichte der deutschen Rechtsquellen* I, 290 ff. <sup>2</sup> Ib. I, 8 ff. Stintzing, *Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft*. <sup>3</sup> Kelles Ausgabe des Otfrid, 3. 23. 99.

§ 7. Die Niederlande werden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., namentlich seit der Gründung der Universität Leiden (1575) zu einem Hauptsitze der europäischen Wissenschaft und insbesondere der philologischen Studien. Neben den klassischen Sprachen werden auch die orientalischen eifrig betrieben. Dies befördert eine gewisse Universalität und eine Neigung zur Sprachvergleichung, die in Verbindung mit dem kräftig erwachten nationalen Selbstgefühl auch zur Beschäftigung mit der Muttersprache und deren nächsten Verwandten hinführt. Die erste Anregung ging von den südlichen Provinzen

aus, die bald hinter den freigewordenen nördlichen zurücktreten sollten. Freilich erzeugte hier der Patriotismus eine seltsame Verirrung, indem Goropius Becanus in seinen *Origines Antwerpianae* (Antwerpen 1569) und in seinen *Hermathena* (ebenda nach seinem Tode 1580 erschienen) den Beweis zu führen suchte, dass das Niederländische die Ursprache des Menschengeschlechts gewesen sei. In ähnlichen Bahnen bewegt sich noch Abrah. Vander-Milii *Lingva Belgica* (Leiden 1612), worin mit Hülfe der üblichen dilettantischen Wortvergleiche die Verwandtschaft des Holländischen mit vielen anderen, insbesondere den beiden klassischen Sprachen erwiesen werden soll und zugleich die grössere Ursprünglichkeit desselben. Das Persische wird zur Vergleichung mit dem Niederländischen herangezogen von Raphelengius (nach Mitteilung des gleich zu erwähnenden Vulcanius, S. 49) und von dem bekannten Philologen Justus Lipsius (in einem 1605 gedruckten Briefe), welcher letztere auch bereits die Ähnlichkeit der Flexionsformen bemerkte. Die sprachwissenschaftlichen Studien des aus Schlesien stammenden, aber in Leiden lebenden Arztes Johann Elichmann († 1639), sind nicht zum Abschluss gekommen.

Fördernder als diese Ansätze zur Sprachvergleiche war zunächst die Bekanntmachung wichtiger alter Denkmäler. Niederländer haben das Verdienst, zuerst auf die Reste des Gotischen hingewiesen zu haben. Geborene Niederländer, die sich in Köln aufhielten,<sup>1</sup> scheinen auf den damals in Werden befindlichen codex argenteus der gotischen Evangelien aufmerksam geworden zu sein und Notizen daraus gemacht zu haben, die zunächst handschriftlich anderen Gelehrten bekannt wurden. Auf Grund ihrer Aufzeichnungen sind in drei Werken Proben des Gotischen gedruckt. Zuerst teilte Becanus in seinen *Origines* das Vaterunser und einige sonstige kleine Fetzen mit. Einige weitere Stücke kamen hinzu in dem Schriftchen *De Literis & Lingua Getarum sive Gothorum*, welches von Bonaventura Vulcanius als die Arbeit eines «Anonymus» Leiden 1597 herausgegeben wurde. Zum Teil Anderes bringt dann Janus Gruter in seinen *Inscriptiones antiquae* (1602). Vulcanius hatte noch eine Anzahl kleiner Beigaben hinzugefügt, darunter den kurz vorher (1595) bekannt gewordenen Bericht seines Landsmanns Busbeck über die Reste der Goten in der Krim,<sup>2</sup> mehrere nordische Runenalphabete (worunter eins nach Olaus Magnus cf. § 10) und Runeninschriften, die ihm zum Teil durch Jos. Scaliger vermittelt waren, Proben aus der althochdeutschen Übersetzung der dem Tatian zugeschriebenen Evangelienharmonie, aus Willeram's Paraphrase des hohen Liedes und aus dem Annoliede, die von dem Geschichtsschreiber Nidhard überlieferten Strassburger Eide, König Alfred's Vorrede zu seiner angelsächsischen Übersetzung von Gregors Cura pastoralis, den Anfang einer isländischen Bibelübersetzung. So war auf kleinem Raume eine Fülle von anregenden Hinweisen zusammengedrängt, denen denn auch die Folgezeit nachgegangen ist. So veröffentlichte schon 1598 Paulus Merula den ganzen Willeram nach der Leidener Hs. mit einer niederländischen Übersetzung des Juristen Castricomicus und Anmerkungen von dem selben, Pontanus 1616 mehrere Kapitel des Tatian. Aus dem ältesten Denkmale des Niederländischen, einer *Interlinearversion der Psalmen* veranstaltete Justus Lipsius 1599 eine Glossensammlung, die 1605 gedruckt wurde, und Vander-Mylius teilte daraus den 19. Psalm mit.

<sup>1</sup> Massmann, ZfdA 1, 306. Schulte ib. 23, 51. 318. 24, 324. <sup>2</sup> Massmann ib. 1, 345. Tomaschek, *Die Goten in Taurien*, Wien 1881.

§ 8. Die niederländischen Anregungen wirkten auch auf Deutschland. Hier beginnt im Anfang des 17. Jahrh. eine lebhaftere Thätigkeit, die hauptsächlich von Juristen und juristisch gebildeten Historikern ausgeht.



Die *Leges Barbarorum* fanden 1613 einen neuen Herausgeber in dem Hamburger Friedr. Lindenbrog, der in Leiden gebildet war. Durch einen Aufenthalt in England angeregt, ging derselbe auch zur Beschäftigung mit den angelsächsischen Gesetzen und von da zu lexikalischen Arbeiten über, aber ohne dass die Früchte dieser Studien veröffentlicht wurden.

Um die Erschliessung der älteren Literatur erwarben sich zwei Männer grosse Verdienste, der Augsburger Marquard Freher (1665—1714) und der Schweizer Melchior Goldast (1576—1635), beide von Hause aus Juristen, der letztere vorwiegend als Historiker thätig. Sie wirkten mehrfach im Verein mit einander, teilweise auch in Verbindung mit dem Sanktgaller Schobinger (1566—1604). Eins ihrer Hauptverdienste war die Hinweisung auf die reichen Sprachschätze St. Gallens. Bisher hatte nur Tschudi (1538) die Sanktgaller Hs. des Tatian erwähnt und Stumpf in seiner Schweizer Chronik (1547) das Notkersche Vaterunser und Credo veröffentlicht auf Grund einer Mitteilung des Sanktgallers Vadianus († 1551). Eine Schrift desselben, in welcher auf Notkers Psalmenübersetzung hingewiesen war, wurde erst durch Goldast in seinen *Alamannicarum rerum scriptores aliquot vetuti* (1606) veröffentlicht. Ebenda wurden Mitteilungen aus der Sanktgaller Übersetzung der Benediktinerregel und aus dem sogenannten Hrabanischen Glossar gemacht. Schon vorher (1601) hatte Goldast ein Stück aus Notkers Psalmenübersetzung bekannt gemacht. Freher veröffentlichte 1609 die älteste Sanktgaller Übersetzung des Paternoster und des Credo. Er bereitete eine Ausgabe des Williram und des Otfrid vor. Erstere erschien nach seinem Tode 1631, sowie *Emendationes et annotationes* zu Otfrid 1639. Fast noch wichtiger war es, dass die Minnesinger, von welchen nur in der verworrenen Tradition der Meistersinger eine dunkle Kunde fortlebte, wieder ans Licht gezogen wurden. Im Schlosse Forsteck im Besitze der Freiherrn von Hohensax entdeckte Freher die grosse, später Pariser, jetzt wieder Heidelberger Handschrift der Minnesinger und betrieb den Erwerb derselben für die Heidelberger Bibliothek. Goldast machte die ersten Veröffentlichungen daraus 1601, bedeutendere 1604 in seinen *Paraenetici veteres*, worin König Tyrol von Schotten, der Winsbecke und die Winsbeckin mit Kommentar abgedruckt wurden. Hieran konnte sich neben dem gelehrten Interesse ein ästhetisches anknüpfen. Bekanntschaft mit manchen anderen Werken der mittelhochdeutschen Literatur zeigt Goldast in Citaten.

Eine Reimchronik des 13. Jahrh., das *Fürstenbuch des Jans Enenkel* wurde 1618 von Hier. Megiser herausgegeben. Aus der Übergangszeit vom Ahd. zum Mhd. veröffentlichte Opitz 1639 das Gedicht vom heiligen Anno.

Während sich gerade Juristen um die ältere Sprache und Literatur verdient machten, ward ein philologisch gebildeter Arzt Hermann Conring<sup>1</sup> der erste Begründer der deutschen Rechtsgeschichte durch seine Schrift *De origine juris Germanici* (1643). Sein Bestreben war zunächst darauf gerichtet, der Tradition ein Ende zu machen, dass das römische Recht durch ein Gesetz Kaiser Lothars eingeführt sei. Indem er nachwies, dass dasselbe seine Geltung vielmehr nur der allmählichen Aufnahme durch den Usus verdanke, zeigte er zugleich, dass das ältere deutsche Recht niemals förmlich abgeschafft sei und in dem bestehenden Rechte nachwirke, so dass also die Beschäftigung damit auch für die Gegenwart Bedeutung habe.

<sup>1</sup> Stinzing, *Geschichte d. deutschen Rechtswissenschaft* II, 165 ff.

#### ENGLAND.

§ 9. In England war es in viel höherem Grade als in Deutschland das theologische Interesse, was zum Studium der alten Denkmale trieb. Zunächst freilich wirkte die Reformation ungünstig, indem bei der Aufhebung der Klöster

viele handschriftliche Schätze zerstört wurden, worunter jedenfalls manches Altenglische gewesen sein wird. Doch bald machte sich eine Reaktion dagegen geltend durch den für die Engländer charakteristischen Sammeleifer, und dieser Sammeleifer war im Anfang wesentlich getragen von kirchlichem Interesse, indem man begierig alles aufsuchte, was in den älteren Schriften zu der neuen Lehre zu stimmen schien. Als Handschriftensammler wirkte seit 1533 John Leland in einer offiziellen Stellung, als «the King's Antiquary». Viel bedeutender noch wurde die Thätigkeit des Leiters der englischen Kirche, des Erzbischofs Matthew Parker, dessen Sammlungen nach Cambridge übergeführt sind. Er bediente sich dabei der Unterstützung seines Sekretärs Joscelyn. In seinen Werken benutzte und citierte er altenglische Texte und gab die Veranlassung zu den ersten Veröffentlichungen. Diese beginnen mit dem Büchlein *A Testimonie of Antiquitie* (London, ohne Jahr, wahrscheinlich 1566 oder 1567), worin eine Predigt Aelfrics, für die man sich wegen des Abendmalstreites interessierte, zwei Briefe desselben und einige katechetische Stücke enthalten waren. Herausgeber war vermutlich Joscelyn. Gleichfalls auf Parkers Veranlassung gab Fox 1571 die älteste englische Übersetzung der vier Evangelien heraus. Parker selbst teilte 1574 in seiner Ausgabe der Lebensgeschichte König Aelfreds von Asser die Vorrede Aelfreds zu seiner Übersetzung von Gregors *Cura pastoralis* mit. Unabhängig von Parker hatte sich frühzeitig Lawrence Nowel in das Studium des Angelsächsischen vertieft, durch welchen wieder William Lambarde angeregt wurde. Letzterer brachte mit Hülfe Nowels die erste Ausgabe der angelsächsischen Gesetze zu Stande, welche unter dem Titel *Anglo-Saxonum Leges* London 1568 erschien. Einige angelsächsische Stücke brachte er auch in *A Perambulation of Kent* (London 1576). Es trat dann zunächst eine Pause in den Veröffentlichungen ein, von einigen Kleinigkeiten abgesehen. Unterdessen aber wirkten die eifrigen Sammler Thomas Bodley (1544—1612), der Begründer der Bodlejana in Oxford, und Rob. Bruce Cotton (1570—1631) der Begründer der Cottoniana im Britischen Museum. Vorarbeiten zu umfassenden Veröffentlichungen machte William L'Isle, wovon aber nur 1623 ein Traktat Aelfrics mit einer neuen Ausgabe des Testimonie erschien. Neubelebt wurden die angelsächsischen Studien durch Henry Spelman († 1641), der sogar aus seinen Mitteln in Cambridge eine Professur für angelsächsische Literatur und Kirchengeschichte begründete, die jedoch bald wieder einging. Von ihm erschien 1639 der erste Band einer Sammlung von kirchlichen Verordnungen und Urkunden; ein zweiter wurde auf Grund seiner Vorarbeiten 1664 veröffentlicht. Sein Sohn John Spelman gab 1640 eine angelsächsische Interlinearversion der Psalmen heraus, der erste Inhaber der von Spelman begründeten Professur Abraham Whelock 1643 Aelfreds Übersetzung von Bedas Kirchengeschichte. H. Spelman hatte auch die Anregung zu dem *Monasticon Anglicanum* gegeben, welches Dodsworth und Dugdale 1655 veröffentlichten, mit vielen auf kirchliche Stiftungen bezüglichen Urkunden.

Das Studium der Denkmäler war äusserst erschwert, so lange es gar kein Hülfsmittel zum Verständnis der alten Sprache gab und jeder einzelne mit der Entzifferung derselben von vorn anfangen musste. Zwar arbeiteten schon Nowel und Joscelyn angelsächsische Wörterbücher aus, letzterer auch eine Grammatik, aber ohne dass etwas davon an die Öffentlichkeit kam. Henry Spelman unternahm es zuerst ein von ihm ausgearbeitetes angelsächsisches Glossar auf seine Kosten drucken zu lassen, gelangte aber nur bis zu dem Buchstaben L. Endlich lieferte 1659 William Somner, Whelocks Nachfolger in Cambridge, in seinem *Dictionarium Saxonico-Latino-Anglicum* ein brauchbares Hülfsmittel, auf das die Folgezeit fussen konnte.

## SKANDINAVIEN.

§ 10. In Dänemark und Schweden knüpfte sich die Beschäftigung mit der heimischen Vorzeit zunächst an die *Gesta Danorum* des Saxo Grammaticus, eine Quelle, die auch dem übrigen Europa frühzeitig zugänglich war. Der erste Druck erschien zu Paris 1514. Eine gelehrte Ausgabe mit Kommentar gab Steph. Joh. Stephanius 1644 zu Kopenhagen heraus. Darin war eine Fülle von Sagen mitgeteilt, sogar Übersetzungen alter Lieder und viele Nachrichten über Glauben und Kultus der heidnischen Zeit. Frühzeitig erwachte hier auch ein Interesse, welches dann bis auf die neueste Zeit immer sehr lebhaft gewesen ist, das Interesse für die Monumente und Gerätschaften des Altertums und damit für die Inschriften, für die Runen.

Unter den schwedischen Geschichtsschreibern des 16. Jahrh. befinden sich die beiden letzten katholischen Erzbischöfe von Upsala, die Brüder Joannes und Olaus Magnus. Von dem ersteren haben wir eine *Gothorum Sveonumque Historia* (Rom 1554), von dem letzteren eine *Historia de gentibus Septentrionalibus* (Rom 1555), ein geographisch-kulturwissenschaftliches Werk, in welchem die Natur der nördlichen Länder und die Sitten ihrer Bewohner eingehend geschildert werden. Neben den Zuständen seiner Zeit berücksichtigt er auch die der Vergangenheit, zum Teil im Anschluss an das Werk seines Bruders, natürlich vor allem auch an Saxo. Das ganze dritte Buch ist der ehemaligen Religion der Skandinavier und ihrer nächsten Nachbarn gewidmet, im ersten wird unter andern über die alten Grabdenkmale gehandelt und werden einige, zum Teil mit Runen, abgebildet, auch ein Runenalphabet mitgeteilt. Der Umstand, dass das Werk in Rom gedruckt war, begünstigte seine Verbreitung. Ein Nachdruck erschien in Basel 1567 und ein in Holland veranstalteter Auszug wurde wiederholt gedruckt (zuerst Antwerpen 1558) und hat auch Anregungen gegeben (cf. § 7).

Ein eingehenderes Studium der Runeninschriften beginnt am Ende des 16. Jahrh. in Schweden mit J. Bure (Bureus). Seine Veröffentlichungen (1599—1624) haben aber wenig Verbreitung gefunden. Ausserdem beschäftigte er sich auch mit der mittelalterlichen schwedischen Literatur. Er publicierte das Werk *Um styrlise kununga ok höfðinga* (1634). Vorangegangen war ihm Messenius mit der Veröffentlichung schwedischer Chroniken. Bure hat auch lexikalische Sammlungen aus älteren schwedischen Texten angelegt, Aufzeichnungen über Mundarten gemacht, und selbst eine grammatische Arbeit von ihm wird erwähnt. Mitteilungen aus seinen Collectaneen hat Klemming (Sammlen 4, 12. 5, 71 und Svenska landsmålén h. 24) gemacht.

In umfassenderer Weise wurden die Runenstudien von dem gelehrten Arzt Ole Worm (Olaus Wormius) in Kopenhagen (1588—1654) in Angriff genommen. Angeregt von Bureus war er bemüht sich Abbildungen von sämtlichen Runeninschriften zu verschaffen, die er im dänischen Reiche aufspüren konnte und dieselben mit Erläuterungen zu veröffentlichen (seit 1628). Seine Hauptwerke sind *Runer seu Danica literatura antiquissima* (1636) und *Danorum monumentorum libri sex* (1643). Bei aller Mangelhaftigkeit der Nachbildungen und vielen Fehlern in der Deutung hat er doch eine tüchtige Unterlage für die Runenkunde geschaffen.

Geschichtliches Interesse veranlasste den Historiker Vedel, der auch den Saxo ins Dänische übersetzt hat, zur Sammlung alter dänischer Lieder, die er 1591 herausgab. Unter ihnen waren mehrere, in denen noch die Stoffe der altgermanischen Heldensage fortlebten.

Auf die altnordische (norwegisch-isländische) Literatur musste man in Dänemark zuerst durch die Beschäftigung mit der norwegischen Geschichte geführt

werden. Schon 1594 veröffentlichte J. Mortensön einen dänischen Auszug aus der unter dem Namen *Héimskringla* bekannten grossen norwegischen Königsgeschichte. Eine 1599 von Claussön verfasste Übersetzung gab Ol. Wormius 1633 heraus.

Um 1600 wurde auch auf Island das Interesse für die ein Jahrhundert lang vernachlässigte heimische Literatur von neuem erweckt.<sup>1</sup> Diese Bewegung beginnt mit Arngrím Jónsson (1567—1648), der durch mehrere lateinische Schriften über die Insel und ihre Geschichte auch auswärts das Interesse weckte. Ferner sind zu nennen Magnus Ólafson, Björn Jónsson, Jón Gizursson, die Bischöfe Odd und Brynjúlf Sveinsson von Skalholt und Thorlák Skúlason von Holar. Fast alle diese stehen in Verbindung mit Olaus Wormius, ja sie sind grösstenteils zuerst von ihm angeregt. Es bedurfte der Teilnahme Dänemarks, um den Isländern einiges Zutrauen zu dem Werte ihrer älteren Literatur beizubringen. Hohe Zeit war es. Denn die Handschriften waren, abgesehen von der direkten Vernichtung behufs anderweitiger Benutzung des Pergaments, durch das Klima und durch die häuslichen Einrichtungen einer raschen Zerstörung ausgesetzt. Man machte sich nun daran, die noch vorhandenen Handschriften zu sammeln und besser aufzubewahren, neue Abschriften zu nehmen und Übersetzungen und Auszüge herzustellen. Es begann dann auch seit 1628 die im Interesse der Erhaltung wie der Benutzung so wünschenswerte Überführung der Handschriften nach dem Festlande. Ol. Wormius war der erste, der isländische Handschriften erwarb. Diese haben den Grundstock zu den altnordischen Schätzen in der königl. Bibliothek zu Kopenhagen gebildet. Neben ihm legte auch Stephanius eine Sammlung an. Gedruckt wurde von den Arbeiten der ausser Arngrím genannten Isländer zunächst nichts ausser einigen Mitteilungen, die sie dem Wormius für seine Werke geliefert hatten, und dem Ansatz zu einem altnordischen Wörterbuch, den Magnus Ólafson gemacht hatte und der durch Wormius 1650 veröffentlicht wurde, bezeichnenderweise in Runentypen, daher *Specimen lexicì runici* betitelt.

<sup>1</sup> Gudbrand Vigfusson, Prolegomena zur *Sturlunga Saga*, § 27.

## B. DIE PRAKTISCHE RICHTUNG.

### DEUTSCHLAND UND DIE NIEDERLANDE.

§ 11. Praktische Bedürfnisse führten zur Behandlung der lebenden Sprache. Die ältesten hierher gehörigen Schriften<sup>1</sup> wollen dem Unterricht im Lesen und Schreiben dienen. Sie zerfallen in zwei Klassen. Die eine ist wesentlich für elementare Unterweisung der Kinder und des Volkes im Lesen bestimmt. Die andere gibt solchen, welche diese ersten Elemente hinter sich haben, Anweisung zur richtigen Schreibweise, und zwar im Anschluss an allgemeine Anweisungen zur Abfassung von Briefen und sonstigen Schriftstücken.

Bis gegen 1400 scheint man das Lesen und Schreiben immer zugleich mit den Anfangsgründen des Lateinischen erlernt zu haben. Seit dem Beginn des 15. Jahrh. sehen wir überall teils private, teils städtische deutsche Schulen entstehen. Durch die Erfindung des Buchdrucks wurde die Beschaffung der Mittel zum Lesen ganz bedeutend erleichtert und zugleich die Lesekunst zu einem immer allgemeiner werdenden Bedürfnis erhoben. Die kräftigsten Anregungen aber zum Leseunterricht für das Volk gab die Reformation mit ihrer Forderung, dass der gemeine Mann die Bibel und den Katechismus in seiner Muttersprache lesen solle. Das älteste uns erhaltene Hilfsmittel für diesen Unterricht, die älteste deutsche Fibel ist der *Modus legendi* des Christoph

Hueber aus Landshut vom Jahre 1477 (bei Müller, S. 9). In der Reformationszeit wurde epochemachend Valentin Ickelsamer aus Rothenburg a. d. Tauber, ein Anhänger Karlstadts (vgl. über ihn Müller S. 396 und Weigand bei Fechner). Er gab zuerst ein Büchlein heraus unter dem Titel *Die rechte weis auff's kürztist lesen zu lernen*, wahrscheinlich 1527, nur in einer späteren Auflage von 1534 erhalten (danach bei Müller S. 52 und bei Fechner). Diesem folgte *Ein Teutsche Grammatica*, in drei Ausgaben vorhanden, wahrscheinlich zuerst 1534 gedruckt (bei Fechner, bei Müller S. 120, besondere Ausgabe von Kohler, Freiburg i. B. 1881). Das letztere Werk beginnt zwar mit sehr verständigen Ideen für eine künftig einmal zu schreibende vollständige deutsche Grammatik, im übrigen bietet es aber, abgesehen von einem kleinen etymologischen Abschnitt, wie das frühere nur eine Orthographie. Ickelsamer ist ein Vertreter der erst neuerdings zur Herrschaft gelangten Lautiermethode. Seine Bemerkungen über die Natur der einzelnen Laute bekunden ein über das praktische Bedürfnis hinausgehendes theoretisches Interesse. Er zeigt bei manchen Wunderlichkeiten in der Beschreibung eine Genauigkeit der Beobachtung, wie sie in Deutschland bis auf unser Jahrhundert von keinem seiner Nachfolger wieder erreicht ist. Unter dem Einflusse Ickelsamers stehen andere Elementarbücher wie Peter Jordans *Leyenschül* 1533 (Müller S. 110 und Fechner), Jacob Grüssbeutels *Stymmenbüchlein* 1534 (bei Fechner, vgl. Müller S. 408), Ortholph Fuchspersgers *Leeszkunst* 1542 (Müller S. 166). Unabhängig dagegen ist das *Enchiridion* von Joann Kolrosz, deutschem Lehrmeister zu Basel (zuerst 1530), welcher die Absicht verfolgt, solche, die durch mündlichen Unterricht ein wenig im Lesen geübt sind, durch weitere Unterweisung in den Stand zu setzen, die heilige Schrift zu lesen.

Schon im frühen Mittelalter gab es Mustersammlungen von Briefen und Urkunden in lateinischer Sprache, denen sich dann auch theoretische Unterweisungen zur Anfertigung solcher Schriftstücke beigesellten. Seit dem Ausgang des 15. Jahrh. erschienen dergleichen Bücher auch deutsch unter dem Titel *Formulare* oder *Teutsch rethorica*, auch *Canzleybüchlein* oder *Titelbüchlein*, die grösseren für Schreiber, die kleineren für jedermann bestimmt. Einige derselben nun geben in einem besonderen Teile auch eine deutsche Orthographie. Die älteste findet sich in dem 1527 verfassten und zu Köln erschienenen *Schryfftspiegel* (Müller S. 382). Viel umfassender ist die *Orthographia* des Schlesiers Fabian Frangk, die als Anhang zu seiner *Canzley* Wittenberg 1531 erschienen ist (Müller S. 92). Noch vor Ickelsamer weist dieser auf die Notwendigkeit einer vollständigen deutschen Grammatik hin. Unbedeutender ist die *Orthographia*, die in dem *Handbüchlein* des Schwaben Meichszner (1538) enthalten ist (Müller S. 160).

Die erwähnten Arbeiten haben es fast durchgängig nur mit dem Verhältnis von Schriftzeichen und Laut zu thun. Sie wollen noch keine für ganz Deutschland massgebende feste Orthographie schaffen. Das *Enchiridion* von Kolrosz ist im Baseler, der *Schriftspiegel* im Kölnischen Dialekte abgefasst, und die Verfasser haben ihre Regeln dem Schweizerischen und Kölnischen Lautsysteme angepasst. Dagegen Frangk, der dem Ausgangspunkt der neuhochdeutschen Schriftsprache von Geburt nahe steht, erkennt schon ausdrücklich die kaiserliche Kanzlei und Luthers Schriften als massgebend an.

<sup>1</sup> Joh. Müller a. a. O. und *Vier seltene Schriften des 16. Jahrhunderts*, hrsg. von H. Fechner.

§ 12. Zu einer systematischen Behandlung der ganzen Grammatik führte zuerst das Bedürfnis der Unterweisung von Ausländern in der deutschen Sprache, weshalb denn auch die lateinische Sprache dazu verwendet wurde. Erst in zweiter Linie stand zunächst ein anderes Bedürfnis, welches allmählich

immer mehr in den Vordergrund trat, das der Inländer, welches daraus entsprang, dass die Schriftsprache von jedem Einzelnen, der zunächst in seiner heimischen Mundart aufgewachsen war, ebenso wie eine fremde Sprache künstlich erlernt werden musste. So war der Strassburger Notar Albert Oelinger zur Ausarbeitung einer Grammatik veranlasst durch den Unterricht, den er einigen französischen Edelleuten erteilte. Sein Werk erschien unter dem Titel *Vnterricht der Hoch Teutschen Sprach: Grammatica seu institutio verae Germanicae linguae* etc. Strassburg 1574 (im Druck vollendet 1573). Dieser Versuch ist recht mangelhaft, auch wenn man von allen wissenschaftlichen Forderungen absieht und ihn lediglich als Hilfsmittel für die praktische Aneignung betrachtet. Der Verfasser schliesst sich mechanisch an das Schema der lateinischen Grammatik an, wodurch er auch veranlasst wird, sein Werk mit manchem überflüssigen Ballast zu beladen. Das Material ist sehr unvollständig, besonders dürftig die Syntax. Anzuerkennen ist, dass wenigstens ein Versuch zur Scheidung von Conjugationsklassen gemacht ist (vier werden aufgestellt), wobei aber noch ganz Verschiedenartiges zusammengeworfen wird. Von den gerügten Mängeln hat sich die deutsche Grammatik überhaupt nur sehr langsam mehr und mehr los gemacht. Oelinger behauptet, er habe seine Arbeit eigentlich noch nicht veröffentlichen wollen; eine unrechtmässige Benutzung seines Manuscriptes habe ihn zur Beschleunigung veranlasst. Diese Behauptung kann man nur beziehen auf die kurz vorher (1573) in Augsburg erschienene *Teutsch Grammatick oder Sprach-Kunst. Certissima ratio discendae, augendae, orandae, propagandae, conservandae linguae Alemanorum siue Germanorum* etc. per Laurentium Albertum Ostrofrancum. Eine Menge wörtlicher Übereinstimmungen beweisen einen Zusammenhang zwischen beiden Werken. Aber es muss in Zweifel gezogen werden, ob es mit der Anschuldigung von Seiten Oelingers seine Richtigkeit hat und nicht vielmehr er der Plagiator ist (vgl. Reifferscheidt, ADB 24, 302). Die stärksten Übereinstimmungen finden sich bei der Behandlung des Substantivums. Daneben bietet Albertus vieles, was ihm allein eigen ist. Er rechnet neben den Ausländern auch schon auf deutsche Benutzer. Er sucht seinem Werke einen mehr wissenschaftlichen Anstrich zu geben durch gelegentliche Vergleichen älterer Formen und fremder Sprachen. Die Wortbildung wird eingehender behandelt als bei Oelinger. Diese beiden ältesten Grammatiker wollen nicht mehr eine Mundart, sondern die Gemeinsprache darstellen. Sie haben aber noch keine ganz feste Norm, indem sie nur im allgemeinen die Druckereien bestimmter Städte als massgebend bezeichnen. So geschieht es, dass sie noch manche Eigentümlichkeiten ihrer Mundart als mustergültig hinstellen. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die dritte, sonst vielfach auf sie fussende deutsche Grammatik, wie schon der Titel der ersten Auflage besagt: *Grammatica Germanicae linguae* M. Johannis Claij Hirtzbergensis: *Ex Bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta* (Leipzig 1578). Der strenge Anschluss an Luthers Sprache war es wohl vornehmlich, was dieser Grammatik eine höhere Autorität als ihren Vorgängerinnen verschaffte. Im übrigen übertrifft sie dieselben zwar in Bezug auf Vollständigkeit, aber nicht in Bezug auf die Disposition des Stoffes, ja sie bezeichnet in der Darstellung der Conjugation sogar einen Rückschritt gegen Oelinger, indem die Verba einfach nach den Endsilben geordnet werden. Der Grammatik des Clajus gelang es in die Schulen einzudringen. Merkwürdigerweise wurde sie trotz ihres ausgesprochenen Protestantismus besonders in den süddeutschen Jesuitenanstalten verwendet. Eine elfte Auflage erschien noch 1720. Sie hat die Grundlage für die Grammatiken des 17. Jahrh. gebildet.

§ 13. Lateinisch-deutsche Vocabularien gab es schon seit dem 8. Jahrh. In diesen war aber das Deutsche nur Mittel zur Verdolmetschung des Latci-

nischen. Indem die Humanisten Übersetzungen aus der Muttersprache in das Lateinische einführten, ergab sich das Bedürfnis von Wörterbüchern mit Voranstellung des Deutschen in alphabetischer Ordnung.<sup>1</sup> Das erste dieser Art ist der *Teuthonista* des Gerhard v. Schueren (Köln 1477, neue Ausg. Leiden 1804) in der Mundart von Cleve, lateinisch-deutsch und deutsch-lateinisch. Viele andere folgten. Das erste Wörterbuch, welches nicht mehr bloss dem Lateinunterricht dienen wollte, in dem das Deutsche Selbstzweck wurde, veröffentlichte Josua Maaler<sup>2</sup> unter dem Titel *Die Teutsch sprach* Zürich 1561. Angeregt war er dazu durch C. Gesner, der das Werk mit einer Vorrede einführte, und den Züricher Rektor J. Frisius. Wie bei den ältesten systematischen Grammatiken war ein Hauptzweck, Ausländern das Verständnis des Deutschen zu erschliessen. Zu Grunde gelegt wurde das lateinisch-deutsche Wörterbuch von Frisius, welches seinerseits eine Bearbeitung des lateinisch-französischen von Rob. Stephanus war. So ist eine grosse Reichhaltigkeit erlangt, aber die Umsetzung ist zu mechanisch gemacht, und man merkt überall, dass nicht das Deutsche, sondern das Lateinische den ursprünglichen Ausgangspunkt gebildet hat. Eine viel selbständigere Arbeit ist das *Etymologicum* (ursprünglich *Dictionarium*) *Tudonicae linguae* des Kilianus Duflæus (Kiel aus Duffel in Brabant), Antwerpen 1574, dritte Ausg. 1599. Es verzeichnet den Sprachschatz des Brabantischen mit Berücksichtigung schon veralteter Wörter, erstreckt sich aber auch über die übrigen niederfränkischen Mundarten, und schliesst auch das Sächsische und selbst das Oberdeutsche nicht ganz aus. Mit der praktischen Tendenz vereinigt sich hier ein wissenschaftliches Streben, indem in der dritten Ausgabe vielfach Etymologiceen beigelegt sind, die der Verf. mit Sorgfalt und nicht ohne eine gewisse Kritik aus verschiedenen Autoren zusammengetragen hat. Diese respektable Leistung hat denn auch noch lange Wert behalten. Sie ist nach seinem Tode 1623 und 1632 von Potter herausgegeben und noch einmal 1777 von Hasselt mit reichhaltigen Anmerkungen. Sehr umfänglich angelegt ist der *Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae* von Georg Henisch, der aber nicht über den ersten Teil (Augsburg 1616) hinausgekommen ist, welcher bis G reichte. Henisch hat hierin den Versuch gemacht, auch die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, die man seit der Humanistenzeit (natürlich nicht aus kulturgeschichtlichem, sondern aus praktisch-moralischem Interesse) zu sammeln angefangen hatte,<sup>3</sup> in das Wörterbuch einzufügen.

<sup>1</sup> Joh. Müller a. a. O. S. 274. <sup>2</sup> Bächtold, N. Zürcher Zeit. 1884, Nr. 33.

<sup>3</sup> Zacher, *Die deutschen Sprichwörteransammlungen*, Leipz. 1852. Suringar, *Erasmus over Nederlandsche Spreekwoorden*, Utrecht 1873.

§ 14. Im 17. Jahrh. wirkten zwei Momente fördernd auf die schulmässige Behandlung der deutschen Grammatik. Erstens die pädagogischen Bestrebungen des Wolfgang Ratichius, zu dessen Forderungen es gehörte, dass der Sprachunterricht mit der deutschen Grammatik beginnen sollte. Zweitens die Bemühungen um die Veredelung der deutschen Poesie und Sprache, insbesondere die Thätigkeit der nach italienischem Muster gestifteten Sprachgesellschaften. Die Methode des Ratichius ist angewendet in der ältesten in deutscher Sprache verfassten und für den Elementarunterricht bestimmten deutschen Grammatik von Joh. Kromayer (Weimar 1818). Sie eröffnet eine lange Reihe von Grammatiken mit ähnlicher Tendenz. Der bedeutendste Grammatiker des Jahrhunderts, Justus Georg Schottelius, geboren zu Einbeck 1612, gestorben zu Wolfenbüttel 1676, von Hause aus Jurist, war Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und eifriger Verfechter ihrer Ideen. Ihm genügte aber die spielende Art nicht, mit der die Sprachgesellschaften bei Verfolgung ihrer löblichen patriotischen Ziele verfahren, er unternahm es, mit weit mehr Ernst und Gründlich-

keit wirklich Hand ans Werk zu legen, freilich nicht mit allseitig durchgreifendem Erfolge. Er wird nicht müde, die angestammte Herrlichkeit der deutschen Sprache zu preisen; er bemüht sich um ihre Reinigung, Regelung und Bereicherung, damit sie ein würdiges Werkzeug für die deutsche Literatur werde, damit sie auf allen Gebieten zur Anwendung kommen und das Lateinische wie das Französische verdrängen möge. Zu diesem Zwecke sollte sie grammatisch und lexikalisch bearbeitet werden. Seine *Teutsche Sprachkunst* (1641. 2. Aufl. 1651) zeichnet sich vor allen früheren Versuchen durch Vollständigkeit aus. Freilich besass er nicht gerade die Eigenschaften, die für schulmässige Behandlung der Grammatik besonders erforderlich sind. Dazu war er eine zu romantisch angelegte Natur. Man vermisst Bestimmtheit der Vorschriften und Präcision der Darstellung. Das Gesamtergebnisse seiner Sprachstudien fasste Schottelius zusammen in seiner *Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haupt Sprache* (1663). Die Sprachkunst war darin aufgenommen, aber umrahmt von einer Anzahl von Abhandlungen, die sich zum grösseren Teile mit Sprachgeschichte und Etymologie beschäftigen und zeigen, dass sich Schottelius mit den bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete wohl vertraut gemacht hat. Die praktische und die antiquarische Richtung vereinigen sich hier. Indessen ist die Verbindung doch eine mehr nur äusserliche. Es ist kein Versuch gemacht die Grammatik der lebenden Sprache historisch zu fundieren. Die historische Erläuterung beschränkt sich auf die lexikalische Seite, welche namentlich vertreten ist durch den zweiten Traktat des fünften Buches «De nominibus propriis veterum Teutonicorum seu Celticorum populorum», der allerdings noch von Verkehrtigkeiten wimmelt, und den sechsten «Die Stammwörter der Teutschen Sprache». In der zehnten Lobrede des ersten Buches entwickelt er einen sehr verständigen und umfassenden Plan zu einem deutschen Wörterbuche. Dasselbe sollte nicht nur die allgemein gebräuchlichen Wörter enthalten, sondern namentlich auch die in den verschiedenen Gewerben und Wissenschaften üblichen Kunstausdrücke, es sollten auch die Mundarten und die älteren Schriften benutzt und die Ableitung angegeben werden. Schottelius rechnet für die Ausführung des Planes auf ein gemeinsames Zusammenwirken verschiedener gelehrter Männer.

§ 15. Neben die grammatische Bearbeitung der lebenden Sprache stellt sich die Behandlung der poetischen Technik, insbesondere der Metrik. Auch hier beginnt man mit Regeln für die Praxis, die keinen wissenschaftlichen Charakter haben, die aber doch als Vorstufen und Materialsammlungen für die spätere historische Forschung nicht ganz übergangen werden dürfen. In den Schulen der Meistersinger, in denen die Poesie zu einer blossen Technik wurde, ist zuerst ein Kodex von Regeln ausgebildet. Adam Puschmans *Gründtlicher Bericht des Deutschen Meistergesangs* (1571) ist die älteste für den Druck veranstaltete Bearbeitung und Erläuterung dieses Regelkodex, der manche unbedeutendere Versuche gefolgt sind. Die von den alten Meistern geschaffene Terminologie ist von der modernen Metrik verwertet. Nach dem Muster ihres lateinischen Vorbildes mussten auch die deutschen Grammatiken des 16. Jahrh. einen Teil *de prosodia* enthalten, wobei sie sich teils an das herrschende Prinzip der Silbenzählung, teils an experimentierende Neuerungen anschlossen. Eine besondere *Teutsche Prosodia* von Joh. Engert, die 1583 erschienen sein soll, ist verloren gegangen. Reflexionen über den deutschen Versbau mussten sich von selbst mit den Reformbestrebungen auf diesem Gebiete verbinden. Die Renaissanceliteratur des 17. Jahrh. baute sich dann ganz auf einer theoretischen Grundlage auf, wie sie ihr Opitz in seinem *Aristarchus* (1618) und ausführlicher in seinem *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) gab. So unselbständig und oberflächlich diese Schriften waren, so lag in ihnen doch der Keim zu einer Literaturwissenschaft. Sie hatten ein zahlreiches Gefolge von Poetiken



und Prosodien, die allmählich viel ausführlicher wurden und die teils besonders, teils in Verbindung mit den Grammatiken erschienen. Schon Opitz hatte einige historische Rückblicke angeknüpft, sogar auf die mittelalterliche deutsche Poesie im Anschluss an Goldast. In der Folge sollte man darin weiter gehn.

Zu diesem Par. vgl. Borinski, *Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland*.

§ 16. In England ist das Bestreben der ältesten grammatischen Schriften<sup>1</sup> (seit 1547) teils Ausländer oder nichtenglische Angehörige des Königreichs in der Aussprache zu unterweisen, teils die schwankende und komplizierte Orthographie zu vereinfachen. Vollständigere Grammatiken wurden zuerst verfasst von Alexander Gill (*Logonomia Anglica* 1619.<sup>2</sup> 1621) und von Ben Jonson (*The English Grammar* 1640). Den Höhepunkt der Leistungen in diesem Zeitraum bildet die *Grammatica Linguae Anglicanae* des John Wallis (1653.<sup>3</sup> 1699, neu gedruckt London 1765). Wallis war Professor der Geometrie in Oxford. Er gehörte einem Kreise von Männern an, die durch Baco angeregt sich mit Hilfe exakter Beobachtung der Dinge über blosser Fortführung der Schultradition erhoben. Er ist als einer der ersten Begründer der wissenschaftlichen Phonetik (Lautphysiologie) zu nennen. In einer einleitenden Abhandlung entwirft er ein allgemeines System der Sprachlaute mit einer viel exakteren Beschreibung ihrer Bildungsweise, als sie bis dahin versucht war. Neben dem Bestreben, Ausländer zur Erlernung der englischen Aussprache anzuleiten war es noch ein anderes praktisches Ziel, das ihn zu seinen Beobachtungen geführt hatte, der Unterricht von Leuten, die mit einem Sprachfehler behaftet waren, ja von Taubstummen. Sein System war genügend, um damit im Taubstummenunterricht gute Erfolge zu erzielen. Eine Anweisung dazu hat er in einem Briefe an Thomas Beverley gegeben (der Londoner Ausgabe der Grammatik beige gedruckt). Zwar war dieser Unterricht schon früher in Spanien von Pietro Ponce († 1584) erfunden und Bonet hatte in einer 1620 zu Madrid erschienenen Schrift ein Lautsystem dafür aufgestellt (vgl. Brücke, Grundzüge der Physiol. der Sprachlaute S. 4. 5). Aber Wallis scheint davon ganz unabhängig zu sein. Jedenfalls ist er der erste, der auf ein solches System die Lautlehre einer Sprache basiert hat in seinem ersten Kapitel: *De Linguae Anglicanae pronunciatione*. Auch die übrigen Teile seines Werkes heben sich vorteilhaft von andern früheren und späteren Grammatiken ab durch die Einfachheit der Darstellung und, was damit zusammenhängt, durch die bewusste Emancipation von den Fesseln der lateinischen Grammatik und Anschmiegung an den besonderen Charakter der englischen Sprache.

<sup>1</sup> Aufzählung bei Ellis, *Early English Pronunciation* I. 31 ff.

§ 17. Später als in Deutschland und England beginnt die Behandlung der lebenden Sprache in den skandinavischen Ländern. Von besonderer Wichtigkeit wurden die *Grammaticae Islandicae Rudimenta* von Runolfus Jonas (Runolf Jónsson), die Kopenhagen 1651 erschienen. Auch dieses Werk verdankt der Ermunterung des Olaus Wormius, wenn auch nicht die erste Ausarbeitung, so doch die Vollendung und Veröffentlichung. Es war wie die deutschen Grammatiken nach dem Muster des Donat gearbeitet, aber verhältnismässig vollständig und verständig disponiert. Wiewohl es nur die damals gesprochene Sprache behandelt, hat es lange Zeit doch auch als Hilfsmittel für das Studium des Altisländischen dienen müssen. Ähnlich verhält es sich mit dem von Gudmund Andreæ († 1654) verfassten *Lexikon Islandicum*, welches erst von Resenius (vgl. § 19) 1683 herausgegeben ist.

## 3. VON JUNIUS BIS AUF GOTTSCHED UND BODMER.

## FRANZ JUNIUS.

§ 18. In dem Zeitalter der Polyhistorie konnte es nicht ausbleiben, dass der allgemeine Wissensdrang auch die Reste des germanischen Altertums in seinen Bereich zog. Andererseits aber war eben die übliche Ausbreitung des Wissens einer Konzentrierung auf ein engeres Gebiet nicht günstig. Doch tritt uns jetzt wenigstens ein Mann entgegen, bei dem zum ersten Male die germanischen Studien zur Hauptsache werden.

Dieser Mann, mit dem für uns eine neue Epoche beginnt, ist Franciscus Junius (François du Jon). Er wurde geboren 1589 zu Heidelberg von einem französischen Vater und einer niederländischen Mutter. Die Niederlande aber wurden seine eigentliche Heimat, da der Vater schon 1592 als Professor der Theologie nach Leiden berufen wurde. Des früh Verwaisten nahm sich sein Schwager der berühmte Philologe Gerhard Vossius an, der einen wesentlichen Einfluss auf seine Bildung hatte. Junius widmete sich dem geistlichen Stande, der ihm aber durch die damaligen Parteistreitigkeiten verleidet wurde. So kam es, dass er 1621 nach England hinüberging, wo er als Erzieher vornehmer junger Leute von manchen Reisen abgesehen bis 1651 weilte, um dann bis kurz vor seinem Tode in den Niederlanden ein stilles arbeitsames Leben zu führen. Er starb zu Windsor 1671.

Junius ist, wie bemerkt, der erste Gelehrte, der das Studium der altgermanischen Denkmäler nicht bloss als Nebenbeschäftigung getrieben hat. Es gilt dies allerdings nur von der letzten Epoche seines Lebens. In England hatte er sich neben seiner erzieherischen Thätigkeit noch vorzugsweise mit klassischer Archäologie beschäftigt. Zugleich ist er der erste, der die Kenntnis der verschiedenen altgermanischen Mundarten in sich vereinigt und das, was bis dahin vereinzelt hie und da geleistet war, zusammengefasst hat. In den Niederlanden war schon vorher die meiste Konzentration gewesen, und man war etwas über den Kreis des Einheimischen und des Deutschen hinausgegangen (vgl. § 7). Während seines langen Aufenthaltes in England machte sich Junius auf das eingehendste mit der englischen Sprache bekannt, auch mit den älteren Stufen derselben, z. B. mit der Sprache Chaucers. Er eignete sich an, was bis dahin auf dem Gebiete des Angelsächsischen geleistet war, und ging vom Gedruckten zum Studium des Handschriftlichen über. Was von den Arbeiten der Skandinavier veröffentlicht war, blieb ihm nicht unbekannt. Kurz nach seiner Rückkehr aus England hielt er sich zwei Jahre lang in Friesland auf, um die lebende Sprache zu erforschen und mit Hülfe derselben zur Kenntnis des Altfriesischen zu gelangen. Von besonderer Wichtigkeit aber war es, dass es ihm durch die Gunst der Umstände gelang, das Gotische in den Kreis der germanistischen Studien einzuführen.

Die Art, wie Junius diese Studien betrieb, war wesentlich die gleiche wie die, welche damals in der klassischen Philologie, zumal in Holland üblich war, nur dass natürlich nicht gleich ebenso bedeutende Resultate erzielt werden konnten. Er macht Ausgaben mit erläuternden Anmerkungen, Observationen zu einzelnen Stellen mit Heranziehung vieler Parallelen, lexikalische Zusammenstellungen mit etymologischen Versuchen, wie sie namentlich auch Gerhard Vossius liebte. Dagegen fehlt jeder Versuch zu einer systematischen Bearbeitung der Grammatik. Dies ist seine schwache Seite, und darum bleibt auch sein Etymologisieren wie bei seinen Vorgängern ein mehr oder weniger glückliches Raten.

Nur den kleinsten Teil seiner Arbeiten hat Junius selbst veröffentlicht. Er begann mit den *Observationes in Willeramii Abbatis Francicam Paraphrasin Cantici canticorum* (Amsterdam 1655), die bereits seine ausgedehnte Belesenheit zeigen. In dem selben Jahre erschien *Cædmonis monachi Paraphrasis Poetica Geneseos* etc., die jetzt in der Bodlejana befindliche Sammlung angelsächsischer poetischer Bearbeitungen von historischen Particen des alten Testaments, welche Junius zuerst an den Namen des von Beda erwähnten Dichters Cædmon anknüpfte. Diese Veröffentlichung war bahnbrechend für die Erschliessung der angelsächsischen Poesie, da mit Ausnahme eines unbedeutenden Stückes bis dahin nur prosaische Denkmäler herausgegeben waren. Kurz vorher war der Codex argenteus der gotischen Evangelien in den Besitz des Isaac Vossius gelangt, welcher denselben dem Junius, seinem Oheim, zu freier Benutzung überliess. Dies gab die Veranlassung zu der wichtigsten Publikation des Junius, die nach zehnjähriger eifriger Arbeit Dordrecht 1665 erschien unter dem Titel *Quatuor D. N. Jesu Christi Evangeliorum Versiones perantiquae duae, Gothica scil. et Anglo-Saxonica*. Den gotischen Evangelien war die schon von Fox herausgegebene angelsächsische Übersetzung der Evangelien beigelegt auf Grund neuer Kollationen des Junius. Die Bearbeitung derselben hatte der Engländer Thomas Mareschall besorgt, der auch Bemerkungen zum gotischen Texte beigelegt hatte, während Junius ein Glossar dazu geliefert hatte. Zwar war der Abdruck an den Stellen, wo der Codex argenteus schwer zu lesen war, voll von Fehlern, aber immerhin stellte sich die älteste erreichbare Gestalt des Germanischen deutlich genug vor die Augen, um zu eindringenderen Studien zu reizen und lohnende Ausbeute zu versprechen.

Unter dem Nachlasse des Junius, den er der Bodlejana vermacht hat, befinden sich zum Druck vorbereitete Werke, z. B. eine Ausgabe des Tatian, viele Abschriften von althochdeutschen und angelsächsischen Texten, Nachträge zu seinen früher veröffentlichten Werken, eine Anzahl Glossare, die er zu seinem Privatgebrauch angelegt hatte, und ein *Etymologicum Anglicanum*, welches erst 1773 mit eigenen Zusätzen von Lye herausgegeben ist, so dass ein anderes, ungefähr gleichzeitig ausgearbeitetes etymologisches Wörterbuch des Englischen, das *Etymologicon Linguae Anglicanae* von Stephen Skinner (1671) ihm zuvorkam. Dieser Nachlass ist in der Folge vielfach verwertet bis in unser Jahrhundert hinein, und dies darf nicht übersehen werden, will man die Wirksamkeit des Mannes voll und ganz würdigen.

#### SKANDINAVIEN.

§ 19. In Dänemark setzten sich die Bestrebungen der früheren Zeit fort. Ähnlich wie Ole Worm wirkte Petrus Resenius (1625—1688) im Zusammenhang mit isländischen Gelehrten. Er bekleidete einige Zeit lang die Professur der Ethik in Kopenhagen. Daher entsprang sein Interesse für die ethischen und religiösen Anschauungen der Vorzeit, und dies veranlasste ihn 1665 einen grossen Teil der prosaischen *Edda* heraus zu geben. Er selbst hatte freilich an der Arbeit nur einen kleinen Anteil. Es war eine lateinische Übersetzung beigelegt, die von den Isländern Magnus Ólafsson, Stephan Ólafsson und Thormódr Torfsson herrührte, und eine dänische, die Stephanus Stephanus hinterlassen hatte. In dem selben Jahre veröffentlichte Resenius auch aus der von Brynjúlf Sveinsson aufgefundenen und von ihm als *Edda Saemundí* bezeichneten Sammlung die beiden umfänglichsten Götterlieder, die das meiste ethische Interesse boten, *Völuspá* und *Hávamál* mit Benutzung der Arbeiten von Stephan Ólafsson und Gudmund Andreæ. Nach Resenius erwarben sich namentlich die Gebrüder Bartholin Verdienste um die Altertumsforschung. Unter den Isländern hat niemand so viel für die Konservierung

der heimischen Literatur gethan als Arni Magnusson (1663—1730).<sup>1</sup> Mit unermüdlichem Eifer und echt philologischer Sorgfalt brachte er alle noch in Island auffindbaren Manuskripte sowie einige norwegische in seinen Besitz. Von seiner alle andern an Reichhaltigkeit übertreffenden Sammlung ging zwar einiges bei dem grossen Brande von Kopenhagen 1728 verloren, aber die Hauptmasse wurde gerettet und von ihm der Kopenhagener Universitätsbibliothek vermacht. Ausserdem bestimmte er sein Vermögen zu einer Stiftung, die bis auf den heutigen Tag segensreich gewirkt hat, indem auf Kosten derselben Gelehrte, die sich dem Studium der altnordischen Literatur gewidmet hatten, unterstützt und eine Reihe von Literaturdenkmälern herausgegeben worden sind.

In dieser Zeit fängt man auch an die lebende Sprache zu praktischen Zwecken zu bearbeiten. Es erschien die *Grammatica Danica* von E. Pontopidan (1668) und *Den Danske Sprog-Kunst* von P. Syv (1685). Der Purismus spielte wie in Deutschland eine grosse Rolle und führte zum Teil dazu, dass man den Wortschatz der Mundarten beachtete, um mit Hülfe desselben die Fremdwörter zu verdrängen.

Schon erwarb sich auch ein dänischer Gelehrter Verdienste um das Althochdeutsche, F. v. Rostgaard (1671—1745), namentlich durch eine Kollation der damals im Vatican befindlichen Heidelberger Otrifrids., die er Schilter zur Benutzung überliess, ohne dass sie gehörig verwertet wurde (vgl. § 24).

<sup>1</sup> Jón Olafson und Werlauff in Nordisk Tidskr. 3, 1 ff.

§ 20. Grosser Eifer, leider ohne Besonnenheit wurde während dieses Zeitraumes in Schweden entfaltet. Die einheimischen Altertümer, namentlich die Runen blieben im Mittelpunkt der Forschung, dazu kam die altnordische Literatur, namentlich der poetische und mythologische Teil derselben und das Gotische, zu dem man wegen des Namens der Provinz Gothland eine besonders enge Beziehung zu haben glaubte. Einen viel vermögenden Protektor fanden diese Bestrebungen in dem Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie (1622—1686). Er gründete das Antiquitätskollegium zu Upsala 1667. Er kaufte den Codex argenteus zurück (vgl. § 18) und schenkte ihn der Universität Upsala. Er sammelte mit Hülfe des Isländers Rugman altnordische Hss. und erwarb die von Stephanius gesammelte Bibliothek, die nach seinem Tode an die Universitätsbibliothek in Upsala kam. Der erste Vorstand des Antiquitätskollegiums Georg Stjernhjelm veranstaltete 1671 eine neue freilich nicht sehr sorgfältige Ausgabe des Ulfilas nebst einem Glossar, woran sich sprachwissenschaftliche Versuche sehr phantastischer Art anschlossen. Derselbe veröffentlichte 1663 eine Ausgabe des westgotischen Gesetzbuches. Ein anderes Mitglied des Kollegiums Olof Verelius (1618—1682) gab ausser Arbeiten über schwedische Altertümer eine Anzahl altnordischer Sagas heraus mit schwedischer Übersetzung, zum Teil mit Hülfe von Rugman. Auch verfasste er ein allerdings wenig brauchbares altnordisches Wörterbuch (*Index linguae veteris scytho-scandicae* 1691). Die Runenforschung wurde gefördert durch Magnus Celsius und Johan Hadorph. Letzterer wirkte ausserdem als Herausgeber altschwedischer Texte. Durch ihn und Claudius Joh. Ackermán (Agræus) wurde ein grosser Teil der schwedischen Rechtsquellen veröffentlicht, die zum Teil von dem Holsteiner Loccenius ins Lateinische übersetzt wurden. Für die wissenschaftliche Behandlung des schwedischen Rechts machte Joh. Stjernhök Epoche mit seiner Schrift *De jure Sueonum et Gothorum vetusto* (1672). Das meiste Aufsehen aber erregte Olof Rudbeck (1630—1703), Professor der Anatomie und Physiologie in Upsala. Durch Verelius angeregt warf er sich auf die skandinavischen Altertümer mit ebenso viel Eifer wie verkehrtem Patriotismus und verschrobener Phantasie. In seinem vielen imponierenden grossen Werke *Atlant eller Manheim* (1679 bis 1698),

glaubte er nachweisen zu können, dass von Schweden alle älteste Kultur der Menschheit ausgegangen sei. Gegen ihn konnte die nüchterne Kritik nicht aufkommen, wie sie von J. Schefferus, einem geborenen Strassburger († 1679), geübt wurde. Unter den jüngeren Gelehrten erwarben sich als Herausgeber altnordischer Texte Verdienste Johan Peringsköld, der 1697 die von ihm sogenannte *Heimskringla* und 1715 die *Vilkina Saga* (*Þidreks Saga*) veröffentlichte, sein Sohn J. F. Peringsköld und E. J. Björner, in dessen *Nordiska Kämpadater* (1737) unter andern wichtigen Denkmälern die auf die nordische Gestalt der germanischen Heldensage bezüglichen erschienen. Alle drei haben sich, wie es für Schweden fast selbstverständlich ist, auch mit Runenforschung beschäftigt, Björner ganz in der phantastischen Weise Rudbecks. Dagegen wurde ein kritischer Standpunkt in der Runenlehre eingenommen von O. Celsius und dem Erzbischof Erik Benzeliuſ († 1743). Der letztere übertrifft alle seine Zeitgenossen durch Vielseitigkeit und Scharfblick. Er hat altschwedische Texte herausgegeben; er hat die Dialektforschung in Schweden begründet durch seine freilich nicht gedruckte *Dialectologia Suecica*, welcher allerdings schon einige, gleichfalls Manuskript gebliebene schwache Ansätze zu Arbeiten auf diesem Gebiete vorangegangen sind; er hat eine neue Ausgabe des Codex argenteus mit wesentlich richtigtem Texte vorbereitet, die erst durch Lye Oxford 1650 veröffentlicht ist.

#### ENGLAND.

§ 21. In England gruppiert sich die Forschung in dieser Periode um George Hickes (Hickesius), geboren zu Yorkshire 1642, gestorben zu London 1715. Er war Theologe und als eifriger Anhänger Jakobs II. stark in die Parteikämpfe verwickelt, welche der Revolution von 1688 folgten. Auch bei ihm waren es noch theologische Interessen, die ihn zur Beschäftigung mit dem Angelsächsischen hinzogen. Aber die durch Junius gegebenen Anregungen führten ihn darüber hinaus. Er zog wie dieser den ganzen Kreis der altgermanischen Sprachen in seinen Bereich. Sein Hauptverdienst aber besteht darin, dass er zuerst eine grammatische Bearbeitung dieser Sprachen nicht bloss in Angriff genommen, sondern auch ausgeführt und veröffentlicht hat, und dass er dabei wenigstens teilweise vergleichend zu Werke gegangen ist.

Die Arbeiten des Hickes sind niedergelegt in einem grossen Sammelwerke, welches unter Mitwirkung verschiedener anderer Gelehrten Oxford 1705 abgeschlossen ist. Es führt den Gesamttitel *Antiquae Litteraturae Septentrionalis libri duo*. Der erste Teil hat den besonderen Titel *Linguarum Vett. Septentrionalium Thesaurus grammatico-criticus et archaeologicus*. Früher erschienen waren die *Institutiones Grammaticae Anglosaxonicae et Moeso-gothicae*, Oxford 1689. Diese sind in verbesserter Gestalt in den Thesaurus übergegangen.

Hickes geht von der Anschauung aus, dass die Sprache der im Codex argenteus erhaltenen Evangelien, deren gotische Herkunft er übrigens bezweifelt, die gemeinsame Mutter sei, aus der zunächst die drei Hauptgruppen des Germanischen entsprungen seien, das Angelsächsische, das Deutsche und das Nordische. So kommt er dazu in seinen *Institutiones* die grammatische Darstellung des Gotischen mit der des Angelsächsischen zu verbinden. Muster ist auch ihm dabei Donat. Von einer eigentlichen Lautlehre ist noch keine Rede. Auf ein kurzes Kapitel über die Buchstaben folgt als die Hauptmasse die Lehre von den Redeteilen, wobei sich Bemerkungen über Wortbildung und Syntax mit der Flexionslehre mischen, dann noch in einem besonderen Kapitel (16) einige zerstreute syntaktische Beobachtungen. Belegstellen aus den Quellen werden ziemlich zahlreich gegeben. In jedem einzelnen Kapitel werden zuerst die angelsächsischen, dann die gotischen Verhältnisse dargestellt, nur in den

Kapiteln vom Pronomen und vom Zahlwort, werden gleich die korrespondierenden Wörter neben einander gestellt. Von einer wirklich vergleichenden Darstellung ist Hickes noch weit entfernt. Die Deklinationsklassen des Substantivums, die Hickes für beide Sprachen aufstellt, entsprechen einander nicht. Die Darstellung der Verbalflexion ist noch ganz unvollständig. Direkt vergleichend ist nur Kapitel 18, in welchem auf die Ähnlichkeit hingewiesen wird (aber nur hingewiesen), welche auch das Isländische mit den beiden behandelten Sprachen in der Flexion einiger Pronomina und Hilfszeitwörter zeigt, namentlich aber die durch alle drei Sprachen durchgehende doppelte Flexion des Adjektivums angemerkt wird. In zwei langen Kapiteln (20. 21) werden dann noch die Abweichungen des Nordhumbrischen und die der poetischen Sprache behandelt, wobei freilich Hickes zu dem bei den älteren Sprachforschern überhaupt beliebten Mittel greift, diese Abweichungen durch Sprachmischung zu erklären, indem er dänischen und auch deutschen Einfluss annimmt. Nachdem schon vorher vielfach das Mittelenglische mit herangezogen, auch gelegentlich das Verhältnis zum Neuenglischen berührt ist, wird Kapitel 22 hauptsächlich der jüngeren Sprachentwicklung, namentlich der Übergangsperiode, dem sogenannten Halbsächsischen gewidmet.

Schon der ersten Ausgabe der *Institutiones* war die isländische Grammatik des Runolphus Jonas beigelegt, die auch im *Thesaurus* wieder erschien mit einem Wortregister von Hickes, welches sich zu einem kleinen isländischen Wörterbuche mit Vergleichen aus den verwandten Dialekten gestaltet hatte. Neu hinzu kamen im *Thesaurus* die *Institutiones Grammaticae Franco-Theotiscæ*. Unter der «lingua Franco-Theotisca» versteht Hickes das Althochdeutsche und Altsächsische, die er nicht auseinander hält. Das letztere kennt er aus der Cottonschen Hs. des *Heliand*, aus dem hier zum ersten Male etwas an die Öffentlichkeit tritt. Für das erstere hat er ausser dem Gedruckten den handschriftlichen Nachlass des Junius benutzt. Die Grammatik ist nach dem selben Schema gearbeitet wie die angelsächsisch-gotische. Auch hier ist die Darstellung der Verbalflexion sehr dürftig. Zur richtigen Einsicht in die grammatischen Verhältnisse fehlt vor allem eine Vorbedingung, die Scheidung der verschiedenen Dialekte und der verschiedenen Zeiten. Allerlei Irrtümer sind untergelaufen.

Kann man so die Grammatikensammlung des Hickes noch nicht als eine vergleichende Grammatik der altgermanischen Sprachen bezeichnen, so lieferte sie doch Materialien und Anregungen zu einer solchen, und jedenfalls war eine Grundlage für das Studium dieser Sprachen geschaffen, die über viele Schwierigkeiten hinweghalf, mit denen bisher jeder einzelne zu kämpfen gehabt hatte.

Hickes hat ausser verschiedenen Vorreden noch eine *Dissertatio epistolaris ad Bartholomæum Showere* beigelegt, in der er eingehend auseinander setzt, welchen Nutzen die Kenntnis der altgermanischen Sprachen für jede Art geschichtlichen Studiums habe.

In allen Teilen des *Thesaurus* sind Textproben eingestreut, worunter manches bis dahin noch Ungedruckte, ferner Schrifttafeln, Nachbildungen von Handschriften, Urkunden und Inschriften.

Auf den *Thesaurus* folgt als *Antiquæ Literaturæ Septentrionalis liber alter* ein von Humphred Wanley verfaßtes, noch jetzt unentbehrliches Verzeichnis der in den englischen Bibliotheken befindlichen angelsächsischen Handschriften mit ausführlicher Inhaltsangabe und Textproben. Im Anschluss daran werden auf Grund von Berichten skandinavischer Gelehrten die altnordischen Handschriften in dänischen und schwedischen Bibliotheken verzeichnet, sowie der handschriftliche Nachlass des Junius.

Wir können demnach sagen, dass in den *Antiquae Litteraturae Sept. libri duo* eine wirkliche Konzentration der gesamten bisherigen germanistischen Studien vorliegt, und dass dieselben daher auf lange Zeit das Hauptwerk bleiben mussten, auf das immer wieder zurückgegriffen wurde.

Unter den mittelenglischen Texten erregten zuerst die historischen wegen ihres Inhalts Aufmerksamkeit. Thomas Hearne veröffentlichte neben vielen lateinischen Geschichtsquellen auch die Reimchronik des *Robert von Gloucester* (1724) und die Übersetzung der Chronik des *Peter Langtoft* von *Robert Mannyng* (1725).

#### DEUTSCHLAND.

§ 22. Wir haben zunächst zweier Männer zu gedenken, die mehr zusammenfassend und anregend, als forschend gewirkt haben.

Daniel Georg Morhof (1639—1691) vereinigt in einer Person den Dichter und Theoretiker der Dichtkunst mit dem Polyhistor. Er war in Kiel zuerst Professor der Beredsamkeit und Poesie, dann der Geschichte. Diese Vereinigung zeigt denn auch sein *Unterricht von der Deutschen Sprache und Poesie* (Kiel 1682). Die beiden ersten Teile sind geschichtlich. Der erste «Von der deutschen Sprache» zeigt, dass sich Morhof mit den bisherigen etymologischen und sprachvergleichenden Arbeiten, auch denen des Auslands bekannt gemacht und sich eigene Ansichten gebildet hat. Aber bei aller Gelehrsamkeit und manchen glücklichen Gedanken fehlt es an gründlichem Eindringen in die Sachen und an gesunder Kritik, selbst den Phantastereien Stjernhelms und Rudbecks gegenüber. Bedeutsamer ist der zweite Teil «Von der Deutschen Poeterey Ursprung und Fortgang», der erste Versuch zu einem Überblick über die Geschichte der deutschen Dichtung nicht nur, sondern überhaupt der europäischen, so gut, wie er eben nach dem dürftigen Material, was damals bekannt war, gegeben werden konnte. Mit wohlthuender Wärme tritt er der gangbaren Meinung von der Wertlosigkeit der älteren Dichtung entgegen. Besonders hervorzuheben ist, dass er mehr als irgend jemand anders vor Herder die mündlich überlieferte Volkspoesie beachtet und schon recht gut zu schätzen weiss. Er geht dabei über den Kreis der europäischen Nationen hinaus. Auch in dem dritten Teile «Von der Deutschen Poeterey an ihr selbst» ist die Theorie mit mancher historischen Betrachtung durchsetzt. Am eingehendsten wird darin die Metrik behandelt, zuerst aber die Sprache als der Stoff der Poesie, wobei Bemerkungen über den Unterschied der poetischen und der prosaischen Sprache gemacht werden.

Die vielseitigen Anregungen, die von Leibniz ausgegangen sind, haben sich auch auf die germanische Philologie erstreckt. Er berührt sich darin mehrfach mit Schottelius, dessen Arbeiten ihm wohlbekannt waren. Wie dieser hat er für die deutsche Sprache ein praktisch-patriotisches Interesse. Dies bekundet sich in einer kleinen um 1680 verfassten, aber erst 1846 veröffentlichten Schrift *Ermahnung an die Teutsche* etc., dann in den *Umworgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache*, die wahrscheinlich um 1697 verfasst und in seinen *Collectanea etymologica* 1717 gedruckt sind. Er fordert nach dem Vorgange anderer Nationen eine Akademie der deutschen Sprache. Im Unterschied von den verwandten Bestrebungen der älteren poetischen Gesellschaften verlangt er vor allem die Ausbildung einer guten Prosa für die Gesamtheit der Gebildeten. Er selbst freilich hat sich der allgemeinen Zeitrichtung unter den Gelehrten, die er hier bekämpft, nicht entzogen, und überwiegend lateinisch und französisch geschrieben. Als eine Hauptaufgabe für die Akademie stellt er dann die Bearbeitung des deutschen Sprachschatzes hin, wofür er ähnliche Anforderungen wie Schottelius stellt.

Jedoch will er die Ausführung auf drei verschiedene Werke verteilen. Auch betont er viel energischer die Bedeutung der alten Sprache und der Mundarten und greift damit über das praktische Bedürfnis hinaus. Ein rein theoretisches Interesse entspringt bei ihm einerseits aus seiner Erkenntnistheorie, die ihn zur Reflexion über das Verhältnis der Sprache zum Gedanken veranlasst. Andererseits erkennt er in der Etymologie und Sprachvergleichung ein Hilfsmittel für die geschichtliche Forschung, welches weiter zurückführt als irgend ein anderes. Diesen Gedanken verfolgt er in seiner *Prævis designatio meditationum de originibus gentium ductis potissimum ex indicio linguarum*. In seinen Etymologieen, die Eckhart als *Leibnitii Collectanea etymologica* 1717 herausgegeben hat, ist er freilich auch nicht über das willkürliche Raten hinausgekommen.

<sup>1</sup> Schmarsow, *Leibniz und Schottelius. Die unvorgreiflichen Gedanken untersucht und herausgegeben* (QF 23), Strassburg 1877. Neff, *Über die Abfassungszeit von Leibnizens Unvorgreiflichen Gedanken*. Progr. Durlach 1880.

§ 23. Die unmittelbare Einwirkung Leibnizens zeigt sich am deutlichsten bei Joh. Georg Eckhart (1674—1730). Er diente jenem als Gehülfe bei seinen historischen Arbeiten und wurde sein Nachfolger als hannoverscher Historiograph. In seinen Schriften sind Gedanken und Materialsammlungen von Leibniz verwertet. War für ihn auch die Beschäftigung mit der alten Sprache und Literatur der Geschichtsforschung untergeordnet, die seinen eigentlichen Lebensberuf bildete, so gelang es ihm doch auch auf jenem Gebiete die umfassendsten Kenntnisse zu erwerben, wozu ihm die vielen Reisen, die er zur Durchforschung der deutschen Bibliotheken machte, treffliche Dienste leisteten. Wie bei Leibniz ging sein Interesse vorzugsweise auf Etymologie, die er wie dieser in den Dienst der allgemeinen Geschichtsforschung stellt. Ihren Nutzen für dieselbe zu erweisen schrieb er die Dissertation *De usu et præstantia studii etymologici in historia* (Helmstädt 1706). Die Ausdehnung seiner Studien tritt uns am deutlichsten entgegen in seiner *Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi* (Hannover 1711). Dieselbe beschränkt sich nicht, wie es nach dem Titel scheinen könnte, auf die Leistungen in der Wortforschung, sondern sie ist wirklich eine Geschichte der gesamten germanistischen Tätigkeit, und zwar von einer erstaunlichen Vollständigkeit, die in wesentlichen Stücken zu übertreffen auch heute nicht möglich sein wird. Das Werk war für die nachfolgenden Forscher eine sehr wertvolle Unterlage, ungefähr gleich unentbehrlich wie das grosse Werk von Hickes. Für Eckhart selbst sollte es nur die Vorarbeit sein zu einem grossen *Lexicon etymologicum*, dessen Plan er im letzten Kapitel mitteilt, das aber niemals zum Abschluss gekommen ist. Er spricht einige gute Grundsätze aus: dass man immer zuerst die nächstverwandten Mundarten heranziehen, dass man auf die ältesten erreichbaren Formen und Bedeutungen zurückgehen müsse. Aber diese Grundsätze konnten ihn doch nicht vor dem willkürlichen Raten schützen, solange die Erkenntnis fehlte, dass die Lautentsprechungen unter allgemeine Regeln gebracht werden müssten. Die Etymologieen sind es daher gerade nicht, weshalb man bedauern muss, dass der Plan nicht zur Ausführung gekommen ist, aber darauf war es auch nicht allein abgesehen, sondern zugleich auf die Erklärung alles dessen, was in den älteren Quellen verständlich geworden war. Noch zwei andere grosse Pläne beschäftigten Eckhart nach der Vorrede zu der Hist. stud. et.: ein Buch *De Diis Veterum Germanorum* und eine *Historia Poëtarum Germanorum*, die bis an das Ende des 15. Jahrh. reichen sollte. Doch blieben seine wirklichen Leistungen auf die Herausgabe und Kommentierung althochdeutscher Texte beschränkt. 1713 erschien von ihm *Incerti Monachi Weissenburgensis Catechesis Theotisca*, die erste Ausgabe des so-



genannten Weissenburger Katechismus, der die übrigen schon früher veröffentlichten katechetischen althochdeutschen Stücke angehängt waren. Der Kommentar kann uns eine Vorstellung davon geben, wie etwa das beabsichtigte Wörterbuch eingerichtet gewesen sein würde. In dem *Veterum monumentorum quaternio* (1720) wurde zuerst das lateinisch-deutsche Gedicht auf die Versöhnung Ottos des Grossen mit seinem Bruder Heinrich veröffentlicht. Eine ganze Anzahl von Denkmälern enthielten die nach Eckharts Tode erschienenen *Commentarii de rebus Franciae orientalis*, darunter das *Hildebrandslied* und mehrere wichtige Glossensammlungen. An vielen starken Fehlgriffen bei der Erklärung der veröffentlichten Denkmäler fehlt es nicht, und doch war Eckhart gewiss auf diesem Gebiete allen seinen Zeitgenossen überlegen.

§ 24. In der Erschliessung neuen Quellenmaterials, worauf sich auch Eckarts positive Leistungen trotz seiner universelleren Pläne wesentlich beschränkten, liegt überhaupt das Hauptverdienst der deutschen Gelehrten während dieses Zeitraums. Der grössere Teil der althochdeutschen Literatur wird, wenn auch in mangelhafter Textgestalt, doch überhaupt zugänglich gemacht, dazu einige mittelhochdeutsche Dichtungen, namentlich der früheren Zeit.

Peter Lambeck (Lambecius) berücksichtigte in seinen *Commentarii de Bibliotheca Caesarea Vindobonensi* auch die altdeutschen Schätze der Wiener Hofbibliothek. Am wichtigsten war die Veröffentlichung des Gedichts von der Samariterin und die Mitteilungen aus der Wiener Hs. des Otfrid, die bis dahin so gut wie unbekannt war, und der Wiener Hs. von Notkers Psalmen.

Eifrig betrieb das Studium des Althochdeutschen Diederich von Stade (1637—1718), angeregt zum Teil durch die gleichzeitigen schwedischen Altertumsforscher, zu denen er in persönliche Berührung getreten war. Er arbeitete an einer neuen Ausgabe des Otfrid, wofür er auch eine Grammatik der Sprache Otfrids nach dem Muster des Hickes verfertigte. Erschienen ist aber nur ein *Specimen Lectionum antiquarum Francicarum ex Otfridi monachi Wizanburgensis libris euangeliorum* (1708). Er ist übrigens auch der erste gewesen, der sich mit den veralteten Ausdrücken von Luthers Bibel beschäftigte. Von ihm angeregt war Joh. Phil. Palthen, der 1706 den *Tatian* veröffentlichte nach der Abschrift, die Junius von der Handschrift des Vulcanius genommen hatte (vgl. § 7), und im Anschluss daran eines der ältesten und wichtigsten althochdeutschen Denkmäler, die Übersetzung der Schrift des Isidor *Contra Iudaeos*.

Aber alle bisherigen Publikationen wurden an Umfang bei weitem überboten durch ein Unternehmen, welches von Strassburg ausging. Es ist dies Johannis Schilteri *Thesaurus antiquitatum Teutonicarum*. Schilter, geboren 1632 zu Pegau in Sachsen, gestorben als Ratskonsulent und Professor zu Strassburg 1705, fand bei mannichfacher juristischer Schriftstellerei noch Zeit Ausgaben vieler deutschen Schriften und ein altdeutsches Wörterbuch auszuarbeiten. Den kleinsten Teil davon brachte er selbst zur Veröffentlichung. Seine Arbeiten fanden eine wertvolle Ergänzung durch seinen ihm an Sprachkenntnis überlegenen Schüler Joh. Georg Scherz (1676—1754) und wurden mit dieser Ergänzung sowie mit Benutzung der Arbeiten mancher anderer Gelehrten in dem *Thesaurus* zum Druck befördert, der unter der Leitung von Joh. Frick zu Ulm 1726—8 in drei Foliobänden herauskam. Das Werk enthielt, abgesehen von einigen wichtigen Rechtsquellen so ziemlich alles, was bis dahin von althochdeutscher Literatur veröffentlicht war: Otfrid, Willeram, Isidor, Tatian, die kleineren katechetischen Stücke, die Samariterin, das Ludwigslied, welches Schilter selbst vorher zum ersten Male besonders herausgegeben hatte (1696), das Annolied. Zum ersten Male, oder wenigstens zum ersten Male vollständig erschienen hier Notkers Psalmen und die dem Kero zugeschriebene Benediktinerregel. Den Denkmälern, welche nicht Übertragungen aus dem lateinischen waren, war eine lateinische

Übersetzung beigelegt. Die mittelhochdeutsche Literatur war ausser einer Erneuerung von Goldasts Publikationen aus den Minnesingern vertreten durch das Rolandslied des Pfaffen Konrad und dessen Umarbeitung durch den Stricker. Mangelhaft war besonders noch die Otfridausgabe. Schilter hatte den Gassarschen Text zu Grunde gelegt, den er mit Hülfe der Arbeiten von Freher und Lambbeck verbesserte. Diese Herstellung wurde von Scherz belassen und die Berichtigungen, die Rostgaard in Rom nach der Heidelberger Hs. gemacht hatte, sowie eine Abschrift der Wiener von P. Schmid nur in den Anmerkungen benutzt. Den dritten Band füllt ein *Glossarium Teutonicum*, wofür nicht bloss die Texte der beiden ersten Bände, sondern auch viele andere gedruckte und handschriftliche Quellen ausgezogen sind. Der ursprünglichen Arbeit von Schilter sind viele Beiträge von Scherz und anderen eingefügt, das Ganze schliesslich redigiert von Elias Frick, dem Bruder des Joh. Frick. Es sind darin viele eingehendere sachliche Erörterungen enthalten, namentlich auf Rechtsverhältnisse, auch auf Geographie und Geschichte bezüglich. Indem Formen aus dem achten bis sechzehnten Jahrh. und aus sehr verschiedenen Dialekten durcheinander geworfen werden, ergibt sich freilich ein sehr verworrenes Bild von den grammatischen Verhältnissen der alten Sprache, in welche die Verfasser auch sehr geringe Einsicht haben. Die Flexionsendungen sind ganz gewöhnlich falsch angesetzt. Bei alledem ist der Thesaurus für die althochdeutsche Literatur das Grundwerk bis weit in unser Jahrhundert hinein geblieben. Scherz veröffentlichte ausserdem in *Philosophiae moralis Germanorum mediæ ævi specimina* (1704—10) 51 Fabeln von Boner.

Verdienste als Herausgeber erwarben sich auch die beiden Melker Benediktiner Bernhard und Hieronymus Pez. Dem ersteren verdanken wir die Veröffentlichung des Wessobrunner Gebets und wichtiger althochdeutscher Glossen (1721), dem letzteren die der österreichischen Reimchronik des Ottokar (1745).

Goldasts und Morhofs Anregungen spürt man in J. Chr. Wagenseils *Buch von der Meister-Singer Holseligen Kunst Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehr-Sätzen*, welches als Anhang zu seiner *De civitate Norimbergensi Commentatio* 1697 erschienen ist. Er sucht auf Grund von Erkundigungen und gedruckten und handschriftlichen Quellen ein Bild von dem Wesen des Meistergesangs zu geben. In der Beurteilung der Tradition von dem Ursprung desselben fehlt es ihm freilich an aller Kritik.

Was die lexikalische Bearbeitung des Altdeutschen betrifft, so war Scherz, abgesehen von seinem Anteil am Thesaurus mit der Ausarbeitung eines eigenen Wörterbuches beschäftigt (vgl. § 41). Neben ihm ist zu nennen Joh. Georg Wachter, der 1737 ein *Glossarium Germanicum* veröffentlichte, welches die sämtlichen germanischen Dialekte heranzieht und vzugsweise etymologisch ist.

Einige Norddeutsche Gelehrte beschäftigen sich speziell mit dem skandinavischen Altertum. So der Schleswiger Trogillus Arnkiel. Dessen Hauptwerk *Ausführliche Erörterung, was es mit der Cimbrischen und Mitternächtlichen Völker als Sachsen etc. ihrem Götzendienst vor eine Verwandtnis gehabt* (Hamburg 1703) ist der zweite Versuch einer germanischen Mythologie, der auf Grund der Veröffentlichungen von Resenius viel reichhaltiger ausfallen konnte als der erste, welchen Elias Schedius in seinem bei allem Umfange in Bezug auf die positive Unterlage dürftigen Buche *de diis Germanis* (Amsterdam 1648) gemacht hatte. Nach Arnkiel sind zu nennen der Laenburger Keyssler (*Antiquitates selectae Septentrionales* 1720) und der Flensburger Joh. Moller (1661—1725).

§ 25. Die grammatische und lexikalische Behandlung des Neuhochndeutschen verfolgt auch in unserem Zeitraum praktische Zwecke, doch macht sich nebenher nach dem Vorgange des Schottelius das Bestreben geltend, die bisher gewonnene

Kenntnis der älteren Sprache gelegentlich zu verwerten. Unter den Grammatiken sind hervorzuheben J. Bödikers *Grundsätze der deutschen Sprache im Reden und Schreiben* (1690), ausgezeichnet durch bündige Fassung der Hauptregeln, denen aber verkehrte sprachvergleichende Erläuterungen beigegeben sind, und die *Kurtze und gründliche Anweisung zur deutschen Sprache* von dem Breslauer Arzt Christ. Ernst Steinbach, bemerkenswert, weil darin der Versuch gemacht ist, die sogenannten unregelmässigen Verba in Klassen zu ordnen. Wörterbücher verfassten Caspar Stieler und mit mehr Geschick Steinbach: *Deutsches Wörterbuch* (1725) und *Vollständiges deutsches Wörterbuch* (1734). Die Leistungen der Genannten wurden weit übertroffen durch Joh. Leonh. Frisch, geboren zu Sulzbach in der Oberpfalz, nach sehr wechselnden Lebensschicksalen 1698 in Berlin angestellt, wo er als Rektor des Gymnasiums zum grauen Kloster 1743 gestorben ist. Er stand zu Leibniz in persönlicher Beziehung und wurde von ihm angeregt. In den Schriften der preussischen Gesellschaft der Wissenschaften, deren Mitglied er wurde, veröffentlichte er eine Reihe von sprachgeschichtlichen Abhandlungen. Bödikers Grundsätze gab er 1723 neu heraus, indem er die Erläuterungen desselben durch bessere ersetzte. Aber die Hauptarbeit seines Lebens war auf die Ausarbeitung eines umfassenden Wörterbuches gerichtet. Als Anhang zu den Grundsätzen gab er ein paar Probeartikel von grosser Vollständigkeit und Genauigkeit. An der Disposition erkennt man deutlich die Einwirkung der von Leibniz in den Unvorgreiflichen Gedanken gemachten Vorschläge. Freilich hätte zu einer derartigen Behandlung des ganzen Wortschatzes die Arbeitskraft eines Einzelnen kaum ausgereicht, auch wussten die Zeitgenossen ein solches Werk noch nicht zu würdigen. Daher entschloss sich Frisch zu kürzerer Fassung, und so erschien 1741 sein *Deutsch-Lateinisches Wörter-Buch*. Es ist ein wirklich historisches Wörterbuch, indem bis in das 15. Jahrh. zurückgegriffen wird, ungemein reichhaltig, mit Belegen für die nicht mehr allgemein üblichen Wörter und Gebrauchsweisen und mit vorsichtigen Etymologien. Den Arbeiten von Scherz und Wachter wollte Frisch keine Konkurrenz machen. Er ergänzt sie auf das vortrefflichste.

### DIE NIEDERLANDE.

§ 26. In den Niederlanden fanden Junius und Hickes einen ebenbürtigen Nachfolger in Lambert ten Kate, geboren zu Amsterdam 1674, gestorben ebenda 1731. Von dem Boden aus, den diese beiden Vorgänger geschaffen hatten, ist es ihm gelungen, in der Behandlung der Sprachgeschichte erheblich über sie hinaus und unter allen älteren Forschern dem Standpunkt J. Grimms am nächsten zu kommen. Mit der Behandlung der holländischen Schriftsprache, worin ihm Moonen mit seiner *Nederduitsche Spraakkunst* (1706) voranging, verband er das Studium der verwandten Sprachen und älteren Entwicklungsstufen. Auch den lebenden Mundarten schenkte er seine Aufmerksamkeit. Nachdem er zuerst eine Schrift unter dem Titel *Gemeenschap tussen de Gottische Sprake en de Nederduysche* (1710) veröffentlicht hatte, legte er die Hauptresultate seiner Untersuchungen in einem grossen zweibändigen Werke nieder unter dem Titel *Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Sprake* (1723). Ausserdem hat er umfängliche ungedruckte Arbeiten hinterlassen.

Der erste Teil seines Hauptwerkes ist grösstenteils in Gesprächsform abgefasst. Nach allgemeinen Erörterungen über den Wert der Sprachwissenschaft folgt eine geographische und historische Darstellung der Verbreitung der europäischen und speziell der germanischen Sprachen; darauf eine Laut- und Flexionslehre des Niederländischen nebst Erörterungen über die Funktion

der Flexionsformen. Dieser Teil zeigt grosse Ähnlichkeit mit den deutschen praktischen Grammatiken, mit denen ten Kate auch manche Mängel teilt, namentlich mit der Grammatik des ihm wohlbekannten Schottelius. Aber immer hält ten Kate an dem Grundsatz fest, dass der Grammatiker die Gesetze der Sprache nicht machen, sondern finden müsse, und in reichlichem Masse werden die verwandten Sprachen zur Vergleichung herbeigezogen. Bei weitem am bedeutsamsten ist der nun folgende Abschnitt: *Regelmaect en Rangschikking der Nederduitsche Werkwoorden* (S. 543—696). Hier kommt ten Kate auf das Gebiet, welches, wie er in der Vorrede ausspricht, von Anfang an, den Mittelpunkt seines Interesses gebildet hat. Von der Überzeugung durchdrungen, dass sich überall in der Sprache Regel und Ordnung zeigen müssen, hat er nicht glauben können, dass eine solche Ordnung den sogenannten ungleichfliessenden (d. h. den starken) Verben fehle, und er hat nicht geruht, bis er zu einer Gliederung derselben auf Grund ihres Ablautes in Haupt- und Unterabteilungen gelangt ist. Er gibt eine solche Gliederung nicht nur für das Holländische, sondern auch für die übrigen germanischen Sprachen, soweit ihm dies auf Grund des zugänglichen Materiales möglich ist. Er zeigt damit die wesentliche Übereinstimmung derselben unter einander und das hohe Alter des Ablautes. Allerdings leidet seine Klassifikation noch an vielen Mängeln, die hauptsächlich daraus entspringen, dass er vom Neuniederländischen ausgegangen ist.

Auf Grund der so gewonnenen Resultate wird nun im zweiten Teile der Versuch zum Aufbau einer Etymologie gemacht, in Europa wohl der erste, dem man eine wissenschaftliche Unterlage nicht absprechen kann. Der Verfasser setzt in der ersten einleitenden Abhandlung die Grundsätze aus einander, denen er folgt. Schon im ersten Teile S. 175 findet sich die Äusserung, er unterwerfe sich bei Behandlung der Ableitung einem so strengen Gesetze, dass er keinen einzigen Buchstaben zu verändern, zu verstellen oder hinzuzufügen oder wegzunehmen suche, ausser kraft einer durchgehenden Regel. Hält man sich lediglich an diese Äusserung, so könnte man zu der Ansicht kommen, dass ten Kate schon denjenigen Standpunkt einnimmt, der heute in der Sprachwissenschaft vertreten ist, mit dem selben Rechte, wie man das wegen ähnlicher Äusserungen von Schleicher behauptet hat. Aber II, S. 6 wird die Forderung der gesetzmässigen Entprechung auf den sachlichen Teil des Wortes, d. h. auf die Wurzelsilbe beschränkt, und weiterhin (S. 7. 28 ff.) wird Berücksichtigung der Euphonie verlangt, d. h. des Lautwechsels innerhalb des nämlichen Dialekts, ohne dass für diese Gesetzmässigkeit gefordert wird. Um sein Prinzip durchzuführen hat der Verf. eine Tabelle über die gegenseitigen Entsprechungen der Vokale und Konsonanten in den verschiedenen germanischen Dialekten entworfen, welche bei aller Unvollständigkeit doch in den Hauptzügen richtig ist und einen ersten Grundstock einer vergleichenden Lautlehre der germanischen Dialekte bildet. Von durchschlagender Bedeutung ist dann die Erkenntnis, dass der Ablaut nicht nur durch die Konjugation, sondern auch durch die Wortbildung hindurchgeht, und dass kein willkürliches Überspringen aus einer Reihe in die andere stattfindet. Die Beobachtung des Ablautes verhilft ihm auch bereits zu der Einsicht (S. 20 ff.), dass bei manchen scheinbaren Ausnahmen von den Lautgesetzen keine wirkliche Lautentsprechung stattfindet, indem eine Ausgleichung zwischen verwandten Formen eingetreten ist. Auch seine kurzen Bemerkungen über Bedeutungswandel (S. 25 ff.) sind sehr treffend. Eine zweite Abhandlung (S. 34—96) enthält die Grundzüge einer germanischen Wortbildungslehre. Darauf folgt (S. 99—578) ein alphabetisch geordnetes etymologisches Wörterbuch des Niederländischen mit reichlicher Vergleichung der verwandten Sprachen, wobei immer die starken Verba

als der eigentliche Grundstock betrachtet werden. In einem besonderen Teile (S. 581—778) werden die im Niederländischen verloren gegangenen starken Verba der verwandten Sprachen mit ihren zum Teil auch im Niederländischen erhaltenen Ableitungen behandelt. Dass es dabei nicht ohne viele Irrtümer abgehen konnte, wird jedermann begreiflich finden. Namentlich ist ten Kate allzu geneigt bei jeder lautlichen Übereinstimmung auch etymologischen Zusammenhang anzunehmen.

Wie nahe in mancher Hinsicht ten Kate der Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts kommt, so kann er sich natürlich nicht mit einem Male in allen Stücken über seine Zeit erheben. Als ein Kind derselben zeigt er sich besonders in den Anschauungen von der ursprünglichen Entstehung der Sprachformen und in der Art, wie er sich Beeinflussungen einer Sprache durch die andere denkt.

#### 4. VON GOTTSCHED BIS GEGEN DAS ENDE DES ACHT-ZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

§ 27. Unter den Tendenzen, welche dem Zeitalter, zu dem wir uns jetzt wenden, sein eigentümliches Gepräge geben, steht die von Frankreich her sich ausbreitende Aufklärung oben an. Dieselbe konnte insofern den germanistischen Studien nicht günstig sein, als durch sie der Gegensatz zu den Anschauungen der Vergangenheit noch verschärft, das Mittelalter in ein noch ungünstigeres Licht gestellt wurde. Dennoch kam sie nach manchen Seiten hin den Geschichtswissenschaften zu gute. Sie regte zur Kritik der Überlieferung an. Voltaire lenkte von der einseitig politischen Behandlung der Geschichte ab zur Geschichte der Kultur und Literatur. Montesquieu führte die Verschiedenheit in Verfassung und Gesetzgebung auf die Verschiedenheit des Nationalcharakters zurück, und seine Methode liess sich auch auf die übrigen Kulturgebiete übertragen. In Rousseau endlich gelangte die Aufklärung gewissermassen zu einer Selbstvernichtung. Die nüchterne verstandesmässige Reflexion hatte alles in Zweifel gezogen, was bis dahin als heilig und unantastbar gegolten hatte, aber es war ihr nicht eingefallen, an sich selbst zu zweifeln, an ihrem Vermögen, alle Fragen der Wissenschaft und des praktischen Lebens zu entscheiden. Rousseau stritt ihr dieses Vermögen ab. Den Resultaten des Verstandes stellte er die unabweisbaren Bedürfnisse des Herzens gegenüber. Und von diesem Standpunkte aus gewann er einen neuen Massstab für die Beurteilung der Kultur. Dem Bildungsstolze des 18. Jahrhunderts gegenüber pries er die Herrlichkeit des verlorenen Naturzustandes. So unhistorisch nun auch Rousseaus Vorstellungen von diesem Naturzustande waren, so gaben sie doch die Anregung zu einer Versenkung in die einfachen Zustände älterer Zeiten, woraus eine echt historische Auffassung erwachsen konnte.

In Deutschland beginnt mit Gottsched ein angestrenktes Ringen nach Schaffung einer klassischen Nationalliteratur. Ein Weg, der dazu eingeschlagen wird, ist, dass man sich bemüht die Poesie in eine engere Beziehung als bisher zum wirklichen Leben der Gegenwart zu bringen. Aber so stark auch dieses Bestreben ist, daneben zieht man immer wieder die poetischen Leistungen der Vergangenheit heran, um sich an ihnen emporzuarbeiten. Und während Gottsched noch einseitig dem Muster der französischen Renaissance-literatur nacheifert, fängt man bald an immer weiter um sich zu greifen nach den verschiedensten Seiten hin, und tiefere Naturen begnügen sich nicht damit rohen Stoff oder Äusserlichkeiten der Form zu entleeren, sie bemühen sich

den inneren Geist der vorzüglichsten Erzeugnisse verschiedener Länder und Zeiten zu erfassen und in die deutsche Literatur zu verpflanzen. Auf diese Weise wird nicht nur die Poesie, sondern die gesamte Lebensanschauung befruchtet, wie ja überhaupt die Entfaltung der Poesie im 18. Jahrhundert Hand in Hand geht mit der Entfaltung neuer, höherer Lebensideale. Diese Versenkung in die Erzeugnisse der Vergangenheit zu praktischen, ethischen und poetischen Zwecken und die darauf beruhende Nachbildung waren die Vorbedingungen zu dem Aufblühen der historischen Wissenschaften in unserem Jahrhundert. Unter den Kulturelementen, die so in die deutsche Literatur aufgenommen werden, gewinnen die germanisch-mittelalterlichen, die bisher ganz zurückgedrängt waren, rasch an Bedeutung und werden in der Sturm- und Drang-Periode ein wesentlicher Bestandteil. Die gelehrte Forschung bleibt dabei in mancher Hinsicht sogar hinter der früheren Zeit zurück. Aber es stellt sich ein viel innerlicheres und auf weitere Kreise sich erstreckendes Verhältniß zu der nationalen Vergangenheit her.

### SKANDINAVIEN.

§ 28. In Dänemark steht im Mittelpunkt der nordischen Altertumsforschung Peter Frederik Suhm (1728—98). Er hat die ältere Geschichte Dänemarks und der skandinavischen Länder überhaupt auf das eingehendste und mit gesunder Kritik behandelt. Sein Hauptwerk, die bis 1400 reichende *Critiske Historie af Danmark* erschien zum Teil erst nach seinem Tode (1782—1828) in 14 Bänden. Er hat dabei auch die altnordische Literatur in ausgedehntem Masse benutzt. Die meisten Veröffentlichungen daraus sind durch ihn angeregt und nicht wenige auf seine Kosten veranstaltet. Seiner Initiative ist es auch hauptsächlich zu danken, dass das Legat des Arne Magnusson zu richtiger Verwendung gelangte, indem 1772 die Arna-Magnæanische Kommission eingesetzt wurde, die von da an bis auf den heutigen Tag die Herausgabe altnordischer Texte betrieben hat. Die Herausgeber waren überwiegend Isländer. Die bedeutendsten Veröffentlichungen in diesem Zeitraum waren die *Heimskringla*, Bd. I—III durch Schöning und Skule Thorlacius (1777—83) und der erste Band der Arna-Magnæanischen Ausgabe der *Edda Rhythmica seu antiquior* (1787). Dieser enthielt die mythologischen Lieder, aber noch mit Ausschluss der schon von Resenius herausgegebenen. Es war eine Kollektivarbeit von der Art, wie sie durch Resenius üblich geworden war und bei den Arna-Magnæanischen Publikationen auch ferner üblich blieb. Hilfsmittel für das Studium der altnordischen Sprache wurden von mehreren Isländern verfasst. Halfdan Einarson schrieb eine *Sciagraphia historiae literariae Islandicae* (1777. <sup>2</sup>1786), der auch sonst mannigfach thätige Jón Ólafsson (Olavius) ein Werk *Om Nordens gamle Digtekunst* (1786) worin die Metrik und die Besonderheiten der poetischen Sprache abgehandelt wurden. Björn Haldorsson († 1794) kam einem der nächsten Bedürfnisse entgegen, indem er ein ziemlich reichhaltiges Wörterbuch verfasste, welches aber erst als *Lexicon Islandico-Latino-Danicum* 1814 von Rask herausgegeben wurde. Skule Thorlacius lieferte in seinen *Antiquitatum borealium observationes miscellaneae* (1778—1801) Beiträge zur Sittenkunde und Mythologie.

Norwegens Anteil an der wissenschaftlichen Thätigkeit beschränkt sich fast ausschliesslich auf die *Samling af Gamle Norske Love* von Hans Paus (1751. 2) in dänischer Übersetzung.

In die folgende Periode ragt hinüber Rasmus Nyerup, geb. auf Fühnen 1759, 1796 Professor der Literaturgeschichte in Kopenhagen, † 1829. Er vereinigte mit dem Studium der altnordischen Literatur das der dänischen.

Auch auf das Althochdeutsche hat sich seine Thätigkeit erstreckt in den allerdings schon von Sandvig vorbereiteten *Symbolae ad litteraturam Teutonicam*, in denen namentlich von Junius gesammelte Glossare mitgeteilt wurden. Grosses Verdienst hat sich N. um die Verpflanzung der nordischen Studien nach Deutschland erworben durch seine bereitwilligen Mitteilungen an deutsche Gelehrte, in diesem Zeitraum an Gräter (vgl. § 43).

Schon zeigte sich auch der Einfluss der Altertumsforschung auf die Nationalliteratur, namentlich in den Dramen Ewalds, *Rolf Krage* (1770) und *Balders Tod* (1773) und in dem Epos *Starkodder* von dem Norweger Christ. Pram.

Die praktischen Fragen in Bezug auf die lebende Sprache, namentlich die orthographischen wurden lebhaft behandelt. Unter den Grammatikern ist hervorzuheben, namentlich wegen seiner phonetischen und syntaktischen Beobachtungen J. Höysgaard (*Accentured og Raisonnered Grammatica* 1747, *Dansk Syntax* 1752).

§ 29. In Schweden fand auch noch bis in unseren Zeitraum hinein die phantastische Richtung Rudbecks manche Vertreter. Zu diesen gehört Joh. Göransson (1712—69). Sein Standpunkt charakterisiert sich dadurch, dass er die prosaische Edda 300 Jahre vor der Erbauung Trojas, die ältesten Runensteine 2000 Jahre vor Christi Geburt entstanden sein lässt. Bei alledem hat er sich verdient gemacht nicht so sehr durch seine Ausgabe der *Gylfaginning* (1746) und der *Völuspá* (1750), als durch eine Sammlung aller bekannt gewordenen schwedischen Runeninschriften, die unter dem Titel *Bautil* 1750 erschienen ist. Die Zeichnungen dafür waren freilich schon durch Hadorph geliefert.

Die lebende Sprache für das praktische Bedürfnis grammatisch und lexikalisch zu behandeln hatte man in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts begonnen. (S. Columbus, N. Tiällmann, O. Aurivillius). Im achtzehnten entfaltete sich auf diesem Gebiete eine rege Thätigkeit. Verschiedene Tendenzen bekämpften sich. Neben der im allgemeinen siegreichen Richtung, die mit möglichstem Anschluss an den bestehenden Usus eine festere Regelung anstrebte, standen revolutionäre Experimente. Der Purismus regte sich. Besonders stark aber war die Neuerungs sucht auf dem Gebiete der Orthographie, indem namentlich Durchführung einer phonetischen Schreibweise gefordert wurde. Mit der Teilnahme an diesen praktischen Bestrebungen verband Sven Hof mundartliche Studien, dessen *Dialectus Vestrogothica* (1772) als die vorzüglichste unter den älteren Dialektarbeiten zu nennen ist. Von den Bemühungen um die Regelung der Schriftsprache ist auch die germanistische Thätigkeit eines Mannes ausgegangen, der alle seine älteren Landsleute bedeutend hinter sich gelassen hat, ich meine Joh. Ihre (1707—1780). Die mannigfache Unsicherheit, die im Gebrauch der schwedischen Sprache herrschte, veranlasste ihn in Upsala, wo er seit 1737 als Professor angestellt war, Vorlesungen über dieselbe zu halten, wovon ein Abriss auch im Druck erschienen ist (1745—51). Um über die Schwankungen und Mängel ins klare zu kommen, sah er sich veranlasst einerseits die lebenden Mundarten, anderseits die ältere schwedische Sprache zu studieren, und von hier aus wurde er weiter zum Studium der verwandten Sprachen geführt und die Etymologie trat in den Mittelpunkt seines Interesses. Er setzt dabei die Bestrebungen von Benzelius fort. Seine Hauptarbeit auf dem Gebiete der Mundartenkunde *Svenskt Dialect lexicon* (1766) ist auf der *Dialectologia* des Benzelius basiert. Verschiedene andere Gelehrte haben geholfen, das Material dafür herbeizuschaffen. Auf die Betrachtung des skandinavischen Altertums wendete er überall die Grundsätze einer gesunden Kritik an, so in einem Briefe von 1759 über eine 1758 erschienene Darstellung der altschwedischen Litteratur von *Stjernman*, in mehreren runologischen Abhandlungen (1769—73), in einem Briefe über die

prosaische Edda (1772). Besonders wertvoll waren seine gotischen Studien. Er veranlasste Er. af Sötberg, der ihn auch sonst bei seinen Arbeiten unterstützt hat, zu einer neuen Collation des Codex argenteus, wonach derselbe 1752—55 veröffentlicht wurde. Daran schlossen sich eine Reihe von Abhandlungen Ihres (1754—69), wozu er auch schon das von Knittel 1762 herausgegebene Wolfenbüttler Fragment des Römerbriefes benutzen konnte. Sie sind zusammengestellt und für Deutschland zugänglich gemacht durch A. F. Büsching unter dem Titel *Johannis ab Ihre Scripta versionem Ulphilanam et linguam Moesogothicam illustrantia* (Berlin 1773). Sie enthielten Berichtigungen und Erläuterungen des Textes, etymologische Behandlung des Wortschatzes, namentlich aber eine viel genauere Darstellung der Flexionslehre, als sie Hickes gegeben hatte. Das Hauptwerk Ihres ist sein *Glossarium Suiogothicum* (1769), ein historisches Wörterbuch des Schwedischen mit reichlichen Belegen aus den älteren Denkmälern, namentlich den Rechtsquellen, mit Vergleichung der verwandten germanischen Sprachen und des Griechischen und Lateinischen. Sein etymologisches Verfahren hat Ihre durch Tabellen über die Lautentsprechungen zu rechtfertigen gesucht, die freilich noch Richtiges und Falsches in bunter Mischung bieten (vgl. § 72).

#### ENGLAND.

§ 30. Der bedeutendste Kenner des Angelsächsischen in diesem Zeitraume war Edward Lye († 1767), den wir schon als Herausgeber des Benzeliusschen *Ulfilas* und des Juniusschen *Etymologicum* kennen gelernt haben (vgl. § 20. 18). Er ersetzte Sommers Wörterbuch durch ein vollständigeres Werk, in welches nach dem von Hickes auf grammatischem Gebiete gegebenen Beispiele auch der gotische Wortschatz aufgenommen wurde. Dasselbe erschien nach Lyes Tode von Owen Manning zum Abschluss gebracht 1772 als *Dictionarium Saxonico- et Gothico-Latinum*. Unter den Textpublicationen ist nur eine bedeutendere, die von Alfreds Übertragung des *Orosius* durch Barrington unter Beihülfe von Manning (1773).

Von 1770 an gab die Society of Antiquaries eine Zeitschrift unter dem Titel *Archaeologia* heraus, welche aber zunächst wenig Literarisches brachte.

Für die näher liegenden Epochen der englischen Litteratur bemühte man sich das Interesse in weiteren Kreisen neu zu beleben. Diese Bestrebungen wirkten noch mehr auf Deutschland als auf England. Youngs *Conjectures on Original Composition* (1759) wiesen, indem sie eine nicht von Nachahmung der Alten lebende urwüchsige Dichtung forderten, auf Shakespeare als das grosse Beispiel einer solchen hin. Schon vorher war ein grosser Teil der älteren Dramen wieder zugänglich gemacht durch Dodsleys *Select Collection of Old Plays* (1744). Die alten volkstümlichen Balladen hatten immer auch unter den Gebildeten einige Liebhaber gefunden. Im 17. Jahrhundert wurden handschriftliche Sammlungen veranstaltet, von denen noch jetzt verschiedene vorhanden sind. Auch verschmähten es manche Kunstdichter nicht, gelegentlich einen verwandten Ton anzuschlagen. In weite Kreise, auch ausserhalb Englands drang der Preis, den Addison im *Spectator* der alten Ballade von der Jagd in Cheviat spendete. Von durchgreifender Wirkung auf die englische und deutsche Literatur wurden Thomas Percy's *Reliques of Ancient English Poetry* (1765). Percy hatte es nicht gewagt, die alten Dichtungen so, wie er sie vorgefunden hatte, dem grossen Publikum zu bieten. Sie waren von ihm zum Teil stark überarbeitet und ergänzt, ausserdem mit Produkten moderner Kunstdichter untermischt. So unphilologisch dies Verfahren war, die unmittelbare Wirkung wurde durch eine solche Zurechtstutzung für den herrschenden Geschmack nur befördert.



Für die Kenntniss der mittenglischen Literatur wurde ein bei aller Mangelhaftigkeit grundlegendes Werk geschaffen, welches überhaupt wie bisher kein anderes in die romantische Literatur des Mittelalters einführte, durch Thomas Warton in *The History of English Poetry from the Close of the 11 Century to the Commencement of the 18 Century* (1774—81, unvollendet, nur bis ins 16. Jahrh. geführt). Zahlreiche Proben wurden darin mitgeteilt.

Percys Sammlung hatte eine tiefeingreifende Wirkung auf die zeitgenössische Dichtung. Sie gab aber auch neben Wartons Werk Anregung zum Studium der volkstümlichen und mittelalterlichen Literatur. Am kräftigsten zeigt sich die Wirkung in Schottland. John Pinkerton (1758—1826) war selbst Balladendichter und zugleich Herausgeber schottischer Volksballaden und sonstiger älterer Dichtungen, z. B. des *Bruce* von *John Barbour* (1790). Joseph Ritson (1752—1803), entfaltete eine umfassende Thätigkeit als Altertumsforscher und Literat, namentlich als Herausgeber von Volksliedersammlungen und mittenglischen Gedichten. Seine wichtigste Publikation, *Ancient English Metrical Romances* erschien erst 1802. George Ellis (1745—1815) eröffnete 1790 die oft wieder aufgelegten *Specimens of the Early English Poets*, denen 1805 die *Specimens of Early English Romances* folgten.

Die Beschäftigung mit der älteren englischen veranlasste auch Hinwendung zur skandinavischen Literatur, die ja durch Hikes Thesaurus in den Gesichtskreis der Gelehrten gerückt war. In viel weitere Kreise durch das ganze civilisierte Europa hindurch wurde jetzt die Bekanntschaft mit nordischer Poesie und Mythologie verbreitet durch ein französisches Werk, Mallets *Histoire de Danemark* (1756). Mallet beschränkte sich, den Anregungen Voltaires folgend, nicht auf die politischen Verhältnisse. Er brachte im ersten Bande als Einleitung zum Ganzen eine Übersetzung des mythologischen Theiles der jüngern Edda nebst Proben aus Liedern. Macphersons falscher Ossian (1760—3) trug sehr viel dazu bei, das Interesse für die volkstümliche Dichtung und das Altertum der nordischen Völker überhaupt zu wecken. So zog Hugh Blair in seiner *Critical Dissertation on the Poems of Ossian* (1765) die skandinavische Dichtung zur Vergleichung heran. So wurde auch Percy durch Ossian auf dieselbe geführt. Nachdem er schon 1763 eine Übersetzung altnordischer Gedichte geliefert hatte, veröffentlichte er 1770 eine Bearbeitung der Malletschen Einleitung mit eigenen Zusätzen unter dem Titel *Northern Antiquities*, wovon noch 1847 eine dritte Ausgabe erschienen ist, mit mannigfachen Zusätzen vermehrt durch Blackwell.

Die praktische Richtung hat in diesem Zeitraume ihren berühmtesten und einflussreichsten Vertreter gefunden in Samuel Johnson (1709—84). Literarische Kritik stand im Mittelpunkt seiner mannigfachen Thätigkeit. Sein *Dictionary of the English Language* (1755) übertraf alle früheren Versuche bei weitem an Reichhaltigkeit und hat lange ein fast unbedingtes Ansehen genossen. Seine *Lives of the most eminent English poets* (1779—81) waren bei aller Beschränktheit des Standpunkts nicht verächtliche Ansätze zu literargeschichtlicher Betrachtung.

#### DEUTSCHLAND.

§ 31. Der Mann, welcher im Beginn unserer Periode an der Spitze der literarischen Bestrebungen steht, Gottsched nimmt auch einen ehrenvollen Platz in der Entwicklung der germanischen Philologie ein. Beschäftigung mit der lebenden Sprache zu praktischen Zwecken und historische Studien laufen bei ihm neben einander her, ohne sich noch gegenseitig zu durchdringen. Indem er systematisch bemüht war, eine deutsche Literatur hervorzurufen, welche der

des Auslands an die Seite gesetzt werden könnte, fasste er frühzeitig den Plan zu drei Lehrbüchern, die ihm als unentbehrliche Unterlage für diesen Zweck erschienen. Von diesen erschien seine *Redekunst* 1728, seine *Critische Dichtkunst* 1730. Am längsten arbeitete er an dem dritten Werke, welches, durch verschiedene Aufsätze in Zeitschriften vorbereitet, endlich 1748 als *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst* herauskam. Es war keine Leistung, die an Gründlichkeit und Originalität erheblich über die der nächsten Vorgänger hinausging. Sie hatte den Vorzug, der Gottsched überhaupt eigen war: Klarheit und Fasslichkeit ohne tieferes Eindringen. Was sie aber besonders charakterisiert, ist die Entschiedenheit, mit der die Durchführung fester Regeln für den Gebrauch angestrebt wird. Demgemäss wird auch die Mustersprache genauer, als es bisher geschehen war, bestimmt. Es ist die Umgangssprache der Gebildeten in Obersachsen und der Gebrauch der besten neueren, namentlich obersächsischen Schriftsteller. Die Mustergültigkeit der älteren, aus denen bis dahin die Grammatiker noch vielfach geschöpft hatten, auch die Luthers und selbst Opitzens wird abgewiesen. Gottsched vertritt hier wie überhaupt in der ersten Periode seiner Wirksamkeit durchaus das Moderne und Zeitgemässe. Dieser Umstand wird nicht wenig zu seinem Erfolge beigetragen haben. Dieser Erfolg war allerdings bedeutender als der irgend eines früheren Grammatikers, wiewohl sein literarisches Ansehn bei dem Erscheinen der Sprachkunst schon ziemlich erschüttert war. Es sind bis 1776 sechs Auflagen erschienen, wobei das Werk allmählich erheblich erweitert wurde; dazu ein Auszug als *Kern der deutschen Sprachkunst* in acht Auflagen 1753—1777. Erst durch Adelungs Arbeiten wurden beide Bücher verdrängt.

Nur vereinzelt hat Gottsched den Versuch gemacht, seine Studien auf dem Gebiete der älteren Sprache und Literatur für die Sprachkunst zu verwerten. Auch mit seinen literarischen Bestrebungen haben dieselben nur einen losen Zusammenhang. Er ist der Überzeugung, dass die deutsche Sprache und Poesie sich bis auf seine Zeit stätig verbessert hat, und es kann ihm nicht einfallen aus der älteren Zeit Anregung für die Gegenwart zu schöpfen. Vermittelt hat er allerdings eine solche Anregung, ohne es zu wollen, durch seine Ausgabe des *Reincke Vos* mit prosaischer Übersetzung (1752), auf der Goethes Bearbeitung beruht. Im allgemeinen steht auch er der älteren Literatur als gelehrter Polyhistor gegenüber, nur dass allerdings ein gewisser patriotischer Eifer mit im Spiele ist, der zeigen will, dass Deutschland doch auch in der früheren Zeit Einiges hervorgebracht hat. Dazu kommt, dass er viel zur Popularisierung der altdeutschen Studien beigetragen hat, indem seine kleineren Arbeiten auf diesem Gebiete, abgesehen von einigen lateinischen Programmen über Heinrich von Veldeke (1745), über die deutsche Heldensage (1752) u. a. deutsch geschrieben und in seinen Zeitschriften veröffentlicht sind, die sich an weitere Kreise wendeten. Besondere Aufmerksamkeit wendete Gottsched, seiner allgemeinen Neigung entsprechend, der dramatischen Literatur zu. Nachdem er schon in seiner *Schaubühne* Verzeichnisse von älteren Dramen geliefert hatte, erschien 1757 sein *Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst*, eine sehr reichhaltige Bibliographie. Er hat sogar (1746) die Absicht ausgesprochen, eine vollständige Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters zu schreiben.

§ 32. Ganz anders verhält es sich mit Gottscheds Gegnern, Bodmer und Breitinger. Sie sind es, bei denen zuerst als treibendes Motiv für die Beschäftigung mit der älteren Literatur an Stelle des antiquarischen Interesses das ästhetische tritt. Geweckt ist dasselbe, wie begreiflich, zuerst durch Goldasts Veröffentlichungen aus den Minnesingern. Den Gedankengang der Winsbeckin teilt Bodmer 1734 in seinem *Charakter der Deutschen Gedichte* mit als eine

Probe für die feinere Ausbildung der Poesie im Hohenstaufischen Zeitalter. Gottscheds Vorgang ist dann gewiss anregend für die Schweizer gewesen. In Schilters Thesaurus fanden sie ein reiches Material. Aber die althochdeutschen Texte und die sprachliche und juristische Gelehrsamkeit der Herausgeber kümmerten sie wenig. Dagegen erregten Mittheilungen von Scherz, aus denen zu ersehen war, dass der von Goldast benutzte Kodex sich jetzt in Paris befinde, bei Bodmer das lebhafteste Verlangen, denselben in seine Hände zu bekommen. Der Gedanke, dass die deutsche Poesie schon unter den Hohenstaufen eine erste Blütezeit gehabt habe, wurde von ihm weiter ausgeführt, freilich auf Grund sehr dürftigen Materiales in der 1743 erschienenen Abhandlung *Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause*. Die grosse Verehrung, welche Bodmer und Breitinger für Opitz hegten, brachte sie auf die Idee, eine kritische Ausgabe seiner Gedichte zu veranstalten. Es ist das der erste und wirklich bedeutsame Versuch der Art, der aber nicht über den ersten Band (1745) hinausgekommen ist. Darin war auch Opitzens Ausgabe des Annoliedes von neuem abgedruckt, für welches sie sich lebhaft begeistern. Noch wichtiger war, dass es ihnen durch Vermittlung Schöppflins gelang, zuerst (1744. 5) Stücke der Pariser Liederhandschrift in einer in Scherzens Besitz befindlichen Abschrift, dann (1746) den Kodex selbst geschickt zu bekommen. Es kam jetzt noch ein lokalpatriotisches Interesse für sie hinzu, indem sie auf Grund eines missverstandenen Zeugnisses bei dem Minnesinger Hadlaub glaubten annehmen zu dürfen, dass die Sammlung auf den Züricher Patricier Rüdeger Manesse zurückzuführen sei. Es erschien zunächst eine Auswahl unter dem Titel *Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts. Aus der Manessischen Sammlung*, Zürich 1748 mit Anmerkungen über die Sprache und einem kleinen Glossar. Genauere sprachliche Studien waren freilich nicht ihre Sache, aber auf der anderen Seite kam ihnen ihre Mundart für das Verständnis sehr zu statten. Erst nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihnen einen Verleger für den Abdruck der grossen Hds. zu finden, der *Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt*, Zürich 1758. 9. Für die Erklärung und Kritik geschah darin nichts. Es war ein blosser Abdruck mit manchen Lesefehlern und mit Auslassung vieler Strophen. In der Vorrede konnten sie auf eine zweite Minnesingerhandschrift, die Jenaer hinweisen, aus der kurz vorher (1754) durch die *Proben* angeregt Wiedeburg Einiges veröffentlicht hatte. Schon bevor die Minnesinger hatten zum Druck befördert werden können, waren die Schweizer mit zwei anderen wichtigen Publikationen hervorgetreten, beide Zürich 1757 erschienen. Die erste waren die *Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger*, deren Verfasser (Boner) ihnen damals noch unbekannt war. Sie folgten hierin den Anregungen von Scherz. Die zweite führte den Titel *Chriemhilden Rache, und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkt. Samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Josaphat*. Bodmer macht hier Mittheilungen aus zwei Handschriften in Hohenems, auf die er durch den Lindauer Arzt J. H. Obereit<sup>1</sup> aufmerksam gemacht war. Die eine davon war die jetzt in Donaueschingen befindliche Nibelungenhs. (C). Bodmer hat es noch nicht gewagt, das Ganze zu veröffentlichen. Er beschränkt sich, von einzelnen Proben abgesehen, auf den Schluss des Nibelungenliedes von dem Auszuge der Burgunder an, den er als «Chriemhilden Rache» bezeichnet und die Klage. Man ersieht daraus, wie schwach und unsicher immer noch sein ästhetisches Urtheil war.

Unter diesen Veröffentlichungen fand das Nibelungenlied bei den Zeitgenossen die geringste Aufmerksamkeit und übte auch keinen Einfluss auf die Literatur, ausser dass Bodmer selbst 1767 unter dem Titel *Die Rache der*

*Schwester* eine hexametrische Umdichtung der von ihm herausgegebenen Partie erscheinen liess, wie er schon früher (1753) einen ähnlichen Versuch mit dem Parzival gemacht hatte. Die Fabeln entsprachen am meisten der herrschenden Zeitrichtung, konnten aber eben darum nicht modifizierend auf dieselbe einwirken. Am stärksten, wenn auch immer nicht sehr bedeutend, war die Einwirkung der Minnesinger. Gleim, der überhaupt bei aller Geringfügigkeit seines Vermögens doch das Verdienst hat mehrfach neue Richtungen zuerst angebahnt zu haben, war nach einem kaum beachteten Versuche von Bodmer selbst (1745, vgl. ZfdA 16, 85) der erste, der sich in Nachbildungen versuchte. Ihm folgten mehrere Dichter des Hainbundes.

<sup>1</sup> Crueger, *Der Entdecker der Nibelungen*. Frankfurt a. M. 1883.

§ 33. Lessing, der einerseits die deutsche Poesie durch die mannigfachsten Anregungen von Seiten der Literatur anderer Völker und Zeiten zu befruchten und vielseitiger zu gestalten suchte, der anderseits auch abgesehen von aller Einwirkung auf die Gegenwart die verschiedensten Gebiete historischen Wissens berührte, konnte auch an den germanistischen Studien nicht achtlos vorübergehen. Sein energischer Hinweis auf Shakespeare, seine Verteidigung des deutschen Volksschauspiels nebst dem ersten Versuch zur Bearbeitung eines Volksstückes, des *Dr. Faust* trugen wesentlich zur Kräftigung des volkstümlich-germanischen Elements in der deutschen Literatur bei. Dagegen reiht sich seine gelegentliche Beschäftigung mit der Literatur des Mittelalters seinen rein gelehrten Studien ein, wenn sie auch nicht ohne jegliche Beziehung zu seinen poetischen Bestrebungen ist, und er ist hier am nächsten mit Gottsched zu vergleichen. Gleims Kriegslieder führten ihn 1758 auf die altdeutsche Kriegspoesie. Er begann Untersuchungen über das Heldenbuch. Was uns von seinen Aufzeichnungen erhalten ist, zeigt, dass er in der Hauptsache auf seltsame Irrwege geraten ist. Bei seiner bibliothekarischen Thätigkeit in Wolfenbüttel kamen ihm natürlich auch manche altdeutsche Manuskripte und Drucke in die Hände. Dies führte ihn zu Entdeckungen über die von den Schweizern herausgegebenen Fabeln des Bonerius, die er unter der Überschrift *Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger* 1773 und 1781 veröffentlichte. Ausserdem gehört aus seinem Nachlasse manches hierher. Sein Interesse ist wesentlich nur denjenigen Gattungen der Poesie zugewendet, die er selbst früher gepflegt hatte, und die seiner Natur am nächsten lagen, der Fabel und der lehrhaften Spruchdichtung, und demgemäss den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Anders steht es mit Lessings Bemühungen um die ältere neuhochdeutsche Sprache und Literatur. Hier treten wieder praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund. Er vereinigte sich 1758 mit Ramler zur Herausgabe einer Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, wovon aber zunächst nur Logaus Sinngedichte (1759) erschienen. Hierbei war es nicht auf kritische Behandlung, sondern auf zeitgemässe Modernisierung abgesehen. Dagegen ist das von Lessing zu Logau ausgearbeitete Wörterbuch eine wirklich philologische Arbeit, die auf sorgfältiger Beobachtung und Vergleichung des Sprachgebrauchs beruht. Er hatte die Absicht, auf diese Weise allmählich den ganzen neuhochdeutschen Sprachschatz zu bearbeiten, und Sammlungen dazu haben sich in seinem Nachlass gefunden. Es kam ihm auch hierbei nicht bloss auf wissenschaftliche Feststellung an, sondern er wünschte, dass möglichst viel Brauchbares, was die Sprache seiner Zeit ausgestossen hatte, neu belebt werden möchte.

§ 34. Während die mittelhochdeutschen Dichtungen nur erst einen sehr beschränkten Einfluss auf die dichterische Produktion zu gewinnen vermochten, gelang dies schon besser den noch auf mittelalterlicher Grundlage ruhenden Erzeugnissen der Renaissancezeit. Man fing an aus denselben Stoffe und Formen zu entlehnen, die zunächst wenigstens den Reiz der Neuheit hatten und dazu

dienten, etwas Abwechslung in das ermüdende Einerlei der späteren Renaissance-dichtung zu bringen. Freilich trat man an das mittelalterliche wie an das volkstümliche Wesen zunächst mit selbstgefälligem Bildungsstolz heran, man sah darin nur das Rohmaterial für die eigenen höheren Geisteswerke, man behandelte es mit ironischer Überlegenheit. Allmählich aber sehen wir sich das Verhältnis verschieben zu Gunsten des anfangs Verachteten, so dass Ironisierung und Idealisierung oft dicht neben einander stehen und sich auch seltsam mit einander vermischen.

Will man diesen Prozess verfolgen, so darf man dabei auch den Einfluss der romanischen Poesie nicht ausser Acht lassen, da dadurch die Stellung zu der einheimischen mitbedingt ist. Für die ältere italienische Literatur von Dante bis zu Ariost brach Meinhard Bahn durch seine *Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter* (1763. 4). Weiter zurück führte die von dem Marquis de Paulmy und dem Grafen de Tressan herausgegebene *Bibliothèque universelle des romans* (1775—8), indem in derselben viele Stoffe des altfranzösischen Epos auf Grund der späteren Prosabearbeitungen für das Lesebedürfnis des grossen Publikums zurecht gemacht waren. Die Nachahmung blieb nicht aus. Gleim veröffentlichte 1765 *Petrarchische Gedichte*, freilich in ganz verfehltem Ton. Ihm folgten Klamer Schmidt und andere. Wichtiger war es, dass Wieland das Ariost'sche Epos nachzubilden unternahm. Dieses lag einem Dichter des 18. Jahrhunderts noch verhältnismässig nahe, weil darin das mittelalterliche Rittertum bereits ironisch behandelt wurde. Aber doch war in dem ersten Versuche Wielands, dem *Ildris* (1768) die Ironie eine weit plumpere als bei Ariost, und derselbe stand der komischen Erzählung in der Manier Lafontaines, wovon Wieland ausgegangen war, noch viel näher. Bezeichnend für seine Auffassung ist es schon, dass Ildris in der ersten Auflage als heroisch-komisches, in der zweiten als romantisches Gedicht bezeichnet wird. Später gelang ihm eine grössere Annäherung an Ariost, vorzüglich im *Oberon*, indem er sich den altfranzösischen Erzählungsstoffen in der *Bibliothèque universelle* zuwandte.

Die Neubelebung des germanischen Mittelalters wurde in erster Linie durch Shakespeare vermittelt. Wir können hier nicht das allmähliche Bekanntwerden Shakespeares und die Steigerung der Wertschätzung desselben im einzelnen verfolgen. Ich erinnere nur an einige Hauptmomente: den energischen Hinweis auf ihn durch Lessing im siebzehnten Literaturbriefe, der mit dem von Young (vgl. § 30) zusammentraf, welcher auch in Deutschland rasch bekannt wurde; dann die Übersetzung Wielands, die Propaganda, welche Gerstenberg in den *Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur* machte und die neue Verherrlichung durch Lessing in der Dramaturgie.

Die Stellung der deutschen Dichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den volkstümlich-mittelalterlichen Kulturelementen zeigt sich nirgends so charakteristisch in allen Wandlungen und mannigfachen Schattierungen als auf dem Gebiete der Romanze und Ballade. Diese volkstümliche Gattung musste in die Kunstdichtung erst neu eingeführt werden. Es geschah dies bezeichnender Weise zunächst nicht durch Zurückgreifen auf die guten alten Lieder, sondern durch Anlehnung einerseits an die Parodie der echten Romanze durch den Spanier Gongora und den Franzosen Moncrif, anderseits an die entartete Gestalt der deutschen Volksballade, die zur Drehorgel gesungene Schauer- und Mordgeschichte. Auch hier war es Gleim, der den Ton angab mit seinen *Romanzen* (1756). Er hatte Erfolg und fand viele Nachahmer in verwandter Manier, von denen einige auch bereits deutsche Volkssagen behandelten. Zwar protestierte Erich Raspe in der *Bibl. der schönen Wissenschaften* 1766 gegen diese Auffassung der Gattung mit Berufung auf die altspanischen heroischen

Romanzen, aber sein eigener Versuch einer ernsthaften Romanze, *Hermin und Gunilde* (1766) ist gänzlich missglückt und nur durch die ausführliche Einleitung bemerkenswert, in welcher gegen die Verachtung des gotischen, d. h. mittelalterlichen Geschmacks geeifert wird, da doch der Grund unserer Gesetze, unserer Sitten und fast unsere ganze Lebensart gotisch sei und bleibe. Ein Umschwung sollte erst durch Percys *Reliques* herbeigeführt werden, auf die zuerst in Deutschland aufmerksam gemacht zu haben, gleichfalls ein Verdienst Raspes ist.

§ 35. Wesentlich anderer Art ist eine Richtung, welche ihre sittlichen und poetischen Ideale in den ältesten germanischen Kulturverhältnissen sucht. Patriotische Verherrlichung der germanischen Urzeit auf Grund der Berichte des Tacitus war seit der Humanistenzeit immer wieder einmal versucht. Klopstock betrat diese Bahn zuerst 1752 mit der Ode *Hermann und Tusnelda*. Zunächst ward dies patriotische Interesse bei ihm durch das religiöse wieder in den Hintergrund gedrängt, bis es seit 1767 die entschiedene Vorherrschaft gewann. Neue Nahrung war ihm jetzt durch Mallets Einleitung zur *Histoire de Danemark* (vgl. § 30) geboten. G. Schütze, der schon in verschiedenen Abhandlungen die nordische Mythologie herangezogen und ihre Wichtigkeit betont, auch Proben aus der Edda mitgeteilt hatte, veranstaltete eine Übersetzung (1765. 6). Gerstenberg verwendete den hier dargebotenen Stoff zu eigener Dichtung (*Gedichte eines Skalden*, 1766) und besprach in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur auch Gegenstände aus der nordischen Poesie und Mythologie. Seinem Beispiele folgte Klopstock. Er betrachtete die nordische Mythologie als die urgermanische und kombinierte damit die aus den römischen Geschichtschreibern geschöpften Vorstellungen von der germanischen Urzeit. Dazu traten als drittes Element die angeblichen Gedichte Ossians auf Grund der schon lange üblichen Identifikation der Kelten und Germanen. Der so kombinierte Ideenkreis, durch eigene Phantasieen willkürlich ausgestaltet, beherrschte fortan seine Odendichtung und seine dramatischen Bardiete, drängte sich auch in seine Prosaschriften. Nicht wenige Nachahmer schlossen sich an. Freilich war es ein seltsames Trugbild, das auf diese Weise von der vaterländischen Vorzeit entworfen wurde. Aber auch dieses Trugbild hat dazu beigetragen, zum Studium der echten Quellen anzureizen.

Klopstocks Bardendichtung zeigte seine gänzliche Unfähigkeit zu einer reinen Auffassung des geschichtlich Gegebenen. Dieselbe Unfähigkeit sowie der Mangel eines ausdauernden Studiums bei aller Liebe für das germanische Altertum bekundet sich auch sonst. Daher hat auch sein gelegentliches Interesse für die althochdeutsche, altsächsische und angelsächsische Dichtung wenig zu bedeuten, und der Plan zu einer Herausgabe des Heliand blieb unausgeführt. Seine zahlreichen grammatischen und metrischen Arbeiten zeigen bei manchen sonstigen Vorzügen doch den gänzlichen Mangel an historischem Sinn.

§ 36. An dieser Stelle muss auch der Wirksamkeit gedacht werden, die Justus Moeser durch seine *Osnabrückische Geschichte* (1765 ff.) gehabt hat und durch viele seiner kleinen Schriften, wie sie in den *Patriotischen Phantasieen* gesammelt vorliegen. Mit liebevollem Verständnis suchte er in den Sinn der mittelalterlichen Institute und Gebräuche einzudringen und möglichst viel davon gegen die nivellierenden Tendenzen der Aufklärung zu schützen. Seine Bestrebungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete wirkten auch auf die literarischen Verhältnisse hinüber, indem namentlich Herder und Goethe stark davon beeinflusst wurden.

§ 37. Alle Bemühungen um Befruchtung der deutschen Literatur durch die poetischen Leistungen anderer Völker und Zeiten und namentlich durch

die volkstümliche Dichtung fanden ihren Mittelpunkt in der Person Herders. Rousseau hatte ihn auf die Spur des einfach Natürlichen geleitet, Hamann ihn gelehrt, die Quellen der Poesie in sinnlich-lebendiger Anschauung und leidenschaftlicher Bewegung zu suchen; Montesquieu hatte ihn auf Beobachtung der nationalen Eigenart gewiesen, Winkelmann ihm das grosse Beispiel der Entwicklungsgeschichte eines bestimmten Kulturgebietes gegeben. Aus solchen und anderen Anregungen, die hier im einzelnen zu schildern nicht der Ort ist, erwuchs ihm jene nie vor ihm dagewesene Befähigung zum Verständnis und zur unbefangenen Würdigung fremder Eigenart, die ihn zum Erwecker des geschichtlichen Sinnes gemacht hat. Herders Standpunkt ist ein kosmopolitischer. Er sucht jede bedeutende Entfaltung menschlichen Wesens, wo sie sich auch finden möge, zu erfassen. Aber wiederholt begegnet bei ihm die energische Betonung einer auf nationale Eigenart gegründeten Literatur. Und so sehr auch ihm die Einwirkung auf die Literatur und die Bildung seiner Zeit am Herzen liegt, so stark ist doch schon bei ihm ein von diesem praktischen Zwecke unabhängiges Streben nach reiner historischer Erkenntnis entwickelt.

Gleich die erste grössere Schrift Herders, die drei Sammlungen von Fragmenten *Ueber die neuere deutsche Literatur* (Riga 1767, zweite Ausgabe der ersten Sammlung 1768), bot eine Fülle von Anregungen zu historischer Behandlung der Literatur nicht nur, sondern auch der Sprache. Mit der letzteren beschäftigt sich fast die ganze erste Sammlung. Ideen Hamanns werden darin zur Klarheit entwickelt. Zum ersten Male wird der für eine wissenschaftliche Behandlung der Literatur so fruchtbare Gedanke durchgeführt, dass der Dichter wie der prosaische Schriftsteller bei seiner Produktion durchgängig bedingt ist durch die Natur seiner Sprache als des Materiales, aus welchem sich sein Werk zusammensetzt. Hierin liegt zugleich eine tiefere Fassung des Unterschiedes zwischen den einzelnen Sprachen, die Erkenntnis, dass jedes Individuum mit der Sprache, die es erlernt, auch eine bestimmte Auffassungsweise der Welt und des Lebens sich aneignet. Hiermit aber gewinnt die Sprache ein selbständiges Interesse, unabhängig von ihrem Dienstverhältnis zur Literatur. In Herders Auffassung von Sprache und Literatur und ihrem Verhältnis zu einander bekundet sich überall der Respekt vor der geschichtlich gewordenen Eigenart gegenüber den nivellierenden Tendenzen der Zeitphilosophie. Er skizziert den allgemeinen Entwicklungsgang der Sprache, indem er die einzelnen Entwicklungsstufen mit den Lebensaltern des Menschen vergleicht. Diese oft wiederholte Parallele hat freilich viel Schiefes. Aber für den Augenblick bezeichnete sie doch einen Fortschritt. Die herrschende Ansicht, dass sich die Sprache mit dem Fortschreiten der Kultur zu immer höherer Vollkommenheit entwickelt habe, wurde dadurch auf das Gebiet des rein Verstandesmässigen eingeschränkt, dagegen den älteren Sprachstufen die grössere Fähigkeit für die Poesie zuerkannt. Damit war aber auch die Poesie nicht mehr als ein Produkt höherer Kultur aufgefasst, sondern vielmehr in den Anfang der Entwicklung zurückgeschoben. Hierin ganz besonders schloss sich Herder an Hamann an. Von unmittelbar praktischer Bedeutung, aber zugleich auch anregend für die deutsche Philologie war es, dass Herder dazu mahnte die deutsche Sprache aus den Mundarten und den älteren Schriftstellern zu bereichern und ihr dadurch ein eigentümliches Gepräge zu geben.

In der zweiten und dritten Sammlung wird das eigentliche Thema in Angriff genommen, die Beurteilung der neueren deutschen Literatur. Seine Art der Kritik ist prinzipiell verschieden von der der Literaturbriefe, an die er überall anknüpft. Für ihn besteht die Hauptaufgabe des Kritikers darin, dass er sich in die Eigentümlichkeit des Schriftstellers versenkt und aus derselben

heraus sein Werk zu verstehen sucht. Die Kritik wird so zur Charakteristik. Die kritische Behandlung geht über in die literargeschichtliche. Die Fragmente sind noch keine Literaturgeschichte, aber auf dem Boden derselben stehen die späteren literargeschichtlichen Arbeiten der Romantiker. Das Ideal einer Literaturgeschichte, zunächst der griechischen schwebt ihm bereits vor, und Winkelmanns Kunstgeschichte ist ihm dafür das grosse Muster. Von einem literargeschichtlichen Gesichtspunkte aus gruppiert er auch die Erzeugnisse der deutschen Literatur, nämlich nach ihren fremden Vorbildern. Indem er die gewöhnliche Art der Nachahmung verwirft, weist er auf zwei Wege hin die deutsche Literatur auf eine höhere Stufe zu erheben, die denn auch beide eingeschlagen sind. Einerseits verlangt er ganz im Sinne Youngs, man solle den fremden Dichtern nicht Materialien entleihen, sondern ihnen nur das Geheimnis ihrer Produktionsweise ablauschen, man solle sich bemühen ebenso eigenartig national zu sein, wie es jene, namentlich die Morgenländer und Griechen sind. Zu diesem Zwecke empfiehlt er, was uns hier besonders angeht, den Wahn des eigenen Volkes und die Sagen der Vorfahren zu studieren, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen, um tief in die poetische Denkart der Vorfahren zu dringen. Auf der anderen Seite aber möchte er doch wieder die fremden Schätze für Deutschland erobern, zunächst durch Übersetzungen, die auf einer reineren und tieferen Erfassung der fremden Eigenart beruhen, als man sie bisher erreicht hatte. So sehr nun auch dieses Bemühen, das Verständnis für die verschiedensten Denk- und Empfindungsarten zu wecken von dem Einheimischen ablenkte, so musste es anderseits doch auch dem Verständnis für die vaterländische Vergangenheit zu gute kommen.

Seine Spekulationen über die Sprache nahm Herder wieder auf in der Ende 1770 geschriebenen und 1772 gedruckten Preisarbeit *Über den Ursprung der Sprache*. Die Bedeutung derselben liegt nicht sowohl in der Abweisung des göttlichen Ursprungs, sondern darin, dass er die Sprache nicht als eine willkürliche Erfindung auffasst, sondern als etwas unabsichtlich Gewordenes, und zwar als etwas, was mit Notwendigkeit aus der menschlichen Natur entspringen musste. In der Art, wie sich Herder diesen Process und auch die weitere Entwicklung der Sprache vorstellt, nimmt er vieles ahnend voraus, was die Sprachwissenschaft unseres Jahrhunderts auf Grund einer breiteren empirischen Basis und einer genaueren psychologischen Analyse bestätigt hat.

Eine Gesamtdarstellung seiner Geschichtsauffassung hat Herder zweimal gegeben, zuerst in der Schrift *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774), dann viel ausführlicher in den *Ideen zur Philosophie der Menschheit* (1784—91). Bei aller Übereinstimmung in den Grundanschauungen besteht doch eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den beiden Werken. In dem früheren überwiegt die Polemik gegen die herrschende Auffassung der Aufklärungsphilosophie so sehr, dass der Verf. geradezu in das entgegengesetzte Extrem fällt, indem er die älteren Epochen auf Kosten der Gegenwart erhebt. Es wird für eine falsche Beurteilung erklärt, wenn man den Fortschritt nur nach der Entwicklung des Verstandes bemisst. «Herz, Wärme, Blut, Menschheit, Leben», das ist es, worauf es ankommt. Hieran hat es den sogenannten barbarischen Zeiten nicht gefehlt. Überhaupt ist keine Zeit nur da gewesen, um eine spätere vollkommene vorzubereiten, sondern in jeder entfaltet sich eine eigentümliche, für sich wertvolle Seite des menschlichen Wesens. Von diesem Gesichtspunkte aus gestaltete sich denn auch bei Herder das Urteil über das Mittelalter ganz anders, als man es gewohnt war. Es lagen hier die Keime zu der romantischen Auffassung wie zu einer unbefangenen Würdigung.

Der kurze Hinweis auf die Volkspoesie, wie er in den Fragmenten gegeben



war, steigerte sich zu einer rhapsodischen Verherrlichung in dem Briefwechsel *Über Ossian und die Lieder alter Völker*, der zusammen mit dem Aufsatz über Shakespeare in den Blättern *Von deutscher Art und Kunst* 1773 erschien. Der Briefwechsel samt den darin eingestreuten Proben zeigt einen kosmopolitischen Charakter, desgleichen die dadurch vorbereiteten *Volkslieder*, wie sie 1778.9 erschienen sind. Vorher aber hatte H. eine Sammlung nach einem beschränkteren Plane zusammengestellt, die unter dem Titel *Alle Volkslieder. Erster Teil. Englisch und Deutsch* 1774 erscheinen sollte, aber aus der Druckerei zurückgezogen wurde. Sie war in vier Bücher geteilt, deren jedem eine Einleitung voranging. Aus diesen Einleitungen hat dann H. den Aufsatz hergestellt, der unter dem Titel *Von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst* 1777 im Deutschen Museum erschienen ist. Er hat beobachtet, dass die ältere deutsche Dichtung den gleichen Grundcharakter hat wie die englische, dass aber diese Übereinstimmung nicht mehr besteht, und er führt dies mit Recht darauf zurück, dass die grossen englischen Dichter auf der volkstümlichen Grundlage weitergebaut haben, während die deutsche Kunstdichtung sich davon losgelöst hat. Als Consequenz daraus ergibt sich natürlich die Forderung, dass man suchen müsse, die verlorene Anknüpfung wiederzugewinnen. Diese Forderung gestaltet sich, indem H. nicht bei dem unmittelbar praktischen Zweck stehen bleibt, zu einem lebhaften Aufruf zur Begründung unserer Wissenschaft, der deutschen Philologie, und zwar ganz in dem Sinne, wie dieselbe von den Brüdern Grimm namentlich in ihrer ersten Periode aufgefasst ist. Auf der einen Seite verlangt er Erschliessung der im Staube vergrabenen handschriftlichen Schätze, auf der anderen Sammlung der «gemeinen Volkssagen, Märchen und Mythologie». Auch wird auf die Männer hingewiesen, die in England und Deutschland auf diesem Gebiete etwas Erheblicheres geleistet hatten. Übrigens bleibt H. auch hier nicht auf dem nationalen Standpunkt stehen, sondern schliesst mit Ausblicken auf eine allgemeine Völkerkunde.

§ 38. Während es ziemlich lange dauerte, bis die von Herder ausgestreuten Anregungen auf dem Gebiete der eigentlichen historischen Forschung die rechten Früchte trugen, wurde sein nächstes praktisches Ziel, die Befruchtung der deutschen Literatur und Kultur mit neuen Elementen rasch erreicht. So machte denn auch die Anschmiegung an das volkstümlich-mittelalterliche Wesen rasche Fortschritte.

Herders Preis des Volksliedes fand einen kräftigen Wiederhall bei Bürger. Frühzeitig war in ihm die Liebe zu den Liedern und Sagen seiner Heimat lebendig gewesen. Eine Zeit lang auf andere Bahnen abgelenkt, wendete er sich mit bewusster Entschiedenheit ganz dem Volkstümlichen zu, nachdem er in Göttingen die Percysche Sammlung kennen gelernt hatte. Die *Lenore* (1774 erschienen) war die herrlichste Frucht seiner Bestrebungen in dieser Richtung. Sie ist begonnen, bevor ihm Herders Briefwechsel über Ossian zur Hand gekommen war, aber zu Ende geführt unter dem Einflusse der darin niedergelegten Ideen. Nach so vielen missglückten Versuchen war es Bürger endlich gelungen, den Ton des edlen epischen Volkslieds kunstmässig nachzubilden, wenngleich nicht ohne wesentliche Umbildung; es war ihm ferner gelungen, was vielleicht noch mehr sagen will, die von der Aufklärung und von dem gebildeten Geschmack verpönten mythischen Gestalten der Volksphantasie in einer Weise zu verwerten, die ihres Eindrucks auf jedes fühlende Herz sicher sein musste. Von den späteren Balladen Bürgers reiht sich hier wenigstens *der wilde Jäger* einigermassen ebenbürtig an. Auch theoretisch ist Bürger für die Volksdichtung eingetreten in seinem *Herzensausguss über Volkspoesie* (Deutsches Museum 1776).

Am vielseitigsten ist das mittelalterlich-volkstümliche Element in Goethes Dichtungen vertreten, grösstenteils in unmittelbarem Anschluss an Herders Anregungen. An dessen Volksliedersammlung beteiligte er sich durch Beiträge aus dem Elsass. Wie viel er als Lyriker vom Volksliede gelernt hat, ist bekannt. Als Balladendichter bildet er Herders und Bürgers Weise selbständig weiter zu noch reinerer, edlerer Form. Auch er erzielt grossartige Wirkungen mit den mythischen Anschauungen des Volkes, so schon im *Erlkönig* und *Fischer*. Auf dramatischem Gebiete lässt er sich durch keine konventionellen Schranken mehr abhalten, dem freien Gange Shakespeares zu folgen. In Anlehnung an dessen Historien behandelt er im *Götz von Berlichingen* einen Stoff aus der deutschen Vergangenheit. Dies geschieht aber in einer Art, wie sie Shakespeares historischen Stücken ganz fern liegt. Der Grundgedanke Rousseaus, dass der Übergang von den älteren einfachen Verhältnissen zu den komplizierteren der modernen Civilisation notwendig sittliche Entartung zur Folge hat, ist hier unter dem Einflusse der Mörserschen Ideen eigentümlich spezialisiert. Durchgängig wird das untergehende Mittelalter als eine zwar etwas rohe, aber kraftvolle, ehrliche und zuverlässige Zeit mit dem neuen feineren, aber schwächlichen und hinterlistigen Zeitalter kontrastiert. Das Stück ist so zu einem Tendenzdrama geworden, und zugleich, weshalb es eben uns hier angeht, gewissermassen zu einem kulturgeschichtlichen Drama. Das historische Colorit ist mit bewusster Absicht erstrebt und, von der Einseitigkeit des Standpunktes abgesehen, auch meisterhaft erreicht, wozu nicht wenig der Umstand beigetragen hat, dass der Stoff unmittelbar aus der Selbstbiographie des Helden geschöpft ist. Kaum hat irgend ein anderes Werk so viel dazu beigetragen, Interesse für das Mittelalter zu erwecken und das Urteil über dasselbe umzugestalten. Die im *Götz* vertretene Auffassung des Mittelalters ist lange für weite Kreise massgebend gewesen, hat insbesondere auch die poetische Darstellung desselben beherrscht. Dem 16. Jahrhundert war auch sonst die Neigung des jungen Goethe zugewendet. In seinen Fastnachtsspielen und in einigen kleineren Gedichten versuchte er die Manier Hans Sachsens nachzubilden. Manchen Freund gewann er dem alten Meister durch die zwar etwas idealisierte, aber doch vortrefflich charakterisierende Schilderung desselben in dem Gedicht *Hans Sachsens poetische Sendung*. Er wagte es sogar, den Stil der Fastnachtsspiele ins Erhabene umzubilden im *Ewigen Juden* und vor allem im *Faust*. Mit diesen beiden Werken griff er wieder in die Welt des 16. Jahrhunderts zurück. Die aus dieser Zeit in der Gunst des Volkes erhaltenen Produkte, die Volksbücher hatten überhaupt früh seine Phantasie befruchtet. Mit dem *Faust* lehnte er sich zugleich an die noch lebendige Volksbühne, der er näher blieb, als es Lessing beabsichtigt zu haben scheint. Endlich bemächtigte er sich auch hier der Volksmythologie, allerdings der christlichen, in ihr die höchsten Ideen symbolisierend.

Theoretisch hat Goethe die Würdigung des Mittelalters nach einer bis dahin ganz vernachlässigten Seite hin gefördert durch seinen Aufsatz *Von deutscher Baukunst*. In der Hinwendung zur bildenden Kunst des Mittelalters ist er durchaus originell, nicht von Herder beeinflusst, doch aber ist dabei der Zusammenhang mit der allgemeinen Geistesrichtung Herders nicht zu verkennen.

§ 39. Die geschilderten Tendenzen setzen sich durch die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts fort bis in das Zeitalter der Romantik, welche sie vorbereiten helfen. Wieland findet Nachfolger in der Ariostischen Manier. Die dem *Götz* eigene Charakterisierung des Mittelalters wiederholt sich verroht und veräusserlicht in einer Reihe von Ritterdramen. Sie wird übertragen auf das Gebiet des Romanes und da mit moderner Sentimentalität durchsetzt. In die Romanze wird sie zuerst durch Fr. Leop. v. Stolberg eingeführt.

Die meisten Produkte dieser Gattung bleiben noch der rohen Schauergeschichte näher als den schon gelieferten edleren Mustern. Noch mehr als früher werden darin Volkssagen behandelt. Auch in Prosa fing man an Volkssagen zu bearbeiten, zunächst wieder so, dass man sie willkürlich für den Geschmack des Lesepublikums zurecht machte. Musaeus schloss sich in seinen *Volksmärchen der Deutschen* (1782—7), die nach der Terminologie der Brüder Grimm vielmehr als Volkssagen zu bezeichnen wären, an Wielands ironische Manier an. Andere Bearbeitungen lehnten sich mehr an die Ritterromane an, von denen diese Gattung überhaupt nicht scharf zu trennen ist.

§ 40. Bei Bodmer erwachte in seinen letzten Lebensjahren noch einmal recht lebhaft das Interesse für die mittelhochdeutsche Literatur. Er verschaffte sich Abschriften von mehreren Hauptwerken der Blütezeit, unter andern auch von dem früher vernachlässigten vorderen Teile des Nibelungenliedes.<sup>1</sup> Er hatte dazu noch einmal die früher benutzte Hs. von Hohenems erbeten, erhielt aber statt deren (1779) eine andere, die jetzige Münchener (A). Während er noch im Zweifel war, ob es ihm gelingen würde, einen Verleger für das Gesammelte zu finden, erbot sich ihm 1780 Chr. Heinr. Myller, ein geborener Züricher, damals Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, die Herausgabe zu übernehmen. Eine Subskription wurde eröffnet, mit Hülfe deren das Unternehmen zu Stande kam und unter dem Gesamttitel *Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrhundert* herauskam. Der erste Band (1782—84) enthielt ausser einigen kleineren Stücken das Nibelungenlied, den Parzifal, den armen Heinrich; der zweite (1785) den Tristan Gotfrieds von Strassburg mit der Fortsetzung Heinrichs von Freiberg, Flore und Blanscheflur von Konrad Fleck, den Iwein, den Freidank, Ergänzungen zu den Minnesingern aus der Jenaer Hs. Bei dem dritten Bande, in Konrads von Würzburg Trojanerkrieg blieb die Ausgabe stecken. Das meiste war von Bodmer geliefert. Es waren nur Abdrücke einzelner Handschriften ohne irgend welche Beigabe zur Erleichterung des Verständnisses. Immerhin aber war es von höchstem Werte, dass nun zu den Minnesingern auch die Hauptleistungen der mittelhochdeutschen Epik, wenn auch in noch so mangelhafter Gestalt, doch überhaupt einmal an die Öffentlichkeit traten.

Der Myllerschen Sammlung stellen sich einige andere Veröffentlichungen zur Seite, ebenfalls nur Handschriftenabdrücke: die Weltchronik Rudolfs von Ems von Schütze (1779—81), Wolframs Willehalm mit Ulrichs Vorgeschichte von Casparson (1782—84), der Iwein nach einer anderen (der Ambraser) Hs. von Michaeler (1787).

Dass diese Dichtungen, zumal in der verderbten Gestalt, in welcher sie zunächst erschienen, nicht gleich lebhafte Teilnahme in weiteren Kreisen finden konnten, ist sehr begreiflich. Selbst Herder fand keine Zeit und Lust sie zu lesen. Dagegen fanden sie einen begeisterten Lobredner in demjenigen Manne, der zuerst Herders Ideen in den fachmännischen Betrieb der Geschichte eingeführt hat, in Joh. v. Müller, zuerst in den Göttinger Anzeigen, dann in seiner Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft (1786). Er war es, der zuerst das Nibelungenlied als das bedeutendste Erzeugnis der mittelalterlichen Literatur hinstellte und zuerst den oft wiederholten Vergleich mit der Ilias wagte. Durch seine Auffassung der mittelalterlichen Poesie, sowie überhaupt durch seine liebevolle Schilderung der mittelalterlichen Verhältnisse hat er der romantischen Auffassung wesentlich vorgearbeitet.

<sup>1</sup> Crueger. *Die erste Gesamtausgabe der Nibelungen*. Frankfurt a. M. 1884.

§ 41. Die antiquarische Richtung der früheren Zeit hatte immer noch einige Vertreter. Christian Gottlob Haltaus (1702—1758), ein Schüler Burkhard Menckes und Mitarbeiter an dessen *Scriptores rerum Germanicarum*,

schuf in seinem *Glossarium Germanicum mediæ ævi* (Leipzig 1758) ein wertvolles Hülfsmittel für das Verständnis der Rechtsbücher und Urkunden. Die sonstige Literatur fand dabei wenig Berücksichtigung. Nur von Seiten der Jurisprudenz konnte man auf das Studium des Altfriesischen geführt werden. Der Jurist Tileman Dothias Wiarda (1746—1826), der Geschichtschreiber Ostfrieslands, verfasste eine *Geschichte der alten friesischen oder sächsischen Sprache* (Aurich 1784) und ein *Altfriesisches Wörterbuch* (1786). Er hat sich noch im Anfang unseres Jahrhunderts durch die Herausgabe altfriesischer Rechtsbücher verdient gemacht.

Der Historiker Schlözer beschäftigte sich eingehend mit der skandinavischen Geschichte und in Folge davon auch mit der altnordischen Literatur, insbesondere mit den Edden, vgl. *Isländische Literatur u. Geschichte I* (1773). Er nahm der Überlieferung gegenüber einen sehr negativen Standpunkt ein.

In Strassburg wird die Richtung von Schilter und Scherz durch Jer. Jak. Oberlin (1735—1806) fortgesetzt. Derselbe folgt aber gleichzeitig auch den von Bodmer und Breitingen ausgehenden Anregungen. Er hat einige verdienstliche Monographien über Gegenstände aus der mittelhochdeutschen Literatur geschrieben, unter andern über Konrad von Würzburg (1782). Seine Hauptleistung aber war die Vervollständigung und Herausgabe des von Scherz handschriftlich hinterlassenen Wörterbuches (*Scherzii Glossarium Germanicum mediæ ævi potissimum dialecti Suevicæ* ed. Jac. Oberlinus, Strassburg 1781—84). Oberlin hat einen sehr wesentlichen Anteil daran. Die mittelhochdeutsche Dichtung ist darin reichlich ausgezogen, und es bildete auf längere Zeit das brauchbarste Hülfsmittel zum Verständnis derselben.

§ 42. Die Kenntnis der Handschriften und der älteren Drucke wurde am Ende des Jahrhunderts nicht unerheblich gefördert durch Männer, die teils an Gottsched und Lessing, teils auch schon an Bodmer und Myller anknüpften. Unter diesen ist Lessings Schüler Eschenburg zu nennen, der an verschiedenen Stellen, namentlich aber in seinen *Denkmälern alld deutscher Dichtkunst* (1799) auf wichtige Handschriften aufmerksam machte und Proben daraus mitteilte. Friedr. Adelung brachte *Nachrichten von alld deutschen Gedichten, welche aus der Heidelb. Bibl. in die Vatik. gekommen sind* (1796. 9). Eine Bibliographie der ältesten Drucke gab Panzer in seinen *Annalen der älteren deutschen Literatur* (1788. 1805). Für Kenntnis der niederdeutschen Literatur wirkten Kinderling (*Geschichte der Nieder-Sächsischen Sprache* 1800) und Bruns (*Romantische und andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache* 1798). Wichtig war die Auffindung der verschollenen jetzigen Münchener Hs. des Heliand zu Bamberg durch Gley (1794). Flögel berücksichtigte in seiner *Geschichte der komischen Literatur* (1784—87) auch die älteren deutschen Denkmäler.

Versuche zu einer Zusammenfassung dessen, was man bisher von der mittelalterlichen Literatur wusste, wurden mehrere gemacht ohne selbständigen Wert. Ein entschiedenes Verdienst erwarb sich Erduin Julius Koch durch sein reichhaltiges *Compendium der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod* (1790. 21795.8), welches für längere Zeit eine brauchbare Unterlage der Forschung gebildet hat.

§ 43. Hauptsächlich durch Klopstock für das germanische Altertum begeistert war Friedr. David Gräter, geb. 1768 in Schwäbisch-Hall, † 1830. Ihm lag demnach am meisten das Studium der nordischen Poesie am Herzen und er hat dafür in Deutschland die Bahn gebrochen, wenn auch seine Verdienste sich im wesentlichen auf die Popularisierung der Leistungen nordischer Forscher beschränken. In seinen *Nordischen Blumen* brachte er Übersetzungen altnordischer Poesie mit Erörterungen untermischt. 1791 gründete er eine

Zeitschrift unter dem Titel *Bragur. Ein Literarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit*. Anfangs war Chr. Gottfr. Böckh Mitherausgeber, dann für kurze Zeit J. H. Häselein. Bd. 4—7 erschienen mit dem Nebentitel *Braga und Hermode* (1796—1802). 1812 folgte noch ein achter Bd. mit dem Nebentitel *Idunna und Hermode*, dann eine Fortsetzung unter dem letzteren Titel 1814—6. Für die nordische Literatur hatte Gräter darin einen Mitarbeiter an Nyerup. Seine eigene Thätigkeit erstreckte sich ausserdem hauptsächlich auf Mittheilungen von Volksliedern. Denn er war auch ein begeisterter Verehrer Herders, der in Bezug auf Sammlung deutscher Volkslieder bisher abgesehen von Nicolais höhnendem *Feynen kleinen Almanach* (1777. 8) nur durch eine kleine Sammlung von Elwert (*Ungedruckte Reste alten Gesangs* 1784) Nachfolge gefunden hatte. Er suchte ferner die Minnesinger durch Übersetzungen zugänglich zu machen. Unter seinen Mitarbeitern finden sich verschiedene der schon genannten Literatoren der Zeit sowie manche andere. Abdrücke altdeutscher Texte, Beschreibungen von Handschriften, Abhandlungen über volkstümliche Sitte und über Mythologie, in der That alles, was Herder gefordert hatte, war hier vertreten, so dilettantisch es sein mochte.

§ 44. Abseits ursprünglich sowohl von den antiquarischen Studien wie von der Behandlung der Schriftsprache zu praktischen Zwecken liegt die Beschäftigung mit den deutschen Volksmundarten. Es macht sich dabei wie bei der Dialektdichtung, welche bei aller Erstarkung der Schriftsprache doch immer einige Vertreter fand, ein lokalpatriotisches Interesse geltend. Naturgemäss richtete sich die Aufmerksamkeit zunächst nur auf die Abweichungen von der Schriftsprache im Wortschatz und in der Wortbedeutung. Schon Leibniz gab Anregungen in dieser Richtung, nach ihm besonders Frisch. Die ersten handschriftlichen oder gedruckten Versuche von Dialektwörterbüchern reichen bis in das 17. Jahrhundert zurück. Das erste umfassendere Unternehmen war das *Idioticon Hamburgense* von Michael Richey (1743. 21755), welches bald weit übertroffen wurde durch den *Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuches*, herausg. von der bremischen deutschen Gesellschaft (1767—1771). Dasselbe berücksichtigte auch die älteren schriftlichen Denkmäler und ist bis auf die neueste Zeit das beste Hülfsmittel zum Verständniss des Mittelniederdeutschen gewesen. Unter den übrigen Arbeiten sind hervorzuheben Dähnert, *Platt-Deutsches Wörter-Buch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart* (1781); Zaupser, *Versuch eines bairischen und oberpfälzischen Idiotikons* (1789); Schmid, *Versuch eines schwäbischen Idiotikons* (1795).

§ 45. Der eigentümlichste unter den Dialektforschern des 18. Jahrhunderts ist Friedrich Karl Fulda, geboren zu Wimpfen 1724, gestorben als Pfarrer zu Ensingen in Württemberg 1788. Seine Hauptwerke auf germanistischem Gebiete sind *Über die beiden Hauptdialecte der teutschen Sprache* (Göttinger Preisschrift), Leipz. 1773; *Sammlung und Abstammung Germanischer Wurzel-Wörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe*, Halle 1776, *Grundregeln der teutschen Sprache* Stuttgart 1778 (ursprünglich in dem von Nast 1777—8 herausgegebenen *Teutschen Sprachforscher*); *Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung*, Berlin und Stettin 1788. Fulda verbindet mit der lexikalischen die grammatische Behandlung und mit dem Studium der lebenden Mundarten das der altgermanischen und praktische Bemühungen um die Regelung der Schriftsprache. Seinen eigentlichen Ausgangspunkt aber bilden aprioristische Spekulationen. Er will die Gesamtheit der menschlichen Begriffe in ein System ordnen und den ursprünglichen Zusammenhang zwischen Laut und Bedeutung ausspüren. So finden sich bei ihm die wunderlichsten Konstruktionen untermischt mit richtigen Einsichten. Befangen in seiner schwäbischen Mundart und in seinen allgemeinen Theorien will er vielfach die Schriftsprache

danach modeln. Anderseits aber gelingt es ihm für mehrere wesentliche Eigentümlichkeiten der Mundart den Zusammenhang mit dem älteren Sprachzustande nachzuweisen, namentlich die Bewahrung alter Unterschiede, die in der Schriftsprache verloren gegangen sind, und somit der Einsicht Bahn zu brechen, dass die Mundarten nicht Entstellungen aus der Schriftsprache, sondern organische Fortsetzungen der älteren Sprachzustände sind.

Besonderen Eifer hatte Fulda dem Gotischen zugewendet, wobei er Ihres Forschungen benutzte. Er hatte eine Ausgabe vorbereitet mit einer Grammatik, die freilich nicht frei von den ihm eigenen Seltsamkeiten war, die aber doch durch Reichhaltigkeit und Korrektheit, sowie durch die Disposition des Stoffes einen erheblichen Fortschritt bezeichnete, und mit einem Wörterbuche, das sich vor den älteren namentlich durch die grammatische Basierung auszeichnete. Zur Veröffentlichung wurde die Ausgabe erst gebracht mit manchen eigenen Zuthaten durch Zahn (1805). Derselbe hatte Fuldas Grammatik, Reinwald dessen Glossar bearbeitet und brauchbarer gemacht.

§ 46. Nachdem schon von vielen Seiten her für die Neubelebung der vaterländischen Vergangenheit und Erweckung historischen Sinnes gearbeitet war, trat ein Mann auf, der, alle diese Bestrebungen ignorierend oder sich ihnen feindselig gegenüber stellend, die unhistorische, schulmeisterlich regelnde Behandlung der Schriftsprache auf ihren Höhepunkt brachte. Dies war Johann Christoph Adelung, geboren in Spantekow bei Anklam 1732, kurze Zeit Lehrer am Gymnasium zu Erfurt, dann als Privatgelehrter in Leipzig thätig, 1787 als Oberbibliothekar nach Dresden berufen, wo er 1806 starb. Adelung war ein Polyhistor, der auf sehr verschiedenen Wissensgebieten eine umfassende schriftstellerische Thätigkeit entfaltet hat. Aber er stellt der herrschenden Zeitströmung gemäss sein Wissen in den unmittelbaren Dienst des praktischen Nutzens. Er ist ein entschiedener Anhänger der Aufklärung. In seinem philosophischen System schliesst er sich hauptsächlich an Locke an, an Wolff namentlich in der Unterscheidung zwischen niederen und höheren Seelenkräften und demgemäss zwischen einer dunklen sinnlichen und einer klaren vernünftigen Erkenntnis. Nüchterne Verstandesmässigkeit ist sein Ideal. Er sieht daher auch den Fortschritt der geistigen Kultur in nichts Anderem als in dem Fortgang von dunklen zu klaren Begriffen. Er vertritt also in schroffster Ausprägung den von Herder bekämpften Standpunkt, wiewohl er mit dessen Abhandlung über den Ursprung der Sprache sich in vollkommener Übereinstimmung zu befinden glaubt.

Zu seinen Hauptarbeiten über die deutsche Sprache ist Adelung durch zufällige Anlässe bestimmt. Gottsched hatte gegen das Ende seines Lebens an seine Sprachkunst noch ein Wörterbuch anschliessen wollen, welches aber nicht über den ersten Bogen hinausgekommen ist. Nach seinem Tode wurde vom Verleger Adelung aufgefordert, den Plan des Verstorbenen auszuführen. So entstand sein *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart*, Leipzig 1774—86. Eine zweite Ausgabe, welche sich nicht mehr bloss als Versuch bezeichnete, erschien 1793—1801. Das Ansehen, welches er sich durch das Wörterbuch erworben hatte, veranlasste den preussischen Minister v. Zedlitz ihn zur Abfassung einer deutschen Grammatik aufzufordern, die gemäss einer Verordnung Friedrichs des Grossen (1779) in den preussischen Schulen eingeführt werden sollte. Infolge davon schrieb Adelung seine *Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königlich Preussischen Landen* (Berlin 1781). Da das Buch für den Zweck etwas umfänglich ausgefallen war, veranstaltete er einen Auszug (1781), auf den er dann anderseits eine noch vollständigere Fassung folgen liess unter dem Titel *Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache*, Leipzig 1782. 3. Dazu kamen

noch mehrere besondere Bearbeitungen der Rechtschreibung und ein Buch *Über den deutschen Styl*. (1785). Von 1783—4 gab er ein *Magazin für die deutsche Sprache* heraus.

Adelungs Bedeutung liegt viel weniger in dem wissenschaftlichen Ertrag seiner Arbeiten als in dem Einfluss, den er auf die Fixierung und Ausbreitung der Schriftsprache gehabt hat. Es muss dabei nicht nur die direkte Wirkung in Anschlag gebracht werden, die er durch die grosse Verbreitung seiner Bücher geübt hat. Er hat überhaupt die schulmässige Behandlung der deutschen Sprache in eine Abhängigkeit von sich gebracht, die in vieler Beziehung noch heute andauert. Unterstützt wurde er darin gewiss durch die autoritative Stellung, die seiner Sprachlehre von oben her gegeben wurde. Es war ihm beschieden in dieser Beziehung Gottscheds Erbe anzutreten und, was dieser schon mit so vielem Erfolge begonnen hatte, durch mehr Konzentrierung, durch viel umfassendere und gründlichere Arbeit zu Ende zu führen. Einen besonders starken Einfluss hat er auf die Orthographie gehabt. Unsere heutige Schreibweise, namentlich wenn wir von der neuesten offiziellen Umgestaltung absehen, weicht nur in wenigen Punkten von seinen Vorschriften ab. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der Flexionslehre. Die grössere Strenge und Genauigkeit der Konstruktionsweise, wie sie heutzutage im Gegensatz auch noch zum vorigen Jahrhundert gefordert wird, mag zum nicht geringen Teile auf seinen Einfluss zurückzuführen sein. Nicht den gleichen Erfolg haben seine rigorosen Vorschriften hinsichtlich des Wortgebrauches gehabt, wir müssen sagen glücklicherweise.

So heilsam in vieler Hinsicht der Einfluss Adelungs war, so lag doch in der einseitigen Durchführung seiner Prinzipien eine grosse Gefahr. Als muster-gültig betrachtete Adelung in Übereinstimmung mit Gottsched die Sprache der gebildeten Kreise Obersachsens und der in Obersachsen ihren Mittelpunkt findenden Schriftsteller aus der Mitte des Jahrhunderts. Während aber für Gottsched dieser Standpunkt ein durchaus zeitgemässer war, war er für Adelung der eines in der Entwicklung Zurückgebliebenen. Zwar galt es noch immer, für einen grossen Teil Oberdeutschlands der Schriftsprache erst die volle Anerkennung zu erkämpfen. Aber soweit war man doch gekommen, dass man, ohne Gefahr zu laufen die wesentliche Einheit zu zerstören, versuchen konnte, die Sprache für höhere poetische Zwecke tauglich zu machen, indem man ausser eigenen Neuschöpfungen das willkommene, von Herder ausdrücklich empfohlene Material benutzte, welches die Mundarten und ältere Schriftsteller darboten. Für Adelung existierten diese poetischen Zwecke nicht. Verständlichkeit war ihm das einzige Erfordernis der Sprache. Er stand der sprachlichen Bewegung der siebenziger Jahre ebenso ablehnend gegenüber wie der literarischen. Gerade im Widerspruch gegen diese Bewegung ist sein Standpunkt immer einseitiger geworden. Im Beginne seines Auftretens urteilte er noch viel unbefangener und nicht durchaus ablehnend gegen jede Bereicherung der Schriftsprache von Oberdeutschland her. Aus dem Kampfe zwischen den Tendenzen der Sturm- und Drangperiode und Adelungs starrer konservativer Richtung hat sich allmählich ein gewisses Gleichgewicht ergeben.

Von einer historischen Behandlung der Sprache ist Adelung so weit entfernt als irgend einer seiner Vorgänger. Er war zwar nicht unbekannt mit den bisherigen Forschungen auf dem Gebiete der älteren Sprache und Literatur, ja er hat selber eigene Forschungen auf demselben angestellt, so namentlich in seinem *Magazin*, worin sich unter andern ein *Chronologisches Verzeichnis der Dichter und Gedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte* findet, und in seiner Schrift *Jac. Püterich von Reicherzhausen* (1788). Aber es handelt sich dabei nur um gelehrten Notizenkram. Seinem allgemeinen Standpunkte

gemäss sieht er in den altgermanischen Verhältnissen nur die äusserste Roheit und im Mittelalter höchstens den Übergang zu etwas erträglicheren Zuständen. Er kann daher nicht nur der alten Poesie keinen Geschmack abgewinnen, auch die ältere Sprache scheint ihm tief unter der modernen zu stehen. Mit der selben Geringschätzung sieht er auf die Mundarten, wie überhaupt auf alles Volkstümliche herab. Was er vor seinen Vorgängern voraus hat, ist nur der allerdings sehr viel grössere Reichtum des gesammelten Materiales, die geschickte Anordnung desselben und die klare und verständige Darstellungsweise. In sein Wörterbuch ist der Sprachschatz der älteren neuhochdeutschen Denkmäler nur soweit aufgenommen, als dieselben noch zu seiner Zeit allgemein gelesen wurden. Eine grosse Menge «niedriger» Wörter und Bedeutungen, die er gesammelt hatte, hat er absichtlich bei Seite gelassen. Andere sind hauptsächlich aufgenommen um davor zu warnen. Selbst die Sprichwörter werden von ihm grösstenteils verschmäht als in die niedrige und pöbelhafte Sprache gehörig. Die angegebenen Gebrauchsweisen durchgängig zu belegen ist Adelung nicht in den Sinn gekommen. Seltener Verwendungen werden meist durch ein Citat illustriert, gewöhnlich aber nur mit Nennung des Verfassernamens. Eine rühmliche Ausnahme ist mit der Lutherschen Bibel gemacht. Etymologische Exkurse mit Berücksichtigung der älteren germanischen Dialekte sind vielfach aus den älteren Wörterbüchern übernommen, aber ohne Konsequenz und mit vielen Fehlgriffen. Und doch ist das Wörterbuch noch viel historischer als seine Sprachlehre. Denn in dieser beruht alles, was zur Erklärung der bestehenden Verhältnisse vorgebracht wird, auf aprioristischer Konstruktion.

#### DIE NIEDERLANDE.

§ 47. Balthasar Huydecoper (1695—1778), selbst Dichter und zunächst von dem Bestreben geleitet, etwas zur Vervollkommenung seiner Muttersprache beizutragen, ging zu einem liebevollen Studium der älteren Sprachstufen über. Zunächst wandte er seinen Fleiss vorzugsweise der näher liegenden Epoche zu in seiner *Proeve van Taal- en Dichtkunde, in vrijmoedige aanmerkingen op Vondels vertaalde Herscheppingen van Ovidius* (1730). In das Mittelalter griff er zurück mit seiner Ausgabe der *Rijmkronijk van Melis Stoke* (1772), die von reichhaltigen Anmerkungen begleitet war. Ihm folgte Jak. Arnold Clignett (1756—1827) mit einer Ausgabe von *Maerlants Spiegel historiael* (1784) und anderen Arbeiten. 1766 wurde in Leiden die *Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde* gegründet, deren Thätigkeit natürlich zunächst keine eigentlich wissenschaftliche sein konnte.

### 5. DAS ZEITALTER DER ROMANTIK.

§ 48. Wenn auch die Erscheinung, die man mit dem Namen der Romantik zu belegen pflegt, eine speziell deutsche ist, so zeigen sich doch auch in den übrigen germanischen Ländern verwandte Richtungen, die teils ganz unabhängig von der deutschen Entwicklung sind, teils durch dieselbe beeinflusst, und zwar weniger schon durch die eigentliche Romantik als durch die Tendenzen, die dieser vorangehen und sie vorbereiten. Überall, wenn auch in verschiedener Stärke finden wir den Übergang zu einer idealisierenden Auffassung der heimischen Vorzeit, wodurch das Interesse dafür in weite Kreise verbreitet wird und das Studium einen lebhaften Aufschwung nimmt.



## SKANDINAVIEN.

§ 49. In Dänemark<sup>1</sup> erreichte der in der vorangehenden Periode begonnene Anschluss der nationalen Dichtung an das nordische Altertum seinen Höhepunkt in Öhlenschläger, dessen bedeutendste Werke zwischen 1805 und 1819 fallen. Als Dichter in gleicher Richtung wirkte der einflussreiche Theologe Nik. Fred. Sev. Grundtvig (1783—1872). Auch durch populärwissenschaftliche Darstellungen, z. B. *Nordens Mythologi* (1808) und Übersetzungen suchte dieser Kenntnis der nordischen Vorzeit zu verbreiten und trat energisch für eine auf altnationaler Grundlage ruhende Bildung ein. Wissenschaftliche Behandlung fand die altnordische Literatur ausser durch Nyerup (vgl. § 28 u. 43) namentlich durch Peter Erasmus Müller (1776—1834). Seine Untersuchungen, hauptsächlich auf die historische Glaubwürdigkeit der Quellen gerichtet, verbreiteten sich auch eingehend auf Mythologie und Geschichte der Sage. Die bedeutendste Wirkung hatte seine *Sagabibliothek* (I 1817. II 1818. III 1828), welche grundlegend für die Geschichte der nationalen nordischen Prosaliteratur war. Im zweiten Bande wurde die Heldensage behandelt und dabei auch das Verhältnis zu der deutschen Überlieferung. In nahem Zusammenhange mit der Sagabibliothek steht ein anderes Werk, *Critisk Undersøgelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie* (1823—30), Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der historischen Werke Saxos und Snorres. Vorzugsweise Historiker im engeren Sinne war auch Er. Christ. Werlauff (1781—1871). Der Herausgabe und Untersuchung altnordischer Texte gewidmet ist die Thätigkeit von Børge Thorlacius (Þorláksson) († 1829). Über Rask vgl. § 68. In dieser Periode beginnen auch schon die Arbeiten des Isländers Finn Magnusson (1781—1847). Einen Mittelpunkt für die Studien bildete das *Skandinavisk Museum* (1798—1804), abgelöst durch *Det skandinaviske Literatur-selskabs Skrifter* (1805—23). Der durch Suhm angeregte Eifer in der Veröffentlichung altnordischer Quellen hatte nicht lange angedauert. Die Arnarnæranischen Publikationen waren ins Stocken geraten. Erst 1818 erschien der zweite Band der älteren Edda, die Heldenlieder enthaltend. Durch Gudmund Magnusson und Jón Jónsson, die den ersten Teil besorgt hatten, war auch der zweite 1793 fertig gestellt, wurde dann aber von Jón Ólafsson umgearbeitet, und erst Finn Magnusson brachte die Arbeit zu Ende; B. Thorlacius schrieb eine Vorrede. Der dritte Teil, welcher die zuerst ausgelassenen mythischen Lieder brachte, ist dann erst 1828 erschienen, von Magnusson besorgt. Dieser lieferte auch eine dänische Übersetzung der Edda mit Erläuterungen (1811—23). Auch die Ausgabe der *Heimskringla* wurde erst nach längerer Unterbrechung wieder aufgenommen. Bd. IV—VI erschienen 1813—26, unter mannigfacher Beihülfe anderer Gelehrter besorgt von B. Thorlacius und Werlauff.

Die ältere dänische, namentlich die volkstümliche Literatur war das Hauptgebiet für die Thätigkeit Nyerups. Aus seinen zahlreichen Arbeiten sind hervorzuheben: *Den danske Digtekunsts Middelalder* (1805—6), woran auch Rahbek Anteil hatte; eine neue Ausgabe der Kämpeviser unter Beteiligung von Rahbek und Abrahamson (*Udvalgte danske Viser fra Middelalderen* 1812—14); eine Übersicht über die dänischen Volksbücher (*Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge* 1816).

P. E. Müller und Nyerup zogen auch die Archäologie<sup>2</sup> in den Kreis ihrer Beschäftigungen, letzterer namentlich in *Historisk-statistik Skildring af Tilstanden i Danmark og Norge* (1803—6). Nyerup legte 1806 den Grund zu einem Museum für nordische Altertümer. 1807 wurde eine königliche Kommission zur Aufbewahrung der Altertümer eingesetzt, deren Wirksamkeit aber

zunächst noch nicht erheblich war, bis 1815 Chr. J. Thomsen (1788—1865) Vorsteher des Museums und Sekretär der Kommission wurde. Von 1812—27 gab sie eine Zeitschrift heraus, *Antiquariske Annaler* (nur 4 Bände), deren Redakteur B. Thorlacius war.

Der Isländer Thorkelin († 1829), der schon in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts sich als Herausgeber altnordischer Texte verdient gemacht und speziell auf England bezügliche Stücke zusammengestellt hatte, verschaffte sich 1786 zwei Abschriften des *Beowulf*. Eine danach ausgearbeitete Ausgabe wurde 1807 ein Raub der Flammen, was ihn nicht hinderte eine neue anzufangen, die 1815 erschien unter dem Titel *De Danorum Rebus Gestis Secul. III & IV Poema Danicum Dialecto Anglosaxonica*. Grundtvig hatte das Gedicht schon in seiner *Mythologi* benutzt und veröffentlichte 1820 eine freie Bearbeitung. Er blieb auch weiterhin der Beschäftigung mit der angelsächsischen Literatur treu.

<sup>1</sup> Zu diesem und dem folgenden Par. vgl. W. Grimm, *Die altnordische Literatur in der gegenwärtigen Periode* (1820, jetzt Kl. Schr. 3, 1—84). <sup>2</sup> Worsaae, *Om Beskrivningen af de fædrelandske Oldsager og Mindesmærker i Danmark* (Aarbøger 1877, französisch in Mém. des antiquaires du Nord 1877).

§ 50. Die schwedische Literatur machte im Anfang des 19. Jahrhunderts eine grosse Revolution durch, die zu einem kräftigen Aufschwunge führte und in viele Gebiete des Lebens eingriff. Die Bewegung hatte eine grosse Ähnlichkeit mit der deutschen Romantik. Neben einer mehr kosmopolitischen Richtung her ging eine nationale, die eine Neubelebung des altskandinavischen Geistes anstrebte. Diese Richtung, welche in den Dichtungen Tegnér's ihren Gipfel erreicht hat, fand ihren Mittelpunkt in dem 1811 gestifteten gotischen Bunde. Von diesem ging ein neuer Antrieb zur Erforschung der heimischen Vorzeit aus. Die anfangs ziemlich dilettantischen Bemühungen gewannen unter Rasks Einfluss allmählich einen wissenschaftlicheren Charakter. Zu den ältesten Mitgliedern des Bundes, deren Hauptthätigkeit grösstenteils erst in die folgende Periode fällt, gehörten J. Adlerbeth († 1844), der eigentliche Begründer, N. H. Sjöborg († 1838), Erik Gustav Geijer (1783—1847), hervorragend als Dichter und später als Geschichtsschreiber Schwedens, Arvid Aug. Afzelius (1785—1871), der zu Rask in persönliche Beziehung trat (vgl. § 68), J. H. Schröder († 1757) und L. Rääf († 1872). Sjöborg, dessen Thätigkeit noch in das 18. Jahrhundert zurückreicht, war in diesem Zeitraume der Hauptvertreter der archäologischen und runologischen Forschung. Geijer und Afzelius veranstalteten eine Sammlung schwedischer Volkslieder, an der auch Rääf Anteil hatte: *Svenska Folk-Visor från Forntiden* (1814—16). Es zeigt sich darin der Einfluss Herders.

#### ENGLAND.

§ 51. Das Studium des Angelsächsischen wurde neu belebt durch Sharon Turners *History of the Anglo-Saxons* (1799—1805). Hierin wurde auch die Literatur eingehend behandelt, viele Stücke in Übersetzung, manche auch im Urtext mitgeteilt, aus andern Auszüge gegeben, darunter auch aus dem *Beowulf*. Eine Reihe kleinerer Texte und Textproben, zumeist aus dem Exeterbuch, sowie literargeschichtliche und metrische Abhandlungen veröffentlichte Conybeare, namentlich in Vol. XVII der *Archaeologia* (1814). Seine Hauptarbeit aber blieb noch lange ungedruckt.

Poetische Verklärung fand das Mittelalter in den Gedichten und den historischen Romanen Walter Scotts. Dieser war einerseits durch Percys Reliques angeregt, anderseits durch die Literatur der deutschen Sturm- und Drangperiode, aus welcher er frühzeitig Bürgers Leonore und wilden Jäger und Goethes Götz übersetzte. Noch bevor er als Dichter berühmt wurde, trat er als Heraus-

geber volkstümlicher und mittelalterlicher Dichtungen auf. 1802—3 erschien seine Balladensammlung *Minstrelsy of the Scottish border*. 1804 veröffentlichte er den mittellenglischen *Sir Tristrem*. Neben ihm und Ritson und Ellis, deren Thätigkeit noch in diese Zeit hinüberreicht, war noch sein Ammanuensis Henry Weber, der Sohn eines deutschen Vaters, als Herausgeber mittellenglischer Texte thätig (*Metrical Romances* 1810). Das lebhafteste Interesse für die schottische Dichtung rief auch eine eingehende Behandlung des schottischen Wortschatzes hervor, das *Etymological Dictionary of the Scottish Language* von John Jamieson (1808—9). In dem Kreise der genannten Männer setzte sich auch das durch Percy erregte Interesse für die skandinavische Literatur fort, und Weber vermittelte die Bekanntschaft mit dem deutschen Volksepos, vgl. das Sammelwerk *Illustrations of Northern Antiquities* (1814 von Weber, Jamieson und Scott).

### DEUTSCHLAND.

§ 52. Unter den Häuption der romantischen Schule erwarben sich die Brüder Schlegel zunächst das Verdienst, dass sie die Begründer einer eigentlichen Literaturgeschichte wurden. Sie setzten nicht nur Herders positive charakterisierende Kritik fort, F. Schlegel wagte zuerst mit seiner, freilich Bruchstück gebliebenen *Geschichte der Poesie der Griechen und Römer* (1798) den Versuch, der von Herder geforderte «Winkelman in Absicht der Dichter» zu werden, woran sich dann andere literargeschichtliche Werke beider Brüder angeschlossen haben. Ihre literarischen Interessen waren zunächst universell wie die Herders. Sie stellten sich in Opposition zu der Aufklärung und dem in der Tagesliteratur herrschenden Geschmack, aber ohne eine ausschliessliche Vorliebe für ein Volk oder ein Zeitalter.

Anders steht es mit Tieck. Bei ihm fehlte eine nähere Beziehung zum klassischen Altertum. Seine Jugend war genährt von der Literatur der Sturm- und Drangperiode. Götz von Berlichingen beherrschte seine Phantasie. Dem entsprach es, dass er sich frühzeitig in Shakespeares vertiefte, den er zuerst in der Eschenburg'schen Übersetzung kennen gelernt hatte. Dazu traten dann Cervantes und Calderon. Von der mittelhochdeutschen Poesie scheint er zunächst keine Notiz genommen zu haben, wiewohl er schon während seines ersten Studienjahres (1792/3) mehrfach darauf hingewiesen wurde durch seinen Schulfreund W. H. Wackenroder, der sich damals von E. J. Koch in der älteren deutschen Literatur unterrichten liess. Einen starken Einfluss gewann derselbe auf ihn, als sie Ostern 1793 gemeinsam die Universität Erlangen bezogen, jedoch nach einer anderen Richtung hin. Wackenroders Interesse war der Musik und den bildenden Künsten ebenso sehr wie der Poesie zugewendet. Bei häufigen Ausflügen nach Nürnberg entzündete sich in ihm eine lebhafteste Begeisterung für die altdeutsche Kunst, insbesondere für die Malerei, und er teilte diese Begeisterung seinem Freunde Tieck mit. Beide setzten nunmehr fort, was Goethe 20 Jahre früher angeregt hatte. Zum Ausdruck gelangten ihre Anschauungen in den von Wackenroder verfassten und von Tieck überarbeiteten *Herzensergiessungen eines kunstliebenden Klosterbruders* (1797), in einer gemeinsamen Arbeit beider, den *Phantasien über die Kunst* (1799) und in *Franz Sternbalds Wanderungen* von Tieck. Den hier ausgesprochenen Stimmungen entspricht denn auch Tiecks Hinwendung zu den Volksbüchern, die ja auch schon durch seine frühesten Jugendeindrücke und Goethes Beispiel vorbereitet war. Literargeschichtliche Betrachtung, wie sie die Brüder Schlegel übten, lag ihm im allgemeinen fern. Dagegen entsprach es seiner Natur, alles, was ihn anzog, sich durch Bearbeitung zu eignen zu machen. So ging er denn auch an die Modernisierung einiger Volksbücher, die in den *Volksmärchen*

(1797) und in den *Romantischen Dichtungen* (1799) erschienen. Aber nur in den *Haimonskindern* hatte er einigermaßen den Ton des Originals festhalten können. Die übrigen werden von der schrankenlosen Subjectivität des Dichters, die ihm eine rein geschichtliche Auffassung überhaupt unmöglich machte, überwuchert. Noch freier schaltete er später mit diesen Stoffen in seinen Dramen (*Genoveva, Oktavianus, Fortunat*).

Während Tieck in der Verherrlichung des Mittelalters den Brüdern Schlegel vorangegangen ist, scheint er zur Beschäftigung mit der mittelhochdeutschen Literatur doch erst durch A. W. Schlegel angeregt zu sein. Dieser seinerseits steht dabei unverkennbar unter dem Einflusse von J. v. Müller. Im Anschluss an diesen preist er 1799 im Athenäum das Nibelungenlied und stellt Vermutungen auf über dessen Entstehungsweise und geschichtliche Grundlage. In den Jahren 1799 und 1800 konsolidierte sich die romantische Schule in Jena durch den persönlichen Verkehr ihrer Häupter, der einen gegenseitigen Austausch und eine Ausgleichung ihrer Ideen zur Folge hatte. Bald darauf finden wir Tieck wie A. W. Schlegel mit der mittelhochdeutschen Poesie beschäftigt, die auch mehrfach den Gegenstand der zwischen ihnen geführten Correspondenz bildet. Bei Tieck führte diese Beschäftigung wieder zu modernisierender Bearbeitung. 1803 erschienen von ihm *Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter*. Sein Verfahren war hier ein ganz anderes als bei den Volksbüchern. Er hatte sich mit der Rolle des Übersetzers begnügt, war aber dabei in ein entgegengesetztes Extrem verfallen. Die Übersetzung beschränkt sich vielfach auf die Umsetzung in die neuhochdeutsche Lautform, während viele veraltete Flexionsformen und Konstruktionsweisen stehen geblieben sind, auch ausgestorbene Wörter, die noch nicht ganz unverständlich schienen, und, was das schlimmste ist, Wörter, deren Sinn nicht mehr der gleiche wie im Mhd. ist. Diese Weise mittelhochdeutsche Texte zu behandeln hat in der nächstfolgenden Zeit vielfach Nachahmung gefunden. So verwerflich uns diese Halbheit jetzt erscheint, so mag sie doch seinerzeit nicht so ganz unzweckmässig gewesen sein, um in weiteren Kreisen Interesse zu wecken. Tiecks Minnelieder jedenfalls haben auf die Zeitgenossen ganz anders gewirkt als Bodmers Minnesinger, freilich auch deshalb, weil sie sich auf eine geschickt gemachte Auswahl beschränkten. Dazu kam eine sehr anregende Einleitung, in welcher eine Charakteristik nicht nur des Minnesangs, sondern der gesamten mittelhochdeutschen, ja der mittelalterlichen Literatur überhaupt versucht wurde. Diese Charakteristik war hinabgeführt bis auf Tasso, Cervantes und Shakespeare, und darauf hingewiesen, wie diese jüngeren, schon allgemein so hochgeschätzten Dichter im Mittelalter wurzelten. Den Minnesingern sollte eine ähnliche Übertragung des Nibelungenliedes folgen, dem weitere Stücke aus der deutschen Heldensage eingefügt werden sollten. Während seines Aufenthaltes in Rom (1805–6) beschäftigte sich Tieck mit den deutschen Handschriften des Vaticans. Aber seine Pläne sind Fragment geblieben. Nur eine Bearbeitung des Frauendienstes von Ulrich v. Liechtenstein hat er noch vollendet (1812).

Unterdessen wirkte A. W. Schlegel durch seine Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, die er während dreier Winter (1802–4) in Berlin vor einem auserlesenen und zahlreichen Publikum hielt. Er benutzte dabei seine eigenen früheren Schriften wie die der übrigen Romantiker. Es wird sich nicht genau feststellen lassen, wieviel von den ausgesprochenen Ideen sein ausschliessliches Eigentum ist. Jedenfalls war die übersichtliche Zusammenfassung sein Werk, und diese Zusammenfassung war nicht nur von höchster Bedeutsamkeit für die Ausbreitung der romantischen Anschauungen, sondern wir dürfen sie auch als den ersten Versuch zu einer wahrhaften über den Kreis der antiken Literatur hinausgehenden Literaturgeschichte betrachten. Der Grund-

anschauung der Romantiker entsprechend, die noch lange nachgewirkt hat, war die neuere Literatur teils als Fortsetzung der antiken, teils als Fortsetzung der mittelalterlichen betrachtet, und so die Gesamtliteratur der europäischen Kulturvölker in die beiden Gruppen der klassischen und der romantischen geteilt. Die Darstellung der letzteren, die im dritten Winter gegeben wurde, berührte sich sehr nahe mit Tiecks kurz vorher erschienener Einleitung zu den Minneliedern, übertraf dieselbe aber bei weitem an Reichhaltigkeit. Sie enthielt eine Fülle von Anregungen für die germanische und romanische Philologie. Die mittelalterliche Poesie war dabei allerdings wesentlich nur betrachtet als die stoffliche Unterlage für die romanische und englische Frührenaissance, die als der Höhepunkt der romantischen Literatur angesehen wurde, und für eine erst im Werden begriffene neuromantische Literatur. Es war gar kein Versuch gemacht, dichterische Individualitäten herauszuheben, was freilich bei der Unvollkommenheit der vorliegenden Texte noch schwer auszuführen war. Aber darin bestand auch gerade nicht zum wenigsten das eigentümlich Neue der Betrachtungsweise, dass die gemeinsamen Züge ganzer Epochen und ganzer Gruppen von Dichtungen aufgefasst und dadurch die historische Bedingtheit des Einzelnen in ein klares Licht gesetzt wurde. Das Verhältnis der deutschen zur französischen und provençalischen Poesie wurde schon im ganzen richtig bestimmt, das Nibelungenlied und das Heldenbuch wurden als eigentümlich deutsch abgesondert und das erstere verständnisvoll gewürdigt. Schlegel erkannte auch richtig, dass die historische Unterlage des Liedes in die Zeit der Völkerwanderung zurückreichte. Aber indem er sich dazu neigte, das Gedicht selbst, abgesehen von geringeren Veränderungen, in eine so alte Zeit zurückzusetzen und einen sehr engen Anschluss an die geschichtlichen Begebenheiten anzunehmen, bekundete er wie überhaupt durchgängig, dass er sich die mittelalterliche Tradition viel zu starr vorstellte, dass er von der im Leben der Sage immerfort wirksamen, umgestaltenden Kraft der Phantasie noch keine Vorstellung hatte. Es begreift sich dies wieder daraus, dass ihm die Quellen noch verschlossen waren, die zur richtigen Erkenntnis führen konnten, vor allem die Heldenlieder der Edda.

Friedr. Schlegel versenkt sich seit 1800 immer mehr in eine ehrfurchtsvolle Betrachtung des deutschen Mittelalters. In seinen in diesem Jahre im Athenäum erschienenen «Ideen» bezeichnet er den Geist der deutschen Kunst und Wissenschaft im 16. Jahrhundert als den eigentümlich deutschen, der immer der unsere bleiben müsse. In seiner Europa (1802) kontrastiert er nicht bloss wie Tieck die Poesielosigkeit, sondern auch bereits das politische Elend des damaligen Deutschlands mit der ehemaligen Herrlichkeit. Er setzt die Bestrebungen Wackenroders fort. Sein Aufenthalt in Paris (1802—4) gab ihm die günstigste Gelegenheit zur Ausbreitung seiner Kunstantschauungen. Aber die altdeutsche Malerschule stand im Mittelpunkt seines Interesses. Die Beschäftigung mit derselben wurde fortgesetzt während des darauf folgenden Aufenthaltes in Köln, von wo aus mannigfache Ausflüge, auch in die Niederlande gemacht wurden. Die mittelalterliche Baukunst trat jetzt hinzu. Die Früchte seiner Studien legte Schlegel nieder in der Europa und in seinem poetischen Taschenbuche für das Jahr 1806.

§ 53. Die Erschütterung der Gemüter, welche durch die Niederwerfung Preussens im Jahre 1806 in Norddeutschland hervorgerufen wurde, trug auch dazu bei, den Tendenzen der Romantiker eine andere Richtung zu geben. Sie hatten alle ein lebhaftes Gefühl für die Leiden des Vaterlandes, waren alle bereit ihr Teil zur Wiedergeburt desselben beizutragen. So geschah es, dass der weltbürgerliche Universalismus, wie ihn anfangs namentlich die Schlegel vertreten hatten, mehr und mehr einer Konzentration auf das

Nationale Platz machte. Noch mehr schlugen einige der jüngeren Romantiker einen nationalen Ton an, unter ihnen namentlich Fouqué, der auch das nordische Altertum dichterisch zu behandeln unternahm.

Um diese Zeit wurde Heidelberg für einige Jahre ein Mittelpunkt romantischer Bestrebungen. Clemens Brentano weilte dort, doch mit mannigfachen Unterbrechungen, von 1804—8. Er zog 1805 seinen Freund Achim von Arnim aus Berlin nach, der dann noch etwas länger als Brentano blieb, jedoch gleichfalls mit Unterbrechungen. Zu ihnen gesellte sich als dritter Joseph Görres, der vom Herbst 1806 bis in den Sommer 1808 an der Universität Vorlesungen der heterogensten Art hielt.

In diesem Kreise fand die altddeutsche Literatur eine liebevolle Pflege, soweit zum Verständnisse derselben nicht besondere sprachliche Schwierigkeiten zu überwinden waren. Schon seit einiger Zeit berührten sich Arnim und Brentano in der Liebe zum Volksgesang. Bei dem letzteren kam dazu eine Neigung, alte, sonst verachtete Schriften aufzustöbern und zu sammeln. A. W. Schlegel hatte in seinen Vorlesungen eine Sammlung wie die Percysche vermisst, die sich auf den einheimischen Volksgesang beschränkte. Arnim und Brentano unternahmen es, diese Lücke auszufüllen. In drei stattlichen Bänden erschien 1806—8 *Des Knaben Wunderhorn*. Der Inhalt war teils Drucken der letzten drei Jahrhunderte, teils mündlicher Überlieferung entnommen. Viel Mittelmässiges war darunter, vieles, was von rechts wegen nicht in eine Volksliedersammlung gehört hätte, vieles, was durch die Überlieferung stark entstellt und verstümmelt war. Die Texte waren nicht nur nachlässig behandelt, sondern auch vielfach willkürlich zurecht gemacht, ergänzt, kontaminiert. Bei alledem bekam man doch hier zum ersten Male ein charakteristisches Bild von dem Ganzen des deutschen Volksgesanges in einer Fülle und Mannigfaltigkeit, wie sie die früheren kleinen Sammlungen noch kaum hatten ahnen lassen. So wenig in sich Vollendetes und durchgängig Befriedigendes die Sammlung bieten mochte, so war sie doch eine wahre Fundgrube echt poetischer Situationen, Motive, charakteristischer Züge. Und diese Fundgrube ist reichlich ausgeschöpft. Die Lyrik des 19. Jahrhunderts wäre ohne sie nicht denkbar. Durch das Wunderhorn ist die ganze Masse der nachfolgenden Sammlungen angeregt.

Görres war erst durch die Freunde in Heidelberg zum Studium der altddeutschen Literatur angeregt, über welche er dann schon am Ende seiner Heidelberger Thätigkeit eine Vorlesung zu halten wagte. 1807 erschien sein Buch *Die deutschen Volksbücher*. Es enthielt eine Orientierung über die in Brentanos Sammlung enthaltenen Volksbücher. Diese Sammlung, wenn auch nicht vollständig, konnte doch einen Begriff von der Mannigfaltigkeit dieser Literatur geben. Sie enthielt nicht nur Romane, sondern auch Arzneibücher, Wetterpraktiken, Traumdeutungen, Reisebeschreibungen, Anpreisungen der Handwerke etc., dabei Altes und Junges, Gutes und Schlechtes in bunter Mischung. Besonders eingehend waren die Heymonskinder und der hörnerne Siegfried behandelt. Eine allgemeine Charakteristik ging voran, es folgte ein Rückblick, der sich zu einer Schilderung der mittelalterlichen Poesie und Kultur gestaltete im Tone enthusiastischer Verherrlichung. Es zeigt sich darin die ganze Eigenart von Görres, das phantastische Kombinieren des Verschiedenartigsten, das Hercinziehen naturphilosophischer Anschauungen, das Personifizieren alles Leblosen und Abstrakten, eine glühende Beredsamkeit, die auch den sich sträubenden Verstand mit fortreisst. So war das Buch ganz dazu gemacht anzuziehen und Interesse zu erwecken, worauf es jetzt vor allem ankam.

Auf kurze Zeit schafften sich die Heidelberger Freunde einen Mittelpunkt

für ihre Bestrebungen in einer eigenen Zeitschrift, die Arnim redigierte. Es war dies die *Zeitung für Einsiedler* (in der Gesamtausgabe *Tröst Einsamkeit* betitelt), die vom 1. April bis 30. Aug. 1808 erschien. Unter den Mitarbeitern finden wir noch die Brüder Schlegel, Tieck, Jean Paul, Uhland und Kerner, Docen, die Brüder Grimm. Die Zeitung giebt ein charakteristisches Bild von den Tendenzen der Romantiker auf der damaligen Stufe ihrer Entwicklung und somit auch von ihren germanistischen Neigungen. Von Tieck brachte sie eine Probe aus einer Bearbeitung des König Rother. Görres lieferte eine längere Untersuchung «Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen». Darin werden die nordischen Quellen herangezogen, soweit sie damals zugänglich waren, sowie das zuerst von Fischer 1780 herausgegebene lateinische Gedicht von Waltharius. Bei aller Willkürlichkeit der Kombination erkennt doch Görres richtig, dass die Sage in Deutschland ihren Ursprung gehabt und nach dem Norden übertragen ist.

§ 54. Den Bestrebungen der Heidelberger Freunde stellten sich die Anfänge eines in der Romantik wurzelnden fachmännischen Betriebes der germanistischen Studien zur Seite. In Berlin ging derselbe aus von Friedr. Heinr. v. d. Hagen (1780—1856). Angeregt durch J. v. Müller, Tieck und A. W. Schlegel, dessen Vorlesungen er hörte, ergriff er das Studium der älteren Literatur mit solchem Eifer, dass er bald den Staatsdienst, dem er sich gewidmet hatte, aufgab, um fortan ganz seinem Lieblingsfache zu leben. Das Nibelungenlied stand von Anfang an im Mittelpunkt seines Interesses. Durch seine unermüdliche Betriebsamkeit hat er viel dazu beigetragen, das Material der Wissenschaft zu vermehren und die Ausbreitung des Studiums zu befördern, freilich ohne je zu exakter Methode und genauer Sprachkenntnis durchzudringen. Er arbeitete vielfach zusammen mit dem ebenfalls sehr betriebsamen, aber wenig gründlichen Joh. Gustav Büsching (1783—1829).

V. d. Hagen folgte zuerst dem Beispiele Tiecks in der Modernisierung mittelhochdeutscher Texte. Mit seiner Bearbeitung des Nibelungenliedes (1807) kam er der von Tieck beabsichtigten zuvor. Dieselbe war durch J. v. Müller gefördert und diesem gewidmet. Als eine «lebendige Urkunde des unverletzlichen Deutschen Charakters, der über alle Dienstbarkeit erhaben, jede fremde Fessel über kurz oder lang immer wieder bricht», sollte das Gedicht in der trüben Zeit wirken. Von einer ähnlichen Bearbeitung der übrigen Gedichte aus der deutschen Heldensage ist nur ein Band zu stande gekommen. Doch ging v. d. Hagen auch bald zum wörtlichen Abdruck von Handschriften über in den mit Büsching unternommenen *Deutschen Gedichten des Mittelalters* (1808), worin der *König Rother* nach Tiecks Abschrift. 1810 wurde v. d. Hagen zum ausserordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt. Für seine Vorlesungen veranstaltete er eine Ausgabe des Nibelungenliedes, die eine kritische sein sollte, die sich aber noch im wesentlichen an den Myllerschen Text anschloss, wiewohl J. Grimm schon 1807 darauf aufmerksam gemacht hatte, dass die vordere Partie nicht aus der gleichen Hs. herrühren könne wie die hintere. Erst kurz nachher wurde mit Hilfe eines Briefes von Bodmer an Myller der Sachverhalt klar gelegt, und bald darauf tauchten auch die beiden ehemals Hohenemser Handschriften wieder auf. Etwas mehr Anspruch auf den Namen einer kritischen konnte v. d. Hagens Ausgabe vom Jahre 1816 machen, in welcher die Sanktgaller Hs. (B) zu Grunde gelegt war als die, welche nach seiner Meinung den ursprünglichsten Text bot.

Durch die Beschäftigung mit dem Nibelungenliede und dem Heldenbuche wurde v. d. Hagen auf die nordischen Quellen der Heldensage geführt und setzte hiermit die Bestrebungen Gräters fort. Dieser hatte 1811 den Anfang des ersten Helgiliedes mit lateinischer Übersetzung veröffentlicht. V. d.

Hagen brachte 1812 die erste Ausgabe sämtlicher Heldenlieder der Edda nach einer Abschrift des Cod. regius von Nyerup mit einer ausführlichen Einleitung, aber ohne jegliches Hülfsmittel für das Verständnis. In einer 1814 erschienenen Übersetzung wurde das Versäumte nachgeholt. Ebenso veröffentlichte er die auf die nordische Nibelungensage bezüglichen Prosatexte, grösstenteils nach Björnner (cf. § 20), und liess darauf eine Übersetzung derselben nebst der *Púðrekssaga* folgen unter dem Titel *Nordische Heldenromane* (1814—16). 1816 veröffentlichte er ein Fragment der altniederfränkischen Psalmenübersetzung (53—73).

Zu einem gemeinsamen Unternehmen verbanden sich v. d. Hagen und Büsching mit Bernhard Docen. Dieser, geboren zu Osnabrück 1782, zeichnete sich vor den beiden durch philologische Schulung aus, die er in Göttingen erhalten hatte. 1803 kam er nach München, wo er unter Aretin an der königlichen Bibliothek Beschäftigung fand, in der damals gerade die grossen Handschriftenmassen aus den bayerischen Klöstern zusammenströmten. Hier verblieb er bis zu seinem Tode 1828. Docen hatte wohl die Einsicht, dass zusammenhängende Arbeit und kritische Methode not thue. Er ist aber doch nicht über das Fragmentarische hinausgekommen. Er hat eine Menge kleinerer Denkmäler und Proben aus grösseren veröffentlicht, viele literarische Nachweisungen gegeben und sich in literaturgeschichtlichen Monographien versucht. Seine Arbeiten sind teils zerstreut in verschiedenen Zeitschriften, z. B. in Aretins *Beiträgen zur Geschichte und Literatur* und in dem *Neuen literarischen Anzeiger*, teils zusammengefasst in seinen *Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur*, München 1807 in zwei Bänden, wovon der erste 1809 in zweiter Auflage erschienen ist. Von 1809—12 erschien in Berlin das *Museum für Altddeutsche Literatur und Kunst*, herausgegeben von v. d. Hagen, Docen und Büsching, woran sich 1812 als Fortsetzung die *Sammlung für Altddeutsche Literatur und Kunst* anschloss, die es aber nicht über das erste Stück hinausgebracht hat.

Zu einer neuen Zusammenfassung der sich immer mehr erweiternden Kenntnis der älteren Literatur an Stelle des nicht mehr genügenden Kochschen Compendiums hatte v. d. Hagen schon in der Einleitung zu den deutschen Gedichten des Mittelalters einen Ansatz gemacht. Docen lieferte im *Museum* (I, 127) den *Versuch einer vollständigen Literatur der älteren Deutschen Poesie*. 1812 erschien der *Literarische Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert* durch v. d. Hagen und Büsching, ein Werk, welches für einzelne Parteen, namentlich für das Volksepos sehr eingehend und noch heute wertvoll ist.

§ 55. Von den Heidelberger Freunden blieb Görres am längsten den germanistischen Studien treu. Er plante mit dem in Rom sich aufhaltenden Glockle eine *Bibliotheca Vaticana Altddeutscher Dichtungen*. Aber nur eine Ausgabe des *Lohengrin* nach Glockles Abschrift ist 1813 erschienen. Sie zeigt, dass Görres für die kritische Thätigkeit eines Herausgebers durchaus nicht geschaffen war. Seine eigentliche Neigung war schon damals der vergleichenden Mythenforschung zugewendet, wobei die germanische Mythologie nur ein untergeordnetes Moment war. 1810 erschien seine *Mythengeschichte der asiatischen Welt*. Seine Anschauungen beruhen auf einer Verschmelzung der Schellingschen Identitätsphilosophie mit dem christlichen Offenbarungsglauben. Demgemäss ging er darauf aus, die Religionen aller Völker auf einen gemeinsamen göttlichen Ursprung zurückzuführen, was ihm nur gelingen konnte, indem er sich alles mit allem zu verknüpfen gestattete. Auch Creutzers *Symbolik und Mythologie der alten Völker* (1810—12) stand dieser Behandlungsweise nicht fern.



Ähnliche Bestrebungen finden wir in dieser Zeit bei Arnold Kanne, am ausgeprägtesten in seinem *Pantheum der ältesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker* (1811). Mit der mythologischen Kombination verbindet sich bei ihm auf das engste die sprachliche, welche mit der gleichen Willkür gehandhabt wird. Zwar enthält seine Schrift *Über die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache* (1804) neben den ärgsten Verkehrtheiten manches Gelungene (vgl. § 72). Aber sein allgemeiner Standpunkt charakterisiert sich dadurch, dass er damit umging dem *Pantheum* ein *Panglossum* zur Seite zu stellen, in welchem auf analoge Weise der gemeinsame Ursprung aller Sprachen erwiesen werden sollte.

§ 56. Seit Conring (cf. § 8) hatte man die Nutzbarkeit einer Geschichte des deutschen Staatsrechts für das Verständnis der bestehenden Verhältnisse erkannt, und dieselbe war auch vielfach in Monographien und zusammenhängenden Darstellungen behandelt, am bedeutendsten im 18. Jahrhundert von Joh. Steph. Pütter. Anders stand es mit dem altdeutschen Privat- und Strafrecht, welches nur gelegentlich vom Standpunkte antiquarischer Liebhaberei behandelt wurde. Immerhin wurde von Einzelnen durch Sammelleiss Achtungswertes geleistet, das Beste von Heineccius (1681—1741). Sogar die nordischen Quellen wurden schon zur Vergleichung herangezogen, namentlich von Dreyer (vgl. dessen *Beiträge zur Litteratur der nordischen Rechtsgelahrtheit* 1794). Doch das Naturrecht liess geschichtliche Untersuchung auch auf romanistischem Gebiete als überflüssig erscheinen. Aber gerade in dem Jahre, in dem man in Frankreich begann, die Principien des Naturrechts in allen Verhältnissen gewaltsam durchzuführen, 1789 ward der Göttinger Professor Hugo, angeregt durch Montesquieu und beeinflusst durch Pütter und den Historiker Spittler, der Begründer einer wesentlich entgegengesetzten Richtung, der sogenannten historischen Rechtsschule. In der Vorrede zu einer deutschen Übersetzung von Gibbons historischer Übersicht über das römische Recht, stellte er die Forderung auf, welcher er fortan in allen seinen Arbeiten nachzukommen bemüht war, dass das römische Recht ohne Rücksicht auf die unmittelbare Brauchbarkeit für die Praxis so dargestellt werden müsse, wie es sich bei den Römern im Zusammenhange mit ihren allgemeinen Zuständen entwickelt habe. Indem er sich auf den Boden der Kantischen Philosophie stellte, verfocht er doch auf diesem Boden gegen Kant den Satz, dass das Recht nicht aus der Vernunft, sondern aus der Erfahrung abgeleitet werden müsse.

Eine Fortsetzung und Weiterbildung fanden Hugos Bestrebungen durch Friedr. Carl v. Savigny. Seine Anschauungen kamen öffentlich am klarsten zum Ausdruck in der Schrift *Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft* (1814), worin er Thibauts Forderung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland zurückwies. Es fehle der Zeit, so behauptete Savigny, an der notwendigsten Vorbedingung zur Lösung dieser Aufgabe, an einer tieferen historischen Erkenntnis. Diese sei notwendig, weil es nicht die Aufgabe des Gesetzgebers sei, neues Recht nach allgemeinen Principien zu schaffen, sondern nur das bereits geltende Recht zu sammeln, zu sichten und zu fixieren. Das Recht ist nach dieser Anschauung nicht durch bewusste Reflexion einzelner weiser Männer gefunden, sondern es ist wie Sprache und Sitte ein Erzeugnis des instinktiv waltenden Volksgeistes, welches sich immer an die jeweiligen allgemeinen Kulturverhältnisse anpasst und sich mit diesen langsam organisch weiterbildet.

Auf das deutsche Recht wurden die Grundsätze der historischen Schule angewendet von einem unmittelbaren Schüler Hugos, der auch zu Savigny in naher Beziehung gestanden hat, Karl Friedr. Eichhorn. Seine *Deutsche*

*Staats- und Rechtsgeschichte* (1808—23) ist der erste Versuch, auch das deutsche Privatrecht historisch zu behandeln. Allerdings ist dabei das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die Herkunft des geltenden Rechts darzulegen. Die älteren Entwicklungsstufen sind daher weniger ausführlich behandelt und die verwandten Rechte der übrigen germanischen Volksstämme noch nicht herangezogen.

Ein gemeinsames Organ fand die historische Schule in der *Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft*, herausg. von Savigny, Eichhorn und Göschel, Berlin 1815 ff.

§ 57. In den bisher geschilderten Bestrebungen wurzeln auch die Anfänge der Brüder Grimm. Wir beginnen mit einer kurzen Übersicht über ihren äusseren Lebenslauf während unserer Periode.

Jacob Grimm<sup>1</sup> wurde geboren am 4. Januar 1785, Wilhelm am 24. Februar 1786, beide in Hanau, wo ihr Vater das Amt eines Stadtschreibers bekleidete. 1791 wurde derselbe als Amtmann nach Steinau versetzt, wo er bereits 1796 starb. Nur durch die Unterstützung einer Schwester wurde es der Mutter möglich, die Knaben von 1798 an das Kasseler Lyceum besuchen zu lassen. Nachdem er die Klassen rasch durchheilt hatte, bezog Jacob Ostern 1802 die Universität Marburg, wohin ihm Wilhelm ein Jahr später folgte. Beide widmeten sich der Rechtswissenschaft, weniger nach bewusster Wahl, als dem Beispiele des Vaters folgend und eine baldige Versorgung erstrebend, wie es die bedrängten Verhältnisse der Familie erforderten. Bei weitem die meiste Anregung unter den Lehrern gab Savigny, zu dem Jacob in ein nahes persönliches Verhältnis trat. Dies war die Veranlassung, dass ihn jener 1805 nach Paris kommen liess, um sich von ihm im Excerptieren juristischer Handschriften unterstützen zu lassen. Im Januar 1806 erhielt Jacob eine dürftige Stelle im Kriegskollegium. Nach der Occupation Hessens durch die Franzosen hielt er noch einige Zeit in seiner lästigen Stellung aus, bis er Mitte 1807 seinen Abschied nahm. So befand sich die Familie beim Tode der Mutter (Mai 1808) in einer trostlosen Lage. Kurz darauf kam eine unverhoffte Wendung. Auf die Empfehlung J. v. Müllers wurde Jacob zum Bibliothekar des Königs Jérôme, 1809 auch zum Auditor im Staatsrat ernannt mit einem für seine bescheidenen Ansprüche glänzenden Gehalt, der es ihm ermöglichte auch die Geschwister zu erhalten. Auch Wilhelm bedurfte noch der Unterstützung, zumal da er, schon von der Schule her kränkelnd, jetzt besonders leidend war. Eine Kur, die er 1809 in Halle gebrauchte, brachte ihn in näheren Verkehr mit der Familie des Kapellmeisters Reichardt und mit Brentano, den er im September nach Berlin zu Arnim begleitete. Mit deutschem und hessischem Patriotismus begrüßten die Brüder freudig die Befreiung von der Fremdherrschaft, wiewohl sie ihnen in ihrer pekuniären Lage eine bedeutende Verschlechterung brachte. Jacob wurde im Dezember 1813 als Legationsrat dem hessischen Gesandten im Hauptquartier beigegeben. Er machte als solcher den Feldzug nach Paris und später den Wiener Kongress mit. Im Juli 1815 führte ihn ein Auftrag der preussischen Regierung behufs Rückforderung der aus Deutschland entführten Bibliotheksschätze abermals nach Paris. Mittlerweile hatte Wilhelm (Februar 1814) die Stelle eines Bibliothekssekretärs in Kassel erhalten. Auch Jacob ergriff 1816 mit Freuden die Gelegenheit seine diplomatische Stellung mit der eines zweiten Bibliothekars in Kassel zu vertauschen. Fortan lebten die Brüder zusammen in sehr bescheidenen Verhältnissen, aber nicht ohne die nötige Musse für ihre wissenschaftlichen Arbeiten.

<sup>1</sup> Albert Duncker, *Die Brüder Grimm*. Kassel 1884. W. Scherer, *Jacob Grimm*. Haupt, *Gedächtnisrede auf J. Grimm* (Opuscula III. 164). Frensdorff, *J. Grimm in Göttingen*, Göt. 1885. Selbstbiographisches in Bd. 1 der *Kleineren Schriften* von J. Grimm (Berl. 1864 ff.) und der *Kleineren Schriften* von W. Grimm

(Berl. 1881 ff.). Die wichtigsten Briefsammlungen sind: *Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm aus der Jugendzeit*, hrsg. v. H. Grimm und Hinrichs, Weimar 1881. *Jos. v. Görres gesammelte Briefe*, Bd. 2.3, München 1874. *Briefwechsel zwischen J. Grimm und Gräter*, hrsg. v. Fischer, Heilbronn 1877. *Briefwechsel des Frh. v. Meuschen mit J. und W. Grimm*, hrsg. v. Wendeler. *Briefe von J. Grimm an H. W. Tydemann*, hrsg. v. Reifferscheid, Heilbronn 1883. *Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrten*, hrsg. v. Ernst Schmidt, Berl. 1885. *Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Dahlmann und Gervinus*, hrsg. von Ippel, Berl. 1885. E. Stengel, *Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hesse*, Marburg 1886 (auch Aktenstücke enthaltend). Vgl. ferner Germ. 11, 111, 239, 375, 498, 12, 115, 241, 370, 13, 244, 365, 487, 22, 248, 380, 31, 367. ZfdPh 2, 193, 344, 515, 16, 231, 17, 257. AfdA 7, 457, 10, 145, 11, 235.

§ 58. So nahe sich die Brüder zunächst mit den Romantikern berührten, so ist doch eine Grundverschiedenheit ihres Wesens von Anfang an nicht zu verkennen. Diese Verschiedenheit beruht zum Teil auf den einfachen und beschränkten Verhältnissen ihrer Jugend. Durch ihre Erziehung und durch den Zwang ihrer Lage wurden sie an eine einfache Lebensweise und an stetige, pflichttreue Arbeit gewöhnt. Die Umgebung, in der sie aufwuchsen, bot ihnen keine Fülle mannigfaltiger äusserer Eindrücke. Stille gemütliche Vertiefung im Gegensatz zu der unruhigen und oft gemütsleeren Phantastik der eigentlichen Romantiker, eine gewisse geistige Genügsamkeit, eine Beschaulichkeit, die auch an dem weniger Auffallenden, an dem andere gleichgültig vorübergehn, mit liebevoller Teilnahme haftet, bilden frühzeitig einen Grundzug ihres Charakters. Wenn Sulpice Boisseree einmal über ihre «Andacht zum Unbedeutenden» spottet, so verspottet er damit diejenige Eigenschaft, ohne welche ihre eigenartigen Leistungen gar nicht zu denken sind. Bei aller Übereinstimmung der Gemütsart und bei der engen Lebensgemeinschaft, in der sie immer blieben, war doch die Verschiedenheit zwischen den Brüdern keine geringe. Jacob war an Leistungsfähigkeit dem immer kränkelnden Wilhelm weit überlegen. Er war der unternehmendere und ausdauerndere, dabei durch keinerlei Nebeninteresse von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit abgezogen, während Wilhelm mancherlei Liebhabereien pflegte und dem geselligen Verkehr mehr zugethan war.

Die Briefe, welche sich die Brüder während Jacobs erstem Aufenthalt in Paris schrieben, gewähren uns einen Einblick in ihren damaligen Interessenskreis. Neben ihren Fachstudien hatten sie sich mit Eifer um die deutsche Literatur bekümmert. Sie waren voll von Verehrung für Goethe und schätzten die Häupter der romantischen Schule. Teilnehmend verfolgten sie alle neuen Erscheinungen und waren trotz ihrer geringen Mittel bemüht, sich eine kleine gemeinsame Bibliothek anzulegen. Interesse für die altdutsche Literatur war bei Grimm zuerst durch Tiecks Vorrede zu seinen Minneliedern angeregt. In Savignys Bibliothek hatte er einmal Bodmers Minnesinger in die Hand genommen. Aber noch in Paris taucht nur ganz vorübergehend der Gedanke auf, sich näher mit den altdutschen Dichtungen zu befassen. Ernstliche Studien scheinen erst nach Jacobs Austritt aus dem Staatsdienst 1807 begonnen zu haben, dann aber sogleich sehr energisch betrieben zu sein.

Des Knaben Wunderhorn und Görres Volksbücher waren es jetzt, wodurch die Brüder am meisten angereizt wurden. Mit den Heidelberger Freunden fühlten sie sich am verwandtesten, wie auch ihre Teilnahme an der Einsiedlerzeitung bekundet, besonders Wilhelm, der auch nicht ohne Neigung zu eigener dichterischer, wenn auch mehr nachbildender Produktion war. Bei Jacob dagegen kam doch schon frühe ein Gegensatz deutlich zum Bewusstsein. Wir erkennen daran den Schüler Savignys. Savigny hatte ihn nicht bloss im allgemeinen gelehrt, was zu wissenschaftlicher Thätigkeit erforderlich sei, und ihn veranlasst sich mit dem philologischen Handwerkszeug vertraut zu machen, er

hatte ihm vor allem die ihm eigene Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen eingepflanzt. Dieser Savignysche Standpunkt vertrug sich nicht mit der romantischen Art das Überlieferte mit eigener Erfindung und Manier zu verquicken. Und so schreibt Jacob am 17. Mai 1809 an Wilhelm: «Dieser Geist von Sammeln und Herausgeben alter Sachen ist es doch, was mir bei Brentano und Arnim am wenigsten gefällt . . Die Auswahl ist gewiss vortrefflich, die Verknüpfung geistreich, die Erscheinung für das Publikum angenehm und willkommen, aber warum mögen sie fast nichts thun als kompilieren und die alten Sachen zurecht machen. Sie wollen nichts von einer historischen genauen Untersuchung wissen, sie lassen das Alte nicht als Altes stehen, sondern wollen es durchaus in unsere Zeit verpflanzen, wohin es an sich nicht mehr gehört, nur von einer bald ermüdeten Zahl von Liebhabern wird es aufgenommen. So wenig sich fremde edele Tiere aus einem natürlichen Boden in einen andern verbreiten lassen, ohne zu leiden und zu sterben, so wenig kann die Herrlichkeit alter Poesie wieder allgemein aufleben, d. h. poetisch; allein historisch kann sie unberührt genossen werden». An Stelle der romantischen Liebhaberei ist also bereits das Streben nach rein geschichtlicher Erfassung des Altertums getreten. Jacob Grimm hat sich auch später mit ähnlicher Schroffheit gegen alle Versuche zu einer Wiederbelebung der alten Poesie ausgesprochen, die doch sicher innerhalb gewisser Grenzen möglich und berechtigt ist.

In keine so innerliche Beziehung wie zu den Heidelberger Romantikern traten die Brüder zu v. d. Hagen, Büsching und Docen, sowie zu dem alten Gräter. Sie mussten dankbar das von diesen gebotene Material hinnehmen, aber geistig fühlten sie sich ihnen fremd und bald überlegen. Ihre literarischen Berührungen mit ihnen waren vielfach polemischer Natur.

§ 59. Die frühesten Arbeiten der Brüder sind zumeist in verschiedenen Zeitschriften zerstreut, dem Neuen literarischen Anzeiger, der Zeitschrift für Einsiedler, den Heidelberger Jahrbüchern, dem Museum v. d. Hagens, dem deutschen Museum F. Schlegels, der Halleschen und der Leipziger Literaturzeitung.

Ihr Interesse dreht sich zunächst ausschliesslich um die Geschichte der Poesie, und hier beschäftigt sie vor allem der von Herder aufgestellte Gegensatz zwischen der Volks- oder Naturpoesie und der Kunstpoesie. Ihre Sympathie ist durchaus auf Seiten der ersteren; ihr gilt eigentlich ihr Studium. Der Gegensatz fällt für sie im allgemeinen zusammen mit dem der nationalen und der unter fremdländischem Einfluss stehenden Poesie. Die Naturpoesie ist nach ihrer Anschauung durchweg episch. Die Geschichte der sich traditionell fortpflanzenden epischen Stoffe, die Geschichte der Sage ist es daher, was sie als ihre Hauptaufgabe betrachten.

Jacob allerdings wurde gleich bei seinem ersten Auftreten in eine Streitfrage hineingezogen, welche die Kunstpoesie betraf. Der Gegenstand weist auf die frühe Anregung, die er von den Tieckschen Minneliedern empfangen hatte. Er stellte in dem Neuen literarischen Anz. die Behauptung auf, dass der gewöhnlich angenommene Gegensatz zwischen Minne- und Meistergesang null und nichtig sei. Docen opponierte, Jacob Grimm erwiederte, v. d. Hagen und Büsching mischten sich ein. Auf beiden Seiten war zunächst Richtiges mit Falschem vermischt. Der Streit wirkte fördernd und klärend. Das Endergebnis war J. Grimms erste selbständige Schrift *Über den altdeutschen Meistergesang* (Göttingen 1811). Man merkt es ihm hier an, dass er sich auf diesem Gebiete nicht mit besonderer Liebe bewegt, und ein Hauptaugenmerk bleibt für ihn das Verhältnis des kunstmässigen Minne- und Meistergesangs zu der älteren epischen Naturpoesie festzustellen.

In zwei Abhandlungen hauptsächlich hat Jacob seine Anschauungen über

die epische Poesie niedergelegt: *Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten* (1808 in der Einsiedlerzeitung) und *Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte* (1813 im Deutschen Museum). Der Standpunkt ist bei aller Übereinstimmung in beiden nicht der gleiche. In der ersten wird alle Sage auf geschichtliche Grundlage zurückgeführt. Die Sage ist danach identisch mit der ältesten Geschichte. Ihr kommt, was von den kritischen Historikern übersehen ist, eine Wahrheit zu wie den Urkunden und Chroniken, indem sie ein lebendiges Bild von den vergangenen Zuständen gibt und die Auffassung zeigt, welche die Zeitgenossen von den Ereignissen hatten. In der zweiten Abhandlung zeigt sich der Einfluss der Mythenforschung von Görres und Kanne. Er sucht seine eigene frühere Ansicht mit der der Mythologen zu vermitteln und kommt zu dem Resultate, dass die Sage aus einer Vereinigung mythischer und geschichtlicher Elemente entsprungen sei. Zur Annahme eines mythischen Ursprungs bestimmt ihn der Umstand, dass das nämliche Motiv bei den verschiedensten Völkern wiederkehrt. Mit dieser Umbildung seiner früheren Auffassung kam er entschieden der Wahrheit näher. Indessen einen wie grossen Fortschritt seine Wertschätzung der Sage gegenüber der früheren nüchternen Geschichtsschreibung bezeichnet, so war dieselbe doch mit einer Übertreibung nach der entgegengesetzten Seite hin verknüpft. Mythos und Geschichte sind sicher Hauptquellen der Sage. Aber die Ansicht wird sich nicht halten lassen, dass in jeder Sage ohne Ausnahme ein mythischer oder historischer Kern enthalten sein muss. Man denke z. B. an die der Namensklärung dienenden Sagen. Grimm unterschätzt ferner die stetige Umbildung, welcher die Sage während der Dauer der Überlieferung ausgesetzt ist, und ist daher immer geneigt den historischen und mythischen Gehalt zu hoch anzuschlagen. Endlich ist er wie Görres und Kanne immer bei der Hand, die Mythen der verschiedensten Völker oder, richtiger gesagt, was ihnen bei denselben als Mythos erscheint, auf einen gemeinsamen Urmythos zurückzuführen, der auf einer Uroffenbarung beruht, weshalb er auch von einer göttlichen Wahrheit des Mythos im Gegensatz zu der menschlichen der Geschichte spricht. So kommt er einerseits dazu auf Grund irgend einer leichten zufälligen Ähnlichkeit einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Sagen zu vermuten, anderseits Übereinstimmungen, die in Wahrheit auf Übertragung von einem Volke auf das andere beruhen, lieber auf Urgemeinschaft zurückzuführen. Vielfach veranlassen ihn blosse Namensübereinstimmungen zu Kombinationen, und die Etymologie muss helfen, auch zwischen sehr verschiedenen Namen und sonstigen Bezeichnungen eine Übereinstimmung aufzufinden. Grimm verfährt dabei fast mit derselben schrankenlosen Willkür wie Kanne. Noch 1813 konnte er die Äusserung thun: «Am richtigsten betrachtet man die meisten Anfangskonsonanten als gleichgültige Vorsätze vor den Wurzelvokal».

Wilhelms Ansichten über die Sage und die altddeutsche Poesie sind im wesentlichen die gleichen wie die seines Bruders. Bezeichnend für seine Anschauungen sind namentlich die ausführliche Anzeige über v. d. Hagens Nibelungen in den Heidelberger Jahrbüchern 1809 und die Abhandlung *Über die Entstehung der allddeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen* in den Studien von Daub und Creuzer 1808 (gedruckt 1809). Er wendet sich in der letzteren gegen die Äusserung, die Görres in seiner begeisterten Schilderung des Mittelalters gethan hatte: «damals klang eine Poesie durch die ganze Welt». Es hat allerdings eine durch ganz Europa durchgehende Poesie gegeben. Dies ist die Kunstpoesie, der allein die Bezeichnung romantisch zukommt. Dieser gegenüber aber ist die ältere Volkspoesie zu stellen, die durchaus national ist. Diese wird hoch über jene gestellt. Man kann kaum geringschätziger über die romantische Poesie des Mittelalters urteilen als es

W. Grimm hier thut, eine Ungerechtigkeit, von der sich Jacob immer fern gehalten hat.

§ 60. Auf dem Boden der geschilderten Anschauungen musste das Hauptbestreben der Brüder dahin gehen, alle Reste der volkstümlichen epischen Poesie in ihre Gewalt zu bringen. Sie begnügten sich nicht mit dem, was sie gedruckt vorfanden, sondern wendeten sich der Forderung Herders entsprechend gleichzeitig der mündlichen Überlieferung und den handschriftlichen Schätzen zu. Auf Sammeln und Sichten des Zerstreuten kam es zunächst vor allem an. In Bezug auf das Volkslied mochten sie wohl Arnim und Brentano keine Konkurrenz machen. Dagegen wendeten sie ihren Fleiss der volkstümlichen Prosadichtung zu. Wie trübe Quellen die bisherigen Sammlungen waren, wurde ihnen bald klar. Ihr Bestreben ging darauf, nur Echtes in möglichst unverfälschter Gestalt zu gewinnen. So reifte in ihnen frühzeitig der Plan zu zwei verschiedenen Sammlungen. Sie schieden nämlich zuerst zwischen Sagen und Märchen, je nachdem eine Erzählung an einen bestimmten Ort oder eine bestimmte Zeit gebunden oder davon losgelöst war.

Bis ins sechste Jahr hatten die Brüder gesammelt, als zuerst ihre *Kinder- und Haus-Märchen* erschienen (Berlin 1812). Schon 1814 konnten sie einen zweiten Band hinzufügen. Die zweite Ausgabe (1819—22) brachte noch eine erhebliche Vermehrung, die Anmerkungen waren zu einem besonderen dritten Bande erweitert. Wilhelm hatte jetzt die Hauptarbeit übernommen. Auch die folgenden Ausgaben des Textes und namentlich die zweite des dritten Bandes (1856) brachten manchen Zuwachs. Bei weitem das meiste war direkt aus mündlicher Überlieferung geschöpft. Jede willkürliche Veränderung der Erzählung war ausgeschlossen, die stilistische Redaktion mit solcher Behutsamkeit gemacht, dass der ursprüngliche Ton nicht dadurch verwischt war. Es war von Anfang an beabsichtigt, die Märchen zu einem Gemeingut der Nation zu machen, und diese Absicht ist namentlich mit der kleineren Ausgabe im vollsten Masse erreicht, ja sie sind ein internationales Volksbuch geworden. Zugleich aber waren sie zum Gegenstand ernster wissenschaftlicher Behandlung gemacht. Die Anmerkungen brachten ausser Angaben über die Quellen Varianten nach anderen Mitteilungen und Vergleichen verwandter Erzählungsstoffe der verschiedensten Völker und Zeiten. Hierbei zeigt sich nun freilich die Neigung der Brüder, alle Übereinstimmungen auf einen gemeinsamen mythischen Ursprung zurückzuführen. In Wahrheit ist jedenfalls die Hauptmasse der Märchen aus der Fremde eingeführt, ihr volkstümlich deutscher Charakter beruht auf allmählicher Umbildung, die naturgemäss eine Anpassung sein musste, ihr Wert für die deutsche Mythologie beschränkt sich darauf, dass in einigen die Gestalten des volkstümlichen Dämonenglaubens auftreten. Ungeschmälert bleibt darum den Brüdern das Verdienst, die Märchenforschung zuerst begründet zu haben, und zwar nicht nur für Deutschland. Die ungemein reiche Literatur auf diesem Gebiete geht durchaus auf ihre Anregung zurück.

Ebenso früh begonnen, aber später veröffentlicht ist die zweite Sammlung *Deutsche Sagen* 1816. 18. Der erste Band umfasste die «mehr örtlich gebundenen» Sagen, zum grossen Teile wie die Märchen aus mündlicher Überlieferung geschöpft, der zweite «die mehr geschichtlich gebundenen», zumeist aus Geschichtswerken ausgezogen. Die Sammlung hat nicht eine so unmittelbare Wirkung auf die Nation gehabt wie die Märchen. Das Interesse war eben zu sehr durch örtliche und zeitliche Schranken begrenzt. Ausserdem hatten die Quellen, aus denen geschöpft werden musste, grossenteils nicht wie die Märchen das Gepräge volkstümlicher Erzählung. Mittelbar haben die Sagen dadurch gewirkt, dass sie den Stoff zu vielen unserer besten Romanzen geliefert haben. Gerade wie die Märchen haben sie eine Masse ähnlicher Sammlungen angeregt.

In naher Beziehung zu diesen beiden Sammlungen sowie zu dem Wunderhorn steht eine Arbeit Wilhelms, die gleichfalls schon früh begonnen ist, die Übersetzung dänischer Lieder, die aus den Kämpfe-Viser und den Elskov-viser ausgewählt waren. Auch hierbei spürt man Herders Anregung, der in seinen Volksliedern schon einige Stücke nachgebildet hatte. Nachdem schon einige Proben in der Einsiedlerzeitung veröffentlicht waren, erschien das Ganze unter dem Titel *Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen* Heidelberg 1811.

§ 61. Bei der Sammlung der Sagen wurden diejenigen Stoffe ausgeschlossen, die in selbständiger poetischer Behandlung vorlagen und sich zu dem Cyclus zusammenschlossen, für den W. Grimm die Bezeichnung Heldensage fand. Um diesen Cyclus drehen sich andere Arbeiten der Brüder, namentlich Wilhelms. Ihr gründliches Studium des Nibelungenliedes bekundeten mehrere Anzeigen. Unter den altdänischen Heldenliedern widmete W. Grimm denjenigen besondere Aufmerksamkeit, die Stoffe aus der Heldensage behandelten. Daran knüpfte er das Studium der altnordischen Quellen. Zunächst musste er sich mit den Prosatexten begnügen. Die erste Frucht dieser Studien war die erwähnte Abhandlung *Über die Entstehung der altdeutschen Poesie*, in welcher er insbesondere über das Verhältnis der deutschen zur nordischen Dichtung Klarheit zu gewinnen suchte. Es ist charakteristisch für den oben geschilderten allgemeinen Standpunkt der Brüder, dass er sich nicht mit der schon von Görres angenommenen Ansicht begnügt, die Heldensage sei aus Deutschland nach dem Norden eingeführt, dass er vielmehr das deutsche und das nordische Epos unabhängig neben einander bestehen lässt, indem beide Völker eine gemeinsame Poesie erworben hätten, eine Annahme, von der man sich bei genauerer Analyse schwerlich eine deutliche Vorstellung machen kann.

Um sich in Bezug auf die nordische Literatur auf dem laufenden zu erhalten, knüpfte W. Grimm seit 1809 einen Briefwechsel mit Nyerup an, der ihn auf das Bereitwilligste unterstützte. Etwas später (1811) beginnt ein Briefwechsel der Brüder mit Rask (vgl. § 68). Es musste ihnen vor allem daran liegen, sich die noch immer ungedruckten Heldenlieder der älteren Edda zugänglich zu machen. Sie machten sich selbst an die Herausgabe, von Rask unterstützt. Die Freude wurde ihnen freilich dadurch verkümmert, dass ihnen v. d. Hagen zuvorkam. Erst 1815 erschienen *Lieder der alten Edda*. Erster Band. Dem Urtext war eine möglichst wörtliche und eine freie prosaische Übersetzung beigegeben. Eine Fortsetzung ist nicht erschienen.

Auch das älteste erhaltene deutsche Gedicht, welches in diesen Kreis gehört, das *Hildebrandslied*, welches 1808 noch einmal von Reinwald herausgegeben war, unterzogen die Brüder einer eingehenden Behandlung, die 1812 in einer besonderen Ausgabe veröffentlicht wurde zusammen mit dem *Wessobrunner Gebete*. Hierin wurde auch der Versbau beider Gedichte ausführlich dargelegt, und so die alliterierende Zeile als etwas allen germanischen Stämmen Gemeinsames erwiesen.

§ 62. Wenn sich auch das Interesse der Brüder um die nationale Poesie concentrierte, so konnten sie doch die übrigen mittelalterlichen Denkmäler schon um des historischen Zusammenhangs mit derselben nicht ausschliessen, und namentlich Jacob griff frühzeitig mit Rezensionen in das Gebiet der romantischen Poesie hinüber. Auch hier verfolgte er vorzugsweise die epische Tradition, widmete z. B. der Tristansage ein eingehendes Studium. Seine Vielseitigkeit tritt uns besonders in einer von den Brüdern kurze Zeit lang herausgegebenen und auch beinahe allein verfassten Zeitschrift entgegen, die unter dem Titel *Altdeutsche Wälder* Cassel 1813 und Frankfurt 1815, 6 erschien und sehr verschiedene Gebiete der deutschen Philologie umspannt. Jacob zeigt sich hierin besonders als Herausgeber. Seine eigentliche Liebe ist auch

hier dem Traditionellen zugewandt, dem er nicht nur in den Erzählungsstoffen sondern auch in den poetischen Motiven und Gleichnissen nachgeht, überall bestrebt, dieselben in ein hohes Altertum zurückzuweisen und an etwas Mythisches anzuknüpfen. Wilhelm zeigt sich wieder vorzugsweise von der Heldensage in Anspruch genommen. Schon in der Abhandlung über die Entstehung der altdutschen Poesie hatte er neben den erhaltenen Epen Anspielungen auf die Sage aus Chroniken und Gedichten herangezogen. Es wurde ihm klar, dass bei der Unvollständigkeit unserer Überlieferung derartige auch noch so dürftige Anspielungen von höchstem Werte seien für die Reconstruction der Heldensage in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Er ging denselben weiter nach und lieferte in den Wäldern eine stattliche Reihe von Zeugnissen über die deutsche Heldensage.

Was sie in Bezug auf die Behandlung mittelhochdeutscher Texte zu leisten vermochten, zeigten die Brüder am besten in ihrer Ausgabe des armen Heinrich (1815).

Den ersten Ansatz zu eingehender Behandlung einer mythologischen Frage machte Jacob in der Abhandlung *Irmenstrasse und Irmensäule* (1805), welche sich noch sehr in der Görres-Kanneschen Richtung bewegt. Wie dies eine Vorarbeit für seine Mythologie war, so bereitete sich in den Beiträgen, die er 1815—17 zu der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft lieferte, ein anderes Hauptwerk von ihm vor.

Um die ganze Vielseitigkeit Jacobs zu fassen, muss noch berücksichtigt werden, dass er auch in das Gebiet der romanischen und slavischen Philologie hinübergrieff.

## 6. DIE GESTALTUNG DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE ZU EINER FESTGEGRÜNDETEN WISSENSCHAFT.

§ 63. An der Wendung der germanischen Philologie zu strengerer Wissenschaftlichkeit hat A. W. Schlegel durch Vorbild und Mahnung einen hervorragenden Anteil. Er hatte die Bestrebungen auf diesem Gebiete mit Aufmerksamkeit verfolgt und eigene gründliche Studien gemacht. In der philologischen Methode war er allen andern Forschern überlegen. Es zeigte sich dies zuerst durch eine glänzende kritische Leistung, wie sie bisher nicht ihresgleichen gehabt hatte. Das grosse Gedicht von *Titurel*, welches man aus dem Drucke von 1477 kannte, hatte bisher allgemein wie im späteren Mittelalter als ein Werk Wolframs von Eschenbach gegolten. Nun entdeckte Docen auf der Münchener Bibliothek Titurelbruchstücke in wesentlich abweichender Gestalt, die er 1810 in einem Sendschreiben an A. W. Schlegel veröffentlichte. Er erkannte richtig, dass diese Bruchstücke älter sein müssten als der vollständige Text, da er aber für diesen an der Urheberschaft Wolframs nicht zweifelte, so wies er jene einem älteren unbekannten Dichter zu. Schlegel dagegen führte 1811 in den Heidelberger Jahrbüchern den unumstösslichen Nachweis, dass in den Fragmenten die ursprüngliche Arbeit Wolframs erhalten sei, während das vollständige Werk in der uns vorliegenden Gestalt nicht von Wolfram herrühren könne, sondern von einem Dichter, der 50 Jahre später gelebt habe. Er irrte freilich noch in der Annahme, dass diesem letzteren ein vollständiges Werk Wolframs als Vorlage gedient hätte.

Im Mittelpunkt von Schlegels Studien stand das Nibelungenlied. Er arbeitete an einer grossen kritischen Ausgabe. Aber nur eine Probe von seinen Studien ist erschienen in dem von seinem Bruder herausgegebenen *Deutschen Museum* 1812 unter der Überschrift *Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen*. Hierin ist namentlich wieder die



Sicherheit in der Datierung der vorliegenden Gestalt des Gedichtes hervorzuheben. Es kann wegen der Technik des Verses nicht früher als in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts, wegen der Anspielungen im *Parcival* nicht später als dieser entstanden sein. Seine eingehende Beschäftigung mit der Entwicklung der Sage bekundete er später W. Grimm gegenüber in der ausführlichen Anzeige des ersten Bandes der *Altdeutschen Wälder* in den *Heidelb. Jahrb.* 1815.

Durch diese Anzeige hat Schlegel am schärfsten in die Entwicklung der deutschen Philologie eingegriffen. Er wird darin den Verdiensten der Brüder Grimm nicht gerecht. Ihm fehlte gerade das, was diese auszeichnete, die Fähigkeit zu liebevoller Versenkung in das Volkstümliche, Instinktive. Dagegen hat er ihre Schwächen klar erkannt und rücksichtslos dargelegt. Er weist auf die mystische Unklarheit hin, die in ihren Anschauungen von der Entstehung der Volkspoesie lag und die in dem Satze gipfelte, dass ein Volkslied sich selbst dichte, und verlangte Anerkennung der dichterischen Persönlichkeiten auch auf diesem Gebiete, wobei er freilich wohl der Willkür des Einzelnen im Erfinden ein zu grosses Mass zuteilt. Er tadelt im Zusammenhange damit ihre Überschätzung des geschichtlichen Gehalts der Sage, ihr Bestreben überall Reste uralter Mythologie in den Märchen, den Gleichnissen und Sinnbildern zu finden. Mit beissendem Spott geisselt er das schrankenlose Kombinieren nach blossen Klangähnlichkeiten und die Willkürlichkeit des Etymologisierens. Was vor allem not thue, sprach er mit den Worten aus: «die Beschäftigung mit den alten einheimischen Schriften kann nur durch Auslegungskunst und Kritik gedeihen; und wie sind diese möglich ohne genaue grammatische Kenntnis?» Die Grammatik ist ihm aber nicht bloss unentbehrliches Hilfsmittel für Erklärung und Kritik, sondern hat auch einen selbständigen Wert. Ihm ist es ausgemacht, dass die Denkmäler unserer Sprache, je älter sie sind, sich desto mehr durch grammatische Genauigkeit auszeichnen. Dabei zeigt sich freilich wieder sein beschränkter Standpunkt darin, dass er diesen Vorzug mit der gelehrten Bildung und grammatischen Schulung der älteren geistlichen Schriftsteller in Zusammenhang bringt. Er bemerkt, dass für die grammatische Behandlung der germanischen Sprachen viel mehr von den Ausländern als von Deutschen geleistet sei, und weist speziell auf Hickes hin und auf ten Kate, dessen eigentümliches Verdienst hinsichtlich der noch von Adelung als unregelmässig bezeichneten Verba er richtig hervorhebt.

Von Schlegel waren somit klarer, als es bisher von irgend jemand gesehen war, die Forderungen aufgestellt, die gleich darauf von J. Grimm und Lachmann befriedigt wurden, und zwar unzweifelhaft unter dem Einflusse der von Schlegel gegebenen Anregungen.

§ 64. Schlegel selbst hatte, indem er zunächst eine deutsche Sprachlehre des 13. Jahrhunderts wünschte, auf Benecke als einen besonders dazu geeigneten Bearbeiter hingewiesen. Georg Friederich Benecke (1762—1844), wie Docen ein Schüler Heynes, war Bibliothekar und (seit 1805) Professor in Göttingen. Er war ein vorzüglicher Kenner des Englischen, und auf dieses bezogen sich seine ersten literarischen Arbeiten. Daneben trat dann das Mittelhochdeutsche, welches er ebenso wie das Englische zum Gegenstande seiner Vorlesungen machte. 1810 lieferte er in seinen *Beiträgen zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Literatur*, I Ergänzungen und Berichtigungen zu der, wie früher bemerkt, sehr lückenhaften Bodmerschen Ausgabe der Pariser Liederhandschrift auf Grund einer aus Goldasts Nachlass stammenden Bremischen Abschrift. Es handelte sich dabei zwar im allgemeinen nur um Wiedergabe der handschriftlichen Überlieferung. Indessen die Absetzung der Verse, die genaue Interpunktion, sowie einige Textbesserungen zeugten

von der kritischen Sorgfalt und dem eindringenden Verständnis des Herausgebers, sowie von seinem Bestreben, dies Verständnis auch den Lesern zu übermitteln. Einen bedeutenden Schritt weiter that Benecke in seiner Ausgabe der Fabeln des *Bonerius* (1816), die wenigstens nach einer Seite hin leistete, was Schlegel verlangt hatte. In keiner anderen Ausgabe war bisher so viel für die Auslegung gethan. Einige Anmerkungen unter dem Text dienten namentlich dazu, auf die Abweichungen der mittelhochdeutschen Bedeutung von der neuhochdeutschen aufmerksam zu machen, worauf Benecke mit Recht grosses Gewicht legte. Ein ausführliches Wörterbuch mit vielen Citaten gab die Bedeutung der Wörter viel genauer an, als es bisher geschehen war, und berücksichtigte auch die Flexionsformen. Auch in der Behandlung des Textes zeigt sich ein Fortschritt. Doch hatte sich B. noch wie v. d. Hagen begnügt, eine Hs. zu Grunde zu legen und andere nur gelegentlich zur Verbesserung und Ergänzung heranzuziehen. Er war aber nicht bei der handschriftlichen Schreibung stehen geblieben, sondern hatte versucht, was er schon in den Beiträgen als eine berechnigte Forderung hingestellt hatte, «die Festsetzung einer gleichförmigen altertümlichen Orthographie». Freilich liessen sich gegen sein Verfahren manche begründete Bedenken geltend machen, zumal wenn es als allgemeine Norm für das Mittelhochdeutsche gelten sollte. Ähnlich in der Einrichtung, nur noch vollkommener, namentlich noch reichlicher mit Anmerkungen ausgestattet war die Ausgabe des *Wigalois* von *Wirnt von Gravenberg* (1819). Sie ist bereits «Jacob Grimm, dem Gründer der deutschen Grammatik» gewidmet und trägt die unverkennbaren Spuren des rückwirkenden Einflusses von Beneckes grösserem Schüler, Lachmann.

§ 65. Karl Lachmann<sup>1</sup> wurde geboren am 4. März 1793 zu Braunschweig als Sohn eines Predigers. Das strenge Wesen des Vaters scheint durch Naturanlage und Erziehung auf ihn übergegangen zu sein. Ostern 1809 bezog er die Universität Leipzig, die er aber schon im Herbst mit Göttingen vertauschte. Das anfangs begonnene theologische Studium gab er bald auf zu Gunsten der klassischen Philologie. Daneben trieb er eifrig italienisch und englisch, letzteres unter Anleitung von Benecke, der ihn dann auch in die altdutsche Literatur einführte. Nachdem er seine erste grössere Arbeit auf dem Gebiete der klassischen Philologie, eine Ausgabe des Properz beendet hatte, wurden seine Studien durch die Teilnahme am Feldzug von 1815 unterbrochen. Nach Beendigung desselben fand er eine Anstellung am Friedrich-Werderschen Gymnasium in Berlin und habilitierte sich dort im Frühjahr 1816, kam aber nicht dazu, Vorlesungen zu halten, da er noch im Sommer als Oberlehrer am Fridericianum zu Königsberg angestellt wurde. 1818 wurde er zum ausserordentlichen Professor an der dortigen Universität ernannt. 1824 unternahm er eine längere Reise zur Durchforschung verschiedener Bibliotheken. Nach Beendigung derselben wurde ihm die erbetene Versetzung nach Berlin bewilligt (1825), welcher Universität er nun, seit 1827 als ordentlicher Professor, bis zu seinem Tode 1851 angehörte.

Was Lachmanns Thätigkeit von Anfang an ein eigentümliches Gepräge gab, war die Verbindung der deutschen Philologie mit der klassischen. Zwar waren auch Benecke und Docen von der letzteren ausgegangen, aber sie haben nicht wie Lachmann an der intensiven Beschäftigung mit beiden Wissenschaften das ganze Leben hindurch festgehalten und haben nicht das in der älteren Wissenschaft ausgebildete Verfahren mit solcher Energie auf die jüngere übertragen. Dies gab ihm sogleich nach den Richtungen hin, in denen bisher die klassische Philologie ihre Stärke gehabt hatte, eine grosse Überlegenheit über alle seine Mitforscher auf dem germanischen Gebiet. Andererseits aber

hat er sich auch in den üblichen Schranken der klassischen Philologie gehalten gegenüber der ganz neuen und universellen Behandlung des geschichtlichen Stoffes durch J. Grimm. Wenn auch Friedr. Aug. Wolf schon die Erforschung des gesamten Lebens der alten Völker als Ziel der Philologie hingestellt hatte, so blieb doch für Lachmann wie für die meisten klassischen Philologen die Textbehandlung der Mittelpunkt ihrer Thätigkeit, alles übrige wurde nur als subsidiär angesehen. Genaue Konstatierung der Einzelheiten, nicht Zusammenfassung aller Einzelheiten zu einem grossen Ganzen erschien als Zweck. Historische Grammatik, selbst eigentliche Literaturgeschichte hat Lachmann immer fern gelegen. Für ihn ging die Philologie wesentlich in Kritik auf, war eine Technik, nicht eine Wissenschaft, weshalb er sie denn auch mit der gleichen Lust an den heterogensten Gegenständen übte. Es ist ferner der in der klassischen Philologie herrschenden Richtung gemäss, wenn Lachmann darauf ausging, die individuellen Eigentümlichkeiten der dichterischen Persönlichkeiten zu erfassen, während die Brüder Grimm, wie wir gesehen haben, gerade dem Allgemeinen, Typischen ihr Interesse zuwandten.

<sup>1</sup> *Karl Lachmann. Eine Biographie* von Martin Hertz, Berlin 1851. Lachmann, *Kleinere Schriften zur deutschen Philologie*, herausg. v. Müllenhoff, Berlin 1876.

§ 66. Lachmanns Erstlingsarbeit auf dem Gebiete der deutschen Philologie war die Schrift *Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Not* (Berlin 1816). Hierin trat der eben berührte Gegensatz zu den Brüdern Grimm deutlich zu Tage. Auch sie nahmen an, dass das Gedicht nicht aus der Hand eines einzelnen Verfassers hervorgegangen sei, sondern dass es durch die Thätigkeit verschiedener Dichter allmählich die auf uns gekommene Gestalt erlangt habe, eine Ansicht, die überhaupt von den meisten geteilt wurde, die sich über die Entstehung des Gedichts geäussert hatten. Aber es konnte ihnen nicht in den Sinn kommen, den Anteil jedes einzelnen Dichters abgrenzen zu wollen; denn für sie waren die Einzelnen nur ununterscheidbare Träger der allgemeinen Sage. A. W. Schlegels entgegengesetzte Anschauungen konnten Lachmann ermutigen, die Frage nach den einzelnen Individuen schärfer ins Auge zu fassen. Die Hauptanregung aber hatten ihm Wolfs Prolegomena zum Homer gegeben. Hier zeigt sich also gleich der Einfluss der klassischen Philologie in eklatanter Weise, freilich nach meiner Überzeugung in diesem Falle zum Schaden der Sache. Es ist leicht zu zeigen, dass die Gleichstellung des Nibelungenliedes mit der Ilias, von der dabei ausgegangen wurde, unhaltbar ist, wenn man die allgemeinen Kulturverhältnisse und speciell den Betrieb und die Überlieferung der Poesie zur Zeit der Entstehung beider Gedichte in Erwägung zieht. Es wurde demnach der Gegenstand aus einem für ihn nicht gehörigen Gesichtspunkt betrachtet und mit einem Vorurteil ans Werk gegangen. Dass das Nibelungenlied aus einer Anzahl ursprünglich selbständiger Lieder zusammengesetzt sei, wurde als ausgemacht vorausgesetzt und sofort an die nähere Bestimmung der Fugen gegangen. Es lag in diesem Versuche eine Überschätzung des Vermögens der Kritik. Verschiedene Verfasser deutlich auseinander zu halten wird derselben in der Regel gelingen, wo jeder einen besonderen, bestimmt ausgeprägten Stil hat, aber nicht bei einer traditionellen, typischen Kunst. Ausserdem muss man billig bezweifeln, ob das Material, welches damals zu Gebote stand, ausreichte, um die allgemeine Frage zu entscheiden oder gar um zu sicheren Resultaten im einzelnen zu kommen. Die Überlieferung des Liedes war erst sehr ungenügend bekannt. Wie gewagt war es unter diesen Umständen, den Text von A nur deshalb für den ursprünglichsten zu nehmen, weil er zu der Theorie am besten passte? Die übrigen Volksepen, die zur Beurteilung mit hätten herangezogen werden müssen, waren noch gar nicht

oder nur in späten schlechten Texten bekannt. Charakteristisch für Lachmanns Kritik war es, dass sie sich an lauter Kleinigkeiten anheftete, während sie die Komposition des Gedichtes im grossen als unanfechtbar bestehen lassen musste. Wohl mag man die Achtsamkeit bewundern, mit welcher L. alle Punkte, die ihm zum Beweise für seine Ansicht dienlich schienen, herbeigezogen hat, und den Scharfsinn in der Kombinierung dieser Punkte. Aber eine andere Frage ist es, ob man darum, wie es allerdings ein Teil der Fachgenossen noch jetzt thut, annehmen muss, dass L. auf dem richtigen Wege war, oder ob das Urteil gerechtfertigt ist, welches ich mit dem anderen Teile fällen muss, dass er um kleine Schwierigkeiten zu beseitigen viel grössere geschaffen hat, indem weder zu begreifen ist, wie die von ihm konstruierten Lieder ein selbständiges Ganzes hätten bilden, noch wie durch blosser Aneinanderfügung von Einzelliedern mit Zuhülfenahme von Interpolationen etwas Einheitliches hätte entstehen können.

§ 67. Die zunächstfolgenden Arbeiten Lachmanns stehen nach einer Seite hin in naher Beziehung zu den grammatischen Forschungen J. Grimms und müssen im Zusammenhang mit diesen behandelt werden. Doch zuvor müssen wir noch einige bedeutsame Vorarbeiten zu Grimms grossem Werke erwähnen.

Die historische deutsche Grammatik hat sich von Anfang an im Zusammenhang mit der weiteren vergleichenden indogermanischen Grammatik entwickelt. Der Anstoss zur Begründung der letzteren ging von dem Bekanntwerden des Sanskrit aus. Das Sanskrit war die reichste und altetümlichste unter den indogermanischen Sprachen (wenn auch seine Altertümlichkeit lange überschätzt ist); es war zugleich die in ihrem Bau durchsichtigste, was zum Teil durch die mit dem Satzzusammenhange wechselnde Form der Wörter bedingt war; es war endlich diejenige Sprache, deren Bau bereits unter allen die vollkommenste wissenschaftliche Behandlung durch die einheimischen Grammatiker gefunden hatte. So war das Sanskrit dazu geeignet, von den dunklen Ahnungen eines Zusammenhanges zwischen den meisten europäischen und einigen asiatischen Völkern, wie man sie längst gehegt hatte, zu klarer Einsicht hinüberzuführen. Es war hauptsächlich der Engländer William Jones († 1794), der in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Europäer auf die indische Sprache und Literatur lenkte. Einige Übersetzungen, auch ins Deutsche erregten die Neugier. Vor allem fühlte sich F. Schlegel von dem orientalischen Wesen angezogen, in dem er eine noch reinere Ausprägung des Romantischen vermutete, als sie das Mittelalter bot. Während des schon erwähnten Aufenthaltes in Paris trieb er zuerst Persisch, dann Sanskrit bei dem Engländer Hamilton. Die Frucht dieser Studien war die Schrift *Über die Sprache und Weisheit der Indier* (Heidelberg 1808), welche den Anstoss zur Begründung der indischen Philologie sowohl wie der vergleichenden Sprachwissenschaft gab. Gleich im Eingang des Werkes wird die nahe Verwandtschaft des Sanskrit mit dem Persischen, Griechischen, Römischen und Germanischen hervorgehoben, die dann freilich, weil auf einer jüngeren Entwicklungsstufe stehend, nach der üblichen Anschauungsweise der bisherigen dilettantischen Sprachforschung als aus jenem abgeleitet betrachtet werden. Die Verwandtschaft mit dem Armenischen, Slavischen, Keltischen wird gering angeschlagen. Begründet wird die Verwandtschaft durch die Übereinstimmung der Wurzeln und durch die der grammatischen Struktur. Was den ersteren Punkt betrifft, so verlangt Schlegel als Regel für den Beweis der Verwandtschaft völlige Übereinstimmung der Laute. Nur wenn sich die Mittelglieder historisch nachweisen lassen, oder wenn zahlreiche ähnliche Fälle eine Analogie begründen, darf eine Buchstabenveränderung angenommen werden. Es ist dadurch das willkürliche Umspringen

mit den Lauten zurückgewiesen, wodurch Etymologen wie Kanne fast jede erdenkliche Kombination möglich machten. Aber es fehlt noch ganz an der wichtigen Einsicht, die erst durch J. Grimm zur Geltung gebracht werden sollte, dass unter Umständen eine bestimmte Verschiedenheit der Laute Erfordernis ist, die völlige Übereinstimmung gegen die Verwandtschaft spricht, und daher sind denn auch nicht wenige der Etymologien Schlegels, die nach blossem Gleichklang gemacht sind, falsch. Auf diesem Gebiete bietet Schlegel nichts principiell Neues. Das eigentlich Epochemachende bei ihm besteht darin, dass er zu der von jeher geübten Wurzelvergleichung ein anderes Moment für die Bestimmung der Verwandtschaft heranzog, welches bisher nur sehr vereinzelt berücksichtigt war, und dies als das eigentlich Wesentliche erkannte. «Jener entscheidende Punkt», heisst es S. 28, «der hier alles aufhellen wird, ist die innere Struktur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Gencalogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat». Eine Reihe von Übereinstimmungen in Flexion und Wortbildung werden denn auch von Schlegel richtig erkannt, dabei darauf hingewiesen, wie sehr die Übereinstimmung des Germanischen zunimmt, wenn man auf die älteren Denkmäler zurückgeht. Schlegels Sprachbetrachtung geht über den Kreis des Indogermanischen hinaus. Er versucht die erste allgemeine Klassifikation der Sprachen, die er in flexivische und unflexivische scheidet. Diesen Gegensatz hält er für einen ursprünglichen, unvermittelten. Denn die Flexion ist nach ihm durch innere Veränderung der Wurzel erwachsen.

Von Schlegel angeregt ist der eigentliche Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft, Franz Bopp (1791—1867). Seine erste Arbeit *Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache* führt das, was Schlegel gefordert und in einzelnen Punkten selbst in Angriff genommen hatte, im Zusammenhange und in methodischer Weise an einem Hauptteile der Grammatik durch. Bopp geht dabei aus von der Schlegelschen Anschauung eines absoluten Gegensatzes zwischen Flexion und bloss sekundärem Antritt ursprünglich selbständiger Elemente. Er muss aber doch schon einräumen, dass es auch der indischen und den mit ihr verwandten Sprachen ausnahmsweise gefallen hat, solche Elemente zu Hülfe zu nehmen, indem er in den jüngeren Schichten der Tempusbildungen, z. B. in dem lat. Impf. auf *-bam*, in dem griechischen Fut. auf *-σω* Formen des Verbums *sein* erkennt. Erst in einem Nachtrag erkennt er auch in den Personalendungen des Verbums ursprünglich selbständige Pronomina. Diese Entdeckung war ihm, ohne dass er etwas davon gewusst zu haben scheint, teilweise vorweggenommen durch J. Grimm (Hall. Lit.-Zeit. 1812 und Altd. Wälder 1813). In dem selben Nachtrag stellt er auch zuerst die Ansicht auf, dass in den später von Grimm als schwach bezeichneten Formen des gotischen Präteritums wie *sokidēdum*, die er zuerst aus dem Part. abgeleitet hatte, eine Verbindung der Wurzel mit dem Prät. des Verbums *thun* vorliege. So war schon ein bedeutender Schritt vorwärts gethan auf dem Wege der Formenanalyse, auf dem man später dazu kommen sollte, ganz mit der Schlegelschen Anschauung zu brechen und alle Flexion und Wortbildung aus Komposition abzuleiten.

§ 68. Ein anderer Anstoss zur Begründung der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung ging um diese Zeit von Dänemark aus, und zwar in Verbindung mit exaktem Détailstudium auf germanischem Gebiet, welches dabei den Ausgangs- und Mittelpunkt bildete. Niemand hat den grammatischen Forschungen Grimms so sehr vorgearbeitet wie Rasmus Kristian

Rask.<sup>1</sup> Er war geboren auf der Insel Fühnen 1787. Schon auf der Schule wurde er zunächst durch die Heimskringla für die altnordische Literatur nicht nur, sondern auch für den grammatischen Bau der alten Sprache begeistert. Da ihm keine grammatischen und lexikalischen Hilfsmittel zu Gebote standen, so begann er sogleich sich eigene Sammlungen anzulegen. Bald gesellte sich dazu das Studium der verwandten germanischen und mehrerer ganz fern liegender Sprachen. Es war überhaupt eine Eigentümlichkeit Rasks, dass er sich möglichst viele Sprachen anzueignen suchte, wozu ihn ein ausserordentliches Gedächtnis in den Stand setzte, und zwar, wenn es eine lebende Sprache war, durch unmittelbaren Verkehr mit den Eingeborenen. Auf der Universität Kopenhagen, die er 1807 bezog, wurde er in seinen Studien namentlich durch Nyerup und P. E. Müller gefördert, sowie durch die Isländer Jón Ólafsson und Finn Magnusson. Die schon in Kopenhagen gewonnene vertraute Bekanntschaft mit dem Isländischen wurde noch vervollkommenet durch einen längeren Aufenthalt auf der Insel 1813—15. Nach seiner Rückkehr stiftete er 1816 die Isländische Literaturgesellschaft (*Íslenska bókmenntafélag*), die noch jetzt besteht, mit zwei Abteilungen, die eine in Kopenhagen, die andere in Reykjavik.

Schon 1811 erschien in Kopenhagen die erste, bereits 1809 verfasste selbstständige Schrift Rasks: *Vejledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog*. Seit Runolfus Jonas waren einige Ansätze zu grammatischer Bearbeitung des Isländischen gemacht, die aber handschriftlich geblieben waren. Rask konnte dieselben zum Teil benutzen, aber ohne einen wesentlichen Vorteil daraus zu ziehen und ohne sein System, welches er sich schon auf Grund der eigenen Sammlungen aufgebaut hatte zu verändern. Seine Grammatik war die erste altisländische. Er legte die Sprache der besten alten Prosatexte zu Grunde. Die Abweichungen der älteren und dichterischen, sowie der jüngeren Sprache wurden am Schluss in einem besonderen Abschnitt behandelt. Von einer eigentlichen Lautlehre ist noch nicht die Rede. Im ersten Abschnitt wird nur, und zwar als etwas eigentlich ausserhalb des Systems Liegendes, die Aussprache behandelt, sehr sorgfältig, aber mit einer ungerathfertigen Übertragung der modernen Aussprache auf die alte Zeit; ausserdem, nur um die Erlernung zu erleichtern, das Verhältniss zu den dänischen Lauten. Der zweite Abschnitt «Formlære» ist der reichhaltigste und wichtigste. Besonders bemerkenswert ist, dass Rask im Anschluss an die schwedische Grammatik von Botin gegen die Behandlung der starken Verba als Anomala protestiert und eine eigene Klassifizierung derselben aufstellt, die allerdings, weil von speziell isländischem Standpunkte aus unternommen, noch nicht vollständig genügen kann. Auch die Wortbildungslehre ist ziemlich ausgeführt, fragmentarischer die Syntax. Durch diese Grammatik und durch die Herausgabe des Wörterbuchs von Björn Haldorsson (vgl. § 28) schuf Rask vortreffliche Hilfsmittel, die das Studium des Altnordischen ganz bedeutend erleichterten.

Von dem noch wesentlich deskriptiven Verfahren in der *Vejledning* ging Rask bald zu historischer und vergleichender Behandlung der Sprache über. Einen Anstoss dazu erhielt er durch eine Preisaufgabe der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften. Eine von ihm während seines Aufenthaltes auf Island 1814 verfasste Schrift erhielt den Preis. Sie erschien erst 1818 unter dem Titel *Undersøgelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse*. Der erste Abschnitt führt die Überschrift: über Etymologie überhaupt. Er enthält mehr, als die Überschrift erwarten lässt; man kann ihn als den ersten Versuch zu einer Methodologie der vergleichenden Sprachwissenschaft bezeichnen. Rask erkennt nämlich, wie es scheint ganz unabhängig von F. Schlegel, dass

die Verwandtschaft der Sprachen noch besser als aus dem Wortschatz aus dem grammatischen Bau erkannt wird, und zwar deshalb, weil bei dem ersteren die Entlehnung eine grosse Rolle spielt, während der letztere nicht übertragen wird. Seine Anweisungen, wie der Forscher zu verfahren habe, gehen sehr ins einzelne und zeigen überall den klaren, ebenso vorsichtigen wie umsichtigen Denker. Für die Wortvergleiche verlangt er vor allem, dass jede Annahme eines Lautüberganges durch gesicherte Analogieen gestützt werde, und stellt dann eine Reihe solcher Analogieen in der Lautentsprechung auf, wobei freilich manches Irrige unterläuft. Ein zweiter Abschnitt zeigt dann die Verwandtschaft des Isländischen mit den übrigen von ihm sogenannten gotischen, d. h. germanischen Sprachen. Der dritte, umfänglichste Abschnitt untersucht das Verhältnis zu den übrigen europäischen Sprachen. Einige derselben werden als gar nicht oder nur in geringem Grade verwandt bei Seite geschoben, darunter auch das Keltische. Dagegen nimmt Rask eine besonders enge Verwandtschaft des Germanischen mit dem Slavischen und eine noch engere mit dem Lettischen an. Am eingehendsten wird die Verwandtschaft mit dem Griechischen und lateinischen untersucht, die Rask im Anschluss an ältere Sprachforscher als die südlichsten Zweige des Thrakischen betrachtet. Er stellt (S. 169) eine Anzahl Lautentsprechungen auf, worunter sich die Fälle der sogenannten ersten oder germanischen Lautverschiebung befinden (vgl. darüber noch § 72). Es wird ferner die Entsprechung für eine ziemliche Anzahl von Flexionsformen nachgewiesen.

In letzterer Hinsicht leistete also Rask etwas ganz Ähnliches wie Schlegel und Bopp. Er unterschied sich aber von ihnen dadurch, dass er sich auf die europäischen Sprachen beschränkte. Die asiatischen heranzuziehen hielt er noch für zu gewagt. Er wollte dieselben erst gründlicher studieren, und dies konnte seiner Überzeugung nach nur an Ort und Stelle geschehen. Private und öffentliche Unterstützung eröffnete ihm 1816 die Möglichkeit dazu. Zunächst aber wollte er sich gründlich vorbereiten und verweilte zu diesem Zwecke noch in Stockholm bis Februar 1818. Während dieses Aufenthaltes entstanden mehrere wertvolle germanistische Arbeiten Rasks, abgesehen von handlichen Ausgaben der prosaischen und der poetischen Edda (bei letzterer war Afzelius beteiligt) eine *Angelsaksisk Sproglære* (Stockholm 1817) und eine schwedische Umarbeitung der *Vejledning* unter dem Titel *Anvisning till Isländskan eller Nordiska Fornspråket* (Stockholm 1818). In diesen beiden Werken sind die in der Preisschrift dargelegten sprachwissenschaftlichen Einsichten für die Spezialgrammatik verwertet. Unter den bedeutenden Umänderungen und Erweiterungen, welche die isländische Grammatik erfahren hat, fällt vor allem in die Augen, dass ein besonderes Kapitel über Lautwechsel eingeschoben ist. Für einige Arten des Wechsels ist auch bereits die Ursache erkannt, namentlich für den *i*- und *u*-Umlaut. In andern Fällen freilich ist die richtige Einsicht in die Ursache dadurch versperrt, dass immer von der einfacheren Form, z. B. immer vom Nom. Sing. und der 1. Sg. Ind. Präs. ausgegangen ist, so dass z. B. das *j* im Genetiv *bajar* zu *bör* oder das *v* im Acc. *myrkvan* zu *myrkr* als Einschlebung aufgefasst wird, während die betreffenden Laute umgekehrt im Nom. ausgefallen sind. Das Flexionssystem hat mehrere Umgestaltungen erfahren, worunter die bedeutendste die ist, dass die Substantiva, bei denen früher das Geschlecht zum Hauptgrund der Einteilung genommen war, jetzt wohl unter dem Einflusse von Fudlas gotischer Grammatik zunächst in zwei Hauptklassen geteilt wurden, die Grimms schwacher und starker Deklination entsprechen, von Rask als einfaches und künstlicheres System bezeichnet, eine Benennung, die sich dann auch auf den Hauptunterschied in der Konjugation anwenden liess. Die verwandten germanischen

Sprachen waren gelegentlich zur Vergleichung herangezogen. Die angelsächsische Sprachlehre war von vornherein nach dem gleichen Plane eingerichtet wie diese Umarbeitung. Auch sie übertraf bei weitem das bis dahin Geleistete.

Das Studium der orientalischen Sprachen, um dessen willen Rask seine asiatische Reise unternommen hatte, blieb auch nach seiner Rückkehr (1823) sein eigentlicher Lebenszweck. Doch behielt er immer noch Zeit für Thätigkeit auf dem germanischen Gebiete. Beweis dafür sind namentlich seine *Frisisk Sproglære* (1825) von der gleichen Anlage wie die angelsächsische und eine Reihe von Ausgaben altnordischer Texte. Der Tod ereilte ihn frühzeitig (1832), als er eben nach langem Harren und vielen Entbehrungen die erwünschte Stellung, eine Professur der orientalischen Sprachen in Kopenhagen erhalten hatte.

So bedeutend die Anregungen sind, die Rask der vergleichenden Sprachforschung gegeben hat, sein Hauptaugenmerk blieb doch auf die getreue Erfassung und Beschreibung der einzelnen Sprachen gerichtet. Es widerstrebte seiner Natur, sich weit von dem Boden des unmittelbar Gegebenen zu entfernen und nach grossem Massstabe zu konstruieren, wie es doch, um das Gebäude der historischen Grammatik wirklich aufzuführen jetzt erforderlich war. Hieraus erklärt sich auch der merkwürdige Umstand, dass er, der seinerseits so grossen Einfluss auf J. Grimm gehabt hat, sich umgekehrt zu den epochemachenden Leistungen desselben nur ablehnend verhalten hat.

<sup>1</sup> *Samlede Afhandlinger* af R. K. Rask. Kjöbenh. 1834—38. worin eine Lebensbeschreibung von N. M. Petersen, wiederholt in dessen *Samlede Afhandlinger* I. 217.

§ 69. Auf J. Grimm scheint Schlegels Recension der altdutschen Wälder einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Sie wird gewiss viel dazu beigetragen haben den Plan in ihm zu reifen, dem Mangel eines grammatischen Fundaments für die germanische Philologie abzuheffen. Die erste Erwähnung eines solchen Vorhabens findet sich in einem Briefe an Görres vom 18. Juni 1817. Bei seiner eminenten Arbeitskraft brachte er dasselbe in kurzer Zeit zu stande, in einer Weise, welche wohl die Idee, die sich Schlegel von einem solchen Werke gemacht haben mochte, bei weitem übertraf. 1819 erschien die *Deutsche Grammatik*. Erster Teil. Die Vorrede ist vom 29. September 1818. Das Werk war bezeichnender Weise Savigny gewidmet, von dem er sich als getreuer Schüler zum voraus versieht, dass er den Gedanken billigen werde, «einmal aufzustellen, wie auch in der Grammatik die Unverletzlichkeit und Notwendigkeit der Geschichte anerkannt werden müsse». Wie Savigny gegen ein allgemeines deutsches Gesetzbuch, so protestiert Grimm in der Vorrede gegen jede Art von Grammatik, welche die Sprache regeln will, anstatt das historisch Gewordene zu konstatieren. Vorläufer hatte er übrigens in diesem Standpunkte wie in andern Stücken an Ten Kate und Rask. Er wendet sich gegen die praktische Behandlung des Neuhochdeutschen, wie sie in Adelung ihren Höhepunkt erreicht hatte, und geht soweit, dass er die grammatische Behandlung der Muttersprache in der Schule vollständig verwirft. Hierbei verkennt er freilich den fundamentalen Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache, von denen nur die erstere der Regel entbehren kann. Er wendet sich auch gegen das damals in Blüte stehende Unwesen der philosphischen Sprachverbesserer und konsequenter Weise auch gegen die Puristen. An dem hier eingenommenen Standpunkt hat er freilich selbst nicht festgehalten. Er hat bald angefangen, sich seinerseits nach einer anderen Richtung hin Eingriffe zu gestatten, indem er Entwicklungen der letzten Jahrhunderte als etwas «Unorganisches» wieder zu beseitigen strebte.

Reiche Fülle der beobachteten Thatsachen war es, was Grimm zunächst erstrebt hatte. Die Flexionslehre sämtlicher Hauptdialekte des Germanischen,



einiger auf zwei, anderer auf drei Entwicklungsstufen war nicht nur in Paradigmen konstruiert, sondern auch durch massenhafte Belege aus den Quellen sicher gestellt. Für die Darstellung des Altnordischen konnte er sich ganz auf Rasks *Vejlædning* stützen. Für das Gotische boten Ihre und Fulda-Zahn brauchbare Vorarbeiten. Die sonstigen grammatischen Arbeiten über altgermanische Dialekte konnten wenig fördern. Denn Rasks angelsächsische Sprachlehre war noch nicht in seine Hände gelangt; ebensowenig die schwedische Umarbeitung der *Vejlædning*. Rasks *Undersøgelse* kam ihm erst zu, als der grösste Teil des Bandes gedruckt war. Er war also auf eigene Sammlungen angewiesen. Er hatte für die ältere Zeit so ziemlich alles benutzt, was gedruckt vorlag, und manches Handschriftliche (vgl. die umfängliche «Einführung in die gebrauchten Quellen und Hilfsmittel» S. XXXVIII—LXXIX). Aber immerhin (das dürfen wir bei Beurteilung seiner Leistung nicht vergessen) war das Material im Verhältnis zu demjenigen, über das wir heute verfügen, sehr lückenhaft und ausserdem inkorrekt. Besonders dürftig waren seine Quellen für das Altsächsische und das Altfriesische, während die althochdeutschen schon am vollständigsten vorlagen. Die ältesten Stufen waren mit besonderer Liebe behandelt, die modernen Schriftsprachen eigentlich nur, um sie als Fortsetzungen jener zu erweisen und auch die mittleren Stufen mehr zum Nachweise der Kontinuität.

War das Buch schon durch die Zusammenstellung deskriptiver Grammatiken höchst schätzbar als Unterlage für ein genaueres Verständnis der alten Texte, so beruhte doch seine eigentlich epochemachende Bedeutung auf einer andern Eigenschaft. Was Bopp für die Verballexion versucht hatte, um die Übereinstimmung zwischen den indogermanischen Sprachen nachzuweisen, das war hier auf dem engeren Gebiete des Germanischen für die ganze Flexion geleistet, und zwar viel vollkommener und evidenter, wie es der nähere Zusammenhang der verglichenen Dialekte ermöglichte, und verbunden mit Vergleichung der Zeitstufen. Es war dies erreicht mit verhältnismässig wenigem Raisonnement, einfach dadurch, dass die nämliche Gliederung der Flexion durch sämtliche Dialekte und Zeitstufen durchgeführt war, wobei das Gotische als der altertümlichste und formenreichste zum Ausgangspunkt genommen war, und dass nun durch parallele Nebeneinanderstellung des Entsprechenden die wesentliche Übereinstimmung in die Augen fiel. Ganz ohne Vorgänger in diesem Verfahren war allerdings Grimm auch auf germanischem Gebiete nicht, indem schon ten Kate und Fulda Versuche in dieser Richtung gemacht hatten.

In den auf die Zusammenstellung der Flexionsformen folgenden Erläuterungen waren auch die verwandten indogermanischen Sprachen herangezogen, mit besonderer Vorliebe das Slavische. Indessen war die Heranziehung doch nur eine gelegentliche. Der Hauptsache nach ist Grimm bei einer isolierten Betrachtung des Germanischen stehen geblieben, und seine Gliederung der Flexion entspricht daher auch noch nicht ganz der Anforderung, die bei weiterem Fortschritt der Sprachwissenschaft notwendig gestellt werden musste, dass auch der Parallelismus mit der Flexion der übrigen indogermanischen Sprachen herzustellen ist.

Besonders charakteristisch ist die Haupteinteilung der Flexion in starke und schwache. In Bezug auf das Verbum folgt Grimm hierin den Anregungen ten Kates, nur dass seine Einteilung der Ablautsreihen eine viel vollkommenere ist, weil er nicht wie dieser von der modernen Sprache, sondern vom Gotischen ausgeht. Ein besonderer Fortschritt in der Einteilung der Konjugation war auch dadurch gemacht, dass die Praesentia einer wichtigen Klasse von Anomala (kann, vait etc.) als starke Praeteritalformen erkannt wurden. Nur in Bezug auf eine Form (vait) war Hickes hier vorange-

gangen. Wenn nun Grimm die Ausdrücke «stark» und «schwach» verwendete, so geschah dies in noch teilweiser Übereinstimmung mit der Schlegelschen Anschauung, dass die Flexionsformen aus der Wurzel erwachsen seien. Er sah einen besonderen Vorzug der starken Klasse darin, dass die Wurzel aus eigener Kraft im stände gewesen sei, sich ein Praeteritum zu schaffen, während in der schwachen ein äusserliches Anhängsel hätte zu Hülfe genommen werden müssen. Er hat daher auch ein gewisses ästhetisches Wohlgefallen an dem Ablaut; derselbe erscheint ihm als ein poetisches Element der Sprache. Mit seiner Ansicht von der Entstehung des Ablautes war er freilich im Irrtum, doch war seine Einteilung insofern berechtigt, als das schwache Praeteritum allerdings eine sekundäre, nicht indogermanische Bildung ist. Bei der Haupteinteilung der Deklination lehnte sich G. an Fulda an. Da er, wie wir gesehen haben, darin auch mit Rask zusammentraf, so lässt sich schon daraus abnehmen, dass der Einteilung eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Sie ist in der That vom isolierten Standpunkte des Germanischen aus die zweckmässigste. Aber darin irrte G., dass er das *n* der schwachen Deklination als eine sekundär angefügte Stütze betrachtete, und dass er die unvollkommenere Scheidung der Kasus in dieser Klasse für etwas Ursprüngliches hielt, welche beiden Annahmen für ihn das Motiv zu der Benennung waren. In das Indogermanische hinein reicht die Berechtigung zu dieser Einteilung nicht.

Eine besondere Behandlung der Laute war ganz ausgeschlossen und für den folgenden Band reserviert. Doch mussten die Ablautsreihen bei der Behandlung des starken Verbums aufgestellt werden und bei dieser Gelegenheit trat schon ein wesentlicher Teil der Lautentsprechungen zwischen den einzelnen Dialekten zu Tage. Ebenso musste der Umlaut und andere Arten des Vokalwechsels berücksichtigt werden, und der erstere wurde auch bereits richtig aus der Wirkung eines folgenden *i* abgeleitet, und somit ein wichtiges Lautgesetz aufgestellt. Aus den schon hier enthaltenen Keimen entwickelte sich im Laufe der nächsten Jahre eine selbständige Lautlehre, die nun nicht als Fortsetzung erschien, sondern verbunden mit einer Umarbeitung der Flexionslehre als zweite Auflage des ersten Bandes 1822. Auf diese haben neben den für die erste Auflage noch nicht benutzten Schriften von Rask noch einige deutsche Arbeiten eingewirkt, die wir zunächst besprechen müssen.

§ 70. Zwischen die erste und zweite Auflage des ersten Bandes der Grammatik fällt die «für Vorlesungen und zum Schulgebrauch» bestimmte *Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts* von Lachmann (Berlin 1820). Die hier verfolgten Tendenzen hatten sich bereits angekündigt in zwei noch vor der Grammatik erschienenen Arbeiten, in einer Recension über v. d. Hagens Nibelungenlied von 1816 und Beneckes Bonerius in der Jen. Lit.-Zeit. 1817 und in den Verbesserungen zu Köpkes Ausgabe des *Barlaam und Josaphat* (Königsberg 1818), die sich einigermaßen würdig den Ausgaben von Benecke an die Seite stellte. Schon in der Recension erklärt sich L. gegen das noch von beiden Herausgebern beliebte Verfahren, eine alte Hs. zu grunde zu legen. Er verlangt statt dessen, das aus einer hinreichenden Menge von guten Handschriften ein allen diesen zu grunde liegender Text dargestellt werde. Er selbst hat in der Auswahl dieser Forderung noch nicht Genüge leisten können aus Mangel an Material. Er musste sich noch statt urkundlicher Texte mit lesbaren begnügen. Einstweilen suchte er andere unentbehrliche Hilfsmittel für die Textkritik zu gewinnen durch Untersuchungen über die Sprache und Metrik der mittelhochdeutschen Dichter. In seinen Anschauungen über den mittelhochdeutschen Versbau war Benecke noch sehr irre gegangen. L. erkennt schon in der Recension richtig, dass es auf die Zahl der Hebungen ankomme und dass ein Versausgang wie *sehen* mit kurzer

erster Silbe einem einsilbigen Ausgang wie *man* gleich sei, also männlich im Gegensatz zu den weiblichen wie *liegen, sinne*. In der Vorrede zur Auswahl wird dann die Theorie weiter geführt, namentlich der freilich irre führende Unterschied von tonlosem und stummen *e* aufgestellt und eine etwas gekünstelte Unterscheidung der Quantitäten, die L. zum Teil wieder aufgegeben hat. Versbau und Reim werden nun von L. sowohl für die kritische Behandlung der einzelnen Dichter benutzt als für die Festsetzung der allgemeinen mittelhochdeutschen Sprache. Die schwankende Orthographie der Handschriften genügte nicht zur genauen Unterscheidung der einzelnen Laute. Im Reim erkannte L. das wichtigste Hilfsmittel um diesen Mangel zu ersetzen, und mit Hülfe desselben suchte er zu einer phonetischen Orthographie zu gelangen. Er setzte hierin Beneckes Bestrebungen fort, dessen Orthographie er schon in der Recension in einigen Hauptpunkten berichtigen konnte. Die Wichtigkeit der Reime für die Spracherkenntnis hatte übrigens auch schon J. Grimm 1816 in seiner Recension der Ausgabe des Annoliedes von Goldmann (vgl. Kl. Schr. 6, 210) hervorgehoben. Im Februar 1818 begann L. ein umfassendes Reimwörterbuch über den grössten Teil der damals bekannten mittelhochdeutschen Gedichte anzulegen, um mit Hülfe desselben sowohl das allgemein Übliche als den besonderen Gebrauch der einzelnen Dichter zu erkennen. Die Früchte davon traten zuerst in der Auswahl zu Tage in Proben aus seinen Sammlungen, die in der Einleitung mitgeteilt waren, noch mehr in der Schreibweise, die in den Texten, und der noch genaueren, die im Glossar durchgeführt war. Hierbei konnte er freilich schon Resultate J. Grimms mit den seinigen kombinieren. Diese Kombination wurde noch dadurch befördert, dass sich nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Grammatik ein Briefwechsel zwischen Grimm und Lachmann anspann, der die regste Wechselwirkung erzeugte. Von besonderer Wichtigkeit war es, dass ihm seine richtige Unterscheidung des Reimgeschlechtes ein untrügliches Mittel zur Festsetzung der Quantität an die Hand gegeben hatte. Demgemäss wurde im Glossar der erste Versuch zu durchgängiger Bezeichnung der Länge gemacht. Lachmanns Regelung der Schreibweise hatte freilich auch ihr Bedenkliches. Er hatte seine Regeln aus einer beschränkten Anzahl oberdeutscher Dichter, die auch in der Zeit wenig von einander abstanden, abstrahiert. Da er zwischen diesen wesentliche Übereinstimmung fand, so zog er den Schluss, «dass die Dichter des 13. Jahrhunderts, bis auf wenig mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch redeten, während ungebildete Schreiber sich andere Formen der gemeinen Sprache, teils ältere, teils verderbte, erlaubten». Es war dies ein voreiliger Schluss, und Lachmanns Satz ist, wie man sich auch im einzelnen zu der Frage stellen mag, jedenfalls so, wie er ausgesprochen ist, unhaltbar. Lachmanns Lehre und Beispiel hat viel dazu beigetragen, dass man den Wert der handschriftlichen Schreibung in der mittelhochdeutschen Periode unterschätzt und für die Grammatik nicht gehörig ausgenutzt hat.

§ 71. Noch von einer ganz anderen Seite her sollte das grammatische Studium eine bedeutende Förderung erfahren, bevor die Umarbeitung von Grimms erstem Bande erschien. Nur ganz sporadisch waren von Grimm die lebenden Mundarten berücksichtigt. Er hat auch später diesen Teil der Sprache vernachlässigt im Widerspruch mit seiner sonstigen Richtung auf das Volkstümliche. Es hing dies wohl vornehmlich damit zusammen, dass ihm die Fähigkeit zu genauer Erfassung der Sprachlaute abging. Um so wertvoller war es, dass seine Thätigkeit nach dieser Seite hin eine Ergänzung fand.

Recht verdienstvoll waren die Bemühungen des Schweizer Pfarrers Stalder, der vornehmlich durch Fulda angeregt war. Er begann mit lexicalischen

Sammlungen aus seinem engern Bezirk, dem Entlebuch, dehnte dieselben dann mit Hülfe verschiedener Freunde über andere Teile der Schweiz aus. So entstand sein reichhaltiger *Versuch eines Schweizerischen Idiotikon*, Aarau 1812, wie die älteren Idiotika auf die in der Schriftsprache nicht vorkommenden Wörter und Bedeutungen beschränkt, mit gelegentlichen Etymologieen. Vorangeschickt war eine kurze grammatische Einleitung. Diese erschien in bedeutend erweiterter Gestalt in dem gleichen Jahre wie Grimms erste Auflage selbständig unter dem Titel *Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie*. Wie bei Fulda waren die älteren germanischen Dialekte zur Erklärung der Laut- und Flexionsverhältnisse herbeigezogen, namentlich waren die althochdeutschen Sanktgaller Denkmäler benutzt mit Hülfe Füglistallers, der damals an einer Ausgabe der Schriften Notkers arbeitete, die aber niemals erschienen ist.

Stalders Leistungen wurden bedeutend übertroffen durch Joh. Andreas Schmeller.<sup>1</sup> Dieser wurde geboren 1785 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz als der Sohn eines armen Korbflechters, der bald nach der Geburt des Knaben nach Altbayern übersiedelte. Er verlebte seine Jugend unter dem Volke, mit der Sprache und Denkart desselben aufs innigste verwachsend. Von grossem Einfluss auf seine Jugendbildung war der Pfarrer Anton Nagel, welcher eine Reihe von Sammlungen über bairische Provinzialismen, Volkslieder und Volksgebräuche angelegt hat, die durch Brand verloren gegangen sind. Nachdem er sich unter vielen Schwierigkeiten die Gymnasialbildung erworben hatte, widmete er sich dem Studium der Theologie, fand aber bald den Priesterberuf mit seiner Überzeugung unvereinbar. Er warf sich auf die Pädagogik, begeistert für die Ideen Pestalozzis. Die Not zwang ihn Soldat zu werden. Nach längerer Abwesenheit in Spanien und der Schweiz kehrte er in die Heimat zurück, wo er 1814 zum Oberleutnant ernannt wurde. Frühzeitig hatte er über die Sprache im allgemeinen wie über seine heimatliche Mundart nachgedacht, zunächst im Zusammenhang mit seinen pädagogischen Bestrebungen. Als er 1816 auf Urlaub nach München ging, fand er mannigfache Anregung und Aufmunterung durch Dozen und andere mit germanischen Studien beschäftigte Männer. Darunter waren einige, welche die Sprache Baierns zu ihrem besonderen Studium gemacht hatten. Der Historiker Lor. v. Westenrieder veröffentlichte 1816 ein *Glossarium Germanico-latinum vocum obsoletarum primi et mediæ ævi, imprimis Bavaricarum*. Der Bibliothekar Jos. Scherer arbeitete an einem bairischen Idiotikon. Durch des letzteren Vermittelung erhielt Sch. längeren Urlaub und Unterstützung zur Bereisung des Königreichs, um das Material für ein umfassendes Werk über die Mundarten desselben zu sammeln. Mit ausdauernder Energie hielt er an seinem Plane fest trotz allen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, trotz der Sorgen um seine Existenz, in die er durch das baldige Aufhören der Unterstützung gesetzt wurde. Von vielen Seiten erhielt er Beiträge, da schon vorher in Baiern das Interesse für den Gegenstand geweckt war. Als erster Teil seines Werkes erschien 1821 die grammatische Behandlung unter dem Titel *Die Mundarten Baierns grammatisch dargestellt*. Es folgte dann sein *Bayerisches Wörterbuch* 1827—37. Aus dem Militärdienst entlassen entfaltete Schmeller als Mitglied der Akademie (seit 1824), als Professor und Bibliotheksbeamter eine reiche wissenschaftliche Thätigkeit bis zu seinem Tode 1852.

Schmeller war zunächst ausgegangen von der Betrachtung der lebenden Mundart, ohne sich um den grammatischen Bau der älteren Sprache zu kümmern, worüber er in den Adelungschen Ansichten befangen war. Schon so fiel es ihm auf, dass sich die Mundart durch grössere Consequenz vor der Schriftsprache auszeichnete, und dass manches aus jener klar wurde, worüber diese ohne Aufschluss liess. Als er sich nun dem Studium der älteren Sprache zuwendete, bemerkte er zu seiner Überraschung, dass die in der Mundart auf-

gefundene Konsequenz sich dort wieder fand und sich als eine direkte Fortsetzung der alten Verhältnisse herausstellte. Grimms Grammatik zeigte ihm dann deutlich die organische Einheit des germanischen Sprachstammes, an die er auch die Resultate seiner Dialektstudien anschliessen konnte. Das Eigentümlichste in seinen Mundarten Bayerns, wodurch er in einem wesentlichen Stücke über Grimms erste Auflage hinausging, war der erste Abschnitt, welcher noch die anspruchslose Überschrift «Aussprache» führt, aber als die erste eigentliche Lautlehre eines germanischen Sprachgebietes betrachtet werden kann. Sch. hatte sich als Grundlage ein Lautsystem entworfen, welches im Gegensatz zu der Verwirrung der Schriftsprache die ursprünglichen Verschiedenheiten und Übereinstimmungen bewahrte. Wie Lachmann die ursprünglichen Lautverhältnisse, namentlich die Quantitätsunterschiede der Vokale aus den Reimen bestimmte, so bestimmte sie Sch. aus den Lauten der lebenden Mundarten. Nicht so originell, weil auf der von Grimm geschaffenen Unterlage ruhend, aber doch höchst wertvoll war die Formenlehre. Leider wird die Übersichtlichkeit dadurch erschwert, dass die Abgrenzung des Gebietes eine politische ist, was zur Folge gehabt hat, dass wesentlich verschiedene Dialekte zusammen behandelt und dagegen von ihren nächsten Verwandten losgelöst sind.

Schmellers Grammatik ist das Muster für alle späteren wissenschaftlich gehaltenen Dialektgrammatiken gewesen, die in der Behandlungsweise lange Zeit nicht über ihr Vorbild hinausgekommen, vielfach dahinter zurückgeblieben sind.

<sup>1</sup> Nicklas, *Schmellers Leben und Wirken*, München 1885. K. Hofmann, *J. A. Schmeller. Eine Denkrede*. München 1885. Rockinger im Oberbayerischen Archiv, Bd. 43.

§ 72. Die zweite Ausgabe des ersten Teiles von Grimms Grammatik unterscheidet sich zunächst durch eine Äusserlichkeit von der ersten. Sie ist mit lateinischen Lettern gedruckt. G. folgt darin dem Beispiel, welches Rask zuerst in seiner angelsächsischen Sprachlehre gegeben hatte, und so ist dieser Umstand bezeichnend für den tiefgreifenden Einfluss, den Rask überhaupt auf das Buch gehabt hat. Schon keine blosse Äusserlichkeit ist ein zweiter Unterschied in der Druckeinrichtung, in dem wohl Lachmanns Einwirkung nicht zu verkennen ist. Es ist bei allen aus den älteren Dialekten angeführten Formen Bezeichnung der Vokallänge durchgeführt. Das war ein eminenter Fortschritt in der Behandlung der lautlichen Seite. Die principielle Durchführung der Bezeichnung nötigte dazu, sich in jedem einzelnen Falle Rechenschaft über die Quantität zu geben, wenn es auch nicht ausbleiben konnte, dass zunächst manche Irrtümer unterliefen, die namentlich dadurch veranlasst waren, dass die Quantität einer Mundart oder einer Zeit ohne weiteres auf die andere übertragen war.

Mit der Flexionslehre, die jetzt als zweites Buch erschien, war einerseits eine wesentliche Kürzung vorgenommen, indem die Belegstellen, ausser wo es sich um wenig belegte Formen handelte, fortgelassen waren, anderseits hatte sie eine bedeutende Bereicherung erfahren, indem möglichst vollständige Aufzählung der den einzelnen Flexionsklassen angehörigen Worte erstrebt war.

Das eigentlich Neue aber war das an Umfang noch bedeutendere erste Buch: *Von den Buchstaben*. Diese Überschrift, wofür wir jetzt lieber setzen würden «von den Lauten», ist allerdings bezeichnend für eine schwache Seite in Grimms Behandlung. Genauere Bestimmungen des Lautwerts der Schriftzeichen und damit ein Eindringen in die eigentliche Natur der Lautübergänge lagen Grimm noch fern. In dieser Beziehung waren ihm unter den Zeitgenossen Rask und Schmeller überlegen. Nichtsdestoweniger ist Grimms Lautlehre wohl noch eine originellere Leistung als seine Flexionslehre. Allerdings wird man nicht vergessen dürfen, dass das Verfahren, nach welchem G. das

Gesamtgebiet des Germanischen behandelte, schon vorher von Schmeller auf ein engeres Gebiet und einen beschränkteren Zeitraum angewendet war. Was aber sonst in dieser Richtung versucht war, auch von Rask, war immer nur fragmentarisch geblieben. Durch G. war mit einem Male eine imponierende Fülle von regelmässigen Lautentsprechungen zwischen den verschiedenen Dialekten und Zeiträumen nachgewiesen und, was das Wichtigste war, diese Fülle war nicht erreicht durch zufälliges Herausgreifen, sondern durch eine konsequente Durcharbeitung des Materials, die Regelmässigkeit erschien also als etwas im Wesen der Sprache Begründetes und davon Unzertrennliches.

Über den Kreis des Germanischen hinaus in das indogermanische Gebiet führte die imponierendste unter allen von G. aufgestellten Lautentsprechungen, das Gesetz der ersten Lautverschiebung. Man hat ihm die Entdeckung dieses Gesetzes abgesprochen und Rask zugewiesen. Dies ist bis zu einem gewissen Grade richtig und doch nicht ganz. Wir haben hier ein charakteristisches Beispiel für den allgemeinen Satz, den man bei geschichtlicher Betrachtung auf den verschiedensten Gebieten bestätigt findet, dass ein bedeutender Gedanke in der Regel nicht mit einem Male fertig bloss in einem Kopfe entspringt, sondern dass er allmählich vorbereitet wird, und dass ihm mehrere zugleich mindestens nahe kommen. Rask hat allerdings schon alle Einzelheiten des Grimmischen Gesetzes, nur dass er griech.-lat *b* = germ. *b* setzt. Aber auch er ist nicht der erste, der diese Aufstellungen gemacht hat. Einzelnes findet sich bei den verschiedensten älteren Gelehrten, die es zum Teil unabhängig von einander gefunden haben. So hatte z. B. schon Goldast bemerkt, dass lateinischem *p* ein deutsches *f* entspreche. Junius verglich lat. *c* mit germanischem *h*, Morhof ausserdem lat. *h* mit deutschem *g*. In einem Manuskripte der Upsalaer Bibliothek, von dem man glaubt, dass es von Benzelius herrühre, ist nach Noreen (Aperçu S. 12) schon die Entdeckung der Lautverschiebung enthalten. Ihre hat in der Einleitung zu seinem Glossar sämtliche von Rask aufgeführte Entsprechungen, und zwar mit reichlicheren Beispielen, jedoch untermischt unter eine grosse Zahl fälschlich angenommener Lautvertauschungen. Ähnlich verhält es sich mit Kanne. Unter diesen Vorgängern hat Rask jedenfalls Ihre gekannt und kann seine Zusammenstellungen kaum übersehen haben. Sein Verdienst würde dann nicht in der selbständigen Auffindung, sondern in der kritischen Aussonderung des Richtigen liegen. Grimm behält dann, abgesehen von der Beibringung vieler neuer Belege, das Verdienst, die Einzelheiten unter eine allgemeine Formel gebracht zu haben, auf die freilich die Reihenfolge bei Rask schon hinwies, und diese Formel auch auf die hochdeutsche Verschiebung übertragen zu haben, deren Einzelheiten vorher gleichfalls nicht unbemerkt waren. Der Wert einer solchen Formel ist nicht zu unterschätzen. Es ist nicht gleichgültig, ob man sagt, «*x* ist zu *g*, *θ* zu *d*, *q* zu *b* geworden», oder «Aspirata ist zur Media verschoben». Denn die letztere Fassung enthält die Erkenntnis, dass die drei Erscheinungen auf ein und denselben Prozess zurückzuführen sind. Es thut der Bedeutsamkeit der Entdeckung zunächst keinen Eintrag, dass die Grimmsche Formel allerdings einer wesentlichen Korrektur bedurfte.

§ 73. Für die folgenden Teile der Grammatik konnte Grimm natürlich immer mehr von den Fortschritten Vorteil ziehen, die rings um ihn gemacht wurden. Er konnte namentlich ein immer reichhaltigeres und zuverlässigeres Material benutzen. Nach seiner Gewohnheit liess er immer rasch drucken, was er fertig hatte, so dass sich seine Ansichten oft während des Druckes merklich verschoben.

Der zweite Teil (1826) und der dritte (1831) umfassten das dritte Buch: Von der Wortbildung. Auch diese ist, abgesehen von der natürlich auch hier

durchgeführten vergleichenden Methode, in einer eigentümlichen Weise behandelt, die bisher nicht ihresgleichen in der Grammatik irgend einer Sprache gehabt hatte. In dem ersten Kapitel «Von der Bildung durch Laut und Ablaut» folgt G. den Spuren Ten Kates, indem er wie dieser die Ablautsreihen durch die Wortbildung hindurch verfolgt und dabei die allerdings unrichtige Ansicht adoptiert, dass die starken Verba den Ausgangspunkt für den Ablaut gebildet haben, und dass demnach jeder Ablaut in der Wortbildung auf ein zugrunde liegendes starkes Verbum weise. Demgemäss stellt er neben einem Verzeichnis der verbliebenen starken Verba auch ein reichhaltiges angeblich verlorener auf. Das zweite Kapitel behandelt die Ableitungssuffixe. Hierin berücksichtigt G. nicht bloss, wie es bisher in den Grammatiken üblich gewesen war, diejenigen Suffixe, mit denen noch immer neue Ableitungen bildbar sind, sondern auch das, was wir jetzt erstarrte Suffixe nennen würden, alle Elemente, durch welche die reine Wurzel Zuwachs erhalten hat. Er hat daher ein reiches Material zusammengetragen und in der Analyse der Wörter einen erheblichen Schritt vorwärts gethan. Jedoch ist eben das unterschiedslose Zusammenwerfen der noch lebendigen Suffixe mit den erstarrten nicht zu billigen; überhaupt ist die Bedeutung zu sehr vernachlässigt, die Anordnung ist zu mechanisch nach den einzelnen Lauten gemacht, die Analyse ist vielfach unrichtig ausgefallen und konnte nicht anders ausfallen, weil noch die notwendige Vorbedingung für eine korrekte Analyse fehlte, eine Zurückführung auf die indogermanische Grundform mit Hülfe der verwandten Sprachen. Ganz besonders ausführlich ist das dritte Kapitel «Von der Zusammensetzung» geraten. Hier hat G. ein grosses Material, welches man sonst dem Wörterbuche überlässt, in die Grammatik hineingezogen und dabei mit besonderer Vorliebe die reiche Fülle von Zusammensetzungen aus der altgermanischen Poesie ausgezogen. Dieser Gegenstand liess sich auch von rein germanischem Standpunkt aus viel vollkommener und unanfechtbarer behandeln als der des zweiten Kapitels, und der Abschnitt ist einer der allergelungensten. Im vierten und fünften Kapitel ist gleichfalls sehr vollständig die Bildung der Pronomina, Adverbia und Partikeln abgehandelt. Das sechste Kapitel «Genus» ist wohl mit der meisten Liebe gearbeitet im Anschluss an Ideen von W. v. Humboldt. Den Anschauungen der Volksphantasie in der Personifikation des Unlebenden nachzuspüren war so recht eine Aufgabe für das Gemüt J. Grimms. Es folgt noch die Behandlung der Komparation und Diminution und der sprachlichen Mittel für die Verneinung und die Frage und Antwort.

Mit dem vierten Bande (1837) begann die Syntax. Dies war wohl derjenige Teil der Grammatik, für welchen J. Grimms Begabung am wenigsten geeignet war. Scharfe logische Unterscheidung, wie sie dafür ein Haupterfordernis ist, war nicht seine Sache. Aber der von ihm eingenommene historische Standpunkt förderte doch auch hier überraschende Resultate zu Tage. Nur die Syntax des einfachen Satzes ist zur Ausführung gekommen. Sie ist aufgefasst als die Lehre von der Funktion der Redeteile und ihrer Flexionsformen, eine Auffassung, bei welcher freilich wichtige Momente unberücksichtigt bleiben mussten oder nur nebenher in Exkursen behandelt werden konnten.

Die Wirkung der deutschen Grammatik hat sich weit über das germanistische Gebiet hinaus erstreckt. Nach ihrem Muster konnte die Grammatik jeder andern Sprachfamilie bearbeitet werden. Man braucht nur die Grammatik der romanischen Sprachen von Diez, die der slavischen von Miklosich zu betrachten, und man wird überall das Vorbild durchblicken sehen. Auch die weitere vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen ist von Bopp nach Grimms Muster bearbeitet, und der letztere hat so dem ersteren die von ihm empfangenen Anregungen zurückgegeben. Damit aber ist die Bedeutung

des Werkes noch nicht erschöpft. Auch auf die geschichtliche Behandlung der übrigen Kulturgebiete liess sich die darin angewendete Methode bis zu einem gewissen Grade übertragen. Es bildet ein Fundamentalarb. der gesamten Kulturwissenschaft.

§ 74. Während J. Grimm rastlos an der Grammatik fortarbeitete, war Lachmann ebenso rastlos bemüht die Hauptwerke der mittelhochdeutschen Dichtung nach den Grundsätzen zu bearbeiten, wie sie ihm schon, als er die Auswahl erscheinen liess, vorschwebten. Er setzte seine sprachlichen und metrischen Untersuchungen fort. Hauptsächlich aber kam es jetzt darauf an, des handschriftlichen Materiales habhaft zu werden. Dazu gab die Reise 1824 die Gelegenheit. So erschienen denn während der ersten Berliner Zeit Lachmanns in rascher Folge seine kritischen Hauptleistungen auf mittelhochdeutschem Gebiete. Zuerst ausgearbeitet war der *Iwein* Hartmanns von Aue, wozu Benecke den grössten Teil des Materiales geliefert hatte, und wozu er treffliche, vorwiegend erläuternde Anmerkungen beisteuerte. Lachmanns Arbeit war am 31. März 1825 abgeschlossen. Wegen der Anmerkungen aber wurde die Ausgabe bis Anfang 1827 verzögert. So kam es, dass *Der Nibelunge Noth* und die *Klage* noch vorher (1826) erschien, der Text nach der Hs. A mit den Abweichungen der Rezension B., der von Lachmann sogenannten gemeinen Lesart. Es folgten *Die Gedichte Walthers von der Vogelweide* (1827), die L. ursprünglich in Gemeinschaft mit Köpke hatte herausgeben wollen, und *Wolfram von Eschenbach* (1833). 1836 erschien als Ergänzung der Nibelungenausgabe *Zu den Nibelungen und zur Klage*, worin die Varianten der damals bekannten und zugänglichen Hss. gegeben wurden und kritische Bemerkungen, welche die Zerlegung des Gedichtes in 20 Einzellieder und die Ausecheidung der angenommenen Interpolationen bis ins einzelste durchführten.

Um Lachmanns Leistungen richtig zu würdigen, müssen wir zweierlei auseinander halten, die Verwertung der objektiven Grundlagen der Kritik und die subjektive kritische Thätigkeit. Was die erstere betrifft, so springt der eminente Fortschritt in die Augen, wenn man Lachmanns fast vollständige Ausschöpfung des zugänglichen Materiales vergleicht mit dem bisher beliebten einseitigen Anschluss an eine oft nur willkürlich herausgegriffene Hs. L. übertrug dabei nicht einfach ein schon in der klassischen Philologie allgemein übliches Verfahren auf die deutsche, vielmehr trat er auch für jene als Reformator auf. Gegenüber der subjektiven Willkür, mit welcher damals die Konjekuralkritik namentlich durch Gottfried Hermann gehandhabt wurde, verlangte er, dass das Konjicieren erst beginnen dürfe, nachdem mit Hülfe aller zu Gebote stehenden Mittel die echtste Überlieferung festgestellt sei. Er unterschied zwischen dieser ersten Leistung des Kritikers, der *recensio* und der erst auf Grund der *recensio* möglichen *emendatio*.

Die Berechtigung dieser Forderung müssen wir unbedingt anerkennen. Eine andere Frage aber ist: verdient Lachmanns Verfahren da, wo er über die *recensio* hinaus zur *emendatio* fortschreitet, das gleiche unbedingte Lob? Und ferner: ist die Entscheidung darüber, welches die echtste Überlieferung sei, immer richtig getroffen? Denn hierfür kommen doch bereits Gründe in Betracht, die nicht aus der Beschaffenheit der Überlieferung zu entnehmen sind, sondern auf subjektivem Urteil beruhen. Meiner Überzeugung nach hat L. in der Textherstellung des Parzival das Befriedigendste geleistet. Hier kann man nur über Nebenpunkte mit ihm rechten. Es liegt dies mit an der Beschaffenheit der Überlieferung. Der Nachweis, dass sämtliche Hss. sich in zwei Hauptklassen gruppieren, von denen die eine entschieden den Vorzug verdient, gab feste Grundsätze an die Hand. Der Vorzug der von L. geforderten Objektivität gegenüber dem subjektiven Belieben trat so in das hellste Licht. Nicht



ganz auf der gleichen Höhe scheint mir der Text des Willehalm und der Gedichte Walthers zu stehen, was wieder damit zusammenhängt, dass sich aus der Beschaffenheit der Überlieferung keine so einfachen Grundsätze ergaben. Am anfechtbarsten ist das Verfahren im Iwein und vollends in den Nibelungen. Die Stellungnahme zu diesen Leistungen Lachmanns ist charakteristisch für die Gegensätze, wie sie auch jetzt noch unter den Fachgenossen bestehen.

Irreführt scheint mir L. nicht selten durch eine entschiedene Vorliebe für das Schwierige, Absonderliche, die ihn das Natürliche und Nächstliegende verschmähen liess. Einen anderen Fehler sehe ich darin, dass er zu häufig Entstellung durch Missverständnis der Vorlage angenommen hat, was bei mittelhochdeutschen Texten viel weniger angebracht ist als bei griechischen und lateinischen. Namentlich hat er es geliebt, durch die Kombination kleiner Abweichungen, wie sie doch der mittelhochdeutschen Überlieferung durchgängig eigen sind, etwas Neues, nicht Überliefertes herzustellen.

Ganz besonders ist bei L. die Unbefangenheit der Kritik gestört durch seine metrischen Theorien. So sehr wir anerkennen müssen, dass er wesentliche Punkte der mittelhochdeutschen Metrik zuerst richtig erkannt und in fruchtbarer Weise für Grammatik und Textkritik verwertet hat, so kann doch die Ausgestaltung seiner Ansichten im einzelnen nicht als eine glückliche bezeichnet werden. Diese Ansichten finden sich zerstreut in den Anmerkungen zu seinen Ausgaben, namentlich in denen zu den Nibelungen und der zweiten Ausgabe des Iwein (1843). Nur für die althochdeutsche Metrik hat L. eine zusammenhängende Darstellung angefangen in der 1831—4 in der Akademie gelesenen Abhandlung *Über althochdeutsche Betonung und Verskunst*, wovon die erste Abteilung 1834 in den Abh. der Ak., dann weiter in den Schr. gedruckt ist, die zweite erst am letzteren Orte. Ein bedenklicher Schritt war schon die Aufstellung des Satzes, dass die Senkung immer einsilbig sein müsse. Weiterhin glaubte L. bei einem bestimmten willkürlich beschränkten Kreise von Dichtern (ausgeschlossen war z. B. Gottfried v. Strassburg, der doch seine Verse gerade mit besonderer Genauigkeit baut) eine Anzahl von Feinheiten beobachtet zu haben, die man, wenn sie wirklich beabsichtigt wären, doch nur als zwecklose Launen würde betrachten können, da sie keine Begründung in der Natur des Rhythmus und der Euphonie haben. Man merkt, dass es L. viel weniger darauf ankam, die Gesetze des Versbaues aus der Natur der Sache zu begreifen, als vielmehr, eine Handhabe für die Kritik zu gewinnen. Auf Grund solcher Aufstellungen hat nun L. teils Athetesen vorgenommen, teils Konjekturen gemacht, auch wo die Überlieferung gut beglaubigt ist, teils willkürlich die Lesarten einzelner Hss. bevorzugt. Am weitesten ist er hierin im Iwein gegangen, vornehmlich in der zweiten Ausgabe, die sich seiner Absicht nach zu der ersten etwa wie die emendatio zur recensio verhalten sollte. Dieser Vorgang Lachmanns ist von grossem Einfluss auf spätere Herausgeber gewesen.

Motive eigener Art waren für L. massgebend bei der kritischen Behandlung des Nibelungenliedes und der Klage. Die einmal angenommenen Grundanschauungen über die Entstehung dieser Gedichte waren zu tief bei ihm eingewurzelt, als dass er sich durch eine ganz von neuem anfangende unbefangene Prüfung davon hätte losmachen können. Vielmehr hat er dieselben nur consequenter bis in alle Einzelheiten durchgeführt, alles genauer bestimmt und schroffer und zuversichtlicher ausgesprochen. So ging er in der einseitigen Bevorzugung der Hs. A so weit, dass er alle anderen Hss. als wertlos für die Bestimmung der ursprünglichen Gestalt betrachtete, als ob sie aus dem vorliegenden Texte abgeleitet seien, was doch zweifellos nicht der Fall ist. Er unternahm es ferner die einzelnen angenommenen Lieder genau

abzugrenzen und sogar für die ausgesonderten Interpolationen verschiedene Verfasser zu unterscheiden. Die Aussonderung wurde vorgenommen auf Grund bestimmter Kriterien, die, wenn sie einmal zugestanden waren, dem Verfahren den Anschein strenger Methode gaben. Zwar ist meines Erachtens nachgewiesen, dass das einseitige Ausgehen von A, ohne welches ein grosser Teil der Lachmannschen Kritik hinfällig ist, nicht zu rechtfertigen ist, dass die aufgestellten Kriterien nicht konsequent gehandhabt, dass sie, diese angeblich festen Ausgangspunkte, sehr anfechtbar sind, dass keins von den Lachmannschen Liedern als selbständiges Ganzes denkbar ist, es hat sich endlich herausgestellt, dass bei L., ohne dass er dies je ausgesprochen hat, eine eigene Vorliebe für die Siebenzahl mitgewirkt hat: aber es darf nicht verschwiegen werden, dass ein erheblicher Teil der Fachgenossen an den Resultaten der Lachmannschen Kritik entweder schlechthin oder wenigstens in den Hauptpunkten festhält, und dass dieselbe auf die Behandlung anderer Gedichte übertragen ist. Man gibt eben ungern feste Ausgangspunkte preis, die dem Spiele des Scharfsinns lockende Resultate versprechen.

Einer textkritischen Leistung Lachmanns muss hier noch gedacht werden, der Abhandlung *Über das Hildebrandslied*, gelesen in der Akademie 1833, erschienen 1835. Sie ist von besonderer Wichtigkeit, weil in ihr die Aufstellung der metrischen Regeln für die alliterierende Dichtung versucht wurde. Hierbei ging L. leider fehl, indem er der alliterierenden Halbzeile wie dem Otfriedschen Reimverse vier Hebungen zuzuweisen suchte, und sein Vorgang hat die Untersuchungen über die altgermanische Metrik in ganz falsche Bahnen geleitet, wofür freilich L. nur zum kleinsten Teile verantwortlich gemacht werden kann, da er ausdrücklich die vier Hebungen für nur noch im Hildebrandsliede nachweisbar erklärte.

Eine Arbeit Lachmanns tritt durch ihren Gegenstand aus dem Kreise der übrigen heraus. Ich meine die *Kritik der Sage von den Nibelungen* (zuerst im Rheinischen Museum III, 435 ff., geschrieben 1829). Er greift damit in das Arbeitsgebiet der Brüder Grimm, insbesondere Wilhelms hinüber, dessen *Heldensage* ihm bei der Abfassung der Abhandlung noch nicht vorgelegen hatte. Doch schon am Titel erkennt man, dass sich auch hierin die Eigentümlichkeit seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nicht verleugnet. Auch hier kommt es ihm auf das Sondern an wie bei der kritischen Behandlung des Nibelungenliedes. Er versucht die Bestandteile wieder auseinander zu lösen, aus deren Zusammensetzung sich die Sage gebildet hat, er versucht insbesondere das historische gegen das mythische Element abzugrenzen, also die Grundanschauung, die J. Grimm in den Gedanken über Mythos etc. ausgesprochen hatte, an einer bestimmten Sage im einzelnen durchzuführen. Er ist dabei wohl etwas über die Grenzen des Erreichbaren hinausgegangen, und in einem wesentlichen Punkte ist seine Argumentation noch auf der irrigen Voraussetzung basiert, dass die Gegend um Worms niemals Sitz der historischen Burgunder gewesen sei. Jedenfalls aber hat er einen richtigeren Weg zur Analyse der Sage eingeschlagen als gleichzeitig W. Grimm.

§ 75. Durch J. Grimms Grammatik und Lachmanns kritische Behandlung der Texte waren die Grundbedingungen geschaffen, die zum Aufbau einer strengen Wissenschaft unbedingt erforderlich waren, auf die man bei aller Forschung rekurrirten musste. Die Brüder Grimm fügten dazu noch die Fundamentalwerke für einige spezielle Disziplinen. Sie setzten damit ihre früheren Bestrebungen fort, gaben denselben aber mit Hülfe der neugewonnenen Grundlagen den Charakter strengerer Wissenschaft. Ein derartiger Missbrauch, wie er früher mit der Etymologie in der Mythen- und Sagenforschung getrieben war, war nun nicht mehr möglich. Analogieen aus den sprachlichen

Verhältnissen wurden mit Vorliebe von Jacob auf die übrigen Kulturgebiete übertragen. Es wurde auch für diese, die auf Grund der Sprachbeobachtung gewonnene genauere Erkenntnis der Verwandtschaftsverhältnisse verwertet. Dies hatte zur Folge, dass die Kombination sich jetzt innerhalb engerer Grenzen bewegte, und dass die Möglichkeit eines historischen Zusammenhanges zwischen Erscheinungen, die etwas Vergleichbares boten, genauer abgewogen wurde. Andererseits aber lässt sich nicht läugnen, dass J. G. in der Übertragung der sprachlichen Analogieen zu weit gegangen, dass er dadurch namentlich in seiner Neigung bestärkt ist, Übereinstimmungen zwischen verwandten Völkern sofort auf Urgemeinschaft zurückzuführen.

§ 76. Das älteste unter den hierher gehörigen Werken sind Jacobs *Deutsche Rechtsaltertümer* (1828, zweite Ausgabe 1854). Er hat damit eine Seite seines ehemaligen Fachstudiums ergriffen, die sich auf das engste mit den Lieblingsneigungen berührte, die ihn der Jurisprudenz entfremdet hatten. So wenig die logische Analyse von Rechtssätzen seiner Natur zusagen konnte, so sehr musste er sich von der lebendigen Erscheinung des alten Rechts angezogen fühlen, von dem sinnlichen Elemente der deutschen Rechtsgeschichte, wie er es in der Vorrede nannte. Hier fand er das selbe stille Walten der Volkphantasie, das selbe Festhalten an alter Überlieferung wie in Sage und Mythos. Bezeichnend war daher der Titel, den er der wichtigsten unter den in der Zschr. f. geschichtl. Rechtswissenschaft erschienenen Abhandlungen (vgl. § 62), der Hauptvorarbeit für die *Rechtsaltertümer* gab: *Von der Poesie im Recht*. Das sinnliche Element, dem J. G. seinen Sammelfleiss zuwendete, zeigte sich einerseits in der Rechtssprache, insbesondere in den bei Rechtshandlungen angewendeten Formeln, die sich durch eine poetische Fülle und Bildlichkeit auszeichneten und sich vielfach auch der formellen Mittel der Poesie, der Alliteration und des Reimes bedienten; andererseits in den ursprünglich von allen Rechtshandlungen unzertrennlichen Symbolen. Diesen beiden Elementen ist eine besondere umfängliche Einleitung gewidmet, und sie finden auch in den sechs Büchern des Werkes, in denen die einzelnen Rechtsverhältnisse besprochen sind, eingehende Berücksichtigung. Vorgearbeitet war ihm, wie er selbst rühmend hervorhebt, im 18. Jahrhundert namentlich von Heineccius und Haltaus. Von der historischen Schule war für die hier von Grimm gepflegte Seite des deutschen Rechtes noch wenig geleistet. Ihr gegenüber, der doch immer die Erläuterung des geltenden Rechtes die Hauptsache war, vertritt Gr. den Standpunkt des von allen praktischen Zwecken absehenden reinen Historikers und geht damit einen bedeutenden Schritt über sie hinaus. Damit im Zusammenhange steht es, dass er ein Quellenmaterial herangezogen hat, welches für die Juristen vom Fach abseits lag. Mit Vorliebe sind die Rechtsaufzeichnungen benutzt, die direkt aus dem Volksmunde geschöpft sind, die sogenannten Weistümer. Es sind ferner die Quellen, die nur zufällig auf Rechtsverhältnisse Bezug nehmen, namentlich die poetischen ausgeschöpft. Was aber die Hauptsache ist, zum ersten Male ist das Gesamtgebiet des germanischen Rechts umspannt. Die Idee zu einer vergleichenden Rechtsgeschichte der germanischen Völker ist gegeben, ja es werden auch die Ansätze zu einer über das germanische Gebiet hinausgehenden vergleichenden Betrachtung gemacht.

§ 77. Es folgt der Zeit nach *Die deutsche Heldensage* von W. Grimm (1829). Das Werk zerfällt in zwei Hauptteile: *Zeugnisse* und *Ursprung und Fortbildung*. Der erstere, welcher den bei weitem grösseren Umfang hat, war eine weitere Ausführung der früheren Arbeit in den altdeutschen Wäldern. Als ein mit grossem Sammelfleisse zusammengebrachtes Quellenwerk ist dieser Teil der Hauptsache nach unveraltbar, wenn auch einzelne Berichtigungen und Nachträge erforderlich geworden sind und vielleicht noch weiter erforder-

lich werden. Das gleiche lässt sich von dem zweiten Teile nicht sagen. Zwar ist auch hier das Bestreben anzuerkennen, möglichst objektiv zu verfahren, möglichst die Quellen selbst reden zu lassen, und die Charakterisierung gewisser Eigenheiten des Volksepos, die Erörterungen über Sängerstand und Vortragsweise werden immer grundlegend bleiben. Dagegen die allgemeine Anschauung über die Entstehung der Sage und ihr Verhältnis zur Geschichte wird kaum zu halten sein. Trotz einer ängstlichen Behutsamkeit, welche mit einem Urteil über die letzten Fragen lieber zurückhalten möchte, hat er sich zu Aufstellungen verleiten lassen, die heutzutage nicht leicht jemand billigen wird. Er sträubt sich dagegen geschichtlichen Ursprung der Sage anzuerkennen, auch da, wo die Beziehung zur Geschichte unläugbar ist. Er nimmt für diese Fälle sekundäre Anlehnung der in ein höheres Altertum zurückreichenden Sage an die geschichtlichen Persönlichkeiten und Begebenheiten an. Er sieht daher in manchen Helden, z. B. in Dietrich und Etzel die Verschmelzung einer sagenhaften und einer geschichtlichen Person, etwa durch Namensgleichheit veranlasst. So wenig aber wie in der Geschichte will W. Grimm den eigentlichen Ursprung der Sage im Mythos sehen, so dass sie schliesslich als etwas selbständiges Drittes von unbekannter Herkunft hingestellt wird.

§ 78. Das dritte Fundamentalwerk ist Jacobs *Deutsche Mythologie* (1835, erweitert und umgearbeitet 1844, in vierter Auflage mit Grimms Nachträgen, besorgt von E. H. Meyer 1875—8).

Seit dem Erscheinen der Abhandlung über die Irmenstrasse hatte es an Werken über die deutsche Mythologie nicht gefehlt. Zumeist aber waren dieselben wunderlicher Art. Einen Versuch zu systematischer Behandlung der skandinavischen und der deutschen Mythologie, der immerhin als eine respektable Vorarbeit anerkannt werden muss, hatte Franz Joseph Mone gemacht in seiner *Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa*, die als 5. und 6. Teil der zweiten Auflage von Creuzers *Symbolik* 1822—3 erschienen ist. Mone war ausser durch Creuzer auch durch die früheren Arbeiten der Brüder Grimm angeregt. Er zeigt wie in allen seinen Arbeiten grossen Sammelfleiss, aber ohne den wünschenswerten Grad von Genauigkeit und Kritik, ohne tiefere Auffassung und ohne Geschick der Darstellung. Es fehlt namentlich an einer Zusammenfassung des Zusammengehörigen, während anderseits vorschnell kombiniert und ausgedeutet wird. Aus der Heldensage, die eingehend behandelt ist, hat Mone möglichst viel Stoff für die Mythologie zu gewinnen versucht, hierin von W. Grimm abweichend, während er mit ihm darin übereinstimmt, dass er die geschichtlichen Elemente als etwas Secundäres betrachtet. Die skandinavische Mythologie war vornehmlich von Finn Magnusson (vgl. § 49) behandelt in *Eddalæren og dens Oprindelse* (1824—6) und *Priscæ veterum Borealiæ mythologiæ lexicon*, im dritten Bande der Arna-Magnæanischen Edda-Ausgabe, auch besonders erschienen (1827).

Grimms deutsche Mythologie beschränkt sich auf ein engeres Gebiet als die deutsche Grammatik. Die reichen skandinavischen Quellen sind absichtlich beiseite gelassen, um der Frage, ob und wie weit die skandinavische Mythologie urgermanisch sei, nicht vorzugreifen, wobei es freilich nicht ausbleiben konnte, dass die ergänzende Phantasie doch unbewusst durch diese vollständigere Überlieferung beeinflusst wurde. Infolge dieser Beschränkung stand nur ein trümmerhaftes, entsetzlich zerstreutes Material zur Verfügung. Dieses von allen Seiten herbeizuschleppen und zusammenzuordnen war die nächste Aufgabe, und diese ist von Grimm mit dem erstaunlichsten Fleisse und der erstaunlichsten Achtsamkeit gelöst. Es ist dabei ebensowohl die mündliche als die schriftliche Überlieferung aller Zeitalter berücksichtigt. Bei

diesem nach allen Seiten hin gekehrten Suchen nach Spuren alten Götterglaubens ist es allerdings auffallend, dass gerade die Heldensage so wenig dafür ausgebeutet ist trotz der vorausgegangenen Versuche Lachmanns und Mones. Bei dem Erscheinen des Werkes musste man den Eindruck bekommen, dass sich plötzlich ein grosser Reichtum aufgethan habe da, wo man bisher nur kümmerliche Dürftigkeit zu sehen gewohnt war. Aber freilich eine kritische Prüfung zeigt, dass ein grosser Teil dieses Reichtums durchzustreichen ist. Auch hier finden wir in der Hauptsache das gleiche Verfahren wie in den früheren Arbeiten der Brüder. Alle Eigentümlichkeiten in Poesie, Glauben und Sitte des Volkes werden auf uralte Tradition zurückgeführt; was die jüngere Zeit in selbständiger Umbildung und Neuschöpfung geleistet hat, wird unterschätzt, Entlehnung aus der Fremde abgewiesen. So ist vieles in das Werk aufgenommen, was an sich als kulturgeschichtliches Material recht wertvoll ist, was aber nicht, wie es Grimm annahm, altgermanisch, ja nicht einmal überhaupt mythisch ist. Trotz aller Bemühungen Grimms müssen wir gestehen, dass unser Wissen von der eigentlichen Götterlehre unserer Vorfahren ein äusserst dürftiges ist und immer bleiben wird, auch nach einem so glücklichen Funde, wie es die Merseburger Zaubersprüche sind, die G. für die zweite Auflage verwenden konnte. Weit besser daran sind wir in Bezug auf den Dämonenglauben, der sich neben dem Christentume ohne direkten Konflikt erhalten konnte, wiewohl natürlich auch hier die jüngere Überlieferung nicht ohne weiteres in das höchste Altertum übertragen werden darf.

In der Ausdeutung der Mythen hat G. im Gegensatz zu seinen Vorgängern und Nachfolgern eine grosse Enthaltsamkeit gezeigt. Man darf ihm dies gewiss nicht zum Vorwurf machen. Um hierin mit Aussicht auf Erfolg vorzugehen war das Material durchaus unzureichend. Es bedurfte dazu erst der systematischen Vergleichung der Mythologie sämtlicher indogermanischer Völker. Auf eine solche weist zwar G. an vielen Stellen hin. Aber die Heranziehung der fremden Mythologien bleibt doch immer eine sporadische. Mannigfache Anregung ist dadurch gegeben. Indessen ist nicht zu läugnen, dass gerade eine solche Art des Vergleichens dazu angethan war, die Unbefangenheit der Auffassung zu trüben. Das Gefährliche lag darin, dass die deutsche Mythologie in den Mittelpunkt gestellt war und aus den ausserdeutschen Mythologien nur herangezogen wurde, was dazu zu passen schien. Dagegen war es vielmehr erforderlich, erst aus den gut überlieferten Mythologien festzustellen, was als indogermanisches Gemeingut zu betrachten ist, um einen Masstab dafür zu gewinnen, was in der germanischen Überlieferung als Rest echter alter Volksmythologie zu gelten hat.

§ 79 Neben diesen grundlegenden Werken läuft manche andere Arbeit der Brüder her. Abgesehen von vielen kleinen Abhandlungen und Recensionen, an denen namentlich Jacob fruchtbar war, gehört hierher Wilhelms Buch *Über deutsche Runen* (1821), welches die Runenforschung in Deutschland einführte und für lange Zeit das beste Hilfsmittel zur Orientierung auf diesem Gebiete bildete; ferner mehrere Ausgaben. In diesen zeigt sich der Einfluss Lachmanns, zugleich aber auch der charakteristische Unterschied ihrer Interessen von den seinigen, indem ihnen die Textherstellung nicht Endzweck ist, sondern als Substrat für literargeschichtliche Forschung dient, und dabei ist es wieder das Traditionelle in der Poesie, was sie anzieht. So nahm Wilhelm in seiner Ausgabe von Freidanks Bescheidenheit (1834) Gelegenheit, die Geschichte der sprichwörtlichen Dichtung zu verfolgen. In seiner Ausgabe der goldenen Schmiede von Konrad von Würzburg (1840), wovon er schon in den Altdutschen Wäldern einen Abdruck geliefert hatte, behandelt er die typischen Symbole für die Jungfrau Maria. In seiner Ausgabe des Rolandsliedes nimmt die Unter-

suchung über die Sage einen beträchtlichen Raum ein. In noch viel höherem Grade aber bilden in Jacobs *Reinhard Fuchs* (1834) die mitgeteilten Texte nur die Unterlage für sagengeschichtliche Untersuchungen. Hier wurde eine Arbeit zum Abschluss gebracht, die schon sehr früh begonnen war, und an der ursprünglich auch Wilhelm Anteil hatte. Es zeigt sich darin wieder die charakteristische Eigenheit der Brüder, der wir überall begegnet sind. J. G. versucht nachzuweisen, dass das mittelalterliche Tierepos, welches jetzt fast allgemein als eine Ausgestaltung der antiken Fabel mit von vornherein satirischer Tendenz anerkannt ist, auf uralter naiver Volkssage beruhe, und dass die Übereinstimmung mit der antiken Fabel auf eine gemeinindogermanische Grundlage zurückzuführen sei. Das Buch ist mit besonderer Freude am Gegenstande gearbeitet, und das Gemütlichansprechende der Ausführung kann leicht über die Irrigkeit der Grundanschauung hinwegtäuschen.

§ 80. Im Jahre 1829 hatten die Brüder Grimm Kassel verlassen. Zurücksetzung von Seiten der hessischen Regierung veranlasste sie einen Ruf nach Göttingen anzunehmen. Hier vereinigten sie mit einer Bibliotheksstellung die Lehrthätigkeit an der Universität, zu der ihre Natur freilich wenig geeignet war. Wegen ihrer Teilnahme an dem bekannten Proteste der Göttinger Sieben 1837 ihres Amtes entlassen, sahen sie sich in Kassel, wohin sie sich wieder zurückgezogen hatten, den dringenden Sorgen um ihre Existenz preisgegeben. Ihre Notlage veranlasste sie auf den Antrag zur Ausarbeitung eines deutschen Wörterbuches einzugehen (vgl. § 97). Dadurch wurden sie von der bisherigen Richtung ihrer Thätigkeit abgelenkt. Die neue Verpflichtung trug wohl vor allem die Schuld, dass die Grammatik nicht zum Abschluss gebracht wurde. Zwar verschaffte ihnen 1840 die Berufung an die Berliner Akademie wieder eine unabhängige Lage. Aber doch bildete nunmehr das Wörterbuch den Mittelpunkt ihrer Thätigkeit. Die früheren Bestrebungen wurden daneben durch kleinere Abhandlungen fortgesetzt, deren Jacob eine erhebliche Anzahl lieferte. Noch zu einem grossen Werke fand dieser Musse, der *Geschichte der deutschen Sprache* (Leipz. 1848), in welchem die in der Grammatik gemachten Aufstellungen unter dem Einflusse der fortgeschrittenen indogermanischen Sprachwissenschaft mehrfach modificiert, vor allem aber die wurzelhaften Elemente der Sprache etymologisch behandelt wurden, freilich nicht ohne grosse Willkür der Kombination, die vielfach an die Zeiten vor der Grammatik erinnert. Seinen eigentümlichen Charakter aber erhält das Werk dadurch, dass die sprachlichen Untersuchungen zur Unterlage ethnologischer und kulturgeschichtlicher Forschungen gemacht werden.

Wilhelm Grimm starb am 20. Dezember 1859, Jacob folgte ihm am 20. September 1863.

## 7. DIE NEUZEIT.

§ 81. Wir fassen in dieser letzten Abteilung alles zusammen, was schon unter dem Einflusse von Grimms Grammatik, wenn auch nur des ersten Bandes steht, soweit es nicht schon als zur Grundlegung der Wissenschaft gehörig in der vorigen hat behandelt werden müssen. Wir werden demnach bis zum Erscheinungsjahre des ersten Bandes zurückzugreifen haben.

Durch J. Grimm ist Deutschland das Centralland der germanistischen Forschungen geworden und ist es auch bis jetzt geblieben. In den Niederlanden, in England, in Skandinavien hat sich die wissenschaftliche Arbeit mit verhältnismässig wenigen Ausnahmen, die namentlich das neutrale Gotische

betreffen, auf das eigene spezielle Gebiet beschränkt, ist freilich darum auf diesem, namentlich in den skandinavischen Ländern am intensivsten gewesen. In Deutschland hat zwar auch die Bearbeitung des besonderen Eigentums bei weitem überwogen, doch ist immer auch das Gesamtgebiet in den Kreis der Forschung gezogen, und hat sich sogar ein Spezialstudium der übrigen Zweige des Germanischen herausgebildet. Romanische und slavische Forscher haben die germanische Philologie bisher hauptsächlich nur durch die Behandlung der internationalen Überlieferung gefördert.

In Deutschland wurde die germanische Philologie äusserlich immer mehr als gleichberechtigt mit den übrigen Wissenschaften anerkannt, indem nach und nach an allen Universitäten besondere Lehrstühle dafür errichtet wurden, zuletzt in Jena (1867) und in Bern. Damit konzentrierte sich natürlich auch der Betrieb in den Universitätsstädten, und er gewann dort sehr an Ausdehnung, seitdem in den meisten Staaten Kenntnis des Altdutschen unter die Forderungen für die Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamts aufgenommen wurde. Die wissenschaftliche Vertretung des Englischen an der Universität wurde, soweit eine solche überhaupt stattfand, vom Angelsächsischen abgesehen, längere Zeit hindurch den Romanisten überlassen. Erst in neuester Zeit hat man angefangen (Strassburg ist 1871 vorangegangen), besondere Lehrstühle für englische Philologie zu gründen, was natürlich sehr dazu beiträgt, diesem Zweige eine relative Selbständigkeit zu geben. Eine besondere Vertretung der skandinavischen Philologie ist auf einzelne Fälle beschränkt geblieben. Die Pflege der neueren deutschen Literatur wurde von den eigentlichen Germanisten, auch im akademischen Unterricht lange vernachlässigt und blieb dem Zufall, vielfach dem Dilettantismus anheim gegeben. Nicht selten war sie ein Nebenwerk der Philosophen. Erst etwa seit 15 Jahren hat sich hierin ein wesentlicher Umschwung vollzogen. Geschulte Germanisten haben ihre Unterrichtsthätigkeit auf die neuere Literatur ausgedehnt. Bald aber ist auch der Anfang zur Abzweigung besonderer Professuren für dieses Gebiet gemacht.

Ziemlich ähnlich haben sich nach und nach auch die Verhältnisse in den skandinavischen Ländern entwickelt. Dagegen sind in England die germanistischen Studien immer vorwiegend der Privatliebberei überlassen geblieben.

§ 82. Wir lassen nun zunächst diejenigen Persönlichkeiten an uns vorübergehen, welche in der Entwicklung der Wissenschaft eine hervorragende Rolle gespielt haben, soweit sich solche nicht auf eine einzelne Leistung erstreckt. Wir heben dabei besonders diejenigen heraus, die eine bestimmte Richtung vertreten und Schule gemacht haben.

In Deutschland finden wir neben den eigentlichen Begründern der Wissenschaft noch manchen Mann der älteren Generation, den wir schon erwähnen mussten, über unseren Zeitraum hin tätig. So besonders v. d. Hagen, Mone, Schmeller.

Wenig jünger als die Brüder Grimm war Ludwig Uhland.<sup>1</sup> Er trat auch um die selbe Zeit wie sie an die Öffentlichkeit, aber nur als Dichter, zunächst in einer Richtung, die der Fouqués am nächsten verwandt war, namentlich in der Hinneigung zum nordischen Altertum, das ihm aus Saxo Grammaticus frühzeitig bekannt wurde. Bald schloss er sich wie die Brüder Grimm der Heidelberger Richtung der Romantik an. Das Wunderhorn war für seine Entwicklung entscheidend, und er machte zunächst auf dem Gebiete der Dichtung eine ähnliche Wendung wie die Brüder auf dem der Forschung. Er streifte das Phantastische der Romantik mehr und mehr ab und suchte das volkstümliche Wesen und die Verhältnisse der Vergangenheit möglichst rein in sich aufzunehmen und wiederzugeben. Dies Bestreben führte ihn not-

wendig auch zu strengeren geschichtlichen Studien. Seine wissenschaftliche Thätigkeit begann auf dem romanischen Gebiete mit der Abhandlung *Über das altfranzösische Epos* (1812). Von Arbeiten über die ältere deutsche Literatur, die er in den zwanziger Jahren auszuarbeiten anfang, wurde zunächst nur die treffliche Charakteristik *Walther von der Vogelweide* veröffentlicht (1822), die den Boden für Lachmanns Ausgabe bereitete. Seine kurze akademische Thätigkeit (1830—3) nötigte ihn zu einer Zusammenfassung seiner Resultate. Aber auch später war er zurückhaltend mit Veröffentlichungen. Die ganze Fülle seiner Leistungen wurde erst nach seinem Tode zugänglich gemacht in Uhlands *Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage* (1865—8). Uhlанд bewegt sich im wesentlichen auf dem gleichen Gebiete wie die Brüder Grimm in ihrer ersten Periode. Geschichte der altgermanischen und mittelalterlichen Poesie hat er sich zur Aufgabe gestellt, und zwar mit Betonung des poetischen Gemeinguts, der Sage und der traditionellen Motive. Die Mythologie schliesst sich daran naturgemäss an.

Dichter und Forscher zugleich und Politiker dazu wie Uhlанд war auch Heinrich Hoffmann (1798—1874),<sup>2</sup> der sich der Weise mittelalterlicher Dichter gemäss nach seinem Heimatsort von Fallersleben zubenannte. Anfangs durch Welcker für die Archäologie begeistert, wurde er 1818 bei einem Besuche in Kassel durch J. Grimm für die germanische Philologie gewonnen. Nachdem er sich dann einige Zeit in Bonn, in den Niederlanden, in Berlin aufgehalten hatte, erhielt er 1823 eine Bibliotheksstelle in Breslau, 1830 eine Professur daselbst. Wegen seiner politischen Dichtungen 1843 entlassen, führte er fortan meist ein unruhiges Wanderleben, bis er 1860 zum Bibliothekar des Herzogs von Ratibor ernannt wurde. Seine literarische Thätigkeit beginnt schon 1821. Hoffmann war besonders glücklich in der Aufspürung von Handschriften und seltenen Drucken, wozu ihm seine vielen Reisen Gelegenheit gaben. Seine ausgedehnte Arbeit geht fast ganz auf in der Veröffentlichung von Texten und bibliographischen Arbeiten.

Eberhard Gottlieb Graff (1780—1841), früher im Unterrichtswesen thätig, widmete sich seit 1820 den germanistischen Studien, angeregt durch Grimms Grammatik und den persönlichen Verkehr mit Lachmann. Seine Thätigkeit konzentriert sich um die Erforschung des Althochdeutschen.

Hans Ferdinand Massmann (1797—1874) hat zuerst durch den Turnvater Jahn eine bestimmte Lebensrichtung erhalten. Auch später schwankte er in seiner Lehrthätigkeit in München und Berlin zwischen Pädagogik im Sinne Jahns und germanischer Philologie. Als Herausgeber hat er eine reiche Thätigkeit entfaltet, es fehlte ihm aber an voller Genauigkeit und noch mehr an Kritik.

Zu den ältesten Schülern Lachmanns in Berlin gehörte Wilhelm Wackernagel<sup>3</sup>. Geb. 1806 in Berlin hat er sich in seiner Jugend auf das kümmerlichste durchschlagen müssen. Frühzeitig wirkten auf den Knaben die Dichtungen der Romantiker, die ihn auch zu eigener Produktion anregten, sowie die Ideen der Turner und der Burschenschaftler. Massmann war der erste Germanist, zu dem er in Beziehung trat. Auf der Universität war er zunächst Schüler v. d. Hagens, dann Lachmanns. 1828—30 lebte er in Breslau in engster Verbindung mit Hoffmann v. F., seit 1830 wieder in Berlin, wo er zu Simrock in nahe Beziehung trat. Ein Ruf nach Basel (1833) befreite ihn endlich aus seiner bedrängten Lage. Er ist dieser Stadt bis an sein Ende (1869) treu geblieben, wiewohl ihm mehrmals die Gelegenheit zu einem viel grösseren Wirkungskreise geboten war. An Lachmann schliesst er sich an in Bezug auf die Exaktheit seiner Arbeitsweise, aber die Richtung seiner Thätigkeit ist eine wesentlich andere, am nächsten der von W. Grimm verwandt.



Man kann wohl sagen, dass W. der vielseitigste unter allen Germanisten gewesen ist. Über J. Grimm geht er namentlich noch darin hinaus, dass er auch die bildenden Künste in den Bereich seiner Forschung gezogen hat. Freilich aber hat er sich, abgesehen von einem Gebiete, mit sorgfältigen Einzeluntersuchungen begnügt.

Ohne Lachmanns unmittelbarer Schüler zu sein schliesst sich ihm doch in jeder Beziehung am nächsten an Moriz Haupt<sup>4</sup>. Geboren zu Zittau 1808 studierte er 1826—30 klassische Philologie in Leipzig, wo er durch G. Hermann die bestimmte Richtung auf Textkritik erhielt. Aber schon vorher zog es ihn noch stärker zu dem Studium des deutschen Altertums, worin ihm die Arbeiten J. Grimms, Beneckes, Lachmanns Führer wurden. Nach Beendigung seiner Studien privatisierte er in der Heimat. Von Bedeutung für seine Entwicklung wurde es, dass er im Jahre 1834 in persönliche Beziehung zu Hoffmann von Fallersleben und Lachmann trat. Mit dem letzteren knüpfte sich ein enges Freundschaftsband, welches durch häufige gegenseitige Besuche immer mehr gefestigt wurde. 1837 habilitierte sich H. in Leipzig und erhielt 1843 dort die ordentliche Professur für deutsche Sprache und Literatur. Wegen seiner Teilnahme an den politischen Bestrebungen des Jahres 1848 wurde er 1850 seines Amtes entsetzt. 1853 wurde er als Lachmanns Nachfolger nach Berlin berufen, wo er 1874 starb. Wie Lachmann vereinigte H. dauernd die Beschäftigung mit der klassischen und die mit der deutschen Philologie, und zwar auch so, dass in der früheren Zeit die letztere, in der späteren die erstere in den Vordergrund trat, und wie bei Lachmann bildete die Kritik den Mittelpunkt seiner Thätigkeit. Ihm war eine eminente Begabung zur Konjekturnalkritik eigen, worin er meiner Überzeugung nach Lachmann überragt, und dieser Begabung entsprechend wählte er sich mit Vorliebe besonders schlecht überlieferte Texte zur Behandlung. Äusserst anregend für weite Kreise war Haupt als Dozent. Seine Verehrung für Lachmann ging bis zur unbedingten Annahme aller Aufstellungen desselben. Diese Abhängigkeit und ein starkes Selbstgefühl, welches ihn dazu verführte, fremde Leistungen zu unterschätzen, haben seinen Blick nicht selten getrübt.

Ein fast ebenso unbedingter Verehrer von Lachmann war Karl Müllenhoff, geboren zu Marne in Holstein 1818, seit 1844 Privatdozent, dann Professor in Kiel, 1858 nach Berlin berufen, wo er 1884 starb. Auch er suchte anfangs die Verbindung der klassischen Philologie mit der deutschen aufrecht zu erhalten, konzentrierte sich aber bald auf die letztere. Wiewohl ihm Lachmann höchstes Muster der Methode war, wurde er doch in Bezug auf das Gebiet, welches er sich als Hauptarbeitsfeld wählte, viel mehr durch die Brüder Grimm bestimmt. Er setzte es sich als eigentliches Lebensziel, die altgermanische Kultur, wie sie vor dem Eindringen christlicher und antiker Einflüsse bestand, zu rekonstruieren. Er hat dazu ein kolossales Material gesammelt und kombiniert, ohne aber mit der Verarbeitung desselben fertig zu werden. So ist auch das Werk, welches seine Hauptresultate zusammenfassen sollte, seine *Deutsche Altertumskunde* Bruchstück geblieben. Erschienen ist davon Bd. I (1870), V, 1 (1883), II nach seinem Tode (1887). Übrigens würde dasselbe, auch wenn es vollendet wäre, nicht als eine vollständige Altertumskunde, sondern nur als eine Sammlung von Untersuchungen zur Altertumskunde betrachtet werden können. Abgesehen davon, dass viel Mühe gerade auf Gegenstände verwendet ist, die eigentlich ausserhalb liegen und nur einen gewissen Zusammenhang mit der deutschen Altertumskunde haben, so sollte ausser den Stammesverhältnissen und gewissen Punkten der Urgeschichte doch nur die Phantasiethätigkeit der alten Germanen, ihre Götter- und Helden-sage behandelt werden. Die Untersuchung der natürlichen Lebensbedingungen,

der Wirtschaft, des Rechtes lag Müllenhoff fern. Damit hängt es zusammen, dass seine Auffassung des Altertums noch wie bei den Brüdern Grimm stark idealistisch gefärbt ist. Auch gehen seine Konstruktionen meiner Überzeugung nach wie die Lachmanns erheblich über das Erreichbare hinaus.

Karl Weinhold, geboren zu Reichenbach in Schlesien 1823, 1847 Privatdozent in Halle, dann Professor in Breslau, Krakau, Graz, Kiel, 1876 wieder nach Breslau berufen, hat sich noch näher als Müllenhoff an J. Grimm angeschlossen, während er sich Lachmann freier gegenüber gestellt hat. In seiner vielseitigen Thätigkeit tritt die Beschäftigung mit Sprache und Sittenkunde am meisten hervor.

Gegen die Exklusivität Lachmanns und seiner engeren Schule und dem in derselben herrschenden Autoritätsglauben entstand allmählich eine Gegenströmung, die sich besonders einige Jahre nach Lachmanns Tode in der Opposition gegen seine Behandlung des Nibelungenliedes geltend machte. Es entwickelten sich scharfe Parteigegensätze, die leider bis heute noch nicht überwunden sind. Unter den Männern aus dem entgegengesetzten Lager sind die folgenden hervorzuheben. Adolf Holtzmann, geboren 1810 zu Karlsruhe, verband das Studium der germanischen Philologie, worin er ein Schüler Schmellers war, mit dem der indischen, wurde 1852 Professor in Heidelberg, wo er 1870 starb. Er war ideenreich, aber phantastisch willkürlich, zum Paradoxen geneigt. Seine Hauptverdienste liegen wohl auf dem sprachlichen Gebiete. Franz Pfeiffer<sup>5</sup>, geboren zu Bettlach bei Solothurn 1815, in München Schüler Massmanns, seit 1842 in Stuttgart, wo er 1846 Bibliothekar wurde, 1857 als Professor nach Wien berufen, gestorben 1868, war wie Haupt, zu dem er anfangs in freundlicher Beziehung stand, vorzugsweise als Herausgeber mittelhochdeutscher Texte thätig und als solcher ausserordentlich fruchtbar, wenn auch nicht immer die höchsten Anforderungen an Akribie erfüllend. Daneben hat er durch sprachliche und literargeschichtliche Untersuchungen wichtige neue Gesichtspunkte eröffnet. Er hat am ausdauerndsten gegen den Autoritätsglauben der Lachmannschen Schule angekämpft. Freie Forschung, wie er eine Sammlung seiner kleineren Schriften betitelt hat, war für ihn das Lösungswort. Dass er sich dabei von seiner leidenschaftlichen Natur etwas zu weit fortreissen liess, werden billig Denkende entschuldbar finden, wenn sie das Benehmen der andern Partei dagegen abmessen. Persönlich wie in der wissenschaftlichen Richtung steht ihm am nächsten Karl Bartsch, geboren 1832 zu Sprottau, als Germanist zuerst in Breslau ein Schüler Weinholds, 1855 Kustos der Bibliothek des germanischen Museums, 1858 Professor in Rostock, 1871 Holtzmanns Nachfolger in Heidelberg, gestorben 1888. An Massenhaftigkeit der Produktion hat er es wohl allen anderen Germanisten zuvorgethan. Vor allem verdanken wir ihm eine Menge von Ausgaben, dazu viele textkritische, literargeschichtliche und metrische Untersuchungen. Er hält sich übrigens dabei doch viel näher an das Vorbild Lachmanns als sein Freund Pfeiffer. Ein besonderes Gepräge aber erhält Bartschs Thätigkeit dadurch, dass sie sich zugleich in sehr ausgedehntem Masse auf die romanische Philologie erstreckt. Dadurch ist ihm besonders die Rolle zugefallen, die Einflüsse der altfranzösischen und provenzalischen Literatur auf die mittelhochdeutsche darzulegen. Eine durchaus selbständige Stellung nimmt Friedrich Zarncke ein, geboren 1825 zu Zahrenstorf in Mecklenburg. Er begründete 1850 in Leipzig das *Literarische Centralblatt*, habilitierte sich dort 1852, wurde 1854 zum ausserordentlichen, 1858 zum ordentlichen Professor ernannt. Er war vorzugsweise Schüler Haupts, hat es aber verstanden, sich von den Einsichtigkeiten und dem Autoritätsglauben der Lachmannschen Schule los zu machen. Seine Thätigkeit besteht in wichtigen Ausgaben, lexikographischer Arbeit,

namentlich aber in einer grossen Reihe literargeschichtlicher Monographien, die sich auf alle Perioden der deutschen Literatur erstrecken und in das Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte übergreifen. Ausserdem hat er durch seine Kritiken im Centralblatt einflussreich gewirkt.

Unter den Genannten haben den grössten Zuhörerkreis um sich versammelt Müllenhoff und Zarncke, und beide haben auch die meisten Spezialschüler gehabt, jener schon in etwas früherer Zeit als dieser. Bei den Schülern Zarnckes ist die freie Entfaltung der Individualität nicht durch das Haften an der Tradition gehemmt. Die meisten haben Anregungen von Seiten der Sprachwissenschaft erhalten, die in Leipzig durch Georg Curtius einen massgebenden Einfluss auf die philologischen Studien gewonnen hatte, manche auch durch die literargeschichtlichen Vorlesungen des Vertreters der romanischen Philologie Ad. Ebert und in neuerer Zeit durch Rud. Hildebrand.

Unter den Schülern Müllenhoffs war der bei weitem Begabteste Wilhelm Scherer<sup>5</sup>. Er war geboren in Schönborn in Niederösterreich 1841, studierte in Wien und Berlin, habilitierte sich 1864 in Wien, wo er 1868 Pfeiffers Nachfolger wurde. 1872 wurde er nach Strassburg, 1877 nach Berlin berufen, wo er schon 1886 starb. Ausgestattet mit einer ungemeinen Beweglichkeit des Geistes, Raschheit der Auffassung, Regsamkeit der Phantasie und vorwärts getrieben von einem ungeduldigen, rastlosen Streben beugte sich Sch. doch frühzeitig unter die Disziplin der Berliner Schule, die mit seinem eigenen Wesen so wenig harmonierte. Wenn ihm diese auch zunächst zur Zügelung und Konzentrierung seiner Thätigkeit verhelfen mochte, so war doch das Resultat, das sich für ihn aus dem Anschluss an die Lachmannsche Weise ergab, im ganzen kein glückliches. Seine Thätigkeit wurde in falsche Bahnen gelenkt, indem er das kritische Verfahren Lachmanns nachzuahmen suchte, gewaltsam nach neuen Resultaten strebend, ohne sich immer die Zeit zu der unerlässlichen Detailarbeit und zum Durchdenken der entgegenstehenden Schwierigkeiten zu nehmen. Seine kritischen Versuche auf dem Gebiete der älteren wie der neueren Literatur dürften als fast durchweg verfehlt bezeichnet werden. Seine Bedeutung liegt auf denjenigen Gebieten, auf denen er von Lachmann ganz unabhängig war, der Sprach- und Literaturgeschichte. Am meisten entsprach seiner Begabung die Charakterisierung literarischer Produkte und Persönlichkeiten. Er stand zu dem germanischen Altertum nicht mehr wie sein Lehrer Müllenhoff, an dessen wissenschaftliche Anschauungen er sich sonst eng anschloss, in dem Verhältnis verehrungsvoller Pietät, vielmehr fand er seine Ideale in dem modernen grossstädtischen Leben. Er ging daher auch immer mehr zu der Beschäftigung mit der neueren Literatur über. Sein nach den verschiedensten Richtungen ausblickender Geist suchte sich alle Resultate der modernen Wissenschaft zu Nutze zu machen. Auf seine historische Auffassung gewannen frühzeitig Comte und Buckle tiefgreifenden Einfluss. Daher die Neigung, mit Hülfe von Parallelen in das Verständnis der historischen Entwicklung einzudringen. Diese Neigung, gegen deren Berechtigung an sich nichts einzuwenden ist, hat ihn zu seltsamen Konstruktionen verführt. Merkwürdig ist es, dass er wie Buckle absichtlich die psychologische Analyse verschmähte, und es liegt darin ein Grundmangel seiner Behandlungsweise. Ausgezeichnet veranlagt war Sch. zu feuilletonistischer Schriftstellerei und er hat dieser einen guten Teil seines Einflusses und seines Ruhmes zu verdanken. Dagegen liess ihn seine Natur nicht dazu gelangen ein ausgereiftes und abgeschlossenes wissenschaftliches Werk zu schaffen. Neben den glänzenden Vorzügen seiner Forschung stehen überall bedenkliche Mängel. Soll der Nutzen der reichen Anregungen, die von ihm ausgegangen sind, nicht durch den Schaden, den irreleitende Hypothesen stiften können, aufgewogen

werden, so darf man sich von seinen Aufstellungen nicht, wie leider vielfach geschehen ist, blindlings imponieren lassen, sondern muss denselben überall mit gesunder Kritik gegenüber treten.

Noch zwei Männer müssen hier genannt werden, welche in der Erforschung des skandinavischen Altertums sich den einheimischen Forschern würdig zur Seite gestellt haben, Theodor Möbius, geb. 1821 zu Leipzig, seit 1852 Privatdozent, 1859 ao. Professor daselbst, seit 1865 o. Professor der skandinavischen Sprachen in Kiel, und Konrad Maurer, geb. 1823 zu Frankenthal in der Rheinpfalz, seit 1847 Professor in der juristischen Fakultät zu München. Der letztere hat nicht nur in Deutschland einer eingehenden Behandlung des skandinavischen Rechtes Bahn gebrochen, sondern seine Studien haben sich auch auf die gesamte Kultur des Nordens, vorzüglich Islands ausgedehnt.

<sup>1</sup> *Ludwig Uhlands Leben* zusammengestellt von seiner Witwe. Stuttg. 1874. H. Fischer. *Ludwig Uhland*. Stuttg. 1887. <sup>2</sup> Hoffmann, *Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen*. Han. 1868—70. Wagner, *Hoffmann von Fallersleben*. Wien 1869. Nachtrag 1870. <sup>3</sup> W. Wackernagel, *Kleinere Schriften*. Leipz. 1872—4. R. Wackernagel, *W. Wackernagel. Jugendjahre 1806—33*. Basel 1885. <sup>4</sup> M. Hauptii *Opuscula*. Lpz. 1875—6. Kirchhoff, *Gedächtnisrede auf M. Haupt*. Berl. 1875 (Abh. der Ak.). Belger, *M. Haupt als akademischer Lehrer*. Berl. 1879. <sup>5</sup> Biographie Pfeiffers von Bartsch in dem *Briefwechsel zwischen J. v. Lassberg und L. Uhland*. Wien 1870. <sup>6</sup> Heinzel, *Zs. f. d. östr. Gymn.* 37, 801. Dilthey, *Deutsche Rundschau* 13, 132. Er. Schmidt, *Goethe-Jahrbuch* 9, 249.

§ 83. In den Niederlanden stand im Anfang unseres Jahrhunderts der Dichter Willem Bilderdijk (1756—1831) an der Spitze der grammatischen und literargeschichtlichen Bestrebungen. Seine hierher gehörigen Arbeiten fallen von 1805—26. Über seinen noch einer sicheren historischen Grundlage entbehrenden Standpunkt kam man lange nicht hinaus. Erst allmählich machte sich unter dem Einflusse J. Grimms und Hoffmanns v. Fallersleben ein Umschwung geltend. Zu letzterem traten die Begründer der vlämischen Bewegung in persönliche Beziehung, namentlich J. F. Willems (1793—1846), der in Belgien den Anstoss zur Beschäftigung mit der mittelniederländischen Literatur gab. Eine streng wissenschaftliche Behandlung der niederländischen Philologie begründeten in Holland seit ca. 1840 Wilh. Jos. Andreas Jonckbloet, geb. 1817, 1854 Prof. der ndl. Sprache und Lit. in Groningen, dann Kammermitglied, 1877—83 Prof. in Leiden, und namentlich Matthias de Vries, geb. 1820, 1849 Prof. in Groningen, 1853 in Leiden, der erstere mehr auf literargeschichtlichem, der letztere mehr auf sprachlichem Gebiete, beide als Herausgeber und Textkritiker thätig. Unter den jüngeren niederländischen Gelehrten haben manche ihre Thätigkeit auch auf andere Zweige der germanischen Philologie erstreckt. In das germanistische Gebiet hat auch der Sprachforscher und Orientalist Heinr. Kern (geb. 1833, seit 1865 Professor in Leiden), durch eigene Leistungen wie durch Anregung eingegriffen.

§ 84. In England nahm das Studium des Angelsächsischen unter der Einwirkung von Rask, dann auch unter der von J. Grimm einen raschen Aufschwung, während besonders die von W. Scott ausgehenden Anregungen fortwirkten, das Interesse für die mittenglische und volkstümliche Dichtung zu verbreiten. Unter Rasks Einflusse stand Jos. Bosworth (geb. 1788) der sich vornehmlich auf Sammlung des angelsächsischen Wortschatzes warf. Die eigentlichen Begründer der wissenschaftlichen Behandlung des Angelsächsischen wurden Benj. Thorpe (1782—1870) und John Mitchell Kemble (1807 bis 57), der erstere an Rask sich anschliessend, der letztere ein direkter Schüler J. Grimms, bei dem er in Göttingen hörte. Vielseitiger und sehr umfänglich, aber auch oberflächlicher und der philologischen Exaktheit entbehrend war die Thätigkeit von Thomas Wright (1810—77), die sich nicht nur auf die

englische Literatur in ihren verschiedenen Perioden erstreckte, sondern auch auf die mittellateinische, überhaupt auf vergleichende Literaturgeschichte, besonders aber auf Archäologie, Volksglauben und Sittenkunde. Unter den lebenden Vertretern der englischen Philologie sind W. Skeat und Henry Sweet hervorzuheben, letzterer ausgezeichnet durch originelle Leistungen als Phonetiker und zugleich wohl in England der einzige, dem es gelungen ist in Bezug auf philologische Exaktheit und sprachwissenschaftliche Methode mit den besten deutschen Forschern gleichen Schritt zu halten.

§ 85. In Dänemark bildeten Rasks Arbeiten die Grundlage, auf der sich eine wissenschaftlichere Behandlung der alten Literatur aufbaute. Erst allmählich machte sich auch der Einfluss J. Grimms bemerkbar. Von den schon früher genannten Gelehrten entfalteten neben Rask namentlich noch Werlauff und Finn Magnusson eine rege Thätigkeit. Zu ihnen trat Karl Christian Rafn (1795—1864), der durch seinen rastlosen, wenn auch immer noch etwas dilettantischen Eifer so viel wie kaum ein anderer dazu beigetragen hat, die Erforschung der nationalen Vergangenheit in Schwung zu bringen. Durch ihn wurde 1825 Det nordiske Oldskrift-Selskab gegründet, seit 1828 als Societas Regia Antiquariorum Septentrionalium bezeichnet. Dies sollte keine rein gelehrte Gesellschaft sein; sie war vielmehr dazu bestimmt, Kenntniss der Vorzeit und Liebe zu derselben in den weitesten Kreisen zu verbreiten. Rask war ihr erster Präsident, dem Abrahamson und dann F. Magnusson folgte. Rafn blieb als ihr Sekretär bis zu seinem Tode die eigentliche Seele der Gesellschaft. Anfangs vorzugsweise auf die Bekanntmachung der schriftlichen Quellen gerichtet, zog sie bald auch die Archäologie in ihren Bereich, so dass sie den Mittelpunkt der gesamten antiquarischen Studien in Dänemark bildete. Unter den Altersgenossen Rafns steht in erster Linie Niels Matthias Petersen, geb. 1791, ein Schüler Rasks, seit 1845 Professor der altnordischen Sprache in Kopenhagen, † 1862, ausgezeichnet durch Vielseitigkeit, vgl. seine *Samlede Afhandlinger* (Kop. 1870—4). Die dänische Sprache, Literatur und Geschichte behandelte Christ. Molbech (1783—1857). Svend Hersleb Grundtvig, ein Sohn N. F. Grundtvigs, geb. 1824, 1863 Docent, 1869 Professor der nordischen Sprachen in Kopenhagen, † 1883 widmete sich vorzugsweise der Erforschung der volkstümlichen Dichtung. Durch Exaktheit und Strenge der Methode ragt unter den lebenden Forschern Ludvig Wimmer hervor. Unter den isländischen Gelehrten, die vorzugsweise als Herausgeber, teilweise auch als Grammatiker und Lexikographen thätig waren, sind hervorzuheben Sveinbjörn Egilsson (1791 bis 1852), Konrad Gislason, geb. 1808, seit 1848 Docent, seit 1853 Professor des Isländischen in Kopenhagen, Jon Sigurdsson (1811—79), Präsident des Bókmenta-félags und auch als Politiker sehr einflussreich, und Gudbrand Vigfusson, geb. 1827, seit 1864 in England lebend.

In Schweden erfuhren abgesehen von der eifrig betriebenen Archäologie und Runologie zunächst nur die alten Rechtsdenkmäler eine wirklich wissenschaftliche Behandlung. M. Schlyter war bahnbrechend auf diesem Gebiete. In Bezug auf die sonstige ältere schwedische Literatur kam man erst über den Dilettantismus hinaus, nachdem durch den auch als Dichter bekannten A. J. Arwidsson, einen geborenen Finnländer, 1843 die Svenska Fornskriftsällskap gegründet war. Johan Erik Rydqvist (1800—1877), Bibliothekar in Stockholm, konzentrierte sich seit 1840 auf das Studium der schwedischen Sprache und legte nach dem Muster Grimms das Fundament zu einer eingehenden historischen Behandlung derselben. Carl Säve († 1876), ein Schüler N. M. Petersens, wurde 1859 der erste Professor der skandinavischen Sprachen in Upsala. Er trug dazu bei, die Beschäftigung mit dem Altnor-

dischen, worin seit den erwähnten Arbeiten von Afzelius nichts Erhebliches geleistet war, neu zu beleben. In der Erforschung und Veröffentlichung der älteren schwedischen Literatur hat G. E. Klemming das Bedeutendste geleistet. In neuester Zeit hat durch eine Reihe jüngerer Gelehrter die schwedische und altnordische Philologie einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die sprachlichen Forschungen sind in den Vordergrund getreten, und man sucht den höchsten Anforderungen, wie sie jetzt von der Sprachwissenschaft gestellt werden, Genüge zu leisten.

Norwegen, welches früher fast gar nicht in Betracht gekommen ist, hat seit dem zweiten Drittel unseres Jahrhunderts einen ganz hervorragenden Anteil an der Ausbildung der skandinavischen Philologie gehabt. Es hängt das zusammen mit dem allgemeinen geistigen Aufschwunge, der seit der Lostrennung von Dänemark eingetreten ist, und specifisch norwegischer Patriotismus ist dabei ein Haupthebel gewesen. Begründet ist die Erforschung des nationalen Altertums in Norwegen durch Rudolf Keyser (1803—64), Professor der Geschichte in Christiania. Die ganze Ausdehnung seiner Forschungen ist erst nach seinem Tode recht an die Öffentlichkeit getreten durch seine *Efterladte Skrifter* (Christ. 1866—7), denen sich die *Samlede Afhandlinger* (1868) angeschlossen haben. Versteckter war die Wirksamkeit, die er als Lehrer hatte. Bei seinen Lebzeiten trat er zurück hinter seinem Schüler Peter Andreas Munch (1810—63), dem fruchtbarsten und vielseitigsten unter den norwegischen Germanisten, vgl. seine *Samlede Afhandlinger* (Christ. 1873—6). Neben diesen beiden vorzugsweise als Herausgeber thätig waren Chr. A. Lange (1810—61) und namentlich Carl Richard Unger. Die sprachliche und kritisch-philologische Seite der Forschung, die bei Keyser und Munch hinter der sachlichen zurücktrat, fand einen glänzenden Vertreter in Sophus Bugge, dessen Studien sich auch auf das Angelsächsische, die italischen Sprachen und auf vergleichende Sprachwissenschaft erstreckten.

§ 86. Die Zeitschriften, welche zur Erforschung des germanischen Altertums in Deutschland vor dem Erscheinen von Grimms Grammatik gegründet waren, hatten alle mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und sich auf die Dauer nicht behaupten können. Auch jetzt währte es noch längere Zeit, ehe eine dauernde Gründung zu Stande kam. Keine eigentlichen Zeitschriften, sondern nur Sammlungen von Arbeiten, die fast ausschliesslich von den Herausgebern herrührten, waren Graffs *Diutisca* (1826—9) und Hoffmanns *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur* (1830. 7), beide wesentlich zu Veröffentlichungen und Nachweisungen von Handschriften bestimmt; ferner die *Altdutschen Blätter* von Haupt und Hoffmann (1835—40). Von Bestand war zunächst eine Zeitschrift, welche die Denkmäler der Kunst und des Handwerks zu ihrem Hauptgegenstande machte, der *Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters* von H. v. Aufsess, Münch. 1832; Nürnberg. 1833; Jahrg. 3 von Aufsess und Mone, Nürnberg. 1834; dann fortgesetzt unter dem Titel *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* von Mone, Karlsruhe 1835—9. Wieder aufgenommen wurde das Unternehmen 1854 und erschien bis 1885 in Nürnberg unter dem Titel *Anz. f. K. d. deutschen Vorzeit. Neue Folge. Organ des germanischen Museums*. Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache hatte 1820 ein Jahrbuch herausgegeben, welches aber erst viel später eine Fortsetzung fand unter den beiden Titeln *Germania* und *Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde*, durch v. d. Hagen, Berlin 1836—53. Die Mitarbeiter waren aber zum grossen Teil hinter der damaligen Entwicklung der Wissenschaft zurückgeblieben. Einen würdigen Mittelpunkt fanden die germanistischen Studien erst in der *Zeitschrift für deutsches Altertum*, hrsg. von Haupt, Bd. 1—9 Leipzig 1841—53;

Bd. 10—16, Berlin 1856—73. Nachdem die Redaktion schon früher faktisch auf Müllenhoff und von diesem bald auf Elias Steinmeyer übergegangen war, erschien Bd. 17 und 18 offiziell als hrsg. von Müllenhoff und Steinmeyer (1874. 5). Mit Bd. 19 trat eine wesentliche Veränderung ein, indem nun auch die neuere deutsche Literatur in den Bereich der Zschr. gezogen wurde. Sie erschien nun in vierteljährigen Heften unter dem Titel *Zschr. f. deutsches Altert. und deutsche Literaturgeschichte*, unter Mitwirkung von Müllenhoff und Scherer hsg. von Steinmeyer. Ausserdem wurde ihr ein selbständiger *Anzeiger* zur Besprechung der neuen Erscheinungen beigegeben. Seit dem Tode Müllenhoffs und Scherers ist Steinmeyer alleiniger Herausgeber. Bei den Männern, welche sich von der Autorität Lachmanns und seiner Schule zu befreien suchten, musste sich das Bedürfnis herausstellen, ein unabhängiges Organ für ihre Bestrebungen zu schaffen. Dasselbe erschien unter dem Titel *Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde*, hsg. von Franz Pfeiffer, zuerst Stuttg., dann Wien 1856 ff. Die *Germania* brachte von Anfang an auch literarische Anzeigen und seit dem achten Bande eine bibliographische Jahresübersicht von Bartsch. Seit Pfeiffers Tode hat Bartsch die Redaktion übernommen. Zum Teil im Gegensatz zur *Germania* entstanden ist die *Zeitschrift für deutsche Philologie*, hrsg. von E. Höpfner und Julius Zacher, Halle 1868 ff. Der letztere ist faktisch bis zu seinem Tode (1887) der einzige Redakteur gewesen. An seine Stelle ist Hugo Gering getreten. Es ist auch die neuere Literatur eingeschlossen und besondere Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gymnasiallehrer genommen. Ausser regelmässigen Bücheranzeigen sind orientierende Übersichten über gewisse Gebiete aufgenommen. Ohne Anzeigen in zwanglosen Heften erscheinen die *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, hrsg. von H. Paul und W. Braune, Halle 1874 ff. Die vier zuletzt genannten Zeitschriften berücksichtigen auch das Angelsächsische und Skandinavische. Das ganze Gebiet der Germanistik umfassen die *Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker*, begründet von Bernh. Ten Brink und W. Scherer, jetzt hsg. von Ten Brink und Ernst Martin, Strassburg 1874 ff. Sie sind keine Zeitschrift, sondern eine Sammlung selbständiger Schriften, in erster Linie solcher, die an der Universität Strassburg entstanden sind. Ausschliesslich für Rezensionen und Bibliographie bestimmt ist das *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie*, hrsg. von Otto Behaghel und Fritz Neumann, Heilbronn 1880 ff. Von geringer Bedeutung für das Deutsche, von etwas grösserer für das Englische ist das *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* von Herrig, Braunschweig 1846 ff. Hauptsächlich mit neuerer Literatur seit dem 16. Jahrhundert und mit volkstümlicher Sitte beschäftigte sich das *Weimarische Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst*, hrsg. von Hoffmann v. Fallersleben und Oskar Schade, Hannover 1854—7. Unter den landschaftlich beschränkten Zeitschriften sind hervorzuheben *Alsatia*, hrsg. v. A. Stöber, Mülhausen 1851—76, populär gehalten; *Strassburger Studien*, *Zschr. f. Geschichte, Sprache und Litteratur des Elsasses*, hrsg. v. Martin und W. Wiegand, Strassburg 1883 ff.; *Alamannia. Zeitschr. für Sprache, Litteratur und Volkskunde, des Elsasses und Oberrheins*, hrsg. v. Ant. Birlinger, Bonn 1873 ff.; *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Bremen 1876 ff.; dazu *Korrespondenzblatt des Ver. f. niederd. Sprachf.*, Hamburg 1877 ff. Das Mittel- und Neuenglische fand ausser in Herrigs Archiv einige Vertretung in dem *Jahrbuch für romanische und englische Sprache und Literatur*, hrsg. von Ad. Ebert und F. Wolf, später von L. Lemcke, 1859—76. Nach dem Eingehen desselben entstanden zwei besondere Zeitschriften für das Gesamtgebiet des Englischen: *Anglia. Zeitschr.*

für *englische Philologie*, hrsg. von Rich. Wülcker mit einem Kritischen Anzeiger, hrsg. von Mor. Trautmann, Halle 1878 ff. und *Englische Studien*, hrsg. v. Eug. Kölbing, Heilbronn 1877 ff. Von Zeitschriften mit stofflicher Beschränkung sind zu nennen *Die deutschen Mundarten*, begründet von Pangkofer, dann hrsg. von K. Frommann, Nürnberg, später Nördlingen 1853—9. Ein Versuch zur Erneuerung der Zschr. (Halle 1877. 8) ist nicht über einen Band hinausgekommen. Ferner die *Zeitschr. f. deutsche Mythologie und Sittenkunde*, hrsg. von J. W. Wolf, dann von W. Mannhardt, Göttingen 1853—9. Das *Archiv für Literaturgeschichte*, hrsg. von Gosche, Leipz. 1870. 72 und von Schnorr v. Carolsfeld 1874—87 hat sich auf das Gesamtgebiet der Literatur erstreckt, doch mit vorwiegender Berücksichtigung der neueren deutschen. An seine Stelle ist jetzt die *Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte* getreten, unter Mitwirkung von E. Schmidt und B. Suphan hrsg. von B. Seuffert.

§ 87. In den Niederlanden sind verschiedene mehr populär gehaltene und auch praktische Zwecke verfolgende Zeitschriften erschienen, herausg. von de Jager, Willems, te Winkel u. a. Die streng wissenschaftlichen Bestrebungen der neueren Zeit haben ihren Mittelpunkt gefunden in den *Taalkundige Bijdragen* van Cosijn, Kern, Verdam en Verwijs, Haarlem 1877 ff., welche sich auf das Gesamtgebiet des Germanischen erstrecken. Dazu kommt *Tijdschrift voor Nederlandsche taal- en letterkunde*, uitgegeven vanwege de *maatschappij der Nederlandsche letterkunde* te Leiden 1881 ff. Populärer ist *Noord en Zuid. Taalkundig Tijdschrift voor de beide Nederlanden onder redactie van de Beer*, 1878 ff. Auch über die romanischen Sprachen erstreckt sich *Taalstudie*. Eine besondere Zschr. für die Mundarten ist *Onze Volkstaal*, redigiert von de Beer (1881 ff.).

In England ist es zu keiner eigenen germanistischen Zeitschr. gekommen, doch ist in den *Transactions of the Philological Society* auch das Germanische berücksichtigt.

In Skandinavien gab die isländische Literaturgesellschaft heraus *Skirnir, ný tölindi hins Íslenska bókmenta félags*, Kop. 1827 ff., dazu das Sammelwerk *Safn til sögu Íslands*, Kop. 1856 ff. Die königliche Gesellschaft der nordischen Altertumsforscher zu Kopenhagen hat verschiedene Zeitschriften herausgegeben, in denen vorzugsweise archäologische Forschungen niedergelegt sind: *Tidskrift for nordisk Oldkyndighed* 1826—9; *Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed* 1832—36; *Annaler for Nordisk Oldkyndighed* 1836—45, fortgesetzt unter dem Titel *A. f. N. O. og Historie* 1846—1866, dann abgelöst von den *Aarbøger f. n. Oldk. og Hist.* 1866 ff. Hauptsächlich zur Verbreitung der Forschungsergebnisse im Ausland bestimmt waren die *Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord*. 1836 ff. Von 1843—64 erschien neben den *Annaler* noch die *Antiquarisk Tidsskrift*. Ganz überwiegend archäologischen Inhalts ist auch die *Antiquarisk Tidsskrift för Sverige*, utg. af Kongl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien genom Bror Emil Hildebrand, Stockholm 1864 ff. Die germanische Philologie hat neben der klassischen Berücksichtigung gefunden in der *Tidsskrift for Philologi og Paedagogik*, Kopenh. 1860 ff., von 1874 an *Nordisk T. f. Fil. og. Paed.* Ny Række. Neuerdings haben die Forschungen über die skandinavischen Sprachen und Literaturen ihren Mittelpunkt gefunden in dem *Arkiv for Nordisk Filologi*, udg. ved Gustav Storm, Christiania 1883 ff. Der älteren schwedischen Literatur dient *Sammlaren* utg. af Svenska literatursällskapetets arbetsutskott, 1880 ff. Für Dialektforschung und Volkskunde erscheint in Schweden seit 1879 eine besondere Zschr. unter dem Titel *Nyare Bidrag til Kännedom om de Svenska Landsmål och Svenskt Folkliif*, die im Auftrage der in Upsala, Helsingfors und Lund bestehenden Vereine



für Volksprache von J. A. Lundell herausgegeben wird. Ein ähnliches Unternehmen für Norwegen ist die *Norvegian, Tidskr. for det norske folksmaal og minder*, utg. af Foreningen for norske dialecter og traditioner ved Moltke Moe og J. Storm, 1884 ff.

§ 88. Unter den Textpublikationen nehmen die der Runendenkmäler eine besondere Stellung ein. Da in diesen die Schriftzüge an sich von besonderem Interesse und nicht immer gleich zweifellos zu deuten waren, so war es erforderlich genaue Nachbildungen zu liefern, ein Verfahren, welches man bei den in lateinischen und auch bei den in gotischen Buchstaben geschriebenen Hss. sowie bei Drucken nur ausnahmsweise für der Mühe wert hielt und wirklich zur Ausführung brachte, wobei die Fortschritte in der Vervielfältigungskunst ausgenutzt wurden. Es knüpfte sich ferner an die Runendenkmäler ein besonders grosser Apparat von Erläuterungen, die sowohl die Zeichen an sich als das sprachliche Verständnis betrafen. Natürlich blieb die Runenkunde auch immer in naher Beziehung zur Archäologie.

Da die meisten Runeninschriften skandinavischen Ursprungs sind, so waren es auch vorzugsweise Skandinavier, welche die Erforschung derselben betrieben. Man kann wohl sagen, dass die meisten hervorragenden skandinavischen Germanisten sich irgendwie daran beteiligt haben. Der schwedische Reichsantiquar J. G. Liljegren schuf durch seine zusammenfassenden Arbeiten *Run-Lära* (1832) und *Run-Urkunder* (1833) eine neue Grundlage, auf welche die Folgezeit fussen konnte. An ihn schliessen sich an Sæve und R. Dybeck. Das Werk des in Skandinavien lebenden Engländers George Stephens *The old-northern runic monuments of Scandinavia and England* (1866. 7) war wegen der Nachbildungen dankenswert, wenn auch nicht wegen der Erläuterungen. Sehr wertvolle Monographien haben Bugge und Wimmer geliefert. Um die Deutung der nichtnordischen Runen hat sich am meisten Franz Dietrich verdient gemacht. In Bezug auf Ursprung und Entwicklung der Runenschrift sind alle früheren Untersuchungen in den Schatten gestellt durch das grundlegende Werk von Wimmer *Runeskriftens oprindelse og udvikling i Norden* (1874. Neue deutsche Bearbeitung 1887).

§ 89. Die Überbleibsel des Gotischen erhielten noch einen bedeutenden Zuwachs durch die von Angelo Mai 1817 aufgefundenen Palimpseste, welche kleine Fragmente aus Matth., Esdra und Nehemia, einen bedeutenden Teil der Paulinischen Briefe, zum Teil in doppelter Überlieferung und Bruchstücke einer Erklärung des Johannesevangeliums (von Massmann *Skeircins* genannt) enthielten. Sie wurden von Mai und dem Grafen Castiglione stückweise 1819—39 herausgegeben, die *Skeircins* zuerst vollständig von Massmann 1834. Darauf erschien dann eine Gesamtausgabe der gotischen Texte von v. d. Gabelentz und Löbe (1843—6), durch die Beigaben noch heute wertvoll. Durch eine nochmalige Collation sämtlicher Hss., welche der Schwede Andr. Uppström unter vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen unternahm, wurden zahlreiche Berichtigungen und Ergänzungen gewonnen. Die gereinigten Texte wurden 1854—68 zum Abdruck gebracht. Eine kleine Bereicherung des Materials ergab sich dann noch durch die Turiner Fragmente, die von A. Reifferscheid entdeckt und von Massmann zuerst entziffert wurden (1868, vgl. Germ. 13, 217). Eine neue Gesamtausgabe von Bernhardt hat das Verdienst, das Verhältnis zu der Überlieferung des griechischen und lateinischen Textes genauer bestimmt zu haben.

§ 90. Das Bekanntwerden der hoch- und niederdeutschen Quellen wurde wesentlich erleichtert durch die Konzentrierung der handschriftlichen Schätze, wie sie in verschiedenen deutschen Staaten im Anfang unseres Jahrhunderts vorgenommen wurde. So wurde namentlich München ein wichtiger Centralpunkt.

Von grosser Bedeutung war auch die Rückführung der altdeutschen Hss. aus dem Vatikan nach Heidelberg im Jahre 1816. Dazu kamen die Bemühungen mancher eifriger Sammler. Unter diesen sind hervorzuheben Jos. Frh. v. Lassberg (1770—1855), dessen reiche Handschriftensammlung in den Besitz der Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen übergegangen ist, und Karl Hartwig Gregor v. Meusebach (1781—1847, in Berlin lebend), der eine der grössten Sammlungen älterer Druckwerke zu Stande gebracht hat, die jetzt der königl. Bibl. in Berlin einverleibt ist. Beide standen zu den bedeutendsten Germanisten ihrer Zeit in persönlicher Beziehung. Für die ältere neuhochdeutsche Literatur hat W. v. Maltzahn gesammelt, die reichste auf Goethe bezügliche Sammlung verdankt man dem Buchhändler Salomo Hirzel, welcher dieselbe der Leipziger Universitätsbibliothek vermacht hat. Wichtige Hilfsmittel sind durch zahlreiche grössere und kleinere Handschriftenverzeichnisse geschaffen. Namentlich sind auf diesem Gebiete die Arbeiten von F. Wilken, Schmeller, Hoffmann v. F., K. A. Barack, Bartsch hervorzuheben.

Die Textpublikationen sind in Deutschland im Gegensatz zu den übrigen germanischen Ländern ganz überwiegend durch den Buchhandel übernommen, auch nur zu einem sehr kleinen Teil durch Staatsmittel unterstützt. Die einzige Ausnahme von allgemeinerer Bedeutung bildet die *Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart*,<sup>1</sup> der 1839 gegründet ist. Sie beschränkt sich übrigens nicht auf deutsche Texte. Ihr erster Präsident war v. Lehr, ihr erster Sekretär F. Pfeiffer. Von 1849 an führte Adalbert Keller den Vorsitz, dem nach seinem Tode 1883 W. L. Holland gefolgt ist. Unter den von Buchhändlern veranstalteten Sammlungen ist die umfänglichste die *Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur*, Quedlinburg 1835 ff.

Um die Veröffentlichung althochdeutscher Texte machten sich zunächst J. Grimm, Graff, Hoffmann v. F., Schmeller, Massmann und Holtzmann verdient. Zum ersten Male bekannt gemacht wurden das sogenannte *Muspilli* durch Schmeller (1832), die *Merseburger Zaubersprüche* durch J. Grimm (1842), die Murbacher Interlinearversion von 26 *Hymnen* durch J. Grimm nach der Abschrift des Junius (1830), die aus Monsee stammenden sogenannten *Fragmenta theotisca* durch Endlicher und Hoffmann (1834), wichtige *Glossen* und *Schriften Notkers* durch Graff. Nach zwei Hss. herausgegeben wurde der *Williram* v. Hoffmann (1827), nach einer neuen Hs. (der St. Galler) der *Tatian* von Schmeller (1841), in korrekterem Texte der *Isidor* von Holtzmann (1836). 1831 erschien eine neue Ausgabe des *Otfried* von Graff, die freilich gegen die Schiltersche eine erhebliche Verbesserung war, aber doch noch sehr wenig genügte. Graff hatte die drei vollständig erhaltenen Hss. benutzt, aber er hatte in übel angebrachter Nachahmung des von Lachmann bei mittelhochdeutschen Texten eingeschlagenen Verfahrens einen korrekten Text durch Mischung der verschiedenen Überlieferungen und Regelung der Schreibweise herstellen wollen. In der Folge hat sich die Erkenntnis allgemein Bahn gebrochen, dass es unumgänglich notwendig sei, die Schreibung jeder einzelnen althochdeutschen Hs. genau zu bewahren. Eine nach diesem Prinzip hergestellte Ausgabe des Otfried hat erst Joh. Kelle geliefert (1856). Bedeutende Bereicherung und Berichtigung brachte die Herausgabe der *Altdeutschen Sprachschätze St. Gallens* durch Hattemer (1844—9). Die kleineren Texte wurden vereinigt in den *Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII—XII Jahrhundert*, herausg. v. Müllenhoff und Scherer (1864<sup>2</sup> 1873). Sie erfuhren darin eine nach allen Seiten hin möglichst erschöpfende Behandlung, wobei aber die poetischen Texte zum Teil sehr willkürlich zurecht gemacht wurden. In neuerer Zeit ist noch viel zur Berichtigung und Vervollständigung des Materials geschehen. Namentlich ist hervorzuheben die von

Elias Steinmeyer unter Beihülfe von Eduard Sievers unternommene grosse Ausgabe der *Althochdeutschen Glossen* (I, 1879. II, 1882. III steht noch aus). Sievers hat ausserdem einen wesentlich berichtigten Text des *Tatian* (1872) und eine auf die Originalhs. zurückgehende Ausgabe der *Hymnen* (1874) geliefert. Sonst haben sich um die Herausgabe und Berichtigung althochdeutscher Texte verdient gemacht P. Piper, A. Holder, O. Erdmann und J. Seemüller (*Williram* 1878).

Die Übergangszeit vom Ahd. zum Mhd. wurde zunächst namentlich durch Veröffentlichungen von Massmann und Hoffmann v. F. ausgefüllt. Eine Fülle neuen Stoffes lieferte dann Jos. Diemer durch die Veröffentlichung der von ihm entdeckten *Vorauer Hs.* (1849). Mit Th. v. Karajan teilte er sich in die Veröffentlichung der Millstädter Hs. Genauer Abdruck der Hs. war auch hier das gewöhnlich eingeschlagene Verfahren, mit Recht, da die Texte meistens nur in einer Hs. erhalten waren oder, wo mehrere Überlieferungen vorlagen, dieselben verschiedene Recensionen darstellten. Die kleineren poetischen Stücke sind in den *Denkmälern* v. Müllenhoff und Scherer behandelt, wiederum bei allen sonstigen Verdiensten der Ausgabe nicht ohne grosse Willkür. Manche wertvolle Entdeckungen, namentlich von Fragmenten, sind noch in der letzten Zeit gemacht.

Für die Behandlung der Werke aus der Blütezeit der mittelhochdeutschen Literatur wurden die von Lachmann gelieferten Muster massgebend. Allerdings der älteren Generation gelang es zum Teil nicht den neuen Anforderungen wirklich gerecht zu werden. Aus dieser war namentlich noch v. d. Hagen thätig. Besonders erwähnenswert ist der zweite Band der *Deutschen Gedichte des Mittelalters*, an welchem A. Primmer beteiligt war, weil darin neben anderen Volksepen zum ersten Mal die *Kudrun* erschien (1820), und die grosse Ausgabe der *Minnesinger* (1838), die als Ganzes noch durch keine bessere Arbeit ersetzt ist. Am nächsten an Lachmanns Ausgaben schlossen sich die von Haupt an: *Hartmanns Erec* (1839<sup>2</sup> 1871), *Büchlein und Armer Heinrich* (1842), *Rudolfs v. Ems Guter Gerhard* (1840) *Konrads v. Würzburg Engelhard* (1845), *Des Minnesangs Frühling* (1857, mit Benutzung der Vorarbeiten Lachmanns), *Die Lieder Nidhards* (1858) u. a. Höchst fruchtbar war Franz Pfeiffer und noch mehr K. Bartsch. Sie zogen insbesondere auch die geistliche und die aus Mitteldeutschland stammende Literatur in den Bereich ihrer Thätigkeit und emanzipierten sich in manchen Punkten von dem Vorbilde Lachmanns. Während Pfeiffer möglichsten Anschluss an die Überlieferung anstrebte, war Bartsch ein oft überkühner Konjekuralkritiker, der sich mit Vorliebe daran versuchte, aus überarbeiteten Texten den verloren gegangenen originalen zu rekonstruieren. Viele andere sind noch auf diesem Gebiete thätig gewesen. Ich nenne nur noch W. Wackernagel, den früh verstorbenen E. Sommer, K. Köpke, L. Ettmüller, K. A. Hahn, K. Frommann, Th. v. Karajan, H. Rückert, Weinhold, Ad. Keller, Zarneke, F. Roth, F. Bech, R. Bechstein, E. Martin, W. Wilmanns, O. Jänicke, J. Zupitza, A. Amelung. In den wenigsten Fällen hat man Handschriftenabdrücke geliefert, sei es mit bewusster und berechtigter Absicht, sei es aus blosser Trägheit. Wo man den Text auf Grund sämtlicher oder der wichtigsten Hss. herstellte, wurde die Schreibweise normalisiert, im allgemeinen im Anschluss an Lachmann, aber doch nicht ohne Berücksichtigung dessen, was sich aus den Reimen für die besondere Sprache eines Dichters ergab. Insbesondere bemühte man sich nach Pfeiffers Vorgange den Eigentümlichkeiten des Mitteldeutschen in der Schreibung gerecht zu werden.

Bei der spätmittelhochdeutschen Literatur sind wieder viel mehr Handschriftenabdrücke beliebt. Es zeigt sich darin eine berechtigte Schonung der

mundartlichen Eigenheiten, aber auch der Mangel an kritischer Durcharbeitung. Hervorzuheben ist für dieses Gebiet die Thätigkeit von Pfeiffer, der namentlich für die Prosa Bahn gebrochen hat, Mone, Bartsch, Keller, Holland, Martin. Vieles ist in der Bibliothek des lit. Vereins veröffentlicht. Ein sehr grosser Teil ist noch ungedruckt. Von den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in das sechzehnte hinüber reichen Uhlands *Alle hoch- und niederdeutsche Volkslieder* (1844. 5) und *Die historischen Volkslieder der Deutschen*, gesammelt und erläutert von Rochus v. Liliencron (1865—9).

Das bei weitem umfänglichste Denkmal des Altsächsischen, der *Heliant* wurde, nachdem sich verschiedene Männer mit dem Plan einer Ausgabe getragen hatten, endlich durch Schmeller genau nach den Hss. herausgegeben (1830), noch exakter und bequemer von Sievers (1878). Die übrigen altniederdeutschen, auch die niederfränkischen Denkmäler, welche früher sehr zerstreut an den verschiedensten Orten gedruckt waren, vereinigte M. Heyne in einer bequemen Ausgabe (1867. <sup>2</sup>1877). Ein in die angelsächsische Genesis eingefügtes Stück vindizierte Sievers dem Altsächsischen (1875).

Mittelniederdeutsche Texte sind herausgegeben von Hoffmann v. F., A. Höfer, A. Lübben, K. Schröder, F. Jostes, W. Seelmann u. a. Dies Gebiet ist von den eigentlichen Germanisten ziemlich vernachlässigt, weil die Zahl der poetischen Denkmäler gering ist. Die Herausgabe der geschichtlichen Werke, Urkunden und Rechtsbücher hat man im allgemeinen den Historikern und Juristen überlassen, die auch meistens die hochdeutschen Quellen dieser Art herausgegeben haben. Vor allem ist hier der Verdienst Homeyers um den Sachsenspiegel zu gedenken. Neuerdings hat der Verein f. niederdeutsche Sprachforschung die Herausgabe einer Sammlung unter dem Titel *Niederdeutsche Denkmäler* (1876 ff.) veranstaltet.

Die altfriesischen Quellen, welche ausschliesslich aus Rechtsbüchern bestehen, sind von dem Juristen K. v. Richthofen herausgegeben (1840).

In Bezug auf die Beigabe erläuternder Anmerkungen haben sich die Herausgeber der älteren Texte verschieden verhalten. Der vornehmen Art Lachmanns, welche es ablehnte, dem Verständnis des Lesers zu Hülfe zu kommen, folgten Haupt und andere. Beneckes Vorbild fand wenig Nachfolge. Eine Reaktion dagegen wurde durch Pfeiffer herbeigeführt, der 1864 unter dem Titel *Deutsche Classiker des Mittelalters* eine Sammlung kommentierter Ausgaben begründete, die für einen weiten Leserkreis berechnet waren und deshalb darauf ausgingen das Verständnis ganz mühelos zu machen. Die Sammlung wurde später von Bartsch übernommen und durch die *Deutschen Dichtungen des Mittelalters* fortgesetzt. Für strengere Studien bestimmt ist eine von Zacher unternommene Sammlung, die *Germanische Handbibliothek* (1869 ff.), die sich nicht auf das Deutsche beschränkt. Sie ist aber noch nicht weit gediehen und die Ausgaben sind zum Teil nicht dem ursprünglichen Zwecke gemäss eingerichtet. Besondere Beiträge zur Erklärung und Textkritik sind vielfach, namentlich in Zeitschriften veröffentlicht. Doch sind dieselben bei weitem nicht so vorwiegend wie in der klassisch-philologischen Literatur.

Die Texte des 16. und 17. Jahrhunderts bedurften einer Erneuerung durch den Druck um wieder allgemein zugänglich zu werden. Besonders viel ist in dieser Hinsicht durch die *Bibliothek des literarischen Vereins* geschehen, wenngleich das dabei eingeschlagene Verfahren nicht durchgängig zu billigen ist. Ausgezeichnet durch genauen Anschluss an die ältesten Ausgaben sind die von W. Braune begründeten *Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts* (Halle 1876 ff.). Daneben sind manche einzelne gute Publikationen gemacht, z. B. von K. Goedeke, Heinr. Kurz, J. Bächtold. Philipp Wäckernagels Sammlung *Das deutsche Kirchenlied*

von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts (1864–77) übertraf an Vollständigkeit und Genauigkeit bei weitem alle früheren derartigen Unternehmungen. In allseitiger kritischer und exegetischer Bearbeitung eines wichtigen Werkes steht Zarnckes Ausgabe von *Brants Narrenschiff* (1854) immer noch einzig da.

Die neuere Literatur ist lange dem Belieben der Verleger und Setzer preisgegeben gewesen. Man druckte die Ausgaben letzter Hand wieder ab mit Anpassung an die übliche Orthographie, wobei die gewöhnlich schon von Anfang an vorhandenen Fehler immer noch vermehrt wurden. Die nicht aufgenommenen Werke, sowie die etwaigen älteren Fassungen gerieten in Vergessenheit. In der Anwendung der kritischen Methode auf einen neuhochdeutschen Schriftsteller ging Lachmann voran mit seiner Ausgabe von *Lessings Schriften* (1838–40), welche alles gedruckte und handschriftliche Material von selbständigem Werte zu erschöpfen suchte. Würdig schlossen sich daran an *Schillers sämtliche Schriften*, in Verein mit mehreren anderen Gelehrten hrsg. von K. Goedeke (1867–76), *Herders sämtliche Werke*, hrsg. von B. Suphan unter Beteiligung von C. Redlich, der sich auch sonst als Herausgeber sehr verdient gemacht, 1877 ff. und manche kleinere Ausgaben. Auf die Dringlichkeit einer Revision von Goethes Werken wies M. Bernays hin in seiner Schrift *Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes* (1867). Aber erst 1887 ist eine von der Goethesgesellschaft ausgehende, wirklich kritische Ausgabe begonnen. Doch hat man seit dem Aufhören des Cottaschen Privilegiums auch auf die für weitere Kreise berechneten Ausgaben unserer Klassiker erheblich mehr Sorgfalt verwendet. Namentlich sind in dieser Hinsicht die bei Hempel erschienenen zu rühmen, wenn auch nicht gleichmässig in allen Teilen. Kritische Neudrucke selten gewordener Schriften bieten *Die deutschen Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts*, hrsg. von B. Seuffert (Heilbronn 1881 ff.).

<sup>1</sup> A. v. Keller, *Bericht über Entstehung und Fortgang des litterarischen Vereins in Stuttgart*, 1882.

§ 91. In der Veröffentlichung mittelniederländischer Denkmäler ging neben J. Grimm Hoffmann v. Fallersleben voran durch seine *Horae Belgicae* 1830–62. In Belgien folgten Willems, der mit einer Ausgabe des *Reinaert* (1836) begann, Blommaert, Serrure, Bormans u. a. Eine Anzahl von Texten, meist aus dem späten Mittelalter wurden von der Maatschappij der Vlaamsche bibliophilen (gegründet 1839) herausgegeben. Angeregt durch das Vorbild des Stuttg. lit. Vereins gründete P. J. Vermeulen die Vereeniging ter bevordering der oude Nederlandsche letterkunde, vgl. die von derselben herausgegebenen *Verlagen en Berigten*, Leiden 1844–8. Zu den ersten und thätigsten Mitgliedern gehörten Jonckbloet und de Vries, welcher letztere für die Vereinigung 1844 den *Leekenspiegel* des Jan van Boendale herausgab. Unter seinen sonstigen Ausgaben ist hervorzuheben die von Maerlants *Spiegel Historiae* (1863) in Gemeinschaft mit E. Verwijs. Ausser diesem ist dann noch besonders H. E. Moltzer zu nennen, der mit anderen Gelehrten die *Bibliotheek van Middelnederlandsche Letterkunde* (1868 ff.) herausgegeben hat; als Mitredakteur ist J. te Winkel hinzugetreten. Auch den Texten des 17. Jahrhunderts hat man eine sorgfältige Behandlung angedeihen lassen. Namentlich ist hier van Vloten thätig gewesen. Von deutschen Gelehrten, die mittelniederländische Texte herausgegeben haben, sind noch zu nennen Ed. v. Kausler, E. Martin, J. Frank.

§ 92. Die alt- und mittelenglischen Texte wurden in England ganz überwiegend durch Gesellschaften veröffentlicht, von denen mehrere, und gerade die ältesten in Schottland ihren Sitz hatten. Als solche sind zu nennen:

Roxburghe Klub, Bannatyne Klub, 1823 durch W. Scott gegründet, Maitland Klub in Glasgow, Abbotsford Klub, Surtees Society (1834), Camden S. (1838), Percy S. (1840), Aelfric S. (1842). Die von diesen Gesellschaften ausgegangenen Publikationen sind nicht sehr verbreitet, da sie nur in wenigen Exemplaren gedruckt und nur zur Verteilung an die Mitglieder bestimmt waren. Viel besser organisiert ist die Early English Text Society (seit 1864), an deren Spitze F. Furnivall steht. Die in Deutschland erschienenen Publikationen sind durch den Buchhandel verbreitet. Eine *Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben* hat Zupitza 1883 begonnen.

Bedeutende Stücke der angelsächsischen Poesie, worunter solche aus dem *Beowulf* erschienen in dem Hauptwerke Conybeares, welches erst nach seinem Tode herausgegeben wurde, *Illustrations on Anglo-Saxon Poetry* (1826) mit metrischer und bibliographischer Einleitung. Thorpe veröffentlichte für die Society of Antiquaries den *Cedmon* (1832) und den *Codex Exoniensis* (1842), getreu nach den Hss. Ferner gab er heraus die halb metrische Übersetzung der Psalmen (1835), den *Codex Vercellensis* (1836) auf Grund einer Abschrift des deutschen Juristen Bluhme, welcher denselben 1823 entdeckt hatte, und den *Beowulf* (1855), worin ihm Kemble (1833. <sup>2</sup> 1837) vorangegangen war. Dieser gab für die Aelfric Soc. noch einmal den *Cod. Verc.* heraus (1843. 56), und *Salomo und Saturnus* (1848). Aelfreds Übersetzung der Metra des Boethius wurde 1835 von Fox herausgegeben. Nachdem so allmählich die ganze angelsächsische Poesie gedruckt war, fingen auch Deutsche an, sich lebhaft damit zu beschäftigen, so der Historiker H. Leo, der viel dazu beigetragen hat, das Studium des Angelsächsischen in Deutschland anzuregen, Ettmüller, J. Grimm, der auf Grund der englischen Ausgabe des Cod. Verc. 1840 *Andreas* und *Elene* herausgab, K. W. Bouterwek, dessen Arbeiten freilich ziemlich unbrauchbar sind, Franz Dietrich, der in der ZfdA wertvolle Beiträge zur Textkritik lieferte, namentlich aber Christian Grein, der durch seine *Bibliothek der angelsächsischen Poesie* (1857—63, neue Ausgabe, besorgt v. R. Wülker seit 1881 im Druck) den ganzen Schatz für Deutschland erst recht erschlossen hat. In neuerer Zeit haben sich vorzugsweise Deutsche sowohl um die Sicherstellung der Überlieferung als um die Kritik und Erklärung verdient gemacht, wobei besonders der *Beowulf* und die übrigen Stücke nationalen Inhalts bedacht sind. Unter den Leistungen der Skandinavier sind die von Bugge hervorzuheben.

Von den prosaischen angelsächsischen Denkmälern wurden wenigstens die der älteren Zeit ziemlich vollständig herausgegeben. Hervorzuheben sind der *Codex Diplomaticus Aevi Saxonici* von Kemble (1839—48), das *Diplomatarium Anglicum Aevi Saxonici* von Thorpe (1865), die Nordhumbrische Interlinearversion der Evangelien (*Durham Book*) von Stevenson für die Surtees Soc. (1854—65), besser von Kemble und Skeat (1858—78), die Angliche Interlinearversion des Psalters von Stevenson für die Surtees Soc. (1844—7), *The Homilies of Aelfric* von Thorpe (1844—6), *The Anglosaxon Chronicle* von dems. (1861), vor allem die sehr korrekten Ausgaben von Sweet für die Early Engl. Text S.: *Alfreds Version of Gregorys Pastoral Care* (1871—2), *Alfreds Orosius* I (1883), *The Oldest English Texts* (1885). Sonst sind als Herausgeber namentlich noch Thomas Wright, O. Cockayne und W. Skeat zu nennen. In Deutschland hat Mone wichtige angelsächsische Glossen zum ersten Male herausgegeben. Eine Ausgabe der *Gesetze der Angelsachsen* besorgte der Jurist Reinhold Schmidt (I. Teil 1832, dann neue Ausg. 1858). Eine *Bibliothek der angelsächsischen Prosa* von Grein ist zunächst nicht über einen Band hinausgekommen (*Aelfric* 1872), wird aber neuerdings von Wülker fortgesetzt, bisher nur ein Band, besorgt von Arnold

Schröer (1885). Unter den deutschen Herausgebern ist noch Zupitza hervorzuheben.

Mittelenglische Texte sind in England in grosser Menge herausgegeben, eine eigentlich kritische Bearbeitung derselben wird aber fast durchgängig vermisst, und man muss zufrieden sein, wenn die handschriftliche Überlieferung fehlerlos wiedergegeben wird. Unter den älteren Herausgebern ragen hervor Th. Wright und Fred. Madden, dem u. a. eine Ausgabe von *Laxamons Brut* zu verdanken ist (1847), unter denen, die für die Early Engl. Text Soc. gearbeitet haben, Furnivall, Skeat, R. Morris. In Deutschland haben Mätzners reichhaltige und sorgfältig behandelte *Altenglische Sprachproben* (1867.9) sehr viel dazu beigetragen, das Studium zu erleichtern. In neuerer Zeit haben sich deutsche Gelehrte wie Zupitza, Schipper, Kölbing, Horstmann, Einenkel, Hausknecht, Brandl u. a. selbständig an der Herausgabe mittelenglischer Texte beteiligt, im allgemeinen mit besserer philologischer Methode als die Engländer. Eine *Altenglische Bibliothek* hat Kölbing begonnen.

Selten gewordene Drucke der älteren neuenglischen Periode sind durch die von E. Arber veranstalteten *Reprints* erneuert, welche das Vorbild für die deutschen Neudrucke geworden sind. Das Interesse konzentrierte sich auf *Shakespeare*, von dessen Werken J. P. Collier (1842—4. 1858), J. O. Halliwell (1851.3), A. Dyce (1857), in Deutschland Delius (1854—60) kritische Ausgaben veranstalteten. In neuester Zeit ist die Shakespearekritik namentlich in Deutschland eifrig gepflegt. Ihre Mittelpunkte fand dieselbe wie die Shakespeareforschung überhaupt in den Schriften der Shakespeare Society (1840—53), der New Shakespeare Soc. (seit 1874) und in dem *Jahrbuch* der deutschen Shakespearegesellschaft (seit 1864). Die Herausgabe sonstiger älterer neuenglischer Texte ist zu einem nicht geringen Teile durch die Beziehung derselben zu Shakespeare veranlasst und daher auch vieles in den Gesellschaftsschriften veröffentlicht. Collier, Dyce, Halliwell, Elze haben sich auf diesem Gebiete Verdienste erworben. In Deutschland erscheinen jetzt *Englische Sprach- und Literaturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts* unter der Leitung von Vollmöller.

§ 93. Die Herausgabe altnordischer Texte auf Kosten des Arna-Magnæanischen Legats schritt in der gewohnten Weise langsam vorwärts. Viel rascher ging es mit den Veröffentlichungen der Altertumsgesellschaft, die auch viel leichter zugänglich gemacht wurden. Es erschienen drei Sammlungen: *Formanna sögur* (1825—37), die auf norwegische Geschichte bezüglichen Sagas enthaltend, woran Rafn, Rask, F. Magnusson, Sv. Egilsson, N. M. Petersen Anteil hatten; *Fornalda sögur Norðrlanda* (1829—30) mit den mehr poetisch gestalteten heroischen Sagas, von Rafn besorgt; *Íslendinga sögur* (1829—30), besorgt von Þ. Gudmunsson und Þ. Helgason. Differenzen innerhalb der Altertumsgesellschaft gaben zunächst die Veranlassung zur Begründung einer neuen, hauptsächlich zur Herausgabe altnordischer und altdänischer Texte bestimmten Gesellschaft, Det nordiske Literatur-Samfund, deren Veröffentlichungen seit 1847 unter dem Titel *Nordiske Oldskrifter* erschienen sind. Als Herausgeber altnordischer Texte waren dabei thätig N. M. Petersen, K. Gislason, H. Fríðriksson, V. Finsen (Herausg. der *Grágás*) G. Magnusson und G. Thordarson. An Stelle des Literatur-Samfund ist seit 1880 Samfundet til udgivelse af gammelnordisk litteratur getreten. Auch das Íslenska bókmentafélag hat sich um die Veröffentlichung von Texten verdient gemacht, namentlich verdankt man ihm die wichtigen *Biskupa sögur* (1858.78), hauptsächlich von G. Vigfusson besorgt, und das *Diplomatarium Islandicum*, Bd. I. (1857—76). von Jon Sigurdsson besorgt. Auch in Norwegen

wurden nach dem allgemeinen Aufschwunge Gesellschaften für Textpublikationen gegründet, eine ältere 1849, eine jüngere, Det norske Oldskriftselskab 1861. Dazu kommen eine Reihe einzelner, teilweise auf Staatskosten veranstalteter Veröffentlichungen. Man wendete natürlich denjenigen Texten besondere Aufmerksamkeit zu, die sich auf die Geschichte des eigenen Landes bezogen. So erschienen *Norges gamle Love* v. Keyser u. Munch (1846—9), dazu ein vierter Band von G. Storm (1885), das *Diplomatarium Norvegicum* v. Lange und Unger (1849 ff.), das *Speculum regale* v. Keyser, Munch und Unger (1848), *Flateyjarbók* v. Unger und Vigfusson (1860—68), eine neue Ausgabe der *Heimskringla* v. Unger (1868, später vervollständigt Upsala 1870—2). Aber auch die Veröffentlichung der von den Dänen und Isländern fast ganz vernachlässigten Texte nichtnationalen Inhalts, der theologischen Werke, der Legenden, der romantischen Sagas und Gedichte schritt in Norwegen rasch vorwärts, namentlich durch die unermüdliche Thätigkeit Ungers, dessen Beispiele dann auch dänische, schwedische und deutsche Gelehrte gefolgt sind, in Bezug auf die romantischen Sagas namentlich Kölbing und Gust. Cederschiöld. In der Kritik wurden erhebliche Fortschritte gemacht durch grössere Sorgfalt und Vollständigkeit in der Benutzung des handschriftlichen Materials. Die Norweger wurden darin Muster. Neben den Ausgaben Ungers ist namentlich die der *Samundar Edda* von Bugge (1867) zu erwähnen, durch welche zuerst eine zuverlässige Grundlage für die Kritik geschaffen wurde. An das Muster Ungers schloss sich unter den Isländern namentlich Vigfusson, als dessen Hauptleistung noch die Ausgabe der *Sturlungasaga* (1878) zu nennen ist, unter den Deutschen Möbius an, dazu manche jüngere Gelehrte. Auch in der Schreibweise der Ausgaben traten Veränderungen ein. Während die älteren Herausgeber, zumal die Isländer sich an die meist jungen Hss. angeschlossen und zuweilen noch modernisierten, wurde es unter dem Einflusse Munchs (vgl. § 95) üblich, in den meisten Fällen eine normalisierte Schreibung durchzuführen, die ungefähr dem Sprachzustande um die Mitte des 13. Jahrhunderts entsprach. Das Lesen der Texte wurde dadurch für den Nichtisländer erleichtert, freilich aber manche berechnete Eigenheit verwischt. Ein Gegengewicht wurde dadurch gegeben, dass man anfang besonders wichtige und namentlich alte Texte genau nach der Hs. abzudrucken. Abdrücke von solchen, die früher ihres unnationalen Inhalts wegen wenig Interesse erregt hatten, lieferten Unger, Gislason und der Schwede Wisén (*Homiliubók* 1875). Namentlich hat man sich in den neuesten Ausgaben des Samfund um genaue Reproduktion der Hss. bemüht. Konjekturekritik wurde besonders auf dem Gebiete der Poesie geübt, die am meisten dazu aufforderte, nicht ohne einen ziemlichen Grad von Willkür, an den Eddaliedern auch von deutschen Gelehrten, unter andern von Müllenhoff.

Aus der so lange vernachlässigten altschwedischen Literatur fanden zuerst die Rechtsbücher eine würdige Veröffentlichung in dem *Corpus juris Svec-Gotorum antiqui* wovon Vol. I. II. (1827. 30) von Collin und Schlyter Vol. III—XII (1834—69) von Schlyter allein herausgegeben sind. Mit der Herausgabe der übrigen begann man erst, nachdem 1843 durch Arwidsson eine eigene Gesellschaft dafür gestiftet war (Svenska fornskriftsällskapet), an deren Publikationen Klemming den Hauptanteil hatte.

Die altdänischen Gesetze wurden für det nordiske Literatur-Samfund herausgegeben von P. G. Thorsen (1852—3). C. J. Brandt veröffentlichte *Romantisk Digtning fra Middelalderen* (1869—77).

§ 94. Der Herausgabe der geschriebenen und gedruckten Denkmäler hat das Sammeln der in mündlicher Überlieferung umgehenden poetischen Erzeugnisse, der Volkslieder, Märchen, Sagen, Sprichwörter etc. zur Seite ge-



standen, worüber im Anhang zu Abschn. 8 ausführlich berichtet werden wird. Die meisten Sammlungen haben sich auf ein engeres räumliches Gebiet beschränkt. Für die Sprichwörter allerdings hat man verschiedene Zusammenstellungen von universellem Charakter versucht, worin auch die schriftlichen Quellen benutzt sind. Es ist dabei aber nicht exact philologisch verfahren. Was die Volkslieder betrifft, so stehen hinsichtlich der kritischen Verwertung des ganzen zugänglichen mündlichen und schriftlichen Quellenmaterials *Danmarks gamle Folkeviser* von Grundtvig (1853 ff.) einzig da. G. hat auch das Material für die sacrische Volksdichtung sehr vollständig zusammengebracht, welches aber erst noch zu bearbeiten bleibt (vgl. Aarbøger 1882, S. 357).

§ 95. Kein Werk J. Grimms machte einen so überwältigenden Eindruck wie seine Grammatik. Und doch ist man anderseits wieder auf keinem Gebiete so weit über den von ihm eingenommenen Standpunkt hinausgekommen. Dies geschah durch eine immer weitergreifende und immer exacter werdende Verwertung des in ungeheurer Fülle sich darbietenden Quellenmaterials, durch eine immer genauere Vergleichung der einzelnen germanischen Dialekte und Zeitstufen unter einander und mit den verwandten indogermanischen Sprachen, endlich durch ein tieferes Eindringen in das allgemeine Wesen der Sprache und Sprachentwicklung und die dadurch bedingte Veränderung der Methode.

Wir können in der Entwicklung der germanischen Grammatik nach Grimm zwei Perioden unterscheiden, die wir am besten durch das Jahr 1868 begrenzen. In der ersten werden zwar die Resultate Grimms vielfach ergänzt, namentlich durch die Bearbeitung von Gebieten, die von ihm noch gar nicht oder nur flüchtig und auf Grund unvollkommenen Materials behandelt waren. Aber man bleibt in der Behandlungsweise mit wenigen Ausnahmen, die den späteren Fortschritt vorbereiten, auf dem von Grimm geschaffenen Boden stehen. An der Erforschung der Beziehungen zu den verwandten idg. Sprachen nehmen nur wenige Germanisten thätigen Anteil. Die meisten begnügen sich, einige Correcturen anzunehmen, welche Grimms Anschauung von Seiten der vergleichenden Sprachforschung erfuhr.

Eine solche Correctur ging zunächst von Bopp aus. 1827 veröffentlichte derselbe eine ausführliche Kritik von Grimms Grammatik, die 1836 noch einmal zusammen mit einer Kritik über Graffs Ahd. Sprachschatz unter dem Titel *Vokalismus* erschien. Die Resultate dieser wie anderer zwischen 1823—31 erschienenen Monographien gingen in sein Hauptwerk über, die *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Gothischen und Deutschen* (1833—52. <sup>2</sup> 1857—61. <sup>3</sup> 1869—71). Bopps Kritik richtete sich namentlich gegen Grimms Theorie des Vokalismus, die, durch eine isolierte Betrachtung des Germanischen gewonnen, vor der vergleichenden Betrachtung nicht bestehen konnte. Wenn aber auch durch Bopp manche Beziehung aufgeheilt wurde, so ging doch auch er in der Hauptsache fehl. Indem er, wie es bei dem gewaltigen Eindruck, den der grammatische Bau des Sanskrit machte, natürlich war, die Altertümlichkeit desselben überschätzte, nahm er auch den Vokalismus dieser Sprache zum Ausgangspunkte, und entwickelte im Anschluss an die indischen Grammatiker die Theorie, dass alle Vokale des Idg. aus den drei Grundvokalen *a, i, u* mit Hülfe der Vokalsteigerung entsprungen seien. Die Lehre von den drei Vokalreihen (*a-, i-, u-Reihe*) wurde auch von den Germanisten acceptiert und ging in die Compendien über, wiewohl sie gar nichts zur Aufklärung der germanischen Verhältnisse beitrug, während Grimms Ablautsreihen, wenn auch ihr Ursprung nicht aufgeheilt war, doch wenigstens die faktisch bestehenden Verhältnisse richtig bezeichneten. Sehr bedeutend war die Aufklärung, die durch Bopp für die germanische Flexion gewonnen wurde. So wurden namentlich die einzelnen Flexionsklassen erst vollständig in das

indogermanische System eingegliedert, wobei Grimms Unterscheidung zwischen starker und schwacher Deklination fallen musste. Die Unterscheidung der Deklinationsklassen nach dem Stammauslaut wurde fortan Gemeingut der germanischen Grammatik.

Neben Bopp wurde die indogermanische Sprachwissenschaft zunächst durch Aug. Friedr. Pott gepflegt, der durch seine *Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der idg. Sprachen* (1833—6. <sup>2</sup> 1859—76) eine reiche Fundgrube für die Wortvergleichen und damit für die vergleichende Lautlehre schuf. Im Anschluss an W. v. Humboldt (vgl. § 96) dehnte er seine Forschungen auch auf die nichtindogermanischen Sprachen aus und beschäftigte sich mit den allgemeinen Problemen der Sprachwissenschaft. Theod. Benfey (1809 bis 81) war sehr ideenreich, aber ohne Konsequenz und feste Prinzipien. Adalbert Kuhn (1812—81) begründete die *Zschr. für vergleichende Sprachforschung* (1852 ff), worin auch die germanischen Sprachen ausgedehnte Berücksichtigung gefunden haben. Epochemachend war gleich im zweiten Band die Abhandlung von Rud. Westphal *Das Auslautgesetz des Gotischen*. Abgesehen von ihren unmittelbaren Resultaten, die allerdings noch einer Korrektur bedurften, hatte sie eine allgemeine Bedeutung von grosser Tragweite, indem die Gesetzmässigkeit der lautlichen Entsprechungen, mit der man es bisher nur in den Wurzelsilben mehr oder weniger ernst genommen hatte, hier zum ersten Male in grossem Umfange in den Flexionssilben aufgezeigt wurde. Zwei Sprachforscher müssen noch ausgezeichnet werden, denen auch wir Germanisten viel verdanken, Aug. Schleicher (1821—68) und Georg Curtius (1820—85). Der erstere, dessen selbständige Leistungen besonders das Litauische und Slavische betreffen, gab in seinem *Compendium der vergleichenden Gramm. der idg. Sprachen* (1861. <sup>4</sup> 1876) eine Zusammenfassung der Hauptresultate, welche wegen ihrer Knappheit und Präcision viel benutzt wurde und grossen Einfluss gewann. Der Hauptfortschritt, welcher in dem Compendium der Grammatik Bopps gegenüber gemacht wurde, bestand darin, dass mit der Reconstruction der idg. Grundsprache, deren einstige Existenz natürlich auch Bopp voraussetzte, Ernst gemacht wurde. Zwar haben sich seine Aufstellungen später in vielen Hinsichten als irrig erwiesen, aber darum bleibt ihm doch das Verdienst, dass er das Ziel zuerst klar vorgezeichnet hat. Nur indem man dieses Ziel fest ins Auge fasste und sich nicht mehr mit dem blossen Nachweis von Ähnlichkeiten begnügte, konnte man dazu gelangen, sich über die zu lösenden Probleme klar zu werden. Das Verdienst von Curtius ist hauptsächlich ein pädagogisches. Er verband in seiner Person die Sprachwissenschaft mit der klassischen Philologie und suchte diese Verbindung zu einer allgemeinen zu machen. Durch weitverbreitete Schriften und zahlreiche besuchte Vorlesungen bemühte er sich, das, was ihm nach besonnener Kritik als gesicherte Ergebnisse der Sprachwissenschaft erschien, zum Gemeingut aller Philologen zu machen. Wenn er dabei auch zunächst die klassischen Philologen im Auge hatte, so sind doch auch nicht wenige Germanisten von ihm beeinflusst und angeregt. Curtius und Schleicher waren bemüht, sich noch strenger als ihre Vorgänger an die Lautgesetze zu binden, vermochten aber für viele Fälle mit einer strengen Konsequenz nicht durchzukommen, und so statuierte Curtius ausdrücklich neben der regelmässigen Lautvertretung eine unregelmässige (einen sporadischen Lautwandel) und hielt an dieser Anschauung bis zu Ende fest.

Zu den Germanisten, welche es unternahmen die germanische Grammatik auf Grund der vergleichenden Sprachwissenschaft fortzuführen, gehörte der früh verstorbene Theod. Jacobi: *Beiträge zur deutschen Grammatik* 1843; *Untersuchungen über die Bildung der Nomina* 1848. Einige richtige Resultate

sind durch ihn gewonnen; anderes, wie namentlich seine zu schematisch konstruierte Erklärung des Ablauts, hat sich als verfehlt erwiesen, hat aber doch später anregend auf jüngere Forscher gewirkt. Holtzmanns Abhandlungen *Über den Umlaut* (1843) und *Über den Ablaut* (1844) waren gleichfalls mehr durch die von ihnen ausgehende Anregung als durch ihre positiven Resultate von Bedeutung. Rud. v. Raumer (1815—76) machte in seiner Schrift *Die Aspiration und die Lautverschiebung* (1837) den ersten bedeutsamen Versuch, die Resultate der Lautphysiologie auf die vergleichende Grammatik anzuwenden. Derselbe erwarb sich ausserdem Verdienste dadurch, dass er, von pädagogischen Gesichtspunkten ausgehend, den von J. Grimm vernachlässigten Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Sprache, zwischen Schriftsprache und Mundart klar zu legen suchte. Wegen der Bemühungen um eine genauere Bestimmung des Lautwertes der Buchstaben muss auch die sonst nicht bedeutende unvollendet gebliebene *Deutsche Grammatik* von Rumpelt (1860) hervorgehoben werden.

Am meisten wurde durch neue Materialsammlungen geleistet, die teils nur mechanisch zusammengestellt, teils mehr oder weniger zu einem organischen Ganzen verarbeitet wurden. Die gotische Grammatik fand eine eingehende, auch die Syntax einschliessende Bearbeitung in der Ulfilasausgabe von v. d. Gabelentz und Löbe (1848). F. Dietrichs Abhandlung *Über die Aussprache des Gotischen* (1862) war von grossem Werte durch die Sammlung der bei den griechischen und lateinischen Schriftstellern zerstreuten Eigennamen, wenn auch die daraus gezogenen Schlüsse nicht ganz zu billigen sind. Die Kenntnis der alt- und mittelhochdeutschen Sprache wurde durch verschiedene Kompendien wenig gefördert, wohl aber durch Beobachtungen über die Eigentümlichkeiten einzelner Denkmäler, die meistens den Ausgaben derselben beigelegt waren. Bei den mittelhochdeutschen Texten wurde weniger die handschriftliche Schreibung beachtet als die Resultate, die sich aus der Beobachtung von Reim und Versbau ergaben. Man begann die mundartlichen Verschiedenheiten zu berücksichtigen. Namentlich machten sich die Abweichungen der mitteldeutschen Texte, deren nach und nach eine ziemliche Anzahl veröffentlicht wurde, bemerkbar. W. Grimm wies darauf hin in der Einleitung zu *Athis und Prophlias* (1846), freilich in der Ansicht befangen, dass das Mitteldeutsche einer Mischung aus Hoch- und Niederdeutsch seinen Ursprung verdanke. Bahnbrechend wurden Pfeiffers *Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Literatur* (1854), worin das Mitteldeutsche nicht mehr als Mischsprache, sondern als natürliches Mittelglied aufgefasst wurde. Pfeiffer ist auch weiterhin energisch dafür eingetreten, dass die Festsetzung der dialektischen Eigentümlichkeiten als Pflicht des Herausgebers anerkannt werde. Seine Beobachtungen führten ihn zur Opposition gegen die herrschende Ansicht über die mittelhochdeutsche Schriftsprache: *Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mhd. Zeit* (1861). Für das Spätmhd. lieferte Koberstein durch seine Untersuchungen über die Sprache Suchenwirts (1828—52) wertvolle Beiträge. Die neuhochdeutsche Grammatik wandelte noch lange in den Bahnen Adelungs. Daneben gewann der rein logische Standpunkt Karl Ferd. Beckers, der zuerst 1828.9 mit einer *Deutschen Sprachlehre* hervortrat, grossen Einfluss. Erst langsam fanden die Resultate Grimms auch in der Schulgrammatik Berücksichtigung. Ein achtungswerter Versuch die Darstellung für das praktische Bedürfnis mit historischer Erläuterung zu verbinden, war das *Ausführliche Lehrbuch der deutschen Sprache* von K. W. L. Heyse (1838—49). Als Materialsammlung von einigem Wert war die *Grammatik der deutschen Spr. des 15. bis 17. Jahrhunderts* von Jos. Kehrein (1854—6). Eine *Deutsche Syntax*, die neben dem Nhd. auch das Mhd. be-

rücksichtigt, hat Theod. Varnaleken geliefert (1861.3), freilich höheren Ansprüchen nicht entsprechend. Die Bearbeitungen der neueren Mundarten aus dieser Zeit leiden vor allem an dem Mangel einer exakten Beschreibung der Laute. Vieles ist ganz dilettantisch und nur mit behutsamer Kritik einigermaßen zu verwerten. Doch sind auch manche immerhin schon recht brauchbare Leistungen zu verzeichnen, z. B. von Schleicher, K. Regel, K. Jul. Schröer. Allgemein anregend wirkte die Schrift von Weinhold *Über deutsche Dialektforschung* (1853). Derselbe unternahm dann eine zusammenfassende Darstellung der deutschen Mundarten in ihrer Entwicklung von der althochdeutschen Zeit bis auf die Gegenwart in seiner *Grammatik der deutschen Mundarten*, wovon 1863 die Alemannische, 1867 die Bairische Grammatik erschien, eine wichtige Ergänzung zu Grimm, die freilich hinsichtlich des sprachwissenschaftlichen Standpunktes keinen Fortschritt bezeichnete.

In England wurde auf grammatischem Gebiete nichts von Belang geleistet. Bosworth verfasste *Elements of Anglo-Saxon Grammar* (1823), die sich auf Rask stützen. Thorpe gab 1830 eine englische Bearbeitung von Rasks angelsächsischer Grammatik. Auch das Mittelenglische war behandelt in Kembles kurzer *History of the English Language* (1834). Einem deutschen Gelehrten, Friedr. Koch (1813—72) war es vorbehalten, in seiner *Historischen Grammatik der englischen Sprache* (1863—9) auf der von Grimm geschaffenen Grundlage die erste eingehende Darstellung der ganzen Entwicklung des Englischen zu geben. Allerdings blieb die Lautlehre wie bei Grimm am Buchstaben haften, was bei einer Orthographie wie die englische ganz besondere Nachteile mit sich brachte. Daneben hat die *Englische Grammatik* von Ed. Mätzner (1860—5. <sup>3</sup>1880) selbständigen Wert. Sie unterscheidet sich in der Anlage, indem das Neuenglische zum eigentlichen Gegenstande gemacht, die älteren Stufen nur zur Erläuterung herangezogen werden. Ihre Stärke liegt auf dem Gebiete der Syntax.

Hinsichtlich des Altnordischen fühlte man zunächst kein Bedürfnis über Rask hinauszugehen. Einen kurzen Abriss der Sprachentwicklung auf dem gesamten skandinavischen Gebiet gab N. M. Petersen: *Det danske, norske og svenske sprogs historie* (1829—30). Der Einfluss Grimms zeigte sich zuerst bei Munch in mehreren Abhandlungen und kurzen Darstellungen der altnordischen und schwedischen Grammatik, die 1848—9 erschienen sind. Ihm gebührt das Verdienst, zuerst nachgewiesen zu haben, dass die altnordische Sprache nicht, wie man allgemein annahm, die Ursprache des ganzen skandinavischen Nordens sei, sondern bereits einen spezifisch norwegischen Charakter trage. Die von ihm gemachte Scheidung zwischen ost- und westnordisch (dänisch-schwedisch-norwegisch) wurde freilich in Zusammenhang gebracht mit einer jedenfalls unhaltbaren Hypothese Keyzers über die Einwanderung der Nordleute. Durch Munchs grammatische Arbeiten wurde auch hauptsächlich die Schreibweise festgestellt, deren man sich fortan in den Ausgaben altnordischer Texte bediente (vgl. S. 93). Eine wesentliche Förderung erhielt die altnordische Grammatik, insonderheit die Lautlehre durch Gislasons Schrift *Um frum-partaklenskrar tingu i fornöld* (1846). Es wurde darin einerseits die Schreibweise der ältesten Handschriften untersucht, anderseits die Metrik zu wichtigen Schlüssen verwertet. Eine *Oldnordisk Formlere* von dem selben ist nicht über das erste Heft (1858) hinausgekommen. Er hat seine Forschungen bis auf die neueste Zeit unermüdlich fortgesetzt. Die Syntax wurde sehr eingehend behandelt von G. Lund in seiner *Oldnordisk ordføyningslære* (1862). Die neunorwegischen Mundarten fanden eine auf ausgedehnten Sammlungen beruhende zusammenfassende Darstellung durch den von Munch angeregten Ivar Aasen: *Det norske Folkesprogs Grammatik* (1848), in zweiter Auflage als *Norsk Gram-*

matik (1864), wobei allerdings die unbefangene Beobachtung der dialektischen Besonderheiten etwas beeinträchtigt wurde durch die praktische Tendenz, eine norwegische Gemeinsprache zu schaffen. Die schwedische Sprache erfuhr die eingehendste Bearbeitung durch Rydqvist in *Svenska språkets lagar* (1850—74), das Fundamentalwerk für die schwedische Philologie. Gleichzeitig regte Sæve zum Studium der Mundarten an. Die historische Grammatik des Dänischen hat keine zusammenfassende Darstellung gefunden, wohl aber sind gute Monographien geliefert von K. J. Lyngby, der sich auch um die Erforschung der modernen Volkssprache verdient gemacht hat, von Edvin Jessen und namentlich von Wimmer (*Næmændenes bøjning i ældre Dansk* 1868).

§ 96. Die Fortschritte, welche in den letzten Dezennien gemacht sind, beruhen darauf, dass Hand in Hand mit einer exakteren Durchforschung der Quellen die Herstellung einer innigeren Beziehung zu der vergleichenden Sprachwissenschaft gegangen ist, und dass man bestrebt gewesen ist, sich genauere Rechenschaft über das Wesen der sprachlichen Veränderungen zu geben, wodurch man zu wesentlichen Reformen in der Forschungsmethode gelangt ist.

Mit den allgemeinen Ursachen der Sprachveränderung hatten sich weder die Germanisten noch die Indogermanisten viel befasst. Vereinzelt und dabei fast gar nicht beachtet ist der Versuch des Dänen J. H. Bredsdorff *Om Aarsagerne af Sprogens Forandringer* (1821, neu herausg. von Thomsen 1886), der sich schon mit manchen der neuerdings lebhaft diskutierten Probleme befasst. Die Betrachtung nichtindogermanischer Sprachen gab mehr Anstoss zum Nachdenken über allgemeine Fragen. Sie boten wenig Gelegenheit zum Nachweis historischer Zusammenhänge, wodurch die indogermanische Sprachwissenschaft absorbiert wurde, dagegen zog die Grundverschiedenheit des inneren Baues, die sich zwischen unverwandten Sprachen zeigte, die Aufmerksamkeit auf sich und forderte eine Erklärung aus der Natur des menschlichen Geistes. Wilh. v. Humboldt vor allem wandte sich diesem Gebiete zu, indem er Ideen von Herder und F. Schlegel auf breiterer empirischer Basis weiter bildete. Die Summe seiner Reflexionen fasste er zusammen in der Abhandlung *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, die als Einleitung zu seinem Werke über die Kawisprache 1836 erschien. Wir können hier nur einige Fundamentalsätze daraus hervorheben. Die Sprachen unterscheiden sich nicht nur nach dem Lautmateriale, aus dem sie gestaltet sind, der äusseren Sprachform, sondern ebenso nach der inneren Sprachform, der besonderen Art, mit welcher in einer jeden die Dinge und ihre Verbindungen unter einander erfasst werden; jede Sprache repräsentiert eine besondere Auffassungsweise der Welt, die mit ihr aufgenommen wird. Die Sprache ist nicht Werk, sondern Thätigkeit, nicht ein totes Erzeugtes, sondern Erzeugung. Der Einzelne ist der Sprache gegenüber zugleich rezeptiv und produktiv, gebunden und frei. Eine wirkliche Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs, worin allerdings das Hauptproblem der allgemeinen Sprachwissenschaft begriffen ist, hat Humboldt nicht zu geben vermocht, da es ihm noch an einer Grundbedingung dazu fehlte, der Analyse der psychischen Prozesse. Nach dieser Richtung fand sein Standpunkt eine Ergänzung durch Heymann Steinthal. Diesem waren Humboldts Anschauungen zunächst durch K. W. L. Heyse vermittelt. Zu gleicher Zeit aber war er ein Schüler Herbarts, dessen Psychologie er selbständig weiter zu bilden suchte. Von seinen Werken kommen hier namentlich in Betracht *Der Ursprung der Sprache* (1851. <sup>2</sup> 58. <sup>3</sup> 77. <sup>4</sup> 88), *Grammatik, Logik, Psychologie* (1855), *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues* (1860), vor allem *Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft* (1871). Seit 1859 gibt er mit seinem Freunde Lazarus die *Zeitschr. für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* heraus, deren Ziel es ist,

die psychologische Analyse auf alle Gebiete der Kultur anzuwenden. Steintal hat lange keinen Einfluss auf die historische Detailforschung gehabt, die er selbst nicht trieb, ja man verhielt sich von dieser Seite her vielfach misstrauisch und ablehnend gegen ihn, teils weil man seine psychologischen Untersuchungen mit metaphysischen Spekulationen verwechselte, teils weil er sich dem Einzelforscher gegenüber manche Blöße gab. Namentlich wollte Schleicher nichts von ihm wissen, der, in der Ansicht befangen, dass die Sprachwissenschaft eine Naturwissenschaft sei, zu keinen richtigen Anschauungen über das Wesen der Sprachentwicklung gelangen konnte. Unter den Germanisten hat sich am frühesten Ludwig Tobler an die Betrachtungsweise Steinthals angeschlossen in Arbeiten über Wortbildung und Syntax, aber ohne dass sich bei ihm die psychologische und die historische Betrachtung wirklich gegenseitig durchdrungen hätten.

Neben den psychischen Bedingungen der Sprechthätigkeit bedurften auch die physischen einer wissenschaftlichen Behandlung. Die Lautphysiologie hatte schon im 18. Jahrhundert bedeutende Fortschritte gemacht durch Kempelens *Mechanismus der menschlichen Sprache* (1791). Aber nur vereinzelt nahmen Sprachforscher wie R. v. Raumer davon Notiz, bis durch Ernst Brücke eine Vermittelung geschaffen wurde. Indem derselbe mehr, als es bisher von den Physiologen geschehen war, die in verschiedenen Sprachen wirklich vorkommenden Laute untersuchte, gelang es ihm, ein speziell für Sprachforscher berechnetes und für diese auch sehr brauchbares und fassliches Handbuch zu schreiben, die *Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute* (1856. 276). Geringeren Einfluss übten die Schriften Merkels, da ihm eine ausgedehntere Sprachkenntnis abging. In England begründete Al. Melville Bell ein neues phonetisches System, welches in seinem Hauptwerke *Visible Speech* (1867) niedergelegt ist. Es unterscheidet sich von dem Brückes vor allem dadurch, dass auch die Vokale nicht nach dem Klange, sondern streng nach der Art ihrer Erzeugung gruppiert werden.

Die erste Arbeit auf dem Gebiete der germanischen Sprachforschung, aus der ein wesentlich neuer Geist atmet, ist das Buch von Scherer *Zur Geschichte der deutschen Sprache* (1868). In demselben werden so ziemlich alle Hauptprobleme der germanischen Laut- und Flexionslehre besprochen. Es wird ein energischer Versuch gemacht, eine engere Verbindung zwischen der indogermanischen Sprachwissenschaft und der Detailforschung auf germanischem Gebiete herzustellen. Während die Indogermanisten sich meist mit Heranziehung des Gotischen begnügt hatten, werden hier besonders selbständige Studien über das Althochdeutsche verwertet. Scherer hatte kurz vorher mit Müllenhoff die *Denkmäler* herausgegeben. In der Vorrede dazu hatte dieser zur Beachtung der räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten des Althochdeutschen angeregt und auf die Urkunden als ein Hilfsmittel zur Gewinnung genauerer Bestimmungen hingewiesen. Unter dieser Anregung, die noch weiterhin fortwirkte, stand auch Scherer, von dem überhaupt auch manche mündlich mitgeteilte Auffassung Müllenhoffs verwertet wurde. Vor allem wichtig aber war es, dass Sch. den ersten Versuch machte, die Lautphysiologie Brückes systematisch auf die germanische Lautlehre anzuwenden und, anknüpfend an R. v. Raumer, genauere Untersuchungen über den Lautwert der überlieferten Schriftzeichen anzustellen, wodurch namentlich eine richtigere Auffassung der Lautverschiebung angebahnt wurde. In Bezug auf die Lautentsprechung erstrebte Sch. eine grössere Konsequenz, namentlich auch in den Flexions-silben. In Zusammenhang damit stand es, dass er die sogenannte falsche Analogie in ausgedehnterem Masse zur Erklärung heranzog, als es bisher von den Sprachforschern wenigstens für die älteren Perioden geschehen war. Sch.

hatte sich sein Ziel sehr hoch gesteckt. Er wollte in raschem Anlauf mit Mitteln, die uns jetzt als durchaus unzureichend erscheinen müssen, gleich die letzten Fragen der germanischen, ja der indogermanischen Sprachgeschichte lösen, ein Unternehmen, welches notwendigerweise scheitern musste. Das Buch enthielt eine imponierende Fülle von neuen Gedanken, die aber, hastig hingeworfen und gewaltsam mit den Thatsachen in Einklang gebracht, zum grösseren Teile verfehlt waren, und auch da, wo sie sich in richtigen Bahnen bewegten, feste Begründung und konsequente Durchführung vermissen liessen. So war das Ganze nicht etwa eine neue Grundlegung für die germanische Grammatik von bleibendem Werte, sondern nur ein allerdings höchst kräftiges Ferment in der Entwicklung, durchweg anregend, auch da, wo es zum Widerspruch reizte.

Kurz nach Scherers Werke erschienen mehrere davon noch nicht beeinflusste Arbeiten, die, jede in ihrer Art, recht fördernd waren. Holtzmann veröffentlichte 1870 eine *Altdutsche Grammatik*, Bd. I. Abt. I, die spezielle Lautlehre des Got., Altn., Alts., Ags. und Ahd. enthaltend. Ihr Wert beruhte einerseits auf der reichen Beispielsammlung, wofür nicht wenige für Grimm noch nicht zugängliche Quellen benutzt werden konnten, anderseits auf manchen eigentümlichen Ideen, die zwar nicht immer das Richtige trafen, aber doch mindestens auf Probleme hinwiesen, die es zu lösen galt. Kelle gab im zweiten Bande seiner Ausgabe von *Offrids Evangelienbuch* (1869) eine sehr ausführliche Statistik über die Laut- und Flexionslehre dieses wichtigen Denkmals, wovon allerdings ein Teil schon 1865 in der *ZfdA.* 12 erschienen war. Es sind darauf eine Reihe ähnlicher Arbeiten über althochdeutsche Texte, auch über die Eigennamen der Urkunden gefolgt. Für das Altnordische schuf Wimmer in seiner *Oldnordisk formlere* (1870) ein zuverlässiges, auf selbständiger Durcharbeitung der Quellen beruhendes Hilfsmittel, dessen Wert namentlich in der Vollständigkeit der Angaben über die Flexion aller einzelnen Wörter bestand. Eine deutsche Übersetzung davon erschien 1871, eine schwedische auf Grund einer vom Verfasser herrührenden Umarbeitung 1874. Ein neues Quellenmaterial wurde nach dem Vorgange von Fr. Dietrich (1849) erschlossen durch Wilh. Thomsens Schrift *Den gotiske sprogklasses indflydelse p[å] den finske* (1869, deutsch 1870), ausgezeichnet durch die gründliche Beherrschung zweier ganz verschiedener Sprachgebiete und besonders wichtig, weil die zahlreichen Entlehnungen der finnischen Sprachen aus dem Germanischen zum Teil in ein sehr hohes Altertum zurückreichen. Wie Brückes Lautsystem von Scherer auf die germanischen Sprachen überhaupt, so wurde Bells System von Ellis speziell auf das Englische angewendet, dessen Vokalismus erst mit Hülfe desselben erfasst werden konnte. Es geschah dies in dem für die bis dahin sehr im Argen liegende Lautlehre des Englischen epochemachenden Werke *On Early English Pronunciation* (I. II 1869. III 1870. IV 1874). Der fünfte Band, welcher die lebenden Mundarten behandeln soll, ist jetzt im Druck begriffen. Unter Benutzung der umfassenden Forschungen von Ellis schuf dann Sweet eine ebenso knappe wie klare Übersicht über die ganze Entwicklung der englischen Laute: *History of English Sounds* (zuerst in den *Transactions of the Phil. Soc.* 1873—4, dann besonders von der *Dialekt Soc.* herausg.).

Neben Scherer und Ellis war es besonders Ascoli, der ganz selbständig die Lautphysiologie in die Sprachwissenschaft einführte. Er vereinigte das Studium der ältesten indogermanischen Sprachen mit dem der lebenden romanischen Mundarten und kam eben dadurch dazu, die an diesen gemachten Beobachtungen für jene zu verwerten. Die gegebenen Anregungen wirkten rasch auf jüngere Forscher. Auf der neuen Grundlage eröffnete sich ein er-

giebiges Feld für lautliche Untersuchungen. Man begnügte sich bald nicht mehr damit, die von den Physiologen übernommenen Resultate anzuwenden. Mehrere Sprachforscher, speziell Germanisten gingen zu eigenen Untersuchungen über die Erzeugung der Sprachlaute über und nahmen die Fortbildung der allgemeinen Phonetik selbst in die Hand. Sievers veröffentlichte 1876 *Grundsätze der Lautphysiologie zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen*. Der Hauptfortschritt dieses Werkes Brücke gegenüber bestand darin, dass nicht nur die Einzellaute behandelt wurden, sondern auch, worauf es für das Verständnis der Lautentwicklung vor allem ankam, die Art, wie sich die Einzellaute zu Silben, Wörtern und Sätzen verbinden, wobei auch der Accent eine ganz besondere Berücksichtigung fand. Es folgte 1877 Sweets *Handbook of Phonetics*, worin Bells System eine selbständige Weiterbildung fand. Nunmehr machte sich die Wirkung der englischen Phonetik auch in Deutschland geltend. Unter ihrem Einfluss erfuhr die zweite Auflage von Sievers' Werk eine wesentliche Umgestaltung. Sie erschien 1881 als *Grundsätze der Phonetik* (3 1885). Durch selbständige wertvolle Untersuchungen haben sich ausserdem namentlich J. Hoffory und J. Flodström verdient gemacht.

Verwendung fand die Phonetik nach verschiedenen Richtungen hin. So als ein Hilfsmittel für die Erlernung der modernen Umgangssprachen. Sweet gab hierzu den Anstoss, nach ihm namentlich der Norweger Joh. Storm. Neuerdings hat sich eine eifrige Propaganda dafür herausgebildet. Unentbehrlich war die Phonetik für eine wissenschaftlich brauchbare Beschreibung des Lautstandes der lebenden Mundarten. Eine solche ist in Deutschland zum ersten Male geliefert von J. Winteler: *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus*. Es sind darin auch selbständige phonetische Untersuchungen des Verfassers niedergelegt. Die Resultate waren auch für die Lautverhältnisse der älteren Sprachen aufklärend, und es zeigte sich, dass zur richtigen Beurteilung derselben das Studium der Mundarten unentbehrlich ist.

Nach dem Vorgange von Scherer fuhr man fort, genauere Untersuchungen über den Lautwert der in den Handschriften verwendeten Zeichen anzustellen, um auf dieser Grundlage die eigentliche Natur der Lautveränderungen zu erkennen. Man kam hierbei, besonders auf dem Gebiete des Ahd. auch dadurch vorwärts, dass man den Gebrauch eines jeden Schreibers für sich beobachtete. Diese Untersuchungen gingen überhaupt Hand in Hand mit einer genaueren Sonderung der Dialekte. Richard Heinzel lieferte 1874, den Anregungen Müllenhoffs und Scherers folgend, eine *Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache* (Urkundensprache) mit Excursen allgemeinerer Art über die Entwicklung des germanischen Vokalismus und Konsonantismus. Hiermit berührte sich vielfach der ziemlich gleichzeitig erschienene Aufsatz von Wilh. Braune *Zur Kenntnis des Fränkischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung* (PBB 1,1), worin einerseits der Gang der Verschiebung in wesentlichen Stücken richtiger bestimmt, anderseits die mannigfache Gliederung der deutschen Mundarten hinsichtlich ihres Verhaltens zur Lautverschiebung mit Hilfe urkundlichen Materials aufgedeckt wurde. Daran schloss sich eine neue Behandlung der germanischen Verschiebung von mir (PBB 1,147).

Die Auslautsverhältnisse des Got. und Ahd., über die Scherers Aufstellungen nicht genügen konnten, forderten zu neuer Untersuchung heraus. Eine wesentliche Förderung brachte hinsichtlich des Got. (und Ugerm.) Leskien durch einen auf der Leipziger Philologenversammlung 1872 gehaltenen Vortrag, hinsichtlich des Ahd. Braunes Abhandlung *Über die Quantität der althochdeutschen Endsilben* (PBB 2,125). Es mussten dabei Fragen der Flexionslehre hineingezogen werden. Eine Lösung mancher Schwierigkeiten ergab sich



wie in einigen Fällen schon für Scherer durch die Entdeckung, dass gewisse Formen des Got. und Ahd. sich nur scheinbar entsprechen, indem entweder verschiedene indogermanische Formen zu Grunde liegen oder die wirklich entsprechenden Formen durch Neubildungen nach Analogie verdrängt sind. Derartige Entdeckungen wurden auch sonst in der Flexionslehre gemacht. Besonders hervorzuheben ist die Arbeit von Sievers *Die starke Adjectivdeklinaton* (PBB 2,98).

In ähnlicher Weise wurde auf romanischem und slavischem Gebiete gearbeitet, und es veränderte sich allmählich auch das Verfahren der indogermanischen Sprachforschung. Man übertrug die Erfahrungen, die man an jüngeren, genauer zu beobachtenden Sprachstufen gemacht hatte, auf die Behandlung der älteren und ältesten, begnügte sich auch hier nicht mehr mit einem abstrakten Schematismus, sondern suchte sich ein Bild von den realen Vorgängen zu machen auf Grund der allgemeinen Bedingungen, unter denen alle Sprechthätigkeit steht. Auf einige der in dieser Richtung arbeitenden Forscher hatte Steinthal eingewirkt. Anregend waren auch die Schriften des amerikanischen Sprachforschers Whitney *Language and the study of language* (1876) und *The life and growth of Language* (1875), die, populär gehalten, zwar nicht auf eine wissenschaftliche Psychologie basiert, aber doch aus unbefangener Beobachtung der Sprechthätigkeit geschöpft waren. Bei der Spezialforschung traten zunächst zwei Momente in den Vordergrund. Erstens überzeugte man sich immer mehr, dass die Wirkung der sogenannten falschen Analogie nicht eine ausnahmsweise vorkommende Unregelmässigkeit sei, sondern etwas vom Wesen aller Sprachentwicklung Unzertrennliches, welches in den ältesten Perioden eine gerade so bedeutende Rolle gespielt habe wie nachweisbar in den modernen Sprachen. Zweitens wurde man immer strenger in der consequenten Durchführung von Lautgesetzen. Ermöglicht wurde dies zum Teil durch die Verwertung der Phonetik. Viele scheinbare Unregelmässigkeiten erkannte man als Schwankungen der Lautbezeichnung, nicht des Lautes. Veränderungen des nämlichen Grundlautes nach verschiedenen Richtungen hin, die zunächst willkürlich schienen, fanden ihre Erklärung durch Berücksichtigung lautlicher Momente, die man früher nicht beachtet hatte, vor allem des Accentus. Auch dadurch wurde vielfach Regelmässigkeit hergestellt, dass man die räumliche und zeitliche Erstreckung der einzelnen Erscheinungen genauer bestimmte. Aber vor allem wurden viele scheinbar unregelmässige Lautentsprechungen dadurch beseitigt, dass man sie auf die Wirkung der «falschen Analogie» zurückführte. So besteht ein direkter Zusammenhang zwischen der häufigeren Heranziehung dieses Erklärungsmittels und der Ausdehnung der lautlichen Consequenz. Leskien in seiner Preisschrift *Die Deklination im Slavisch-Litauischen und im Germanischen* (1876) sprach zuerst den Satz aus, dass man überhaupt keine Ausnahme von den Lautgesetzen gestatten dürfe. Dieser Satz fand ebenso lebhaften Widerspruch wie freudige Zustimmung. Es entbrannte ein heftiger Streit, bei dem neben persönlicher Animosität auch viele Begriffsverwirrung unterlief, und der nur durch genauere Definition der Schlichtung näher geführt werden konnte. Thatsache ist, dass auch diejenigen, welche die lebhafteste Opposition machten, soweit sie sich noch aktiv an dem Ausbau der Sprachwissenschaft beteiligten, nicht umhin konnten, eine grössere Consequenz als früher in den von ihnen angenommenen Lautentsprechungen zu erstreben und demgemäss einen ausgedehnteren Gebrauch von dem Erklärungsmittel der «falschen Analogie» zu machen.

Es war nicht schwer, dem Satze Leskiens eine Menge von Thatsachen gegenüberzustellen, die demselben zu widersprechen schienen. Die Frage war, ob es gelingen würde, sich mit denselben abzufinden. Es widersprachen

auch manche Hypothesen, an denen die ältere Sprachwissenschaft keinen Anstoss genommen hatte. Sie mussten durch neue ersetzt werden. Vergleich man die Laute der indogermanischen Ursprache, wie sie bisher konstruiert war, mit denen der einzelnen Sprachfamilien, so ergab sich, dass sich der selbe Grundlaut ohne ersichtliche Ursache in verschiedene Einzellaute gespalten haben müsse. Ein solcher Fall fand sich z. B. bei der germanischen Lautverschiebung, indem einem idg. *p*, *k*, *t*, im Got. bald *f*, *h*, *þ*, bald *b*, *g*, *d*, entsprachen. Da wurde 1877 die scheinbare Willkür von Karl Verner auf ein festes Gesetz zurückgeführt. Dieser wies in seinem Aufsätze *Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung* (Z. f. vgl. Spr. 23,97) nach, dass die verschiedene Behandlung der Laute durch den indogermanischen Accent bedingt sei, eine Entdeckung von ausserordentlicher Tragweite, nicht nur wegen der Aufklärung, die sie unmittelbar gewährte, sondern auch wegen der methodologischen Consequenzen, die sich daraus ziehen liessen. Man wurde nachdrücklich auf die Wichtigkeit des Accents für die Lautentwicklung hingewiesen. Die Überzeugung von der Regelmässigkeit des Lautwandels wurde gekräftigt, und zugleich war es ausserordentlich lehrreich, die Nachwirkungen dieses Lautwandels in den verschiedenen germanischen Sprachen und ihre allmähliche Beseitigung durch die Wirkung der Analogie zu beobachten. In diesem Falle also war die Schwierigkeit gelöst, indem die Entwicklung mehrere Laute aus einem anerkannt, aber die Bedingungen dafür aufgezeigt wurden. In mehreren anderen Fällen dagegen ergab sich, dass die angenommene Einheit überhaupt nicht bestanden hatte. Eine Schwierigkeit in der Entwicklung der Zungengaumenlaute war schon 1870 von Ascoli in seiner *Fonologia comparata* beseitigt, indem er bereits für die indogermanische Grundsprache eine doppelte Reihe solcher Laute annahm. Aber noch immer galt der Satz, dass die indogermanische Grundsprache nur die drei Grundvokale *a*, *i*, *u*, gekannt, und dass das *a* in den europäischen Sprachen sich in *a*, *e* und *o* gespalten habe, ohne dass sich irgendwelche ratio für diese Spaltung beibringen liess. Schleichers Schüler Joh. Schmidt hatte in seinem Werke *Zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus* (1871. 5) eine Reihe wichtiger bisher vernachlässigter Probleme, die der Vokalismus bot, in Angriff genommen. Aber so reich auch seine Sammlungen, so zutreffend viele seiner Zusammenstellungen waren, so oft er auch im Einzelnen die richtige Erklärung fand oder wenigstens anbahnte, so ging er doch in Kardinalpunkten fehl, weil er auf dem Boden des Schleicherschen Systems stehen blieb. Damit hing es zusammen, dass er auch bei der alten Methode blieb und sich nicht scheute, verschiedene Behandlung des gleichen Lautes ohne ersichtlichen Grund anzunehmen. Gelegentliche Zweifel an der Richtigkeit des herrschenden Systems waren allerdings schon öfters geäussert, aber ohne genauer verfolgt zu werden. In mehreren Punkten, namentlich in Bezug auf den Ursprung des germanischen *u* vor Nasal und Liquida war Amelung auf dem richtigen Wege, schon in seiner nicht gebührend beachteten Schrift *Die Bildung der Tempusstämme durch Vokalsteigerung im Deutschen* (1871), woran sich die erst nach seinem Tode (1875) veröffentlichte Abhandlung *Der Ursprung der deutschen a-Vokale* (ZfdA 18,161) anschloss. Unter dem Einflusse Verners stand ein Aufsatz von Herm. Osthoff *Zur Frage des Ursprungs der germanischen N-Deklination* (PBB 3,1), worin der Unterschied zwischen den starken und schwachen Kasus aus der ursprünglichen Betonung abgeleitet wurde. Hieran knüpfte wieder Karl Brugmann an, in zwei Aufsätzen, die 1876 im 9. Bd. von Curtius Studien zur griech. u. lat. Gramm. erschienen: *Nasalis sonans in der indogermanischen Grundsprache* und *Zur Geschichte der stammabstufenden Declination*. Er traf in einigen Punkten, ohne es zu wissen, mit Amelung zusammen. Seine Untersuchungen

waren aber umfassender und durchgreifender und riefen einen gänzlichen Umschwung in den Anschauungen über den indogermanischen Vokalismus hervor. Es folgte eine lange Reihe von Arbeiten, durch welche die ausgesprochenen Ideen weitergeführt und umgebildet wurden, von Brugmann selbst, Collitz, Fick, de Saussure, Joh. Schmidt, Mahlow, Osthoff, Hübschmann u. a. Wenn auch noch manches Problem zu lösen bleibt, so sind doch mehrere wichtige Punkte so gut wie allgemein anerkannt. Europäisch *a, e, o* weist man jetzt der indogermanischen Grundsprache zu; sie sind nicht durch Spaltung aus *a* entstanden, sondern umgekehrt das indische *a* durch einen Zusammenfall der drei Laute. Die Theorie von der Vokalsteigerung ist aufgegeben, und an ihrer Stelle die Annahme einer Vokalschwächung oder Ausstossung unter dem Einflusse der Tonlosigkeit getreten. Auf Grund der neuen Gesichtspunkte sind nun auch die Grimmschen Ablautsreihen zu Ehren gekommen, indem sie sich ungezwungen in das indogermanische System einfügen lassen. Im Zusammenhang mit der neuen Vokaltheorie sind auch die Anschauungen über die Flexion der Grundsprache nicht unerheblich umgestaltet.

Unterdessen wurden die Untersuchungen über die besonderen Verhältnisse des Germanischen eifrig weiter geführt, zum Teil unter dem Einflusse der für die idg. Grundsprache gewonnenen Resultate. Indem sich die neue Methode mit sorgfältiger Durchforschung der Quellen verband, gelangte man zu einer immer feineren Ausgestaltung der Laut- und Flexionslehre. Epochemachend war Sievers' Abhandlung *Zur Accent- und Lautlehre der germanischen Sprachen* (PBB 4, 522. 5, 63. 1877—8). Die Beiträge haben noch viele andere hierher gehörige Arbeiten gebracht. Unter den jüngern Forschern in dieser Richtung sind noch Friedrich Kluge und Rudolf Kögel hervorzuheben. In gleichem Sinne wie in Deutschland ist auch in Schweden gearbeitet. Man hat hier die neue Methode auf das Altnordische und Altschwedische angewendet. Die Behandlung der lebenden Mundarten ist auf vorzügliche Weise angegriffen, wofür die neugegründete Zschr. *De Svenska Landsmål* etc. das Hauptorgan wurde. Auch die gemeingermanische Sprachgeschichte ist durch wertvolle Beiträge gefördert. Ich nenne nur die Namen Leop. Fredrik Leffler, Adolf Noreen, Axel Kock, J. A. Lundell. Die altnordische Lautgeschichte ist ausserdem durch J. Hoffory, der, von Geburt Däne, nach Deutschland übergesiedelt ist, wesentlich gefördert. Ferner hat sich Bugge eifrig an der neuen Bewegung beteiligt.

Auf syntaktischem Gebiete ist in dieser Periode nicht wenig gearbeitet, aber ohne dass der Fortschritt ein so merklicher gewesen ist wie auf dem morphologischen. Die vergleichenden syntaktischen Forschungen von Berthold Delbrück, Ernst Windisch, Hübschmann, Joly u. a. wirkten auf die germanistische Spezialforschung, und man entlehnte ihnen namentlich die Ausgangspunkte bei der Behandlung der Kasus und Modi. Indessen gelangte man lange nicht zu einer eigentlich historischen Behandlung syntaktischer Probleme und beschränkte sich meist auf detaillierte Zusammenstellungen über den Gebrauch einzelner Denkmäler. Solche lieferten Arthur Köhler, Hugo Gering, Oskar Erdmann (*Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids*, 1874—6) und viele Andere. Unter dem Einflusse des Umschwunges, der sich zunächst auf dem Gebiete der Morphologie vollzog, hat sich allmählich eine historisch-psychologische Behandlung Bahn gebrochen, die sich namentlich in den Arbeiten von O. Behaghel zeigt.

Das Ringen nach einer festen Methode für die in so reichem Masse geübte historische Forschung, der Streit um die dabei anzuwendenden Grundsätze nötigte dazu, auf die allgemeinen Grundbedingungen der Sprachentwicklung zurück zu gehen. Dies geschah im Anschluss an die psycho-

logische Sprachbetrachtung Steinthals. Es galt, dieselbe in eine enge Verbindung mit den Erfahrungen der Detailforschung zu setzen. Eine Zusammenfassung der Resultate, die sich aus dieser Verbindung ergaben, habe ich in den *Principien der Sprachgeschichte* (1880. <sup>2</sup> 86) versucht.

Je mehr Fortschritte die Einzelforschung machte, um so mehr musste sich das Bedürfnis nach neuen zusammenfassenden Darstellungen geltend machen. Noch auf dem älteren Standpunkt steht die *Kleine altsächsische und altniederfränkische Grammatik* von M. Heyne (1873). Weinholds *Mittelhochdeutsche Grammatik* (1877. <sup>2</sup> 83) brachte ein reiches Material, jedoch nur mit teilweiser Berücksichtigung der neuern Forschung. In Einklang mit derselben steht die von Braune herausgegebene *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialecte*, die Verfasser haben jedoch teilweise eine Zurückhaltung in der Mitteilung der sprachwissenschaftlichen Auffassung beobachtet. Am meisten ist dies geschehen in der *Gotischen Gramm.* von Braune (1880. <sup>3</sup> 87), die sich im wesentlichen auf eine zuverlässige Zusammenstellung des Materiales beschränkt. Am meisten auf eigener Durchforschung der Quellen beruht die *Angelsächsische Gramm.* von Sievers (1882. <sup>2</sup> 86), wodurch alle älteren Darstellungen überflüssig gemacht sind. Darin sind zum ersten Male die prosaischen Quellen gründlich ausgebeutet und die Dialekte genauer geschieden. Die *All- islandische und Altnordwegische Gramm.* von Noreen (1884) hat ihren Schwerpunkt in der Lautlehre, worin sie alle früheren Darstellungen an Reichhaltigkeit und wissenschaftlicher Verarbeitung bei weitem übertrifft. Die *Althochdeutsche Gramm.* von Braune (1886) kam einem dringenden Bedürfnisse entgegen, da die reiche Arbeit der letzten Jahre auf diesem schwierigen Gebiete eine übersichtliche Zusammenfassung ganz besonders erheischte und Manches noch durch eigene Beobachtung festgestellt werden musste. Unter den sonst erschienenen Grammatiken ist die *Mittelniederländische* von Frank hervorzuheben (1883), welche, gleichfalls unter dem Einflusse der neueren Forschungsmethode stehend, die früheren Darstellungen auch durch die Fülle des Materiales übertrifft. Niederländer haben sich besonders durch genaue statistische Zusammenstellungen verdient gemacht. Hierher gehört *De oudnederlandsche Psalmen* von Cosijn (1873), *Altwestsächsische Grammatik* von dem selben (I 1883. II 1886), *Altsächsische Laut- und Flexionslehre* von Gallée, I (1878). An einer genügenden Darstellung des Mittelenglischen fehlt es noch immer. Daher war auch schon die eingehende Behandlung der Sprache des hervorragendsten Autors, wie sie Ten Brink in *Chaucers Sprache und Verskunst* (1884) gab, sehr willkommen. Die Entwicklung der englischen Laute hat in der Neubearbeitung von Sweets *History of English Sounds* (1888) eine vorzügliche Darstellung gefunden. Dieselbe ist sehr viel reichhaltiger geworden und hat alle Fortschritte der sprachwissenschaftlichen Methode verwertet.

§ 97. In Bezug auf Ausschöpfung des Materials ist man in der Lexikographie schon viel weiter gekommen als in der Grammatik. Nachdem von J. Grimm die allgemeinen Grundlagen für die letztere geschaffen waren, war das Bedürfnis nach einer feineren Ausgestaltung derselben bei weitem nicht so gross, als die Sammlung und Ausdeutung des Wortschatzes, die notwendigste Unterlage für das Verständnis der Texte. Der nächste Zweck war die Konstatierung der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes mit Hülfe der mehrsprachigen Überlieferung und möglichst reichhaltiger Sammlung und Vergleichung der Belegstellen, weiterhin die Entwicklung der verschiedenen Verwendungsweisen aus einer Grundbedeutung, die Bestimmung des Wortvorrats der einzelnen Schriftsteller, endlich die Etymologie, die Feststellung der Wortverwandtschaft nicht nur innerhalb des selben Dialekts, sondern auch auf dem Gesamtgebiete der germanischen und indogermanischen Sprachen. Auch

die dialektischen Gestaltungen und die flexivischen Abwandlungen der Wörter haben in vielen Wörterbüchern eine eingehende Berücksichtigung gefunden, so dass dieselben nicht selten als Ersatz für mangelnde systematisch-grammatische Darstellungen dienen können. Dagegen ist auf die Ursache des Untergehens und Aufkommens der Wörter und Verwendungsweisen noch wenig geachtet. Dazu bot die an und für sich unwissenschaftliche alphabetische Anordnung keine Veranlassung. Diese gewährt aber doch für den nächsten Zweck des Wörterbuchs so viele Vorteile, dass man mit Recht von der früher beliebten etymologischen Anordnung zu rein alphabetischer übergegangen ist.

Der gotische Wortschatz ist mit erschöpfenden Belegstellen in der Ausgabe des Ulfilas von Gabelentz und Löbe verzeichnet. Ein besonderes *Gotisches Glossar* von E. Schulze (1848) hat die Bequemlichkeit für sich, dass es der Ordnung des gewöhnlichen Alphabetes folgt. Graffs *Althochdeutscher Sprachschatz* (1834—42) hat den Mangel einer misslichen etymologischen Anordnung, dem der Index von Massmann (1846) abzuhelfen sucht, und es fehlt sehr an der wünschenswerten Exactheit. Demungeachtet muss man sehr dankbar sein für die rasche Vollendung eines solchen Werkes, welches für die gedeihliche Entwicklung der althochdeutschen Studien ganz unentbehrlich war. Auch für grammatische Zwecke haben sich die Zusammenstellungen Graffs recht brauchbar erwiesen. Specialwörterbücher sind mehreren Ausgaben beigegeben, das umfänglichste enthält der dritte Band von Kelles *Otfrid* (1881). Für die mittelhochdeutsche Lexikographie war Beneckes *Wörterbuch zu Hartmanns Iwein* (1833) durch die Vollständigkeit der Induktion und die Feinheit in der Bestimmung der Bedeutung epochemachend. An dieses Muster schlossen sich mehr oder weniger eine Reihe von Spezialglossaren an. Der erste Versuch eines Gesamtwörterbuchs von Ad. Ziemann (1838) konnte wenig genügen. Das Alt- und mittelhochdeutsche umfasste das treffliche Wörterbuch zum ersten Bande von W. Wackernagels *Deutschem Lesebuch* (1839). In der Folge ist dasselbe zu einem allgemeinen Handwörterbuch ohne Belege umgearbeitet. Mit Benutzung von Materialien, die Benecke gesammelt hatte, haben W. Müller und Zarncke ein *Mittelhochdeutsches Wörterbuch* ausgearbeitet (1854—68), welches in ähnlicher Weise wie Graffs Sprachschatz grundlegend geworden ist und sich vor diesem durch viel grössere Genauigkeit auszeichnet. Das *Mittelhochdeutsche Handwörterbuch* von Matthias Lexer (1872—8) sollte drei Zwecken dienen, die sich nicht gut mit einander vereinigen liessen: es sollte ein Index zu dem nicht rein alphabetisch geordneten Wörterbuche von Müller-Zarncke sein, ein kurzer Auszug aus demselben und eine Ergänzung dazu. Der letzte Zweck ist zur Hauptsache geworden, so dass beide Werke ihren selbständigen Wert haben und zusammen eine höchst reichhaltige Sammlung darstellen. Das *Altdeutsche Wörterbuch* von Oskar Schade (1866, in bedeutend erweiterter Gestalt 1872—82) ist ein Handbuch für Alt- und Mittelhochdeutsch mit vergleichender Heranziehung der übrigen germanischen Dialekte und der verwandten Sprachen. Auf dem Gebiete des Mitteldeutschen hat Bech sehr reichhaltige Sammlungen gemacht, aus denen aber bis jetzt nur zerstreute Mitteilungen gemacht sind. Den altsächsischen Wortschatz verzeichnete das *Glossarium Saxonium* von Schmeller (1840, als zweite Lieferung des Heliand), dann wieder M. Heyne in seiner Ausgabe des Heliand (zuerst 1866) und der kleineren altniederdeutschen Denkmäler. Ein ausführliches *Mittelniederdeutsches Wörterbuch* lieferten Karl Schiller und A. Lübben (1875—81). Als Ergänzung zu den friesischen Rechtsquellen erschien ein vollständiges *Altfrisches Wörterbuch* von K. v. Richthofen (1840). Eine umfassende Bearbeitung des neuhochdeutschen Wortschatzes wurde in dem *Deutschen Wörterbuch* von J. und W. Grimm in Angriff ge-

nommen. Die Aufforderung zur Übernahme dieser Arbeit trat von aussen an die Brüder heran. Sie erhielten dieselbe kurz nach ihrer Absetzung von den damaligen Inhabern der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, S. Hirzel und K. Reimer, die mit Haupt den Plan verabredet hatten. Ein Hauptbestimmungsgrund war dabei die Existenz der Brüder zu sichern. Die Vorarbeiten nahmen noch längere Zeit in Anspruch. An dem Ausziehen von Belegstellen aus den Schriftstellern beteiligten sich viele Personen, aber nur wenige mit genügender Einsicht in die Natur der Aufgabe. Seit 1852 erschien das Werk in Lieferungen. Jacob hat A—C, E, und den grössten Teil von F ausgearbeitet. Welche Fülle von Belehrung auch aus dieser Arbeit zu schöpfen ist, mit dem Massstab seiner älteren Fundamentalwerke darf man sie nicht messen. Er hat es selbst ausgesprochen, dass er lieber lernen als lehren möge. Es war ihm nicht gegeben sich die Bedürfnisse des Publikums klar zu machen und sich denselben überall anzupassen. Seine Sympathie ist bei der älteren Zeit, und dies macht sich darin geltend, dass er mit den Belegen vielfach in das Mittelalter zurückgreift, dass er im neuhochdeutschen Sprachschatz das Altüberkommene vor dem Neugebildeten bevorzugt und dasselbe vielfach selbst, wo es schon abgestorben ist, künstlich neu beleben möchte. Dagegen reizt es ihn nicht den modernen Sprachgebrauch bis in alle Einzelheiten zu verfolgen. Scharfe Begriffsbestimmungen, genaue logische Unterscheidungen, wie sie auf diesem Gebiete not thun, sind nicht seine Sache. Wilhelm hat nur D vollendet. Seiner Natur entsprach die Arbeit schon mehr, und man wird ihm hier unbedenklich den Vorzug vor seinem Bruder zuerkennen. Nach dem Tode Jacobs ist die Fortsetzung Karl Weigand und Rudolf Hildebrand übertragen. Ersterem ist es nur noch vergönnt gewesen F zu Ende zu führen. Weiter hinzutreten sind M. Heyne (1867), Lexer (1881), Ernst Wülcker (1886). War schon J. Grimm allmählich ausführlicher geworden, als in dem ursprünglichen Plane lag, so sind die Fortsetzer darin noch weiter gegangen, am weitesten Hildebrand, dem man dies öfters zum Vorwurf gemacht hat, dessen Arbeit aber durch die sorgfältige Ausschöpfung der Quellen, durch die Feinheit und Umsicht der Beobachtung den wertvollsten Teil des Ganzen bildet. Das ausführlichste vollendete neuhochdeutsche Wörterbuch ist das von Sanders (1859—65), wozu noch ein Ergänzungswörterbuch (1879—85) gekommen ist. Anzuerkennen ist darin die Fülle des gesammelten Materiales (vornehmlich aus der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts), es fehlt aber an einer wirklichen Entwicklung der Bedeutung, wozu den Verfasser schon seine Unkenntnis der älteren germanischen Dialekte unfähig machte. Die Entwicklungsgeschichte der Worte ist viel besser dargestellt in dem kürzeren *Deutschen Wb.* von Weigand (1857—71. <sup>3</sup> 1878). In das Mittelalter zurück greift das *Hoch- und niederdeutsche Wb. der mittleren und neueren Zeit* von Lor. Dieffenbach und E. Wülcker (1874—85), als Ergänzung zu den vorhandenen Wörterbüchern gedacht, jetzt abgebrochen. Der Wortschatz der lebenden Mundarten hat reiche Bearbeitung gefunden. Schmellers *Bayerisches Wb.* (vgl. § 71) bildete ein grosses Vorbild. Dasselbe schloss aber auch die literarischen Quellen ein und bildet auch für diese eine noch nicht vollständig ersetzte Fundgrube. Es ist zugleich eine reiche Sammlung für volkstümliche Sitte. Schmeller hatte aus Rücksicht auf den Verleger kürzen müssen. Das von ihm zurückgelegte und das erst später gesammelte Material wurde in einer neuen Ausgabe von Frommann (1869—78) verarbeitet. Über die zahlreichen sonstigen Idiotika vgl. den Anhang zu Abschn. 5. Das umfassendste, das sich am nächsten an Schmeller anschliesst, auch darin, dass die literarischen Quellen verwertet werden, ist das *Schweizerische Idiotikon*, welches auf Grund von Sammlungen, die von den

verschiedensten Seiten her beige-steuert sind, von Friedr. Staup und Ludw. Tobler, denen sich neuerdings R. Schoch und H. Bruppacher zugesellt haben, bearbeitet wird (1881 ff.).

Ein sehr ausführliches *Middel-nederlandsch Woordenboek* von De Vries (1864) blieb zunächst noch im Buchstaben A stecken. Kein voller Ersatz wurde geschaffen durch die *Bijdrage tot een Middel- en Oudnederlandsch Woordenboek* von Oudemans (1869—80). Der Plan von De Vries ist wieder aufgenommen in dem *Mndl. Wb.* von Verwijs und Verdam (1882 ff.), von denen jedoch der erstere vor Beginn des Druckes gestorben ist. Ein neuniederländisches Wörterbuch, welches sich nach Anlage und Ausführung dem grossen deutschen Wb. würdig zur Seite stellt, ist nach längerer Vorbereitung und Beihilfe von vielen Seiten wirklich begonnen (1882) als *Woordenboek der Nederlandsche Taal*, bearbeitet von de Vries und L. A. te Winkel.

Das *Dictionary of the Anglo-Saxon Language* von Bosworth übertraf zwar Lyes Dictionarium erheblich an Reichhaltigkeit, war aber noch weit entfernt von Vollständigkeit und liess in Bezug auf grammatische Korrektheit sehr viel zu wünschen übrig. Die angelsächsischen Wörterbücher von Ettmüller (1851) und Leo (aus seinem Nachlasse 1872—7) sind nur als Nothelfer zu brauchen. Sehr wertvoll war dagegen bei manchen Mängeln Greins *Sprachschatz der angelsächsischen Dichter* (Bd. 3, 4 seiner Bibliothek, 1861—4) wegen der Vollständigkeit der Belege. Bosworth hat seine Sammlungen fortgesetzt, auf Grund deren eine bereicherte Umarbeitung seines Dict. erscheint, besorgt von Toller (1882 ff.). Unter den Einzelglossaren ist das von Sweet zu den *Oldest Engl. Texts* hervorzuheben. Ein vom 12—14. Jahrhundert reichendes mittel-englisches Wb. (*Old English Dict.*) hat Stratmann verfasst (1864 ff.<sup>3</sup> 1878). Weit gründlicher, aber noch nicht abgeschlossen ist Mätzners sich an seine *Sprachproben* anschliessendes Wb. Einzelglossare sind vielen Textausgaben beige-fügt, namentlich denen der Early Engl. T. S. Die zahlreichen neuenglischen Wörterbücher, sowohl die in England als die in andern Ländern erschienenen, haben fast ausschliesslich praktische Zwecke verfolgt. Um die Sammlung und Erklärung veralteter und provinzieller Wörter hat sich namentlich Halliwell verdient gemacht. Ein umfassendes historisches Wb. ist auf Anregung der Philological Soc. unternommen. Durch Kollektivarbeit sind umfassende Materialien zusammengebracht, die unter Leitung von James Murray verarbeitet werden. Die erste Lieferung ist 1884 erschienen. Ein vorzügliches Spezialglossar ist das *Shakespeare Lexicon* von Al. Schmidt (1874.<sup>2</sup> 1886). Für die Sammlung des mundartlichen Wortschatzes hat namentlich die Dialekt Soc. schon Dankenswertes geleistet, deren Thätigkeit sich im wesentlichen hierauf beschränkt hat.

Was das Altnordische betrifft, so war es eine natürliche Folge der grossen Verschiedenheit zwischen dem poetischen und dem prosaischen Wortschatz, dass man sich in die Bearbeitung beider theilte. Der erstere wurde in erschöpfender Weise von Sv. Egilsson gesammelt. Seine Arbeit wurde erst nach seinem Tode auf Kosten der Oldsk. S. gedruckt als *Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis* (1844—60), das wertvollste und noch immer unentbehrliche Hülfsmittel für das Verständnis der nordischen Poesie, wenn auch in Bezug auf Ansetzung der Sprachformen veraltet und in den Bedeutungsangaben mannigfacher Korrekturen bedürftig. Materialien zu einem Wörterbuch für die Prosa brachte in den Jahren 1840—7 der Engländer Rich. Cleasby zusammen, indem er isländische Gelehrte, unter andern K. Gislason auf seine Kosten sammeln liess. Er starb aber, ehe er die Verarbeitung seiner Sammlungen weit geführt hatte. Zwei sich vorwiegend auf die Prosa beschränkende Werke erschienen dann ziemlich gleichzeitig, eins von dem

Isländer Erik Jonsson (1863), ein anderes viel brauchbareres von dem Norweger Joh. Fritzner: *Ordbok over det gamle norske Sprog* (1862—7). Nur auf eine bestimmte Anzahl von Prosatexten beschränkt, aber für das Verständnis derselben sehr nutzbringend war das *Altnordische Glossar* von Möbius (1866). Mit Benutzung von Cleasbys Materialien, hauptsächlich aber auf Grund selbständiger Durcharbeitung der Texte verfasste G. Vigfusson sein *Icelandic-English Dictionary* (1874), worin auch der poetische Wortschatz aufgenommen wurde. Jón Þorkelsson lieferte wertvolle Ergänzungen zu den vorhandenen Wörterbüchern: *Supplement til islandske Ordbøger* 1876, *anden Samling* 1879—85. Seit 1886 ist eine erheblich bereicherte neue Auflage von Fritzners *Ordbok* im Erscheinen begriffen.

Die norwegische Volkssprache wurde auch lexikalisch durch Aasen bearbeitet in dem *Ordbog over det norske Folkesprog* (1850), in zweiter Auflage als *Norsk Ordbog* (1873).

Die altschwedische Rechtssprache fand eine sehr genaue Behandlung in den Glossarien, welche Schlyter den einzelnen Bänden seines *Corpus juris* beifügte, und in dem als Vol. XIII sich anschliessenden zusammenfassenden Glossarium (1877). 1883 erschien ein sechster Bd. von Rydqvists *Svenska språkets lagar*, bearbeitet von K. F. Söderwall, welcher ein Register zu Bd. 4. 5 brachte, dem aber ausserdem eine Menge anderer Wörter der älteren Sprache eingefügt waren, so dass es einen vorläufigen Ersatz für den Mangel eines vollständigen Wörterbuches bildet. Ein solches hat dann Söderwall zu liefern begonnen in dem *Ordbok öfver Svenska Medeltidspråket* (1884 ff.). Den gesamten mundartlichen Wortschatz zusammenzubringen unternahm, von vielen Seiten unterstützt J. E. Rietz in seinem *Ordbok öfver Svenska Allmogespråket* (1862), welches allerdings der Vervollständigung und Berichtigung noch sehr bedürftig war. Der in jüngster Zeit erwachte Eifer auf dem Gebiete der Dialektforschung hat sich natürlich auch auf den Wortschatz erstreckt.

Der Wortschatz des Dänischen ist besonders von Molbech bearbeitet. Sein *Dansk Ordbog* (1833. <sup>2</sup> 1854—9) gibt die vollständigste Zusammenfassung der neueren Sprache, da das von der königl. Gesellsch. der Wissenschaften seit 1793 herausgegebene Wörterbuch immer noch nicht vollendet ist. Er verfasste ferner ein *Dansk Dialect-Lexicon* (1841), welches freilich unseren heutigen Anforderungen kein Genüge leistet, und ein *Dansk Glossarium* (1857—66), welches die veralteten Wörter verzeichnet. Neuerdings liefert O. Kalkar ein ausführliches *Ordbog til det ældre danske Sprog* (1881 ff.). Eine ausgezeichnete Bearbeitung des jütischen Wortschatzes liefert seit 1886 H. F. Feilberg.

Zur Etymologie, die in vielen der genannten Wörterbücher mehr oder weniger eingehend berücksichtigt ist, sind ausserdem zahlreiche Beiträge geliefert, die teils in besonderen Abhandlungen niedergelegt, teils in grammatische und kulturgeschichtliche Arbeiten eingestreut sind. Dabei mischten sich mit richtigen Kombinationen noch massenhafte Einfälle einer ungeregelten Phantasie. Selbst Grimm und Bopp, die sich auf diesem Gebiete sehr produktiv zeigten, waren weit entfernt von einer strikten Beobachtung der Lautgesetze. Zusammenfassende Behandlung fand der indogermanische Wortschatz nach Potts grundlegenden *Forschungen* zunächst in mehreren Werken, die nicht auf eine Umspannung des ganzen Gebietes ausgingen, sondern den Wortschatz einer Sprachfamilie durch vergleichende Heranziehung der übrigen zu erläutern suchten: Benfey's *Griechisches Wurzellexikon*, (1839—42), Bopps *Glossarium sanscriticum*, zweite Aufl. (1840—7. <sup>3</sup> 1866. 7), Diefenbachs *Lexicon comparativum linguarum indogermanicarum*, welches das Germanische in den Mittelpunkt stellte (1846), Curtius' *Grundzüge der griechischen Etymologie* (1858 bis 62. <sup>5</sup> 1879). Eine gleichmässige knappe Behandlung des ganzen Gebiets



unternahm Fick in dem *Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache* (1868), worin er den Wortschatz in seiner ursprünglichen Gestalt in ähnlicher Weise zu rekonstruieren suchte, wie Schleicher die grammatischen Formen der Grundsprache. Von der zweiten Auflage an wurde der Plan erweitert durch Aufnahme derjenigen Wörter, die nur einigen Sprachfamilien gemein sind, und es erschien nun als *Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen* (1870—1. <sup>3</sup> 1874—6). Darin ist auch der Versuch gemacht, den gemeingermanischen Wortschatz zusammenzustellen, aber nicht nach richtigen Grundsätzen und mit Einmischung vieler Fehler. Durch das Aufblühen der romanischen Philologie wurde auch der germanischen Etymologie neuer Stoff zugeführt. Es galt sowohl die germanischen Elemente in den romanischen Sprachen als die romanischen Elemente in den germanischen Sprachen zu untersuchen. So brachte das *Etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen* von Diez (1853. <sup>4</sup> 1878), woran sich zahlreiche Einzelforschungen anschlossen, auch unserer Wissenschaft reiche Förderung. Ein vollständiges, den einheimischen und den entlehnten Stoff zusammenfassendes Wörterbuch der germanischen Sprachen ist noch ein Desiderium. Als vorläufiger Ersatz kann einigermassen Schades *Altddeutsches Wörterbuch* dienen. Der Wortbestand der gegenwärtigen Schriftsprache ist behandelt in dem *Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache* von F. Kluge (1883. <sup>4</sup> 1888). Nach dem Muster desselben ist ein *Etymologisch woordenboek der nederlandsche taal* von J. Franck begonnen (1884 ff.). Die Etymologie des Englischen ist in Deutschland von Eduard Müller (1865. <sup>2</sup> 1878), in England besser von Skeat (1879—82. <sup>2</sup> 1884) behandelt.

§ 98. Ein besonderer Teil der Wortkunde, der von jeher die dilettantische Neugier gereizt hatte, die Etymologie der Eigennamen, bot ein weites Feld für die durch den Fortschritt auf dem Gebiete der Grammatik und Lexikographie immer mehr ermöglichte strengere Forschung. J. Grimm zeigt schon in der ersten Auflage der Grammatik sein reges Interesse für die Eigennamen und hat dasselbe später in verschiedenen kleineren Arbeiten bethätigt. Als eine der frühesten grösseren Untersuchungen über Ortsnamen muss die von N. M. Petersen *Om danske og norske Stednavnes Oprindelse og Forklaring* (Nord. Tidskr. f. Oldkyndighed II, 1883) hervorgehoben werden. Eine zusammenhängende Untersuchung *Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen* veröffentlichte Pott 1853 (<sup>2</sup> 1859). Umfassende Sammlung des Materials war die notwendigste Vorbedingung für die Anstellung gedehlicher Untersuchungen. Daher veranlasste J. Grimm die Berliner Akademie zur Aussetzung eines Preises für die Sammlung der altddeutschen Namen. Diesem Anstoss verdankt Förstemanns *Altddeutsches Namenbuch* seine Entstehung, wovon Bd. I *Personennamen* 1854, Bd. II *Ortsnamen* 1856—9, in zweiter Auflage 1872 erschienen ist. Eine systematische Darstellung, *Die deutschen Ortsnamen* lieferte Förstemann 1863. Reiche Sammlungen hat Müllenhoff angelegt, von denen aber bisher nur einiges gelegentlich zur Verwertung gekommen ist. Unter den übrigen Namensforschern nenne ich noch Franz Stark, G. Andresen und L. Steub. Es ist ziemlich viel auf diesem Gebiete gearbeitet, aber doch nicht genug im Verhältnis zu der Masse des Materiales und nicht zusammenhängend und methodisch.

§ 99. Den von den Brüdern Schlegel gegebenen Beispielen geschichtlicher Behandlung der Literatur waren die Begründer der germanischen Philologie nur nach gewissen Richtungen hin gefolgt. Die Brüder Grimm hatten die stoffliche Tradition verfolgt, Lachmann hatte sich auf kritische Feststellung der Verfasserschaft, der Chronologie u. dergl. beschränkt. Der Gedanke an eine zusammenfassende Darstellung der deutschen Literatur, auch

nur der mittelalterlichen lag dem einen wie dem andern fern. Dagegen trug sich Uhland schon in den zwanziger Jahren mit dem Plane einer umfassenden Geschichte der älteren Literatur. Er kam zunächst nicht über Fragmente hinaus, aber der Antritt seiner Professur veranlasste ihn, seine Idee wenigstens für den mündlichen Vortrag zur Ausführung zu bringen. Er hielt 1830—1 Vorlesungen über *Geschichte der altdeutschen Poesie* (bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts), die freilich zunächst nur auf einen beschränkten Kreis wirken konnten, da sie erst 1865. 6 (Sch. I. 2) gedruckt sind. Es überwiegt darin durchaus die Darstellung des Stofflichen und des Traditionellen, wogegen die Betrachtung der Kunstformen und der dichterischen Individualitäten zurücktritt. Mit Vernachlässigung der chronologischen Folge der Dichtungen wird nur nach der Art ihres Inhalts gruppiert.

Schilderungen der neueren deutschen Literatur sowie Gesamtdarstellungen, die auch die ältere Zeit umfassen, sind zunächst von Männern ausgegangen, die ausserhalb des Kreises der eigentlichen Germanisten standen. Auch diese sind vornehmlich von den Romantikern angeregt. Nicht gering war auf sie der unmittelbare Einfluss unserer grossen klassischen Dichter. Aus Lessings und Schillers Schriften, namentlich aus der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung wurden die ästhetischen Kategorien entlehnt, nach denen man urteilte und rubrizierte. Die von ihnen über ihre Vorgänger und Zeitgenossen gefällten Urteile wurden übernommen. Goethes *Dichtung und Wahrheit* war ein klassisches Beispiel literargeschichtlicher Biographie, wie es bisher noch nicht seines Gleichen gehabt hatte. Noch nie hatte man bisher mit solcher Achtsamkeit alle Momente verfolgt, die für die geistige Entwicklung eines Individuums bestimmend gewesen waren. Durch seine Auffassung der Literatur des 18. Jahrhunderts sind die späteren Darstellungen bis auf die neueste Zeit stark beeinflusst. Massgebend für die Konstruktion der Literaturgeschichte wurde ferner die Hegelsche Philosophie, die ihrerseits unter dem Einflusse der romantischen Theorie stand. Nicht wenige ihrer Vertreter haben sich mit Literaturgeschichte abgegeben. Andererseits kamen Anregungen von Seiten der aufblühenden politischen und der allgemeinen Kulturgeschichte. So berücksichtigte z. B. Schlosser in seiner *Geschichte des 18. Jahrhunderts* (zuerst 1823) aufs eingehendste die literarischen Verhältnisse.

In den Versuchen, welche in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts gemacht wurden, die Geschichte der deutschen Literatur für einen weiteren Leserkreis darzustellen, z. B. von Franz Horn, Friedr. Bouterwek und L. Wachler, musste vielfach rhetorisches Pathos den Mangel an gründlicherer Kenntnis und historischem Blick verdecken. Einen gewaltigen Aufschwung nahm die deutsche Literaturgeschichte mit der *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen* von Georg Gottfried Gervinus (1835—42). G., als Historiker von Fach, musste sich zwar für die ältere Zeit in den spezifisch philologischen Fragen von Autoritäten leiten lassen, aber er hatte doch für alle Zeiträume unmittelbar aus den Quellen geschöpft und sich durch umfassende Belesenheit eine lebendige Anschauung und ein selbständiges Urteil über die dichterischen Produktionen, auch der untergeordneten gebildet, so dass er im Stande war, wirkliche Charakteristiken zu entwerfen, die, soweit das überhaupt möglich ist, als Ersatz für eigene Lektüre dienen konnten. Er nahm zuerst dem blossen ästhetischen Raisonnement gegenüber mit Entschiedenheit den Standpunkt des Historikers ein, der jede Erscheinung aus ihrer Zeit im Zusammenhange mit der ganzen übrigen Kultur zu verstehen sucht. Freilich wird die Unbefangenheit des Urteils durch schroffe Einseitigkeit der Anschauung getrübt. G. war von der neuen klassischen Dichtung ausgegangen, in die er sich früh mit Liebe versenkt hatte. Die Poesie und die ästhetischen Ansichten

Goethes und Schillers zur Zeit ihres gemeinsamen Zusammenwirkens waren für ihn nicht nur der absolute Höhepunkt der deutschen Literatur, sondern auch der Massstab, wonach alles gemessen wurde. Er wollte in seiner Geschichte zunächst nur zeigen, wie man zu diesem Höhepunkt gelangt sei. Einen zweiten Massstab, der sehr häufig angelegt wurde, gab die griechische Poesie, neben welcher die Dichtung Goethes und Schillers nur deshalb ihre Stelle behauptete, weil sie dem griechischen Ideale am nächsten kam. Nach solchem Masse gemessen erschien die altgermanische und mittelalterliche Dichtung in einem viel ungünstigeren Lichte als bei den Romantikern und Germanisten. Es war dies eine heilsame Reaktion gegen falsche Idealisierung, aber doch auch wieder keine gerechte Würdigung, zumal in historischem Sinne. Einen eigentümlichen Charakter hat das Werk auch durch die politischen Tendenzen des Verfassers erhalten, von denen er viel zu sehr erfüllt war, als dass sie sich nicht in allen seinen Arbeiten hätten hervordrängen sollen. War es doch geradezu der praktische Endzweck seiner Literaturgeschichte, die Nation von dem literarischen Treiben abzulenken und auf politische Thätigkeit zu verweisen. Auch für das Verhältnis von Politik und Poesie waren ihm die Griechen unbedingtes Ideal, und dass er nicht das gleiche Verhältnis in der deutschen Entwicklung wiederfand, verstimmte ihn gegen dieselbe. G. liebt es sehr, Parallelen zwischen räumlich und zeitlich weit auseinander liegenden Erscheinungen zu ziehen. Dadurch scheint mir eine reine Auffassung der Verhältnisse mehr gehemmt als gefördert. Auch das Streben, künstlerisch abgerundete Gruppen zu bilden ist manchmal nur durch ein gewaltsames Zwängen der Thatsachen durchgesetzt. Trotz dieser Mängel bildet das Werk eine würdige Ergänzung zu den Fundamentalwerken der Brüder Grimm. Bei der Mangelhaftigkeit der Vorarbeiten, auf denen es aufgebaut war, konnte es natürlich nicht anders sein, als dass es der Nachträge und Berichtigungen nach vielen Seiten hin bedurfte. G. ist bemüht gewesen, in späteren Auflagen den Fortschritten der Wissenschaft nachzukommen. Seit der vierten führt es den Titel *Geschichte der deutschen Dichtung*. Von der fünften (1871—4) hat er nur noch zwei Bände zum Druck befördern können, Bd. 3—5 sind von Bartsch herausgegeben.

Es traf sich glücklich, dass sich dem Werke von Gervinus ein anderes von wesentlich verschiedener Einrichtung zur Seite stellte, welches dasselbe in vortrefflicher Weise ergänzte, der *Grundriss zur Geschichte der deutschen National-literatur* von Aug. Koberstein. Der Verfasser, als praktischer Schulmann von gründlicher germanistischer Bildung, hatte sein Werk ursprünglich für Gymnasien bestimmt, und es umfasste in der ersten Auflage (1827) nur 299 Seiten. Mit der Zeit ist es aber weit über den ursprünglichen Rahmen hinausgewachsen, in der fünften, nach des Verfassers Tode von Bartsch besorgten Ausgabe (1872—3) bis auf 5 Bände. Von einer sechsten, wieder durch Bartsch bereicherten Ausgabe ist 1884 Bd. 1 erschienen. Eine Folge der allmählichen Erweiterung ist freilich, dass der Stoff mangelhaft verarbeitet ist, indem die Anmerkungen den Text überwuchern. Ein Kunstwerk, das man in fortlaufender Lektüre genießen könnte, hat K. nicht geschaffen. Auch erhält man durch ihn nicht wie durch Gervinus eine Anschauung von dem Inhalt der literarischen Erzeugnisse. Dagegen ist das Material noch vollständiger verwertet, das Verhältnis zu den Quellen ist überall ersichtlich, und man wird über die philologische Detailarbeit orientiert. Die dichterische Form, die von Gervinus sehr vernachlässigt ist, findet sorgfältige Berücksichtigung. Besonders eingehend ist die ästhetische Theorie und Kritik behandelt.

Unter den zahlreichen populären Darstellungen, die auf Gervinus gefolgt sind, ragt die *Geschichte der deutschen National-Litteratur* von Vilmar (zuerst

1845) gleich sehr durch Geist und Sachkenntnis hervor. Christliche, streng protestantisch-orthodoxe Gesinnung, warme Begeisterung für das deutsche Altertum, Opposition gegen den Geist der modernen Poesie, welche doch gegen die ästhetischen und auch die ethischen Vorzüge derselben nicht blind ist, Klarheit und feiner Geschmack, verbunden mit einem wohlthuenden Pathos charakterisieren das Werk. Streng wissenschaftlich gehalten ist die leider nur bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts gediehene *Geschichte der deutschen Literatur* von W. Wackernagel (1848—55), bei aller Knappheit der Darstellung doch sehr reichhaltig, auch die Prosa eingehend berücksichtigend. Sie führt überall auf die unmittelbaren Quellen zurück. Einige weitere noch ausgearbeitete Paragraphen sind in der *ZfdPh* 4, 33 veröffentlicht durch Martin, der auch eine Neubearbeitung begonnen hat (1879 ff.). Fast ausschließlich nach der bibliographischen Seite hin liegt das Verdienst von Goedeke's *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen* (1856—81), 2. Ausgabe (1884 ff.) unvollendet hinterlassen, besonders für das 16. Jahrhundert, aber auch für die spätere Zeit ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Monographische Behandlung hat die ältere Literatur in reichem Masse gefunden. Zunächst wurden vornehmlich diejenigen Fragen behandelt, die zu der kritischen Behandlung des Textes in nächster Beziehung standen, die Fragen nach dem Verfasser, nach Heimat und Entstehungszeit der einzelnen Denkmäler; dazu kamen Untersuchungen über die Quellen und Nachweise von Entlehnungen. Was in dieser Richtung gearbeitet wurde, schloss sich zum Teil unmittelbar an die Ausgaben an und wurde in diese aufgenommen.

Die Untersuchungen über die germanische Heldensage wurden auf der von W. Grimm geschaffenen Grundlage weiter geführt. Eine zusammenfassende Darstellung, die sich auch auf die nicht cyklisch gruppierten Sagen erstreckte, gab Uhland 1831—2 in seinen Vorlesungen über *Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker*. Gedruckt wurden dieselben erst 1868 (Schr. 7). Einzelne Abhandlungen zur Heldensage wurden früher in der *Germania* veröffentlicht. Mones *Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage* (1836) brachten reiches Material, wovon aber das wirklich brauchbare erst durch kritische Sichtung ausgesondert werden musste. Eine weitere Ergänzung der Quellen lieferten Müllenhoffs *Zeugnisse und Excurse zur deutschen Heldensage* (1860, *ZfdA* 12, 253. 413). Hier und in anderen Abhandlungen suchte Müllenhoff die mythischen und historischen Grundlagen und die Entwicklungsgeschichte der Sagen festzustellen, vgl. namentlich *Zur Geschichte der Nibelungensage* (1856, *ZfdA* 10, 146), *Die alte Dichtung von den Nibelungen I* (1879, ib. 23, 113). Vielfach in Gegensatz dazu stehen die Arbeiten W. Müllers, der seine Ansichten zuletzt in der *Mythologie der deutschen Heldensage* (1886) zusammengefasst hat. Weiterhin haben sich namentlich Rassmann, Edzardi und Symons auf diesem Felde Verdienste erworben.

Die Frage nach der Entstehung des Nibelungenliedes wurde bald nach Lachmanns Tode wieder lebhaft aufgenommen. J. Grimm machte 1851 in den Gött. Gel. Anzeigen auf die bisher nicht bemerkte Teilbarkeit der Lachmannschen Lieder durch 7 aufmerksam und erschütterte damit das Vertrauen zu der Unbefangtheit Lachmanns. 1854 trat Holtzmann in seinen *Untersuchungen über das Nibelungenlied* für die Einheit des Liedes und zugleich für die Priorität der Hs. C ein. Zarncke stimmte ihm zu, auf selbständige Untersuchungen gestützt, zuerst in einer Anzeige der Untersuchungen (*Lit. Centralbl.* 1854, S. 115), in der er aber noch für B eintrat, dann auch rücksichtlich der Ursprünglichkeit von C in dem Vortrage *Zur Nibelungenfrage*. Er lehnte aber die von Holtzmann weiter angeknüpften kühnen Hypothesen über Entstehung und Umbildung des Gedichtes ab. Für den Lachmannschen Standpunkt traten

ein Rieger, *Zur Kritik der Nibelunge* (1855), Müllenhoff, *Zur Geschichte der Nibelunge Not* (1855) und R. v. Liliencron, *Über die Nibelungenhandschrift C* (1856). Die verletzte Art, mit der Müllenhoff die Autorität Lachmanns geltend machte, rief auch von der entgegengesetzten Seite scharfe Erwiderungen hervor. Zarneke antwortete im Lit. Centralbl. 1855, S. 128, Holtzmann in der Schrift *Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter*. Der Streit wurde die Hauptveranlassung zu einer bleibenden Spaltung zwischen den Fachgenossen. Bei der Erörterung der Handschriftenfrage war es ein prinzipieller Fehler, dass die zwischen A und C stehende Gruppe B nicht gehörig berücksichtigt wurde, so dass man z. B. Lesarten zu Gunsten von A geltend machte, die doch von B geteilt wurden. In ein neues Stadium trat die Frage durch Pfeiffer und Bartsch. Der erstere stellte in seinem Vortrage *Der Dichter des Nibelungenliedes* (1862), anknüpfend an Vermutungen, die schon Holtzmann geäußert hatte, die Ansicht auf, dass der Kürenberger Verfasser des Nibelungenliedes sei, woraus sich dann die weitere Konsequenz ergab, dass das Gedicht in seiner jetzigen Gestalt nur Überarbeitung des ursprünglichen, in der Verstechnik altertümlicheren und unvollkommenen Werkes sein könne. Diese Hypothese verknüpfte Bartsch, der sich schon früher vielfach mit Überarbeitungen von Gedichten des 12. Jahrhunderts beschäftigt hatte, in seinen *Untersuchungen über das Nibelungenlied* (1865) mit der Handschriftenfrage, indem er B und C für selbständige Bearbeitungen des verloren gegangenen Originals erklärte, dem allerdings B näher geblieben sei, und als Hauptmotiv für die Bearbeitung die Rücksicht auf die Verstechnik betrachtete. Später sind die einschlägigen Fragen noch vielfach diskutiert. In Bezug auf das Handschriftenverhältnis ist darin wohl allgemeine Einigung erzielt, dass der Text von C nicht der ursprüngliche sein kann. Sonst stehen sich die Ansichten noch schroff gegenüber. A wird trotz aller dagegen vorgebrachten Argumente noch immer von vielen als Basis angenommen. Die Ansicht, dass B dem Original am nächsten stehe, hat entschieden immer mehr Anhänger gewonnen. Gegen die Datierung des Liedes durch Pfeiffer und Bartsch sind gewichtige Gründe vorgebracht. Verschiedene Versuche zu einer Modifikation der Lachmannschen Liedertheorie sind gemacht, ohne dass einem derselben überzeugende Kraft innewohnte. In Bezug auf die übrigen mittelhochdeutschen Volksepen sind zum Teil ähnliche Streitfragen aufgetaucht. Nach dem Muster Lachmanns ist z. B. an der *Kudrun* Ausscheidung des Unechten und Zerlegung in verschiedene Teile versucht von Ettmüller (1841), Müllenhoff (1845), Wilmanns (1873). Anderseits hat Bartsch seine Überarbeitungstheorie auf die *Kudrun* und andere Werke übertragen.

Ein grosser Teil der mittelhochdeutschen erzählenden Dichtungen war nach französischen Vorlagen gearbeitet. Das Verhältnis zu denselben festzustellen war eine der wichtigsten Aufgaben der Literaturgeschichte. Schon J. Grimm hatte französische Werke zur Vergleichung der verschiedenen Gestaltungen der Stoffe herangezogen. Die unmittelbaren Quellen der deutschen Werke wurden aber erst allmählich durch die Fortschritte der romanischen Philologie zugänglich, und man begann nun eingehendere Vergleichungen anzustellen. Nach W. Grimms Behandlung des Rolandsliedes gehörte die Vergleichung von Wolframs Parzival mit Chrestiens von Troyes *Conte del Graal* durch den Romanisten Rochat (1858, Germ. 3, 81) und die von Hartmanns Erec mit dem des Chrestiens durch Bartsch (1862, Germ. 7, 141) zu den ältesten derartigen Untersuchungen.

Eine noch grössere Masse der mittelalterlichen Literatur beruhte auf lateinischen Quellen und bot so einen sehr reichlichen, freilich zum guten Teile

weniger anziehenden Stoff zur Vergleichung, wobei ein tieferes Eingehen auf die Theologie und die sonstige Wissenschaft des Mittelalters unvermeidlich wurde. Den Einfluss der christlich-römischen Bildung auf die althochdeutsche Literatur zu schildern unternahm Rud. v. Raumer, *Die Einwirkung des Christentums auf die Althochdeutsche Sprache* (1845). Es folgten Untersuchungen über die Quellen Otfrids, des Heliand, des Notkerschen Psalmenkommentars u. a. Scherer stellte in den mit Müllenhoff herausgegebenen *Denkmälern* (1864) eingehende Untersuchungen über die Quellen der einzelnen Stücke an. Die Beschäftigung mit der geistlichen Dichtung aus der Übergangsperiode vom Ahd. zum Mhd., worin ihm Massmann, Diemer und Schade vorangegangen waren, setzte er auch später fort, indem er sich nicht auf Quellenfragen beschränkte, sondern eine Charakteristik der dichterischen Persönlichkeiten und Feststellung ihres Verhältnisses zu einander zu gewinnen suchte. Auf die monographische Behandlung in *Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit* (QF I. VII, 1874.5) liess er den Versuch einer zusammenfassenden Schilderung der ganzen Übergangszeit folgen: *Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrhundert* (QF XII, 1875). Freilich machte sich dabei das Streben, die Lachmannsche Zerlegungskunst nachzuahmen sehr zum Schaden der unbefangenen Beurteilung geltend. Um die selbe Zeit wie Scherer regte Zarnecke zur Beschäftigung mit der Übergangszeit an, so dass auf diesem Gebiete eine recht lebhaft Thätigkeit entfaltet ist. Unter andern sind die Arbeiten von Heinzel, Konrad Hofmann, Friedrich Vogt, Max Rödiger, Edward Schröder hervorzuheben.

Für die höfische Lyrik kam es zunächst darauf an, durch Bestimmung der Lebenszeit der Dichter den Stoff chronologisch zu gliedern. Dazu war namentlich eine mühsame Durchsuchung der Urkunden erforderlich. V. d. Hagen führte in seinen Minnesingern die Aufgabe nur unvollkommen aus. Nach ihm erwarb sich Haupt besondere Verdienste und regte zu weiterer Forschung an. Auf die Beziehungen des Minnesangs zu der provenzalischen Lyrik wies Diez, *Die Poesie der Troubadours* (1826), S. 255 ff. und deckte auch einige direkte Nachahmungen auf. Seinem Beispiele folgten W. Wackernagel, *Altfranzösische Lieder und Leiche* (1846), Mätzner, *Altfranzösische Lieder* (1853), Bartsch, dem namentlich noch weitere Nachweise von Nachbildungen gelangen (Germ. I, ZfdA XI) u. a. Die historischen und persönlichen Beziehungen in den Liedern Walthers von der Vogelweide regten zu immer erneuter Forschung an. Ihm widmete zuletzt Wilmanns eine eingehende Monographie. Mit besonderer Vorliebe ist dann der ältere Minnesang behandelt. Scherer wendete sich demselben in seinen *Deutschen Studien* (1870.4) zu, freilich auch hier nicht ohne verwirrende Hypothesen aufzustellen, indem er namentlich im Anschluss an eine Untersuchung Müllenhoffs über Friedrich von Hausen (ZfdA 14, 133) in der überlieferten Folge der Lieder chronologische Anordnung suchte. Es folgten darauf namentlich Arbeiten von Schülern Zarnekes und Scherers. Das Verhältnis Walthers zu den älteren Dichtern suchte Konrad Burdach zu bestimmen: *Reinmar der alte und Walther von der Vogelweide* (1880). Die Geschichte der späteren didaktischen Lyrik wurde besonders durch die Untersuchungen von Gustav Roethe in seiner Ausgabe der *Gedichte Reinmars von Zweter* (1887) gefördert.

Die geistliche Lyrik fand frühzeitig eine grundlegende Bearbeitung in der *Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit* von Hoffmann v. F. (1832. 3 1861). Eine leider nicht vollendete Charakteristik des deutschen Volksliedes unternahm Uhland (ausgearbeitet 1836—42, gedruckt 1866, Schriften 3), woran sich dann ergänzend die *Anmerkungen zu den Volksliedern* anschliessen (Schr. 4). Er griff in die vergleichende Dichtungsgeschichte

hinüber und verfolgte die poetischen Motive durch die verschiedenen Völker und Zeiten hindurch, hierin den Anregungen J. Grimms folgend. Über die Anfänge des Dramas ist viel geschrieben, aber nicht immer auf Grund erschöpfenden Quellenstudiums.

Den Anregungen Scherers folgend hat Anton Schönbach die geistliche Literatur nach ihren verschiedenen Richtungen hin verfolgt in Untersuchungen, die sich an Textpublikationen anschliessen, und in Anzeigen. Um die spätere mystische Literatur haben sich Philipp Strauch und J. Jostes verdient gemacht, ersterer auch um die Anfänge der prosaischen Unterhaltungsliteratur.

Stilistische Untersuchungen wurden zuerst über die mittelhochdeutschen Volksepen angestellt, wobei das verschiedene Verhalten der ritterlichen und geistlichen Dichter zu dem volkstümlichen epischen Stil dargelegt wurde. Lachmann gab die Anregung. Die Beobachtungen O. Jänickes verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Heinzel schrieb *Über den Stil der altgermanischen Poesie* (1875). Sievers stellte in seiner Ausgabe des Heliand (1878) den Formelschatz des Gedichtes zusammen unter vergleichender Heranziehung der angelsächsischen Poesie. Unter den höfischen Dichtern fanden zunächst diejenigen eine besondere Aufmerksamkeit, die eine ausgeprägte Manier der Darstellung haben, wie Wolfram und Gottfried von Strassburg. Zur Beobachtung der weniger in die Augen fallenden Stileigenheiten regte ganz besonders Scherer an, z. B. in den *Deutschen Studien*, und er hat in dieser Beziehung namentlich in der Behandlung der Minnesinger viel Nachfolge gefunden.

Von der Neuzeit wurde zunächst nur das 16. und 17. Jahrhundert der Gegenstand einer eigentlich gelehrten Behandlung, die übrigens spärlich und vorzugsweise biographisch und bibliographisch war. Als eine der frühesten quellenmässigen Untersuchungen über diese Zeit muss Bartholds *Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft* (1848) genannt werden. Zu der klassischen Periode unserer Literatur gewöhnte man sich nur langsam einen historischen Standpunkt einzunehmen. Die ästhetisch-raisonnierende Behandlung blieb vorherrschend. Ausserdem suchte man sich gemäss den eigenen philosophischen Anschauungen oder dem religiösen und politischen Parteistandpunkte mit der Literatur abzufinden. Drängte sich doch dieser auch bei Vilmar und selbst bei Gervinus hervor trotz allem Streben nach geschichtlicher Auffassung. Dazu trat dann ein Interesse für die dichterischen Persönlichkeiten, getragen von der Verehrung für dieselben und dem Wunsche ihre Werke genauer zu verstehen, mitunter freilich auch als Neugier und Klatschsucht auftretend. So entstanden dann nicht wenige Biographien. Briefe, Tagebücher, Aktenstücke wurden wie hie und da schon im 18. Jahrhundert ans Licht gezogen. Goethe selbst gab ein Beispiel, indem er seinen Briefwechsel mit Schiller der Öffentlichkeit übergab (1829). Allmählich ist die Zahl solcher Publikationen, durch die sich z. B. Düntzer, Goedeke, O. Jahn, Ad. Schöll verdient gemacht haben, zu einer schwer zu bewältigenden Masse angewachsen.

Inmitten der politischen Tagesströmung stehend hat sich Rob. Prutz doch auch als historischer Forscher einen bleibenden Namen gemacht. Die wichtigsten unter seinen Schriften sind: *Der Göttinger Dichterbund* (1841); *Geschichte des deutschen Journalismus I* (1845); *Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters* (1847). Aber erst der früh verstorbene Theod. Wilh. Danzel lieferte ein Muster literarischer Monographie, welches durch reine Erfassung der Aufgabe, durch Gründlichkeit des Quellenstudiums, durch Aufmerksamkeit auf die eigentlich bedeutsamen Punkte der geschichtlichen Entwicklung alle früheren Arbeiten weit hinter sich liess. Er war von der Hegelschen Philo-

sophie ausgegangen, die er frühzeitig überwand, hatte sich dann auf Aesthetik concentrirt und war von da mehr und mehr zu geschichtlichem Studium der Literatur übergegangen. Der Hauptplan, der ihm daraus erwuchs, war eine Behandlung Lessings, wozu Lachmanns Ausgabe den Weg gebahnt hatte. Als Vorarbeit dazu erschien *Gottsched und seine Zeit* (1848). An ausführliche Mittheilungen aus dem Briefwechsel Gottscheds schlossen sich grundlegende Erörterungen, worin die historische Bedeutsamkeit des Mannes, den man bis dahin immer mit den Augen des jüngeren, über ihn hinwegschreitenden Geschlechtes angesehen hatte, zum ersten Male eine gerechte Würdigung fand. Darauf folgte *Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke*. Erster Bd. (1850). Der Tod verhinderte ihn an der Vollendung seiner Arbeit, welche durch Guhrauer mit Benutzung seiner Materialien, aber doch nicht mit dem gleichen Geiste zu Ende geführt wurde (1854). Das Werk hat nicht gleich eine seiner Bedeutung entsprechende Wirkung gehabt, zum Theil wohl deshalb, weil die Darstellung zu wenig anlockend war. Die nächstfolgenden Arbeiten gingen daher auch nicht viel über die frühere Behandlungsweise hinaus. Düntzer war unermüdet in dem Zusammentragen biographischen Materials. Ein Kreis von Verehrern Goethes bemühte sich um genaue Feststellung aller Einzelheiten seines Lebens. Unter diesen sind hervorzuheben Ad. Schöll, ausgezeichnet auch durch feines Verständniß für das Wesen des Dichters, Gustav v. Loeper, Woldemar v. Biedermann. Neben die Detailarbeiten, von denen die kleineren in den § 86 aufgeführten, sowie in vielen populären Zeitschriften Aufnahme fanden, stellten sich zusammenfassende Darstellungen einzelner Abschnitte der neueren Literatur, in denen zumeist die Anregungen von Gervinus zu verspüren sind. Zu erwähnen sind die Arbeiten von dem Historiker Loebell (*Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode*, nur bis auf Lessing geführt, 1856—65), von Mörikofer (*Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts* 1861), von Julian Schmidt, der sich allmählich einer strengeren Forderungen entsprechenden Behandlung genähert hat. Über das Gebiet der deutschen Literatur hinaus greift Hermann Hettner mit seiner *Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts* (1856—70). Das Werk sollte nach der ursprünglichen Absicht des Verf. keine vollständige Literaturgeschichte sein, sondern eine Darstellung der Aufklärungsideen in ihrer allmählichen Entwicklung und ihrer Umgestaltung zu dem Humanitätsideale unserer grossen Dichter. Daher die Abgrenzung und Anordnung des Stoffes: englische Literatur von 1660—1770, französische des 18. Jahrhunderts, deutsche vom westfälischen Frieden bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, aber mit Einschluss der ganzen Thätigkeit Goethes. Daher die Vernachlässigung der formalen Seite, die ausführliche Behandlung der philosophischen, religiösen, politischen Literatur, die Hineinziehung der Musik und der bildenden Künste. Daher werden auch überall die den einzelnen Erscheinungen zu Grunde liegenden allgemeinen Ideen und die grossen Zusammenhänge unter denselben aufgesucht. Dies gibt der Darstellung etwas ungemein Übersichtliches, Abgerundetes, wiewohl nicht zu leugnen ist, dass dabei die einzelnen Individualitäten nicht immer zu ihrem vollen Rechte kommen, dass bedeutsame Momente, weil sie zu dem Ziele, auf das der Verf. lossteuerte, in keiner unmittelbaren Beziehung standen, bei Seite gelassen sind, dass manche Erscheinung sich hat zwingen lassen müssen, um in den Rahmen des Ganzen eingefügt zu werden. Die Detailforschung wird manches zu berichtigen haben. Bei alledem wird Hettners Werk wohl noch auf lange Zeit die beste Einführung in die grosse literarische und ethische Reformbewegung des 18. Jahrhunderts bleiben, und jedenfalls wird es noch lange dazu beitragen, etwas von der Begeisterung für die erstrungenen Ziele, von denen es ganz durch-



glüht ist, in weite Kreise zu verbreiten. Eine bleibende Wirkung hat es auch dadurch gehabt, dass in ihm der internationale Zusammenhang der literarischen Strömungen deutlicher als je zuvor zu Tage getreten ist. Durch Politik und Philosophie hindurchgegangen ist Rud. Haym. Wiewohl einen Lehrstuhl für letztere bekleidend, hat er sich doch in seiner Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller immer mehr der Literaturgeschichte zugewendet. Es lag ihm nahe diejenige Periode zu behandeln, in welcher Poesie und Philosophie unter einander in der innigsten Wechselwirkung gestanden haben. Sein Buch *Die romantische Schule* (1870) behandelt vorzugsweise diese Wechselwirkung und verfolgt daher auch nicht die jüngeren Phasen der Romantik, in denen sich dieselbe mehr und mehr von der Philosophie löst. Ausserdem verdanken wir Haym ein würdiges Seitenstück zu Danzels Lessing, welches vor diesem abgesehen von der fasslicheren Darstellung den Vorzug hat, dass ihm die allgemeinen Fortschritte zu gute gekommen sind, welche die Wissenschaft in den letzten Dezennien gemacht hat: *Herder nach seinem Leben und seinen Werken* (1880. 5). Durch Schilderung einzelner hervorragender Persönlichkeiten haben sich unter den Männern der älteren Generation namentlich noch verdient gemacht Wilh. Herbst (*Matthias Claudius* 1857. 478 und *Joh. Heinr. Voss*, 1872—6), unter den eigentlichen Germanisten Weinhold (*Boie* 1868) und Rieger (*Klinger in der Sturm- und Drangperiode* 1880).

In den siebenziger Jahren beginnt eine ausgedehntere eigentlich philologische Behandlung der neueren Literatur. Bei den Bemühungen, die Texte von den eingedrungenen Verderbnissen zu reinigen wurde man auch auf die mehrfachen von dem Verfasser selbst herrührenden Bearbeitungen des gleichen Werkes aufmerksam und erkannte eingehende Untersuchungen über die Umgestaltungen als eine wichtige literargeschichtliche Aufgabe. Schon Goethe hatte (1795) dazu aufgemunter. Einzelnes war auch schon frühzeitig in dieser Richtung geschehen. An Goethes Mahnung erinnerte M. Bernays in seiner Schrift *Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes* (1866). Seine späteren Arbeiten bewegen sich hauptsächlich auf diesem Gebiete: *Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare* (1872); die Einleitung zu *Homers Odyssee von J. H. Voss* (1881). Vor allem aber änderte sich die Behandlungsweise der neueren Literatur dadurch, dass die Arbeit daran mehr und mehr von geschulten Germanisten in die Hand genommen wurde, die sich bis dahin nur vereinzelt damit abgegeben hatten. Dieser Umschwung ging vornehmlich von Scherer aus. Seine eigenen Detailforschungen beschäftigten sich vorzugsweise mit Goethe, vgl. *Aus Goethes Frühzeit* (1879) u. a. (zusammengefasst unter dem Titel *Aufsätze über Goethe* 1886). Freilich der Versuch die kritische Methode Lachmanns auf Goethes Werke, in erster Linie auf den Faust anzuwenden, führte zu entschiedenem Verirrungen. Ausserdem hat sich Scherer auch eingehend mit dem 16. Jahrhundert, namentlich mit dem älteren Drama beschäftigt, aber ohne zu einem Abschlusse seiner Untersuchungen zu gelangen. Die meisten jüngeren Literaturhistoriker sind Schüler Scherers oder indirekt von ihm angeregt. Ich nenne unter denselben Erich Schmidt (*Richardson, Rousseau und Goethe* 1875; Lessing I 1884, II<sup>a</sup> 1886; *Charakteristiken* 1886), Bernh. Seuffert, Jacob Minor, Aug. Sauer. Unabhängig von Scherer sind Wilh. Creizenach, Max Koch, Franz Muncker letztere Schüler von Bernays. Der durch Scherer hergestellte engere Zusammenhang zwischen dem Studium der neueren und der älteren Literatur beginnt sich schon wieder zu lockern. Eine scharfe Grenze zwischen wissenschaftlicher und dilettantischer Behandlung ist auch jetzt immer noch nicht gezogen und wird sich auch nicht leicht ziehen lassen, da mancher nützliche Beitrag auch von Dilettanten geliefert werden kann. So zeigt sich z. B. die

Vermischung von strengerer Wissenschaft und Dilettantismus in dem seit 1880 von Ludw. Geiger herausgegebenen *Goethe-Jahrbuch*, welches manche willkommene Gabe gebracht hat, aber denn doch, indem es die Verehrung für die einzelne Person zum Ausgangspunkt für die Forschung nimmt, einen Standpunkt vertritt, der jetzt überwunden sein sollte. Es ist seit dem 7. Bd. Organ der 1885 auf Veranlassung der Zugänglichwerdung des Goetheschen Nachlasses gestifteten Goethe-Gesellschaft geworden.

Der neueste Versuch zu einer selbständigen zusammenfassenden Darstellung ist von Scherer in seiner *Geschichte der deutschen Literatur* (1883) gemacht. Vor den sonstigen zahlreichen populären Literaturgeschichten, die seit der Vilmarschen erschienen sind, hat dies Werk natürlich das voraus, dass es auf eigenem Quellenstudium nach wissenschaftlicher Methode und auf kritischer Verwertung der einschlägigen Untersuchungen beruht. Dazu kommt, dass kein einseitiger politischer oder religiöser Standpunkt das Urteil des Verfassers trübt, ebensowenig eine Einseitigkeit des ästhetischen Geschmacks, dass ihm vielmehr in hohem Grade die Fähigkeit eigen ist, den eigentümlichen Wert einer jeden Erscheinung zu empfinden und auszusprechen. Demungeachtet ist die Objektivität der Darstellung stark beeinträchtigt. Die Hypothesen Lachmanns und seiner Schule, namentlich auch die eigenen des Verfassers sind überall, selbst in Fällen, wo sie eine schlagende Widerlegung erfahren haben, als ausgemachte Thatsachen behandelt, ohne dass in der Regel auch nur angedeutet ist, dass andere Auffassungen daneben bestehen. Ferner geht durch das ganze die fixe Idee eines regelmässigen Wechsels zwischen einer roheren männlichen und einer zarteren weiblichen Periode von je 300 Jahren und im Zusammenhang damit eines Abstandes zwischen den Hochpunkten und den Tiefpunkten der Entwicklung von genau 600 Jahren. Wenn diese Idee hier auch mehr verdeckt ist als in anderen Arbeiten Scherers, so hat sie doch auf die Auffassung des Einzelnen einen ganz massgebenden Einfluss geübt. Zum Teil mit der Durchführung dieser Idee im Zusammenhang steht die übermässige Neigung Parallelen zu ziehen, die Scherer wie manches Andere von Gervinus überkommen hat. Auch durch das Streben nach künstlerischer Gruppierung ist Manches in ein falsches Licht gerückt. Für die erste Einführung in die Literaturgeschichte ist das Buch kaum geeignet. Es lässt die hierfür nötige Orientierung vielfach vermissen, indem es dem Verfasser darauf ankam, trotz des beschränkten Raumes möglichst viel von seinen originellen Anschauungen zu geben. Die Charakterisierung der einzelnen Werke ist zur Hauptsache gemacht, und diese ist vielfach vortrefflich gelungen. Die Darlegung der historischen Zusammenhänge tritt dagegen sehr zurück.

§ 100. Die Behandlung der übrigen germanischen Literaturen steht im allgemeinen hinter der der deutschen zurück, zumal was zusammenfassende Darstellung betrifft, wenn auch einzelne Gebiete vortreffliche monographische Bearbeitung gefunden haben.

Hoffmann v. F. lieferte 1830 eine *Übersicht der mittelniederländischen Dichtung* (Hor. Belgicae I, <sup>2</sup> 1857). Jonkbloet liess einer *Geschiedenis der Middennederlandsche Dichtkunst* (1851—55) eine vollständige *Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde* folgen (1868—70. <sup>2</sup> 1873. 4. Deutsche Ausg. 1870).

Die englische Literatur hat eine auf wissenschaftlicher Beherrschung des Stoffes ruhende vollständige Darstellung noch nicht gefunden. Die in England verbreiteten populären Übersichten von Craik und Shaw genügen den Ansprüchen, die man in Deutschland stellt, nicht. Taines *Histoire de la litt. anglaise* (1863—4) ist geistreicher und eingehender, aber es fehlt die philologische Grundlage; für die ältere Zeit ist sie ganz unbrauchbar. Ein populär gehaltenes, aber auf selbständiger Forschung ruhendes Werk ist nur in Deutsch-

land hervorgebracht, die *Geschichte der englischen Litt.* von Ten Brink, wovon aber bis jetzt nur der erste Band, der bis Wielifs Auftreten reicht, erschienen ist (1877). Körting lieferte in seinem *Grundriss zur Geschichte der englischen Literatur* (1887) ein namentlich für die ältere Zeit brauchbares Orientierungsmittel. Unter den Darstellungen einzelner Zeiträume ist ausser Hettners schon erwähntem Werke nichts von wirklicher Bedeutung. Mehr eine Sammlung von Einzelabhandlungen ist Th. Wrights *Biographia Britannica Literaria* (Anglo-Saxon Period 1842. Anglo-Norman Period 1846). Für die englische Behandlung der älteren Zeit ist es charakteristisch, dass Carew Hazlitt noch 1871 eine Bearbeitung des alten schwerfälligen Werkes von Warton (vgl. § 30) veröffentlichte. Einzeluntersuchungen, welche die angelsächsische Periode betreffen, sind in ziemlicher Menge geliefert, überwiegend von Deutschen. Mit besonderer Vorliebe sind die Gedichte behandelt, deren Stoff der Volks-sage entstammt und die natürlich auch in den allgemeinen Werken über die Heldensage eingehend berücksichtigt sind. Die von Lachmann an dem Nibelungenliede geübte Kritik reizte zur Nachahmung in Bezug auf den Beowulf. Schon 1870 machte Ettmüller einen Ansatz in dieser Richtung. Durchgreifender und entschiedener war die Kritik von Müllenhoff in dem Aufsätze *Die innere Geschichte des Beowulfs* (1869, ZfdA 14, 193), worin das Gedicht nach Ausscheidung vieler Interpolationen in vier Lieder zerlegt wurde. Seitdem ist die Frage nach seiner Entstehung vielfach erörtert, teils im Anschluss an Müllenhoffs Kritik, teils im Widerspruch gegen dieselbe, zuletzt von Ten Brink, *Beowulf-Studien* (1888). Um die geistliche Dichtung haben sich Kemble und Thorpe, in Deutschland Grein, namentlich aber Fr. Dietrich, auch Rieger verdient gemacht. Besonders sind die Verfasserfragen vielfach erörtert, auch neuerdings wieder auf Grund sprachlicher und stilistischer Kriterien. Eine sehr vollständige Übersicht über die ganzen Forschungen auf diesem Gebiete giebt der *Grundriss zur Geschichte der angelsächsischen Literatur* von R. Wülker (1885). Die mitttelenglische Literatur vor Chaucer ist erst in der neueren Zeit Gegenstand exakter Forschung geworden. Dagegen haben sich um die hervorragenden Schriftsteller von Chaucer an in England schon seit langer Zeit Liebhaber bemüht, die besonders die Erforschung der persönlichen Verhältnisse mit peinlicher Genauigkeit betrieben haben. Vor allem ist auf *Shakespeare* eine grosse Summe von Fleiss und Scharfsinn verwendet, freilich haben seine Lebensverhältnisse und seine Werke auch einer kritiklosen Hypothesensucht als Tummelplatz dienen müssen. Eine grundlegende Biographie lieferte Halliwell: *The Life of W. Sh.* (1848), dazu *Illustrations of the Life of Sh.* (1874). In den Schriften der alten und der neuen Shakespeare Society (vgl. § 92) und in vielen einzelnen Werken ist ein massenhaftes Material angehäuft. Unter den neueren Forschern ist Edw. Dowden hervorzuheben. In Deutschland überwog noch lange sowohl in den selbständigen Schriften (z. B. von Gervinus, Ulrici, Rümelin) als in den Abhandlungen des Jahrb. der Shakespeare-Gesellschaft (vgl. § 92) die subjektive Beurteilung nach allgemein menschlichen und ästhetischen Gesichtspunkten. Es wurden ferner die Einflüsse Shakespeares auf die deutsche Literatur erörtert und die Stellung, welche man in der Gegenwart zu ihm einzunehmen habe. Erst mit dem Aufkommen einer selbständigen englischen Philologie hat sich die rein historische Behandlung Bahn gebrochen. Diese ist z. B. vertreten durch die Biographien von Elze (1876), der auch das Jahrb. vom 3. bis zum 14. Bd. herausgegeben hat, und Max Koch (1886). Um Shakespeares Willen sind auch seine Zeitgenossen und Vorgänger früher als andere Dichter in den Kreis der Forschung hineingezogen. Auch mit *Chaucer* hat man sich in England frühzeitig intensiv beschäftigt. Das be-

deutendste deutsche Werk über ihn ist *Chaucer-Studien zur Geschichte seiner Entwicklung und zur Chronologie seiner Werke* von Ten Brink, wovon aber nur der erste Teil erschienen ist (1870). *William Dunbar* ist von Schipper geschildert (1884). Unter den neueren Dichtern haben die beste wissenschaftliche Behandlung gefunden *Byron* durch Elze (1870. 2 1881) und *Cole-ridge* durch Brandl (1886).

Für das Studium der altnordischen Literatur schuf Möbius durch seinen *Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum aetatis mediae* (1856) ein treffliches Hilfsmittel, an das sich als Ergänzung das *Verzeichnis der auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Literatur von 1855—1879 erschienenen Schriften* anschloss. Eine zusammenfassende, sehr übersichtliche und gut orientierende Darstellung lieferte N. M. Petersen in seinem *Bidrag til den oldnordisk literaturs historie* (Annaler 1861, 1—304). Eine noch ausführlichere Darstellung von Keyser erschien als *Nordmændenes Videnskabelighed og Literatur i Middelalderen* im ersten Bande seiner *Efterladte Skrifter* (1866). Wie Munch die altnordische Sprache als speziell norwegisch-isländisch in Anspruch genommen hatte, so that hier K. das Gleiche in Bezug auf die Literatur gegenüber den noch in Dänemark herrschenden Anschauungen. Hierin hatte er zweifellos recht. Er suchte aber zugleich möglichst viel von der Literatur für das norwegische Festland in Anspruch zu nehmen, was nur möglich war mit Hülfe der Annahme, dass auch die Prosawerke zum grossen Teile lange in der mündlichen Tradition fixiert gewesen seien, bevor sie durch Isländer aufgezeichnet wurden. Eine lebhafte Polemik schloss sich an die Veröffentlichung von Keyzers Arbeit. Die dänischen Ansprüche auf Anteil an der altnordischen Literatur vertrat besonders Svend Grundtvig in zwei Abhandlungen *Om Nordens gamle literatur* (1867) und *Er Nordens gamle literatur norsk, eller er den dels islandsk og dels nordisk* (1869). Unbefangene Kritik übte K. Maurer (ZfdPh I, 25) und in Dänemark Jessen (Tidskr. f. Filologi VIII, 213). Die neueste ausführliche Übersicht der nordischen Literatur hat Vigfusson in den *Prolegomena* zu seiner Ausgabe der *Sturlungasaga* gegeben.

Eine liebevolle Schilderung der epischen Dichtung lieferte Grundtvig: *Udsigt over den nordiske oldtids heroiske digtning* (1867). Natürlich liegt auch hier die Anschauung zu grunde, dass die epischen Lieder, insbesondere die der Edda gemeinnordisch, mithin in ein sehr hohes Altertum hinaufzurücken seien. In Widerspruch zu diesem, damals noch von seinen Landsleuten fast allgemein festgehaltenen Standpunkte stellte sich Jessen. Am einschneidendsten war seine Abhandlung *Über die Eddalieder* (ZfdPh III). Wenn J. auch in der Herabdrückung des Wertes der Lieder zu weit gegangen sein wird, so sind doch seine Gründe gegen die hergebrachte Altersbestimmung unanfechtbar. Die Hauptpunkte der von ihm vertretenen Anschauungen haben immer mehr Anerkennung gefunden und sind durch neue Gründe gestützt.

Durch Spezialuntersuchungen auf dem Gebiete der Prosaliteratur hat sich neuerdings ganz besonders G. Storm verdient gemacht. Über die romantischen Sagas sind Untersuchungen von Kölbing und Cederschöld angestellt.

Die Geschichte der dänischen Literatur wurde bearbeitet von Molbech (*Forelæsninger over den nyere danske Poesie* 1831—2) und von N. M. Petersen (*Bidrag til den danske Litteraturs Historie* 1853—61. 2 1867—71. Die Geschichte des dänischen Theaters behandelte der Dramendichter Overskou (1854—76).

Den ersten Versuch zu einer eigentlichen Geschichte der schwedischen Literatur hatte L. Hammarsköld gemacht in *Svenska Vitterheten* (1818.9), worin er den Standpunkt der romantischen Schule (der Phosphoristen) vertrat. Neubearbeitet wurde dies Werk von Söndén (1833). P. Wieselgren lieferte

in *Sveriges sköna Litteratur* (1833—49), worin trotz des Titels auch die rein prosaische Literatur behandelt wurde, eine sehr reichhaltige Materialsammlung, die allerdings der Zuverlässigkeit entbehren soll. Der Dichter Atterbom gab in *Svenska Siare och Skalder* (1841—55) eingehende Schilderungen hervorragender Persönlichkeiten des 17. und 18. Jahrhunderts, wobei sich der Einfluss der deutschen Romantiker zeigt. Als einleitende Ergänzung fügte er hinzu *Grunddragen af fornskandinaviska och svenska Vitterhetens Historia* (1864). In Gegensatz zu den Phosphoristen stellt sich Malmström in seinen Vorlesungen, die unter dem Titel *Grunddragen af svenska vitterhetens historia* 1866—8 herausgegeben sind. Sie reichen von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1830. Eine gute Monographie lieferte G. Ljunggren in *Svenska dramat* (bis 1700, 1864 erschienen), der auch eine Geschichte der neuesten schwedischen Literatur begonnen hat (1873 ff.). Auf dem Gebiete der altschwedischen Literatur hat vor allem Klemming gearbeitet, dem sich einige jüngere Gelehrte angeschlossen haben. Eine Gesamtdarstellung auf wirklich wissenschaftlicher Grundlage ist jetzt von Henrik Schück begonnen: *Svensk Literaturhistoria* (1885 ff.).

§ 101. Es war der literargeschichtlichen Forschung unmöglich, sich innerhalb eines einzelnen Sprachgebiets zu halten. Man konnte auch nicht dabei stehen bleiben, ein bestimmtes Gebiet in den Mittelpunkt zu stellen und in die Betrachtung desselben die Einflüsse einzuschliessen, die dasselbe von aussen her erfahren hat. Es galt auch abgesehen von allen nationalen Schranken die Entwicklung von Ideen, Stoffen und Formen in ihrer Totalität zu verfolgen. Es ergab sich die Notwendigkeit einer vergleichenden Literaturgeschichte.

Frühzeitig musste sich die Beobachtung aufdrängen, dass eine Reihe von poetischen Stoffen durch sehr verschiedene Völker und Zeiten hindurchgingen. Schon die Brüder Grimm hatten diesem traditionellen Elemente ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet und dürfen als die eigentlichen Begründer wenigstens einer Richtung der vergleichenden Literaturgeschichte bezeichnet werden. Sie hatten auch gelehrt, die mündliche Tradition mit der schriftlichen zu kombinieren. Der Schotte John Dunlop gab in seiner *History of Fiction* (1814. 2 1816) einen für den damaligen Standpunkt der Kenntnis recht reichhaltigen Überblick über die Geschichte der occidentalischen Prosadichtung, der zwar von beschränkten Anschauungen ausging, aber doch durch die darin mitgeteilten Auszüge geeignet war, ein Bild von den auf diesem Gebiete verbreiteten Stoffmassen zu geben. Von den Ideen der Romantiker erfüllt, aber auch an Dunlop sich anschliessend verfolgte Val. Schmidt vorzugsweise die Quellen der älteren italienischen Renaissance-literatur (Übersetzung der Märchen des *Straparola* 1817, *Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie* 1818 u. a.). Theod. Grässe setzte in seinem *Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeschichte* (1837—59) noch die ältere wesentlich bibliographische, auch die wissenschaftliche Literatur umfassende Weise fort. Doch geht wenigstens Bd. II, 3<sup>a</sup> mit dem besonderen Titel *Die grossen Sagenkreise des Mittelalters* darüber hinaus, indem darin der Versuch gemacht wird, den Ursprung und die Verbreitung der einzelnen Sagenstoffe durch die verschiedenen Literaturen des Mittelalters zu verfolgen. Freilich ist dieser Versuch so wenig wie die Spezialarbeiten des Verfassers auf dem Gebiete der vergleichenden Literatur frei von vielen Flüchtigkeiten. Aus Benfey's Erläuterungen zu seiner Übersetzung des *Pantschatantra* (1859) erhellte klarer als bis dahin der enge Zusammenhang zwischen der orientalischen und der occidentalischen Tradition. Seine Untersuchungen zeigten, dass in ausgedehntem Masse Übertragung der populären Erzählungsstoffe von einem Volke auf das andere stattgefunden hatte, und dass wenigstens ein guter Teil derselben aus der Buddhistischen Literatur Indiens stammte. Das war ein

harter Stoss gegen die Anschauungen der Brüder Grimm, wonach möglichst viele Übereinstimmungen auf Urgemeinschaft und mythischen Ursprung zurückgeführt werden sollten. In der von Benfey herausgegebenen Zeitschrift *Orient und Occident* (1862—4) wurden die neuen Gesichtspunkte von ihm selbst und anderen Forschern weiter verfolgt. Um die Kunde der internationalen Märchen- und Novellenstoffe haben sich ferner ganz besonders Felix Liebrecht und Reinhold Köhler verdient gemacht durch zahlreiche kleine Abhandlungen, die in den verschiedensten Zeitschriften zerstreut sind, ersterer auch durch eine mit reichhaltigen eigenen Anmerkungen versehene deutsche Bearbeitung von Dunlops Werk (1851). Reiche Pflege hat dieses Gebiet auch in den romanischen und slavischen Ländern gefunden. In zahlreichen Untersuchungen ist die Verbreitung profaner und religiöser Erzählungsstoffe, dogmatischer und naturgeschichtlicher Anschauungen durch die verschiedenen Literaturen des Mittelalters und teilweise bis in die neuere Zeit hinein verfolgt. Ich hebe beispielsweise heraus die Arbeiten von Zacher, der sich die Erforschung der Alexandersage zu seiner Hauptaufgabe gemacht hatte (*Pseudocallisthenes* 1867), Bartsch (*Ovid im Mittelalter* 1861, *Herzog Ernst* 1869), Dunger (*Die Sage vom trojanischen Kriege* 1869), Zarneke, Kölbing, R. Wülker, F. Vogt, W. Creizenach, H. Varnhagen.

Ein bedeutender Versuch zu zusammenfassender internationaler Geschichtsschreibung wurde von Adolf Ebert gemacht in seiner *Allgemeinen Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande* (1874—87), welche bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts reicht und so neben der lateinischen wenigstens die Anfänge der volkssprachlichen Literaturen umspannt. Über Hettners Behandlung des 18. Jahrhunderts vgl. § 99.

§ 102. In der Behandlung der altgermanischen Metrik folgte man zunächst dem von Lachmann in seiner Herstellung des Hildebrandsliedes (vgl. § 74) gegebenen Beispiele, indem man nach und nach für alle Dialekte die Vierhebigkeit der alliterierenden Halbzeile nachzuweisen suchte, wobei man sich der gewaltsamsten Mittel bediente. Dagegen erklärten sich schon frühzeitig Wackernagel (1848) und Rieger (1864). Eine eingehende Widerlegung lieferte Vetter, *Zum Muspilli und zur germanischen Alliterationspoesie* (1872), woran sich positive Aufstellungen auf der Basis der Zweihebigkeit anschlossen. Auf der gleichen Basis entwickelte Rieger, *Die alt- und angelsächsische Verskunst* (ZfdPh 7, 1, 1876) die feineren Gesetze, namentlich für das Verhältnis des Versbaues zur logischen Betonung. Mit ihm traf gleichzeitig Sievers in wesentlichen Punkten zusammen (ZfdA 19, 43 ff.). Die besonderen Eigentümlichkeiten der skandinavischen Metrik sind von Gislason und Möbius behandelt. Neuerdings hat Sievers in einer Reihe von Abhandlungen die in der alliterierenden Dichtung vorkommenden rhythmischen Formen genauer bestimmt.

Auch für die alt- und mittelhochdeutsche Reimpoesie behaupteten Lachmanns metrische Regeln lange eine ziemlich unbestrittene Autorität und wurden mehrfach in systematische Form gebracht. Zunächst suchte man nach anderen Seiten hin die Metrik weiter auszubauen. W. Grimm lieferte 1852 eine grundlegende Arbeit *Zur Geschichte des Reims*. Bartsch behandelte den Strophenbau in der mittelhochdeutschen Lyrik (Germ. 2, 257, 1857), woran sich ergänzend eine Abhandlung über den inneren Reim (Germ. 12, 128, 1867) anschloss. Simrocks Schrift *Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung* (1858) zeigte, wie die im Volksepos und in der älteren Lyrik verwendeten Strophen aus einer Grundform abzuleiten seien. Sie berichtigte zugleich die Lachmannsche Rhythmik in einem wichtigen Punkte (wägen den lip, nicht wägen den lip etc.), der dann von Bartsch weiter verfolgt wurde. Allmäh-

lich regte sich auch anderen Aufstellungen Lachmanns gegenüber Zweifel oder direkter Widerspruch, z. B. in der Schrift von R. Hügel *Über Otfrids Versbetonung* (1869), aber ohne dass bisher eine Einigung unter den Fachgenossen erzielt und ein neues System durchgeführt ist.

Die Darstellungen der neuhochdeutschen Metrik entbehrten meistens gerade so wie in der älteren Zeit einer eigentlich wissenschaftlichen Unterlage. Sie suchten einen Regelkodex für die Praxis der Dichter aufzustellen oder eine schulmässige Anweisung zum Lesen und Rubrizieren der Verse zu geben. Vereinzelt blieben zunächst historische Monographien wie Wackernagels *Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock* (1831), Höpfners *Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts* (1866), Zarnckes Abhandlung *Über den fünf-füssigen Jambus* (1870). Erst neuerdings hat eine rührigere Thätigkeit auf diesem Gebiete begonnen. Der beste Gesamtüberblick über die Entwicklung der Theorie und Praxis ist durch die betreffenden Abschnitte in Kobersteins Literaturgeschichte geboten.

Selbständige Theorien über die Grundlagen der neuhochdeutschen Metrik aufzustellen unternahmen Brücke, *Die physiologischen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst* (1871) auf der Basis exakter Messungen und Westphal, *Theorie der neuhochdeutschen Metrik* (1877) unter vergleichender Heranziehung, freilich auch vielfach ungehöriger Übertragung der wissenschaftlichen antiken Rhythmik. Diese Theorien liessen sich auch auf die ältere Metrik übertragen. Eigene Wege ging E. Stolte, *Metrische Studien über das deutsche Volkslied* (1883), sich wesentlich auf die Melodien stützend. Neuerdings hat Sievers, *Die Entstehung des deutschen Reimverses* (Beiträge 13, 121) in anderer Weise als Lachmann den Zusammenhang des Otfridischen Verses mit dem alliterierenden nachzuweisen versucht. Zu ähnlichen Resultaten ist Wilmanns im dritten Hefte seiner *Beitr. zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur* (1887) gelangt, der dann seine metrischen Studien in H. 4 (1887) fortgesetzt hat. Die weitere Verfolgung der neuen Gesichtspunkte wird lohnende Resultate zu Tage fördern.

Den ersten Versuch zu einer geschichtlichen Darstellung der englischen Metrik machte Edwin Guest, *A History of English Rhythms* (1838, new Ed. revised by Skeat 1882). In Deutschland hat Jacob Schipper eine ausführliche Gesamtdarstellung begonnen: *Englische Metrik. I* (1881). Die bedeutendste Monographie hat Ten Brink geliefert: *Chaucers Sprache und Verskunst* (1884).

Die dänische Verslehre wurde unter dem Einflusse Brückes behandelt von E. v. d. Recke, *Principerne for den danske Verskunst* (1881) und *Dansk Verslære* (1886).

§ 103. Die Erforschung der heimischen Denkmäler der Kunst und des Handwerks gedieh besonders in den skandinavischen Ländern zu grosser Blüte und blieb auch hier mit dem Studium der literarischen Quellen immer in engem Zusammenhang. Die Beschäftigung mit den Inschriften bildete ein Band zwischen diesen beiden Richtungen der Forschung. Unter Thomsens Leitung (vgl. § 49) wuchs das Altertumsmuseum in Kopenhagen zu grossartiger Reichhaltigkeit.<sup>1</sup> Die Funde, welche hier zusammengebracht wurden, entstammten zum grossen Teil Kulturepochen, die älter, teilweise viel älter waren, als der Anfang der schriftlichen Überlieferung, und man wurde dadurch über den Kreis dessen, was man noch mit Wahrscheinlichkeit als germanisch betrachten konnte, hinausgeführt. Thomsen führte die Periodisierung auf archäologischer Basis durch, die schon Vedel Simonsen 1813 aufgestellt hatte, die Scheidung zwischen Stein-, Bronze- und Eisenalter. Seine Anschau-

ungen wurden allgemein angenommen, namentlich nachdem sie 1836 durch einen von der Gesellschaft der Altertumsforscher herausgegebenen Leitfaden (*Ledtraad til Nordisk Oldkyndighed*) popularisiert waren, der in verschiedene Sprachen übersetzt wurde. 1830 trat auch Rafn in die königl. Kommission zur Bewahrung der Altertümer ein, und er wurde nun neben Thomsen der eifrigste Förderer der archäologischen Studien, als deren Organe die § 86 genannten Zeitschriften dienten. Die Forschungen dehnten sich auf die Kolonien der Nordleute aus. So entstanden zwei Werke, in denen der Versuch gemacht wurde, die historischen Zeugnisse mit den Resultaten der archäologischen Forschung zu kombinieren, die *Antiquitates Americanae* (1837) von Rafn mit Unterstützung durch Finn Magnusson und Sv. Egilsson und *Grönlands historiske Mindesmarker* (1838—45) von Rafn und Magnusson. Seit 1847 fing man auch an, den Schutz der Gebäude und sonstigen festen Monumente des Altertums energischer in Angriff zu nehmen. J. J. A. Worsaae (1821—85)<sup>2</sup> wurde mit der Aufsicht derselben beauftragt. 1849 traten er und Thomsen als Direktoren der Altertümer an die Stelle der früheren Kommission. 1866 wurde Worsaae alleiniger Direktor sämtlicher königlicher Altertümersammlungen, nachdem er kurz vorher bei der neuen Organisation der Gesellschaft der Altertumsforscher nach Rafns Tode zum Vizepräsidenten derselben gewählt war. Neben Worsaae haben C. Engelhardt, J. Kornerup, H. Petersen, Sophus Müller, E. Vedel u. a. auf dem Gebiete der Archäologie gearbeitet.

Schweden<sup>3</sup> blieb nicht hinter Dänemark zurück. Die von Sjöborg ausgehenden Anregungen und das in Kopenhagen gegebene Vorbild riefen auch hier einen allgemeinen Sammeleifer und eine Schule von ausgezeichneten Archäologen hervor. Unter diesen sind hervorzuheben Liljegren (vgl. § 88) der Zoologe Sven Nilsson (*Skandinaviska Nordens Urimner* 1838—43), Bror Emil Hildebrand, geb. 1806, 1837—79 Reichsantiquar, † 1884, hochverdient um die Bereicherung, Ordnung und Beschreibung des historischen Museums und um die Münzenkunde, dessen Sohn und Nachfolger Hans Olof Hildebrand, geb. 1842, und O. Montelius. Es hat sich eine Svenska Fornminnesförening gebildet, die auch eine Zeitschrift herausgibt. Die reichen antiquarischen Sammlungen Stockholms haben durch den ausdauernden Eifer von Arthur Hazelius eine Ergänzung gefunden, wie sie noch in keinem anderen Lande ihresgleichen hat. Das durch ihn begründete skandinavisch-ethnographische Museum, seit 1880 Nordiska Museet genannt, sucht von der reichen Mannigfaltigkeit der noch gegenwärtig in Schweden bestehenden Kulturverhältnisse durch Originalgegenstände wie durch Nachbildungen ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild zu geben.

In Norwegen ist man neuerdings dem Beispiele Dänemarks gefolgt. Auch hier ist die Sorge für die heimischen Altertümer von einer Gesellschaft in die Hand genommen, Foreningen til norske forntidsmindesterbvering. Unter den archäologischen Forschern sind O. Rygh und N. Nicolayson hervorzuheben. Auch auf Island hat sich eine archäologische Gesellschaft gebildet, welche eine Zschr. herausgibt: *Arbók hins íslenska bókmenntaflags*.

In England und Deutschland hat keine so enge Verbindung der nationalen Archäologie mit der Philologie im engeren Sinne bestanden. Die Denkmäler der ältesten Zeit sind mehr vom internationalen Standpunkt aus behandelt in Verbindung mit der allgemeinen Anthropologie und Ethnologie. Die Geschichte der mittelalterlichen und modernen Kunst hat sich unter den von den Romanikern ausgehenden Anregungen und getragen von einer Kunstübung, die den Anschluss an die Vergangenheit suchte, zu einem selbständigen, nicht national



beschränkten Fache ausgebildet. Diesen Verhältnissen entspricht auch der internationale Charakter unserer grossen Museen, in denen sogar meistens das heimische Element sehr gegen das fremde zurücktritt. Bei weitem der grössere Teil unserer Altertümer, auch derjenigen, die nicht am Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung verblieben sind, ist zerstreut, in kleineren Sammlungen untergebracht, die entweder nach Zufall zusammengestellt oder lokal begrenzt sind. Doch sind auch zwei nationale Sammlungen entstanden, die darauf angelegt sind, eine systematische Übersicht über das Vorhandene zu geben, indem sie den beschränkten Vorrat von Originalgegenständen durch Nachbildungen zu ergänzen suchen. Auf Anregung der Generalversammlung der deutschen Geschichtsvereine und Archäologen wurde 1852 das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz gegründet für die in Deutschland gefundenen, teils hier entstandenen, teils importierten Denkmäler der älteren Zeit bis auf Karl den Grossen. Abbildungen und Beschreibungen der Schätze des Museums lieferte der Conservator desselben L. Lindenschmit: *Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* (1858–81). Der gesamten deutschen Vergangenheit gewidmet ist das germanische Nationalmuseum in Nürnberg<sup>1</sup>. Dasselbe war zunächst eine Privatgründung des Frh. Hans v. Aufsess, der dabei den gänzlich undurchführbaren Plan verfolgte, ein Generalrepertorium für das gesamte Quellenmaterial zur Kunde der deutschen Vorzeit herzustellen. Es gelang ihm 1852 die Versammlung deutscher Geschichts- und Altertumsforscher für diesen Plan zu interessieren. Die Anstalt wurde organisiert, hatte aber noch lange mit grossen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, und dabei wurde das meiste auf wenig nutzbringende Arbeiten verwendet. Erst nachdem Aufsess zurückgetreten und Aug. Essenwein 1866 erster Direktor geworden war, wurde das Museum wirklich lebensfähig. Durch private und öffentliche Unterstützung wurde es auf eine sichere Grundlage gestellt. Der ursprüngliche Plan wurde aufgegeben. Zum Hauptzweck wurde die methodische Anlegung einer Sammlung der interessantesten Denkmäler aus allen Zweigen der Kunst und des Handwerks in zuverlässigen Nachbildungen. Als Organ der Anstalt diente der *Anz. f. deutsche Vorz.* (vgl. § 86), neben welchem noch andere Publikationen herliefen. Seit 1886 erscheint ein *Anzeiger des germanischen Nationalmuseums*.

<sup>1</sup> Worsaae a. a. O. (§ 49). <sup>2</sup> Über ihn vgl. Aarbøger 1886, 1. <sup>3</sup> Montelius, *Bibliographie de l'Archéologie préhistorique de la Suède pendant le XIX. Siècle*. Stockh. 1875. <sup>4</sup> Essenwein im *Anz.* des germ. Nationalmuseums I, 1 ff.

§ 104. Das Studium des heidnischen Volksglaubens und seiner Umbildung in christlicher Zeit blieb immer ein integrierender Teil der germanischen Philologie. Durch J. Grimms Mythologie wurde ein ebenso eifriger wie dilettantischer Betrieb dieses Gebiets hervorgerufen. Überall witterte man in den Gebräuchen, Liedern, Sagen und Märchen des Volkes Reste uralten Heidentums, die man sich ohne weiteres an die Eddamythen anzuknüpfen gestattete. Dieser dilettantischen Richtung gehören auch fast durchaus die Aufsätze in der Zeitschr. f. d. Mythologie an, sowie die verbreitetste Gesamtdarstellung, das *Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der nordischen* von Simrock (1853. 5. Aufl. 1874). In der Ausdeutung nordischer Göttermithen versuchte sich Uhland. 1836 erschien von ihm *Der Mythos von Thôr*. Erheblich später ausgearbeitet ist eine ähnliche Arbeit über *Odin*, die erst 1868 in den Schriften (6) gedruckt ist. So feinsinnig und ansprechend diese Arbeiten sind, so muss man sich ihnen gegenüber doch skeptisch verhalten, da die überlieferte Gestalt der Mythen sich schon viel zu sehr von der ursprünglichen entfernt, als dass es erlaubt wäre allen einzelnen Zügen noch eine so klar erkennbare Bedeutsamkeit zuzuschreiben, wie es hier geschieht. Ähnlich

verhält es sich mit Weinholds Abhandlung *Die Sagen von Loki* (ZfdA 7,1). Einen selbständigen Standpunkt Grimm gegenüber einzunehmen suchte frühzeitig W. Müller: *Geschichte und System der altheutschen Religion* (1844). Von Sammlung der Volksüberlieferungen im Sinne der Brüder Grimm gingen zwei eng mit einander verbundene Männer aus, Ad. Kuhn und W. Schwartz. Indem sich bei dem ersteren mit den Anregungen Grimms das Studium der indogermanischen Sprachwissenschaft verband, wurde er der Begründer der vergleichenden indogermanischen Mythologie. Den ersten Anstoss gab das Programm *Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker* (1845, erweitert in Webers Ind. Studien I, 321), welches überhaupt als Grundlegung einer vergleichenden indogermanischen Kulturwissenschaft betrachtet werden kann. Kuhn versuchte darin die ältesten Kulturverhältnisse der Indogermanen und damit auch ihre Religion zu skizzieren. Es folgte eine Reihe von Abhandlungen, worunter die wichtigste *Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks* (1859). Kuhn ging bei seinen Untersuchungen von den Anschauungen aus, wie sie im Rigveda niedergelegt waren, indem er dieselben als den urindogermanischen noch verhältnissmässig nahe stehend betrachtete. Die sicheren Resultate, die sich auf diesem Wege ergeben haben, sind freilich bei weitem geringer als die der indogermanischen Sprachwissenschaft. Die feste Stütze für die Vergleichung, Identität der Bezeichnungen für die mythischen Wesen bei verschiedenen Völkerfamilien, bietet sich nur in wenigen Fällen dar. Freilich ist es auch nicht gerechtfertigt, wenn man Namensidentität als notwendige Vorbedingung für Identificierung des Wesens verlangt, zumal da bei dem gleichen Volke mehrfache Bezeichnungen der Götter vorkommen und eine Fülle von Beinamen, die man sich leicht zu Hauptnamen entwickelt denken kann. Die Hauptmasse unserer Mythen lässt sich nicht auf gemeindogermanischen Ursprung zurückführen. Schwartz ging hauptsächlich darauf aus, die Entstehung der Mythen aus der Natur der Volksphantasie zu begreifen. Er wandte sich vorzugsweise der von ihm sogenannten niederen Mythologie zu, worin er im Gegensatz zu J. Grimm die Reste einer primitiveren Anschauung zu erkennen glaubte, als sie in den ausgebildeten Göttermythen der Edda vorliegt. Das Gewitter steht für ihn im Mittelpunkt der den Mythen zu Grunde liegenden Naturerscheinungen. Von seinen Schriften gehören namentlich hierher: *Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum mit Bezug auf Norddeutschland* (1850. 2 1862); *Der Ursprung der Mythologie, dargelegt an griechischer und deutscher Sage* (1860); *Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie der Urzeit* (1864. 79); *Indogermanischer Volksglaube* (1885). Von den Resultaten dieser Schriften dürfte wohl nur der kleinste Teil vor einer nüchternen Kritik bestehen. Schwartz hat sich nicht auf den Kreis des Indogermanischen beschränkt, indem ihm die Vergleichung nicht bloss zur Aufdeckung des geschichtlichen Zusammenhanges diente, sondern auch zum Nachweis, dass gewisse Anschauungen der notwendige Ausfluss aus der allgemeinen Menschennatur auf einer gewissen Entwicklungsstufe sind. Er ist damit in die Reihe von Forschern wie Bastian, Th. Waitz, Tylor u. a. getreten, welche die Zustände und den Ideenkreis der sogenannten Naturvölker zur Aufhellung des Entwicklungsganges der Menschheit benutzt haben. Eine psychologische Basis für die allgemeine vergleichende Mythologie suchte Steinthal in seiner Zschr. f. Völkerpsychologie zu schaffen. Unterdessen wurde nach dem Vorgange Lachmanns die germanische Heldensage auf ihren mythischen Gehalt hin geprüft von Uhland, Müllenhoff und W. Müller in den schon § 99 erwähnten Arbeiten. Während Müllenhoff die Heldensage als eine der Hauptquellen für die ursprüngliche Göttersage behandelte, fand Müller, dass man sich mit

einer viel geringeren Ausbeute begnügen müsse. Ein Mann, der sein ganzes Leben unter vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen der deutschen und den dazu in Beziehung stehenden Mythologien gewidmet hat, ist Wilhelm Mannhardt (1831—80). Er begann als dilettantischer Bewunderer Grimms. Als solcher erscheint er in der Leitung der Zschr. f. d. Myth. und in seinen ersten selbständigen Schriften, *Germanische Mythen* (1858) und *Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker I* (1860). Er folgte dann Kuhn und Schwartz auf den von ihnen eingeschlagenen Bahnen. Müllenhoff wies ihn auf exakte philologische Forschung. Benfey's Pantschatantra benahm ihm den Glauben an den mythischen Gehalt der Märchenstoffe. So arbeitete er sich allmählich zu einem selbständigen kritischen Standpunkte durch. Mit Schwartz sah er in der niederen Mythologie die primitivsten Formen der Mythenbildung. Auf diese warf er sich jetzt ganz und gar und damit auf denjenigen Teil der Mythologie, für welchen auch in Deutschland die Quellen reichlich flossen. Er hatte sich dabei auch klar gemacht, dass neben den primitiven Resten Umbildung und Neubildung, sowie fremde Einflüsse in ausgedehntem Masse anzuerkennen seien. Auf Volksglauben und Volksbrauch der Gegenwart war auch er vornehmlich angewiesen. Er erwarb sich nun auf diesem Gebiete ein unbestrittenes grosses Verdienst durch methodisch angestellte, nicht nur über Deutschland, sondern über alle Nachbarländer sich erstreckende, überall auf möglichste Vollständigkeit auch hinsichtlich der Verbreitung ausgehende Materialiensammlung, deren Ertrag jetzt der königl. Bibliothek in Berlin einverleibt ist. Die Verarbeitung dieses Materiales und die Verknüpfung desselben mit der historischen Überlieferung unternahm er in einer Reihe von Schriften: *Roggenwolf und Roggenhund* (1865. <sup>2</sup> 1866); *Die Korndämonen* (1868); *Wald- und Feldkulte*. 1. *Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme* (1875); 2. *Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischen Überlieferungen erläutert* (1877); *Mythologische Forschungen* (aus seinem Nachlasse 1884 als QF 51). Diese Werke sind freilich von Einseitigkeit des Standpunktes und vorschneller Verallgemeinerung nicht frei zu sprechen. Eine ähnliche Entwicklung wie Mannhardt hat auch Elard Hugo Meyer durchgemacht, der in seinen *Indogermanischen Mythen* (1883. 7) durch Vermittelung zwischen Mannhardt und Kuhn sich einen eigenen Standpunkt geschaffen hat, indem er eine ganz bestimmte Stufenfolge in der Mythenbildung durchzuführen sucht.

In den skandinavischen Ländern beschränkte man sich fast ganz auf die Erforschung der alten heimischen Überlieferung. Wiederholt wurde dieselbe systematisch zusammengestellt, woran sich dann Versuche schlossen, in den Sinn der Mythen einzudringen. Die bedeutendste Gesamtdarstellung ist die *Nordisk Mythologi* von N. M. Petersen (1849. <sup>2</sup> 1863). Hierbei wurde die Überlieferung der älteren und jüngeren Edda zum Ausgangspunkt genommen und als nordisches Gemeingut behandelt. Erst spät brach sich die Erkenntnis Bahn, dass das ausgebildete Göttersystem der Edden an den Angaben der Sagas und anderer Quellen keine Stütze findet, dass die letzteren vielmehr auf einen einfacheren Glauben und Kultus hinweisen, in dessen Mittelpunkt bei Norwegern und Isländern Thor steht. Dies war besonders das Resultat einer kritischen Behandlung der aussereddischen Mythologie durch Henry Petersen, *Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro i Hedenold* (1876). Daran schloss sich alsbald in Norwegen eine über das Ziel hinausschiessende negative Kritik gegen die eddische Überlieferung. Grosses Aufsehen machte ein Vortrag von Bang, *Völuspaa og de Sibyllinske Orakler* (1879), worin der Nachweis versucht wurde, dass die Völuspá eine Nachbildung der sibyllinischen Orakel in ihrer jüngsten christlichen Fassung sei. Schon vor Bang hatte Bugge einen

Vortrag gehalten, der nicht im Druck erschien, über dessen Inhalt aber mehrfach berichtet wurde, in dem er den Satz aufstellte, dass ein grosser Teil der nordischen Götter- und Heldensage teils christlichen, teils antiken Ursprungs sei. Diesen Gedanken verfolgte er dann weiter mit verwegener Kühnheit der Kombination in seinen *Studier over de nordiske Gude- og Heltesagns Oprindelse* 1. 2 (1881.2). Es fehlte nicht an Zustimmung, aber auch nicht an Widerspruch im Norden wie in Deutschland. Mit besonderer Wärme trat Müllenhoff in seinen letzten Lebensjahren dagegen auf. Band V, 1 seiner *Altertumskunde* ist wesentlich dazu bestimmt, den Erweis für die angefochtene Echtheit der nordischen Götter- und Heldensage zu erbringen.

Die christlichen Anschauungen und Gebräuche sind international, und sie in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu verfolgen ist Aufgabe der Theologie. Indessen müssen sie wegen der in ihnen enthaltenen Umbildungen heidnischer Elemente von dem Mythologen untersucht werden, und ganz abgesehen davon spielen sie als Stoffe für die Literatur und die Kunst, zumal die des Mittelalters eine so hervorragende Rolle, dass die Forscher auf diesen Gebieten sich der Beschäftigung mit ihnen gar nicht entziehen können. So haben denn auch Germanisten nach dieser Richtung hin Selbständiges geleistet und manche von den Theologen vernachlässigte Seite gepflegt, so z. B. J. und W. Grimm, Diemer, Scherer, Zarncke, Schönbach u. a.

§ 105. Die ältere politische Geschichte des Nordens, namentlich Norwegens und Islands ist wie in den früheren Epochen vorzugsweise von Männern bearbeitet, die sich gleichzeitig um Sprache und Literatur bemüht haben. Musste doch hier aus Denkmälern in der Nationalsprache geschöpft werden. So waren Keyser und Munch in erster Linie Historiker. In Schweden und Dänemark, wo die literarischen Quellen nicht weit zurückreichten, zog man die archäologischen Funde zur Aufhellung der älteren Geschichte heran. In England sind Kemble und Wright auch als Historiker zu nennen. In Deutschland haben sich germanische Philologie und Geschichte im allgemeinen als zwei getrennte Gebiete gegenüber gestanden. Diese in mancher Hinsicht beklagenswerte Isolierung ist natürlich besonders dadurch begünstigt, dass die Geschichte der älteren Zeit vorzugsweise aus lateinischen Quellen geschöpft ist. Am meisten ist die germanische Urzeit als ein gemeinsames Gebiet angesehen. Hinsichtlich der alten Stammesgliederung der Germanen mussten mit den Zeugnissen darüber die Resultate der Sprachwissenschaft sowie manche kulturgeschichtliche Momente verglichen werden. Die Namen der Stämme boten der etymologischen Forschung anziehende Probleme. Grundlegend wurde das Werk von Kaspar Zeuss *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme* (1837). Unter anderen hat dann auf diesem Gebiete auch J. Grimm gearbeitet, von dem ausser kleineren Arbeiten grosse Parteen in der *Geschichte der deutschen Sprache* hierher gehören. Ferner Müllenhoff, welcher, nachdem er gleichfalls schon in kleineren Arbeiten dies Gebiet betreten hatte, in seiner *Altertumskunde* die Hauptprobleme eingehend behandelte.

§ 106. Die Bearbeitung der Rechtsgeschichte wurde auch in dieser Periode vorzugsweise durch praktische Rücksichten bestimmt. Den meisten Vertretern derselben kam es wesentlich auf Ableitung des noch geltenden Rechts an. Daher wurde auch die deutsche Rechtsgeschichte isoliert behandelt. Für die ältere Zeit bildeten die fränkischen Quellen den Mittelpunkt der Forschung. Der Umstand, dass die Hauptquellen lateinisch geschrieben waren, liess den meisten deutschen Juristen gründliche Sprachkenntnis entbehrlich scheinen. Doch fehlte es niemals an Männern, die mit echt historischem Interesse ohne direkte Rücksicht auf die Praxis an ihre Aufgabe herantraten. Hervorzuheben sind unter den älteren besonders Homeyer, Richthofen und Wilda. Aber

das Beispiel, welches J. Grimm in den Rechtsaltertümern hinsichtlich der vergleichenden Behandlung der gesamten germanischen Rechtsverhältnisse gegeben hatte, fand zunächst wenig Nachahmung. Allerdings wies Homeyer schon vor dem Erscheinen der Rechtsaltertümer (1825) auf den Wert der nordischen Rechtsquellen für die Aufhellung der deutschen Institute hin in der Vorrede zu seiner Übersetzung des *Grundrisses der dänischen Rechtsgeschichte* von Kolderup-Rosenvinge, eines schon unter dem Einflusse der deutschen historischen Schule stehenden grundlegenden Werkes (dänisch 1822.3). Wilda aber war der erste, der in seinem *Sträfrecht der Germanen* (1842) in umfassender Weise die nordischen Quellen heranzog, und erst durch K. Maurer wurde das Studium des nordischen Rechts einigermassen in Deutschland eingebürgert. Dasselbe verlangte eine innigere Verbindung mit der Philologie, da die Rechtsbücher in der Volkssprache abgefasst waren, und da auch die altnordische Sagaliteratur dem Rechtshistoriker eine reiche Ausbeute gewährte, die er nicht bei Seite liegen lassen durfte. So ist Maurer zu einem Hauptvertreter der skandinavischen Philologie in Deutschland geworden. Durch ihn angeregt haben mehrere jüngere deutsche Juristen sich der Erforschung des skandinavischen Rechts gewidmet, die sich dann auch meistens bemüht haben, auf streng philologischer Grundlage zu fassen. In selbständiger Weise griff Heinr. Brunner über die Schranken des deutschen Rechts hinaus. Seine begonnene *Deutsche Rechtsgeschichte* (I, 1887) hat unter anderen Vorzügen auch den, dass sie die verwandten Rechte sorgfältig berücksichtigt.

§ 107. Die Erforschung der Sitte, der Gestaltung des täglichen Lebens das, was man auch im engeren Sinne Kulturgeschichte zu nennen pflegt, hat sich nicht als ein besonderes Fach organisiert, zumal nicht innerhalb des Kreises der Universitätswissenschaften. Historiker, Philologen, Archäologen haben Beiträge dazu geliefert.

Über die ältesten Kulturverhältnisse gibt die Sprache, als Behältnis des erworbenen Vorstellungskreises lehrreichen Aufschluss, zumal wenn sich damit vergleichende Rückschlüsse aus den Verhältnissen der späteren Zeit verbinden. So wird es auch möglich, über das Germanische hinauszugehen und die Grundzüge der indogermanischen Kultur zu rekonstruieren. Diesen Weg betrat A. Kuhn in dem § 104 erwähnten Programm und fand darin manchen Nachfolger. Ein Teil von J. Grimms Geschichte der deutschen Sprache gehört hierher. Gleichfalls in ein hohes Altertum hinein führten die Resultate der archäologischen Forschung. Diese liessen sich aber schwer mit denen der Sprachforschung vereinigen, weil sie kein sicheres Kriterium über ethnologische Identität oder Verschiedenheit gewährte. Dagegen von dem Zeitpunkte an, wo die literarischen Zeugnisse beginnen, liess sich eine Vereinigung derselben mit den Ergebnissen der Archäologie zu fruchtbarer wechselseitiger Ergänzung herstellen.

Für die germanische Urzeit war man vornehmlich auf die Berichte der römischen und griechischen Geschichtsschreiber angewiesen. Es war natürlich, dass die Untersuchungen über die privaten Verhältnisse dieser Zeit ebenso wie die über die öffentlichen vornehmlich an die Germania des Tacitus anknüpften und vielfach in den Commentaren dazu niedergelegt wurden.

Die älteren Kulturverhältnisse Schwedens und Dänemarks mussten, weil die literarischen Quellen spät beginnen und anfangs spärlich fliessen, vorzüglich mit Hülfe der Archäologie aufgehellt werden. Dies zeigt sich in vielen Monographien sowie in den zusammenfassenden Werken, die zum Teil auch die politische Geschichte mit einbegreifen: H. O. Hildebrand, *Svenska folket under hednatiden* (1866, <sup>2</sup> 1872, deutsch von Mestorf 1873); Montelius, *Sveriges hednatid samt medeltid, förra skedet till år 1350* (1877), als erster Bd. des

grossen Sammelwerks *Sveriges historia*; H. O. Hildebrand, *Sveriges medeltid, senare skedet, från år 1350 till år 1521* (1877), als zweiter Bd. dazu; ein ausführliches Werk desselben Verfassers erscheint unter dem Titel *Sveriges medeltid* seit 1879. Ferner Worsaae, *Nordens forhistorie efter samtidige Mindesmerker* (in Nordisk Tidskr. för Vetenskap, Konst och Industri 1878, deutsch von Mestorf); Troels Lund, *Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts* (1882, ursprünglich dänisch). Dagegen sind die norwegischen und namentlich die isländischen Verhältnisse auf Grund der Sagaliteratur dargestellt. Unter den zusammenfassenden Schilderungen sind hervorzuheben Weinhold, *All-nordisches Leben* (1856), worin die Auffassung wohl eine etwas zu idealistische ist, weil den Zeugnissen der heroischen Sagas der gleiche Wert beigemessen ist, wie denjenigen der mehr historischen; Keyser, *Nordmændenes private Liv i Oldtiden* (Efterladte Skrifter II, 1867).

In England versuchte Th. Wright eine zusammenfassende Behandlung in *History of Domestic Manners and Sentiments in England during the Middle Ages* (1862), mehrmals umgearbeitet, zuletzt als *History of English Culture* (1874).

Wertvolle Beiträge zur deutschen Sittengeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters hat W. Wackernagel geliefert. Sie sind jetzt in Bd. I seiner Kl. Schriften vereinigt. Weinholds Buch *Die deutschen Frauen in dem Mittelalter* (1851. <sup>2</sup> 1882) erstreckt sich über Hauptgebiete des Kulturlebens. Das Werk von Alwin Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger* (1879—80) zeichnet sich dadurch aus, dass es die Ergebnisse, welche die Denkmäler der Kunst und des Handwerks liefern, mit den Zeugnissen der mittelhochdeutschen Dichtung zu vereinigen sucht. Ignaz Zingerle hat sich durch Sammlung volkstümlicher Gebräuche im Mittelalter verdient gemacht.

Zahlreich sind die meist lokal begrenzten Sammlungen über die heutigen Volkssitten, die häufig mit den Märchen- und Sagensammlungen, zuweilen auch mit den Darstellungen der Mundart verbunden sind. Darüber vgl. man den Anh. zu Abschn. 14. Besondere Aufmerksamkeit wurde Allem geschenkt, was mit dem heidnischen Kultus in Zusammenhang stand oder zu stehen schien. Unter den Forschern, welche vergleichende Untersuchungen auf diesem Gebiete angestellt haben, sind abgesehen von den schon erwähnten Mythologen E. L. Rochholz, Liebrecht und Köhler hervorzuheben.

§ 108. Wir sind am Schlusse unseres Überblickes angelangt. Die raschen Fortschritte, die seit dem ersten Auftreten der Brüder Grimm gemacht sind, berechtigen uns gewiss zu dem Gefühle stolzer Befriedigung, und niemand wird behaupten dürfen, dass wir nicht auch jetzt in regem Fortschreiten begriffen sind und gute Hoffnung auf die Zukunft setzen können. Indessen dürfen wir uns nicht verhehlen, dass wir auch an manchen schweren Schäden leiden, die einer gedeihlichen Entwicklung hemmend im Wege stehen. Der schlimmste unter allen scheint mir das in Deutschland herrschende Parteiwesen. Noch immer besteht ein schroffer Gegensatz der Anschauungen über einige der wichtigsten Fragen der Wissenschaft. Anerkennenswert ist es, wenn man sich bestrebt, wenigstens den Ton persönlicher Gerechtigkeit von der Discussion fern zu halten. Aber schwerlich wird an diesem Bestreben immer festgehalten werden, und sicher ist kein Zusammenwirken aller Kräfte zu einem gemeinsamen Ziele möglich, so lange nicht eine Einigung in den Kardinalpunkten erzielt ist. Einigung in den Resultaten aber ist nur möglich auf Grund einer Einigung in der Methode. Es ist die Pflicht eines jeden, sich genaue Rechenschaft über die Berechtigung der von ihm gemachten oder gutgeheissenen Schlüsse zu geben und sich über die Grenzen des Erreichbaren klar zu werden, und zwar durch ein zusammenhängendes Durchdenken aller

dabei in Betracht kommenden Momente. Der Streit der Meinungen ist grossentheils dadurch entstanden, dass Anerkennung für Hypothesen gefordert ist, die nur durch ein Überschreiten der Grenzen unseres Erkenntnisvermögens zu stande gekommen sind. Je mehr wir uns bemühen, diese Grenzen zu respektieren, um so weniger Kraft wird unnütz vergeudet werden, um so mehr werden wir zugleich uns gegenseitig verstehen und einträchtig zusammenarbeiten. Zwingt uns so die Ausbildung und konsequente Durchführung einer von willkürlichen Voraussetzungen freien Methode zum Verzicht auf manche scheinbar schon gewonnenen oder noch zu gewinnenden Resultate, so wird uns dadurch auf der andern Seite reichliche Entschädigung gewährt durch die Erschliessung neuer Wege, denen man sich zuversichtlich anvertrauen darf. Und wenn wir auf einigen Gebieten vor der Hand nicht weiter kommen können, so bleiben uns so viele andere, auf denen gewissenhafte und methodische Arbeit gar nicht ohne Erfolg bleiben kann. Wenden wir uns diesen zu und lassen wir den unnützen Hypothesenkram. Erfreulich ist es, auch von diesem Gesichtspunkte aus, dass jetzt die neuere Sprache und Literatur immer mehr in den Kreis der wissenschaftlichen Forschung hineingezogen wird. Wir gelangen damit auch auf einen noch im wesentlichen neutralen Boden, der noch nicht so zum Tummelplatze des Parteihaders geworden, auf dem noch niemals Autoritätsglaube zur Pflicht gemacht ist, auf dem etwas Derartiges wegen des Reichtums und der Zuverlässigkeit der Quellen auch niemals in dem Masse möglich sein wird. Hier können die Erfahrungen gesammelt werden, mit Hülfe deren es vielleicht auch später einmal gelingen wird, sich über die unser Altertum betreffenden Probleme zu verständigen, über die man bisher so viel gestritten hat, ohne zu allgemein anerkannten Ergebnissen zu gelangen.

Leider gibt es noch etwas anderes, was die Veranlassung zu scharfen Gegensätzen wird. Die wachsende Ausdehnung der Wissenschaft erschwert es dem Einzelnen immer mehr, alle Seiten derselben gleichmässig zu pflegen. Arbeitsteilung ist notwendig. Aber schwer zu beklagen wäre es, wenn diese zu einer vollständigen Spaltung führen würde. Es ist nicht zu leugnen, dass die einseitige Beschränkung auf Sprachwissenschaft oder auf Literaturgeschichte immer mehr zunimmt. Die Gründe, welche den innigen Zusammenhang beider fordern, habe ich schon in Abschnitt I dargelegt. Vollends bedenklich wird es, wenn sich der Gegensatz derartig zuspitzt, dass der Sprachforscher auf die Thätigkeit des Literaturforschers verächtlich herabsieht oder umgekehrt. Ein solches Gebahren kann keine andere Ursache haben, als den Mangel an Verständnis für die Ziele und Aufgaben des verachteten Zweiges der Wissenschaft. Wem sogar dieses fehlt, der kann unter keinen Umständen als Vertreter der Gesamtwissenschaft gelten. Er kann als akademischer Dozent grossen Schaden anrichten. Denn gerade auch der künftige Gymnasiallehrer braucht Schulung sowohl nach der sprachlichen als nach der literargeschichtlichen Seite, und welche auch von beiden über der andern vernachlässigt werden mag, immer ist es zum Schaden der Schule. Die Zuspitzung des Gegensatzes scheint mir aber zum Teil dadurch entstanden zu sein, dass man angefangen hat, dasjenige gering zu schätzen, was doch immer die Grundlage bleiben muss, gründliches Verständnis und kritische Behandlung der Texte.

### III. ABSCHNITT.

## METHODENLEHRE

VON

HERMANN PAUL.

### I. ALLGEMEINES.

§ 1. Die germanische Philologie bedarf natürlich keiner besondern Methode, die nicht auch auf alle andern Kulturgebiete anwendbar wäre. Sie kann daher die Erfahrungen verwerten, die auf diesen gemacht sind, und umgekehrt.<sup>1</sup> Unterschiede können nur insofern bestehen, als manches besondere Verfahren auf dem einen Gebiete mehr, auf dem andern weniger zur Verwendung kommt.

Man begegnet noch immer einer ablehnenden Haltung gegen alle methodologischen Erörterungen. Der gesunde Menschenverstand oder die allgemeine Logik sollen ausreichen, um alle Fragen zu entscheiden. Diese Ansicht ist leicht aus der Geschichte der Philologie zu widerlegen, welche zeigt, dass das heute übliche Verfahren erst allmählich nach manchen Irrwegen gefunden und als richtig anerkannt worden ist. Wenn man sich demungeachtet über den Wert einer Methodenlehre täuscht, so liegt dies daran, dass allerdings die Fortschritte der Methode nicht bloss, ja nicht einmal vorzugsweise in der Form von Lehrsätzen verbreitet sind, sondern in der Anwendung als Muster, die man nachgeahmt hat. So eignete man sich eine philologische Schulung an, ohne sich dessen voll bewusst zu werden. Wie wirksam aber und geradezu unentbehrlich diese Art der Aneignung sein mag, so entbehrt sie doch der sicheren Begründung ihrer Berechtigung und schützt nicht vor Verirrungen und Streit der Meinungen. Das Wesen der wissenschaftlichen Methode besteht eben darin, dass man genaue Rechenschaft über das eingeschlagene Verfahren zu geben vermag und sich der Gründe, warum man so und nicht anders verfährt, deutlich bewusst ist.

<sup>1</sup> F. A. Wolf, *Darstellung der Altertumswissenschaft* (Museum der Altertumsw. I, 1—145. 1807). Schleiermacher, *Über den Begriff der Hermeneutik* (Abh. der Berl. Akad. 1829 = Werke z. Philos. 3. 344 ff.) und *Über Begriff und Einteilung der philologischen Kritik* (ib. 1830 = Werke z. Philos. 3. 387 ff.). Boeckh, *Encyclopädie* § 16—37. Steintal, *Über die Arten und Formen der Interpretation* (Verhandlungen der 32. Versammlung deutscher Philologen. 1878). Bücheler, *Philologische Kritik*, Bonn 1878. Wundt, *Logik* II (1883), Abschn. IV, Cap. 2. Blass, *Hermeneutik*



und Kritik (Müllers Handbuch der klass. Altertumswissenschaft I, S. 127 ff.). Gröber, *Methode und Aufgabe der sprachwissenschaftlichen Forschung* (Grundriss der rom. Phil. S. 209 ff.). A. Tobler, *Methodik der philologischen Forschung* (ib. S. 251 ff.). K. v. Amira, *Über Zweck und Mittel der germanischen Rechtsgeschichte* (1876). Vgl. auch PBB 5. 428 ff.

§ 2. Wenn die Kulturwissenschaften auch als Geisteswissenschaften bezeichnet werden, so hat dies insofern seine Berechtigung, als es die Wirksamkeit geistiger Factoren ist, wodurch sich die Erscheinungen der Kultur von den reinen Naturerscheinungen abheben, welche den Gegenstand der Naturwissenschaften bilden. Ein Irrtum aber wäre es, wollte man annehmen, dass es der Kulturforscher nur mit geistigem Geschehen zu thun habe. Auch die physischen Objekte kommen für ihn in Betracht, einerseits insofern sie das geistige Geschehen beeinflussen, andererseits insofern sie durch dasselbe beeinflusst werden. Die Darstellung dieser Wechselwirkung muss sich mit der Darstellung der inneren seelischen Vorgänge verbinden, um die Kulturgeschichte zu erzeugen.

Wechselwirkung findet natürlich auch zwischen den verschiedenen Seelen statt. Dadurch allein wird eine höhere Kultur ermöglicht. Isolirt würde es die einzelne Seele nur zu einer ganz primitiven Ausbildung bringen. Alle Kulturwissenschaft ist daher Gesellschaftswissenschaft. Die Wirkung einer Seele auf die andere ist aber nie eine direkte, sie ist immer physisch vermittelt. Alles rein psychische Geschehen verläuft innerhalb der Einzelseele. Es ist für den Kulturforscher von höchster Wichtigkeit, sich dies stets gegenwärtig zu halten. Der Vorgang ist also immer der, dass die Seele, von der die Wirkung ausgeht, zunächst ein physisches Geschehen veranlasst, welches dann seinerseits auf eine oder mehrere andere Seelen wirkt. Die Wechselwirkung zwischen verschiedenen Seelen ist daher immer erst ein Produkt aus der zwischen diesen und der physischen Aussenwelt stattfindenden Wechselwirkung. Dabei sind stets die eigenen Leiber beteiligt. Den Ausgangspunkt für die Wirkung, welche eine Seele nach aussen übt, bildet eine Bewegung des zugehörigen Leibes. Es können dadurch momentane Gesichts- und Gehörseindrücke bei anderen Individuen hervorgerufen werden. Die Wirkung bleibt dann auf die Gegenwart und, wenigstens wenn wir von moderner Telegraphenverbindung absehen, auf eine gewisse räumliche Nähe beschränkt. Erst durch psychische und physische Thätigkeit der betroffenen Individuen kann sie indirekt räumlich und zeitlich weiter verbreitet werden. Durch die Bewegung des eigenen Leibes kann der Mensch aber auch räumliche Verschiebungen und Veränderungen materieller Objekte hervorrufen, darunter solche, die von längerer Dauer sind. Dadurch wird Wirkung in die Ferne und in die Zukunft vermittelt, die nicht immer der Hülfe anderer Menschen bedarf. Die an den Objekten vorgenommenen Veränderungen können in ihren Wirkungen negativ sein; sie können in der Zerstörung von der Natur gebotener Vorteile oder früherer Kulturschöpfungen, in der Vernichtung menschlichen Lebens u. dgl. bestehen. Sie können andererseits positiv sein als Unterstützungen der natürlichen Entwicklung (Ackerbau, Viehzucht), als Zurechtmachungen zu einem bestimmten Zweck. Hierher gehört alles, was man als ein Werk zu bezeichnen pflegt. Hieran pflegt sich die Forschung zunächst vorzugsweise anzuhelfen. Einer der wichtigsten Fortschritte der Kultur hat darin bestanden, dass man gelernt hat, Werke von grösserer Dauer zum Ersatz für momentane Vorgänge oder rasch vergängliche Gegenstände zu verwenden, indem man diese nachgebildet oder durch willkürliche Zeichen (Buchstaben- und Notenschrift etc.) angedeutet hat. Dadurch ist die räumliche und zeitliche Ausdehnung der geistigen Wirkung ganz ausserordentlich vergrössert.

§ 3. Um das ganze Getriebe der Kulturentwicklung vollständig zu durchschauen, wäre es eigentlich erforderlich, alle Vorgänge in der Seele jedes

einzelnen Individuums zu kennen mit allen Wirkungen, welche dieselbe von aussen erfährt und nach aussen ausübt. Das wäre die Vorbedingung, wenn der Historiker das Verlangen befriedigen sollte, wie es öfters thörichterweise an ihn gestellt wird, jede Erscheinung ohne einen unerklärt bleibenden Rest aus ihren Ursachen abzuleiten. Es ist klar, dass diese Vorbedingung nicht zu erfüllen ist. Denn selbst wenn alle diese Vorgänge durch Beobachtung oder Schlussfolgerung sich ermitteln liessen, während dies auch im günstigsten Falle nur bei einem sehr geringen Teile möglich ist, so würde ein Menschenleben nicht ausreichen, um auch nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus der Geschichte in dieser detaillierten Weise zu erschöpfen. Man würde übrigens dabei eine ermüdende Wiederholung analoger Vorgänge durchzumachen haben, deren jeden von dem anderen zu unterscheiden völlig wertlos sein würde. Auch wenn der Forscher imstande ist, für ein beschränktes Gebiet das zugängliche Material ganz in seine Gewalt zu bringen, so wird man, falls dies Material einigermaßen reichlich ist, von ihm verlangen, dass er bei der Darlegung seiner Resultate nur eine auswählende und verkürzende Zusammenstellung giebt. Nicht alles ist also wissbar, aber auch nicht alles wissenschaftlich. Es fragt sich nun, was ist das Wissbare und zugleich Wissenswerte, auf dessen Erforschung der Historiker sein Augenmerk zu richten hat?

In dem Leben des einzelnen Menschen gibt es eine Menge von Vorgängen, die sich mit einer gewissen Regelmässigkeit zu bestimmten Zeiten oder auf bestimmte Anlässe hin wiederholen. Soweit er sich dabei aktiv vorkommt, beruhen sie auf festgeknüpften Vorstellungsassociationen, die eine gedächtnismässige Reproduction ermöglichen, und auf Einübung von Bewegungen. Daneben stehen solche Vorgänge, die zwar in ihren einzelnen Momenten nicht neu sein mögen, doch aber als Ganzes selten oder nur vereinzelt auftreten. Ihm und seiner Umgebung werden gewöhnlich diese letzteren mehr auffallen. Unter ihnen sind die Thaten und Schicksale, die er als entscheidend für seinen Lebensgang betrachtet. Jene ersteren aber sind natürlich dafür gleichfalls sehr bedeutsam, nur nicht einzeln für sich, sondern erst in ihrer regelmässigen Wiederkehr. Diese wiederkehrenden Vorgänge sind zum Teil der Menschheit überhaupt gemein, zum Teil sind sie charakteristische Besonderheiten des Individuums, zum Teil sind sie einer kleineren oder grösseren Gruppe von Individuen gemein, die in einer Verkehrsgemeinschaft stehen, und eben diese Verkehrsgemeinschaft hat eine Übereinstimmung in der geistigen Organisation und deren Äusserungen hervorgerufen. Die Übereinstimmung in den zu sinnlicher Erscheinung gelangenden momentanen Äusserungen nennen wir Sitte oder Gebrauch. Insbesondere gehört auch der Sprachgebrauch hierher. Im Leben der Völker sind es gleichfalls zunächst singuläre ungewöhnliche Begebenheiten, die als in das Geschick des Ganzen eingreifend empfunden, in der mündlichen Überlieferung festgehalten, von Chronisten aufgezeichnet werden, seien es ausserordentliche Naturereignisse wie Erdbeben, Überschwemmung, Pest, oder folgenschwere Thaten Einzelner oder collectiv handelnder Massen (Krieg, Volksabstimmungen etc.), oder auch vielleicht die Schöpfung grosser Kunstwerke, Erfindungen etc. Es gehört schon ein entwickelterer geschichtlicher Sinn dazu, die konstanten Naturbedingungen, unter denen ein Volk lebt, zu beachten und das regelmässige Getriebe des täglichen Lebens in seinen langsamen Veränderungen. Der wahre Historiker hat natürlich beides zu beachten, die einzelnen bedeutsamen Facta und die aus einer Summe von an sich wenig bedeutenden Momenten resultierenden Verschiebungen in dem täglichen Leben. Jedes verlangt eine besondere Art der Untersuchung. Je nachdem das eine oder das andere bevorzugt wird, ergeben sich verschiedene Richtungen der Geschichtsforschung. Es besteht auch ein Unterschied zwischen

den einzelnen Zweigen der Kulturwissenschaft, zum Teil auch zwischen den verschiedenen Entwicklungsstufen, je nachdem das eine oder das andere mehr in Betracht kommt. Politische Geschichte und Sprachwissenschaft bilden hier wohl die äussersten Extreme nach beiden Richtungen. Zu den einzelnen Individuen nimmt demnach der Historiker eine verschiedene Stellung ein. Wenige sind hervorzuheben wegen besonderer Thaten oder Leistungen, die eine über das gewöhnliche Mass hinausgehende Wirkung gehabt haben, die übrigen kommen für ihn nach ihren besonderen Eigentümlichkeiten und Lebensschicksalen nicht in Betracht, mögen dieselben auch vielleicht ein allgemein menschliches Interesse haben, sondern nur entweder als Mithandlende in einer ununterscheidbaren Masse, oder als Repräsentanten einer Gruppe, gewissermassen paradigmatisch. Auch bei denjenigen Persönlichkeiten, welche als Individuen in Betracht kommen, ist das Hauptaugenmerk darauf zu richten, wie sich ihre Individualität zu den gemeinsamen Zügen der Verkehrskreise, in denen sie gelebt haben, verhält, und welche Bedingungen sie gerade zu denjenigen Leistungen geführt haben, durch die sie geschichtlich bedeutsam geworden sind. Es ist ein Abirren von der eigentlichen Aufgabe des Geschichtsforschers, wenn man an dem rein Individuellen haften bleibt, wenn man dasselbe auch bei untergeordneten Persönlichkeiten festzustellen sucht, ohne dass damit etwas für das Begreifen der Gesamtentwicklung gewonnen wird.

Die traditionellen Anschauungen und Gebräuche können mehr oder weniger systematisch fixiert und aufgezeichnet werden. Solche Fixierungen können Privatarbeit eines einzelnen sein, nur zur Konstatierung der Thatsachen, etwa aus wissenschaftlichem Interesse unternommen. Sie können aber auch mit dem Anspruch auf autoritative Geltung für die Folgezeit unternommen werden, unterstützt durch physische und moralische Gewalten. So entstehen Gesetze und Gesetzbücher, religiöse Bekenntnisse, Statuten für Verbindungen u. dergl. Auch private Arbeiten werden mit der Absicht unternommen, in den schwankenden Gebrauch regelnd einzugreifen, und man findet es zweckmässig sich ihnen freiwillig zu unterwerfen. Solche Arbeiten sind zum Teil unsere älteren Rechtsbücher wie der Sachsenspiegel. Hierher gehören z. B. auch Sammlungen von Anstandsregeln, hierher auch Grammatiken und Wörterbücher, welche das Mustergültige angeben wollen. Durch stärkeres Eingreifen derartiger Normen unterscheiden sich höhere Kulturstufen von niedrigeren.

§ 4. Alle philologische und historische Untersuchung geht aus von den sogenannten Quellen. Wir werden diesen Begriff am besten so definieren: Quellen sind diejenigen Thatsachen aus dem Ganzen der historischen Entwicklung, welche unserer Beobachtung unmittelbar zugänglich sind. Gegenstand der Kulturwissenschaft sind, wie wir gesehen haben, psychische und physische Vorgänge, letztere insofern sie die ersteren bedingen oder durch sie bedingt sind. Psychische Vorgänge nun kann jeder unmittelbar nur an seiner eigenen Seele beobachten. Möglichster Reichtum an innerer Erfahrung ist daher die Grundlage für die Fähigkeit zum Verständnis fremden Seelenlebens. Alles, was wir davon wissen können, beruht auf Analogieschlüssen nach dieser unserer inneren Erfahrung. Eine direkte Quelle, und zwar eine sehr aufschlussreiche ist unser seelischer Zustand für die Erforschung des Volkstums, dem wir selber angehören. Die nächstbeste Quelle sind andere lebende Menschen, deren Thun und Treiben uns vor Augen liegt. Hier sind es schon nur physische Vorgänge, die wir wirklich beobachten, die wir daher als Quellen in strengem Sinne bezeichnen können. Seelische Vorgänge erschliessen wir nur erst nach Analogie des Verhältnisses, in dem die Vorgänge in unserem eigenen Innern zu den Funktionen unseres Leibes und zu der sonstigen Umgebung stehen. Dennoch aber befinden wir uns in einer be-

sonders günstigen Lage, wenn wir diese Quelle benutzen können. Wo es sich daher um die Entwicklungsgeschichte eines noch lebenden Volkes handelt, da ist die allseitige Durchforschung der Äusserungen seines gegenwärtigen geistigen Zustandes eines der wichtigsten Hilfsmittel. Abgesehen davon, dass sich uns nur hier das wirkliche Leben so unmittelbar als möglich erschliesst, so ist auch nur hier die wünschenswerte Vollständigkeit zu erlangen. Die eigentlichen sogenannten historischen Quellen bieten uns auch im günstigsten Falle nur Fragmente, deren Erhaltung durch zufällige Umstände bedingt ist. Gesamtbilder liefert nur die Beobachtung des lebendigen Treibens. Insbesondere können wir nur dadurch die ganze Masse der lokalen Verschiedenheiten in ihrer genauen Abgrenzung und das Verhältnis der Einzelnen zu den kleineren und grösseren Verkehrs-genossenschaften, in denen sie sich bewegen, erkennen. Eine weitere Quelle bietet uns der Boden auf dem die geschichtliche Entwicklung sich vollzogen hat, und das damit verbundene Klima. Die Beobachtung der gegenwärtigen Beschaffenheit des Bodens und des Klimas lässt uns zunächst die natürlichen Bedingungen erkennen, unter denen das gegenwärtige Leben des Volkes steht. Insofern aber die Grundverhältnisse nur einer sehr langsamen Veränderung ausgesetzt sind, so sind uns annähernd auch die Bedingungen für das Leben der Vergangenheit gegeben. Freilich darf nicht übersehen werden, dass doch auch einige bedeutendere Umwälzungen noch in geschichtlich zu verfolgenden Zeiten eingetreten sind. Auch lassen sich die Einwirkungen der Bodenkultur nicht rein von den durch die Natur gegebenen Bedingungen absondern. Über einige Verhältnisse geben die Reste menschlicher, unter Umständen auch tierischer Körper der Vorzeit Aufschluss. Vor allem aber sind wir auf die erhaltenen Produkte früherer menschlicher Thätigkeit angewiesen. Diese kommen nicht nur als Erzeugnisse in Betracht, sondern auch als nach ihrer Erzeugung wirksam gewesene Momente. Wir bilden uns aus ihnen Vorstellungen über das Leben der Vergangenheit, indem wir sie erkennen als Mittel zur Führung und Einrichtung des Lebens, als Nachbildungen der Wirklichkeit, als symbolische Zeichen für Töne und Ideen, als Beweise für die technische Fertigkeit und Ausfluss ästhetischer Triebe. Diese Erkenntnis ergibt sich aber niemals aus der blossen Wahrnehmung der Gegenstände, ist vielmehr immer durch Schlüsse vermittelt. Wenn die schriftliche Aufzeichnung von den sonstigen Erzeugnissen der Kunst und des Handwerks gesondert wird, so liegt die Berechtigung dazu nicht in der Erscheinung, die sich der Wahrnehmung darstellt, sondern in der eigenen Art von Schlussfolgerungen, die wir daran knüpfen. Unmittelbar gegeben sind nur Linien von bestimmter Gestalt. Schon dass wir dieselben als Zeichen für Sprachlaute erkennen, und vollends, dass wir diese Sprachlaute wieder als Symbole für einen bestimmten Vorstellungsinhalt erfassen, beruht auf Schlussfolgerung.

§ 5. Ohne Ergänzung des Gegebenen durch Schlüsse ist keine historische Erkenntnis möglich. Ist doch überhaupt nichts Vergangenes direkt zu beobachten. Alles, was wir beobachten, ist gegenwärtig. Abgesehen von unserer eigenen Erinnerung wird die Vergangenheit erst auf Grund des Gegenwärtigen von uns construiert. Diese Ergänzung ist nur dadurch möglich, dass zu dem Gegebenen etwas nicht Gegebenes als unmittelbare oder mittelbare Ursache oder Folge gesetzt wird. Durch solche Ergänzung wird auch ein Causalzusammenhang zwischen den gegebenen zunächst vereinzelt und fragmentarischen Thatsachen hergestellt. Hieraus folgt schon, dass die Feststellung der einzelnen nicht unmittelbar gegebenen Thatsachen und der Aufbau der geschichtlichen Entwicklung nicht zwei auseinanderfallende Thätigkeiten sein können.

In der Ableitung von Ursache und Folge aus dem vorliegenden Quellen-

material geht die ganze Thätigkeit des Philologen auf. Man macht sich das allerdings wohl nicht bei jeder Funktion, die man ausübt, vollkommen deutlich, z. B. nicht bei der Interpretation. Wenn ich aber für ein Wort an einer bestimmten Stelle die und die Bedeutung erschliesse, so heisst das nichts Anderes, als ich setze als Ursache, warum das Wort hier steht, dass es in der Seele des Schriftstellers mit der betreffenden Bedeutung associiert gewesen ist. Dies erschliesse ich aus dem, was ich sonst von der Organisation dieser Seele weiss und von ihrer besonderen Disposition in dem vorliegenden Falle. So verhält es sich bei jeder Art von Interpretation, das Wort in weitestem Sinne genommen. Erkenne ich z. B. eine Malerei oder Bildhauerarbeit als Darstellung eines bestimmten mythischen oder historischen Vorganges oder als Versinnbildlichung einer Idee oder überhaupt als ein Werk, welches Gegenstände aus der Natur und dem Menschenleben darstellen soll, so setze ich damit als Ursache für die Beschaffenheit des Kunstwerkes eine bestimmte Vorstellungsassociation in der Seele des Künstlers. Nur insofern diese richtig erfasst wird, ist auch eine richtige historische Würdigung des Kunstwerkes möglich. Ähnlich verhält es sich, wenn wir den Gebrauch ausmitteln, zu dem eine Gerätschaft oder ein Gebäude bestimmt ist, wenn wir in die Stilgesetze einer Kunst eindringen, wozu auch die Regeln des Versbaues zu rechnen sind. Die Zurückführung der sinnlichen Erscheinung, in welcher uns die menschlichen Erzeugnisse entgegenreten, auf bestimmte Arten der Vorstellungsassociation ihrer Urheber ist überhaupt eine der wichtigsten Thätigkeiten des Historikers, und zwar diejenige, mit der seine Arbeit überall anfangen muss. Schenken wir einem Berichte über geschichtliche Facta Glauben, so setzen wir damit als Ursache für die Entstehung des Berichtes, dass die erzählten Facta sich wirklich zugetragen haben.

§ 6. Besteht die Thätigkeit des Philologen und Historikers in der Herstellung eines Causalzusammenhanges durch Erschliessung der nicht unmittelbar gegebenen Glieder, so beruht sie natürlich auf der Voraussetzung, dass die Causalverknüpfung auf psychischem wie auf physischem Gebiete eine notwendige ist, die nach ewigen allgemeinen Gesetzen erfolgt. Sobald man etwas von solchen Gesetzen Unabhängiges, Willkürliches im Spiel sein lässt, muss man auch darauf verzichten, durch Schlüsse die historische Wahrheit zu ermitteln, und ist auf den Glauben angewiesen. Es ist nun auch einleuchtend, dass zu solcher Thätigkeit nicht die Handhabung der formalen Logik genügt, dass vielmehr die Kenntniss der allgemeinen Gesetze des Geschehens erforderlich ist, des physischen und des psychischen und der Wechselwirkung zwischen beiden.

Man wird hiergegen einwenden, dass doch so viele Philologen Tüchtiges geleistet haben, ohne in der Physik und Chemie oder auch selbst in der wissenschaftlichen Psychologie sonderlich bewandert gewesen zu sein. Das ist richtig, aber man darf nicht übersehen, dass sich der Mensch lange vor der Ausbildung eigentlicher Wissenschaft aus der Erfahrung des täglichen Lebens eine Reihe von Sätzen über den Causalzusammenhang der Erscheinungen abstrahirt hat, die zwar der späteren methodischen Forschung nicht genügend erscheinen, die ihn aber doch in den Stand setzen, zu vielen Erscheinungen Ursachen und Wirkungen nach Mutmassung hinzuzudenken und dieselben notwendig, möglich oder wahrscheinlich zu finden. Es sind dies dieselben Sätze, welche im Leben immerfort zur Anwendung kommen, auf Grund deren es dem Menschen überhaupt möglich wird, mit Überlegung zu handeln, sich Ziele zu setzen und die geeigneten Mittel dazu anzuwenden. Ohne diese Sätze der gemeinen Erfahrung wäre auch mit der feinsten Logik keine historische Wissenschaft möglich gewesen. Auf Grund derselben hat

man Vieles erreicht, aber es gibt Probleme, die nicht gelöst werden können ohne Zuhülfenahme der erst von der Wissenschaft gefundenen Gesetze.

Vor allem gilt es, die Resultate der neueren Psychologie auf die Kulturwissenschaft anzuwenden. Es ist namentlich erforderlich, eine klare Anschauung davon zu gewinnen, in welcher Weise die in die Seele aufgenommenen Vorstellungen sich zu engeren und weiteren Gruppen verbinden, und wie durch diese nun unbewusst in unserm Innern ruhenden Gruppen die Vorgänge in unserem Bewusstsein und unsere nach aussen gerichteten Thätigkeiten bestimmt werden.<sup>1</sup> So lange es der Historiker mit der Beurteilung überlegter Handlungen oder planmässig geschaffener Werke zu thun hat, mag er die durch die wissenschaftliche Psychologie gewonnenen Resultate entbehren können, da über die mit klarem Bewusstsein sich vollziehenden Vorgänge jeder eigene Erfahrungen gemacht hat. Anders dagegen verhält es sich, sobald es sich um die unbeabsichtigten und von den Beteiligten selbst nicht bemerkten Verschiebungen in den menschlichen Zuständen handelt. So ist die Entwicklung der Sprache, des Mythos, der Sitte gar nicht zu begreifen, wenn nicht die primitiven Seelenvorgänge beachtet werden, welche uns gewöhnlich nicht zum Bewusstsein kommen und erst durch die wissenschaftliche Analyse ermittelt sind. Es hat daher seine Berechtigung, wenn Wundt<sup>2</sup> die Erforschung gerade dieser drei Gebiete in eine besonders nahe Beziehung zur Psychologie setzt, insofern sie einerseits einer psychologischen Basierung bedürfen, anderseits umgekehrt der Psychologie wertvolles Material zur Bearbeitung liefern. Doch wäre es ein Irrtum, anzunehmen, dass es überhaupt irgend ein Gebiet menschlicher Thätigkeit gäbe, auf dem nicht neben bewusster Absicht unbewusste psychische Faktoren eine grosse Rolle spielten, zu deren richtiger Würdigung die Psychologie des gesunden Menschenverstandes nicht ausreicht. Das Verständnis der geschichtlichen Entwicklung bleibt daher auf allen Gebieten hinter dem Erreichbaren zurück, so lange man sich nicht auf den Boden der wissenschaftlichen Psychologie stellt. Es gilt dies ganz besonders auch von dem Verständnis der literarischen Produktion.

Hinsichtlich des physischen Geschehens ist es für den Historiker seltener geboten, über die gemeine Erfahrung hinauszugreifen und zu den Hilfsmitteln der exakten Wissenschaft seine Zuflucht zu nehmen. Doch dürfen die Dienste, welche diese zu leisten im stande ist, nicht übersehen werden. Schon seit langer Zeit ist die Astronomie ein wertvolles Hilfsmittel für chronologische Bestimmungen gewesen. Chemie und Mineralogie können Aufschluss über die Natur und Herkunft des von Menschenhand verarbeiteten Materiales und über die Art der Technik geben. Vor allem kommen natürlich dem Historiker die wissenschaftlichen Untersuchungen über Beschaffenheit und Funktion des menschlichen Leibes zu gute. Die vergleichende Anatomie giebt Aufschlüsse über die Abstammungsverhältnisse der Völker. Über den Einfluss des Klimas und der Nahrung auf die leibliche Beschaffenheit des Menschen, wodurch wieder die geistige bedingt ist, muss sich der Historiker von dem Physiologen belehren lassen. Zu den Funktionen unseres Leibes, die sich erst einer eigens darauf gerichteten Aufmerksamkeit und besonderen wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden erschliessen, gehört die Erzeugung der Sprachlaute. Die Sprachphysiologie (Phonetik) ist wie die Psychologie unentbehrliche Grundlage für den Aufbau der Sprachwissenschaft.

Die einfachen Vorgänge, welche sich unter allgemeine Gesetze bringen lassen, erscheinen in mannigfachen Komplikationen. Viele von diesen Komplikationen wiederholen sich häufig, wenn auch nicht immer in gleicher, so doch in ähnlicher Weise. Bei einem tieferen Eindringen in das Wesen der geschichtlichen Entwicklung muss notwendig die regelmässige Wiederkehr

dieser Komplikationen bemerkt werden, und es ergibt sich die Aufgabe, dieselben systematisch zusammenzustellen, und zwar mit einer genauen Analyse, aus welcher ihr Verhältnis zu den allereinfachsten Vorgängen klar wird. Dabei muss die Zusammensetzung der psychischen Gebilde untersucht werden, die das Geschehen veranlassen, die Natur der mitwirkenden physischen Faktoren, das Verhältnis derselben zu den psychischen und vor allem die Art, wie die Wechselwirkung zwischen den Individuen sich vollzieht. Ein derartiger Überblick über die wiederkehrenden Komplikationen, verbunden mit klarer Einsicht in das Wesen derselben ist das wertvollste Resultat der geschichtlichen Detailforschung. Umgekehrt erhält diese dadurch eine wesentliche Erleichterung und sichere Leitung. Die hier bezeichnete Aufgabe habe ich für ein Gebiet der Kultur in meinen *Prinzipien der Sprachgeschichte* zu lösen versucht. Die übrigen sind einer ähnlichen Bearbeitung fähig und bedürftig, in um so höherem Grade, je mehr dabei unbewusste psychische Prozesse in Betracht kommen. Die Entwicklung der traditionellen Anschauungen und Gebräuche ist daher das dankbarste Feld dafür. Es ist dabei eine der Hauptaufgaben der Prinzipienwissenschaft, wie wir es nennen wollen, zu zeigen, wie sich die einzelnen Vorgänge zu diesen allgemeinen Anschauungen und Gebräuchen verhalten, wie und wie weit jene durch diese bedingt sind, und wie diese umgekehrt allmählich durch jene umgestaltet werden.

<sup>1</sup> Hierzu gibt z. B. Steinthals *Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft* (Berlin 1881) vortreffliche Anleitung. Von den darin angewendeten Formeln kann man leicht absehen. <sup>2</sup> *Logik* II, 498 ff. und besonders in der Abhandlung *Über Ziele und Wege der Völkerpsychologie* (Philos. Stud. IV).

§ 7. Eine der ersten Forderungen, die an den Historiker gestellt werden muss, ist möglichst vollständige Ausschöpfung der Quellen. Es gibt unter den sich darbietenden Quellen ganz wertlose, aber diese Wertlosigkeit darf nicht von vornherein vorausgesetzt, sondern muss erst durch Prüfung konstatiert werden, indem etwa nachgewiesen wird, dass die betreffende Quelle aus einer oder mehreren anderen, gleichfalls vorliegenden abgeleitet ist, oder dass ihr überhaupt eine Kausalbeziehung zu den zu ermittelnden Thatsachen abgeht, dass sie z. B. eine Fälschung ist. Selbständige Quellen dürfen nicht vernachlässigt werden. Es ist ein gewöhnlicher Fehler, dass man, wo eine oder einige besonders gute Quellen vorhanden sind, die übrigen beiseite schiebt, die doch, wenn auch jede für sich geringer, doch in ihrer Kombination wertvoller sein können. Man darf ferner an keiner überlieferten Thatsache achtlos vorbei gehen. Das Endziel ist freilich die Feststellung des Bedeutsamen und wirklich Wissenswerten. Aber es verrät den Dilettanten, wenn jemand von vornherein nur herausgreift, was ihm als solches erscheint. Auch das an sich Gleichgültigste kann von Bedeutung für die Forschung werden, wegen des Kausalzusammenhanges, in dem es mit etwas Wissenswerthem steht, wegen der Schlussfolgerungen, die es deshalb ermöglicht.

Eine weitere Forderung ist die, dass die Quellen genau als das genommen werden, was sie wirklich sind. Die ergänzende Kombination beginnt nicht erst mit der streng wissenschaftlichen Forschung. Lange vorher treibt sie ihr Spiel. Der Historiker stösst bereits auf Annahmen über Alter und Herkunft von Denkmälern oder Institutionen. Er findet bereits Geschichtsbilder entworfen auf Grund ungenügenden und unzuverlässigen Materiales. Er findet jetzt auch Aufstellungen von Vorgängern, die mit mehr oder weniger Recht den Anspruch erheben, wissenschaftliche Leistungen zu sein. Von alledem muss er zunächst abstrahieren, wenn er ein selbständiges Urteil gewinnen will, und auf das wirklich Gegebene zurückgehen. Dahin gehört z. B., dass er etwas nicht als geschehen annimmt, bloss weil überliefert ist, dass es ge-

schehen ist. Das wirklich Gegebene ist nur die Überlieferung. Wer den Inhalt der Überlieferung einem wirklichen Geschehen gleich setzt, der macht bereits eine Schlussfolgerung, von welcher der Forscher, der sich die Grundlage seiner Untersuchung klar machen will, zunächst absehen muss.

§ 8. Wie schon bemerkt, besteht die ergänzende Thätigkeit des Historikers einerseits darin, dass zu den gegebenen Thatsachen weitere nicht gegebene als Ursache oder Folge hinzugefügt werden, anderseits darin, dass zwischen mehreren für sich gegebenen oder bereits erschlossenen Thatsachen ein nicht gegebener Kausalzusammenhang hergestellt wird. Das letztere geschieht auf zweierlei Weise. Entweder wird eine Thatsache als die Ursache der anderen gesetzt oder richtiger, da immer ein Komplex von Ursachen vorhanden ist, als eine von den Ursachen, als ein bedingendes Moment. Dabei kann man sich veranlasst sehen, ein Zwischenglied in der Kausalverkettung anzusetzen, also etwas Neues hinzuzufügen, welches zu der einen Thatsache im Verhältnis der Folge, zu der andern im Verhältnis der Ursache steht. Oder es werden mehrere Thatsachen dadurch unter einander verknüpft, dass sie auf eine gemeinsame Ursache zurückgeführt werden, die nun als etwas Neues hinzugewonnen wird. Aus der Kombination dieser einfachen Operationen entwickeln sich die komplizierteren historischen Untersuchungen.

Erstes Erfordernis für die Berechtigung zur Ansetzung eines kausalen Verhältnisses ist natürlich, dass dasselbe den allgemeinen Bedingungen der Möglichkeit entspricht, wie sie dem Forscher bekannt sein müssen. Ein zweites Erfordernis ist, dass keine Annahme gestattet wird, welche mit einer schon festgestellten Thatsache oder mit einer anderen gleichfalls aufrecht erhaltenen Annahme nicht in Einklang zu bringen ist. Die Erfüllung dieser beiden Forderungen genügt aber nicht. Es muss etwas Weiteres hinzukommen, was von der blossen Möglichkeit zur Notwendigkeit oder wenigstens zur Wahrscheinlichkeit hinüberführt. Notwendig wird die Annahme einer Ursache oder Folge zu einer gegebenen Thatsache dann, wenn dieselbe ohne die betreffende Ursache oder Folge überhaupt nicht zu denken ist; ferner aber auch dann, wenn alle anderen Möglichkeiten, die sich bei isolierter Betrachtung darbieten, dadurch ausgeschlossen werden, dass sie mit anderen festgestellten Thatsachen in Widerspruch stehen. Um eine Annahme als wahrscheinlich zu erweisen, bedarf es der Vergleichung der verschiedenen Möglichkeiten unter einander. Der Grad der Wahrscheinlichkeit muss ebenso wie die Möglichkeit auf Grund analoger Fälle bestimmt werden, die man früher beobachtet hat.

Die methodische Ergänzung des Gegebenen muss demnach damit beginnen, dass man sich alle Möglichkeiten der Kausalverknüpfung vergegenwärtigt. Es ist einer der gewöhnlichsten Fehler, dass man einen Teil dieser Möglichkeiten übersieht, ja dass man von den verschiedenen Möglichkeiten überhaupt nur eine bemerkt und diese dann ohne weiteres als wirklich ansetzt. Schuld an diesem Fehler ist oft Flüchtigkeit, oft der Mangel an kombinatorischer Begabung oder an Übung auf dem betreffenden Felde, die beide erforderlich sind, um die vorhandenen Möglichkeiten rasch und sicher zu überblicken. Es ist einer der wichtigsten Dienste, welchen die Prinzipienwissenschaft der Methodenlehre leistet, dass sie eine Summe von Möglichkeiten des Geschehens an die Hand gibt, zu der man greifen kann, wenn es sich um die Ergänzung des Gegebenen handelt. Ganz besonders oft aber liegt die Schuld auch daran, dass der Geist schon nach einer gewissen Richtung hin präoccupiert ist und infolge dessen immer nur das sieht, was nach dieser Richtung hin liegt. Sehr gewöhnlich geht schon dem Beginne der eigentlichen Untersuchung eine Vermutung über das Resultat voraus. Indem man diese Vermutung bestätigt zu sehen wünscht, drängen sich alle dazu stimmenden



Vorstellungen viel leichter in das Bewusstsein als die widerstreitenden. Solche das Resultat vorwegnehmenden Vermutungen können höchst wertvoll als Antriebe und Regulative für methodische Forschung sein, sie werden aber schädlich, sobald sie die Phantasie des Forschers ausschliesslich in Beschlag nehmen. Es gehört viel Selbstverläugnung dazu, dies zu vermeiden, und es kann daher nicht wunder nehmen, wenn es so gewöhnlich ist. Dadurch erhalten unsere wissenschaftlichen Beweisführungen etwas Advokatenmässiges, und es bedarf oft erst eines langen Gefechtes verschiedener Parteien, bis vielleicht ein unparteiischer Richterspruch herauskommt. Echte Wissenschaftlichkeit muss diesen Umweg durch Selbstkritik und freie Umschau möglichst zu vermeiden suchen.

Erst wenn man alle Möglichkeiten der Kausalverknüpfung überblickt, hat man eine sichere Grundlage, auf der man weiter bauen kann. Zunächst wird man dann zusehen müssen, ob sich einige von diesen Möglichkeiten als unvereinbar mit anderen Thatfachen ausscheiden lassen. Ist man nicht in der günstigen Lage, dass nur eine einzige übrig bleibt, so wird man noch versuchen, die zur Auswahl stehenden hinsichtlich ihrer Wahrscheinlichkeit gegen einander abzumessen. Hierbei macht sich nun leicht sehr subjektives Belieben geltend. Es kommt darauf an, auch für den Grad der Wahrscheinlichkeit möglichst objektive Normen zu finden. Hier hilft wieder die Prinzipienwissenschaft, indem sie analoge Fälle für die Beurteilung liefert. Doch müssen individuelle Verhältnisse häufig auch nach analogen Verhältnissen von ebenfalls ganz individueller Natur beurteilt werden. Ein Beispiel mag das erläutern. Es ist eine Streitfrage, ob die von Lady Guest unter dem Titel *Mabinogion* herausgegebenen welschen Erzählungen, soweit sie sich in ihrem Inhalt mit französischen Artusromanen berühren, als von diesen unabhängige, auf echt nationale Quellen zurückgehende Überlieferungen zu betrachten sind. Für die Entscheidung dieser Frage ist es jedenfalls nicht gleichgültig, dass in der nämlichen Hs. sich auch eine welsche Bearbeitung der sieben weisen Meister und eines Stückes aus der Karlssage findet, wofür sicher fremder und, was das letztere betrifft, französischer Ursprung angenommen werden muss. Dadurch gewinnt die Annahme, dass auch die der Artussage angehörigen Stücke unter dem Einflusse der betreffenden französischen Werke stehen, sehr an Wahrscheinlichkeit, wenn auch natürlich die Frage nicht ohne Berücksichtigung verschiedener anderer Momente entschieden werden kann. Entsprechend verhält es sich mit den dänischen, schwedischen und färöischen Balladen, welche Stoffe aus der germanischen Heldensage behandeln. Es handelt sich darum, ob dieselben auf alte mündliche Überlieferung zurückgehen, also als unabhängige Quellen für die Heldensage zu betrachten sind, oder ob sie aus den uns erhaltenen schriftlichen Quellen wie *Pǫðrekssaga* und *Völsungasaga* abgeleitet sind. Die letztere Annahme gewinnt jedenfalls dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit, dass verschiedene andere Balladen von ähnlichem Charakter sicher auf schriftliche Quellen von zum Teil unnationalem Inhalt zurückgehen. Der Beweis für die Wahrscheinlichkeit einer Annahme kann übrigens nicht nur positiv, sondern auch negativ geführt werden, indem nämlich die Unwahrscheinlichkeit aller andern daneben in Betracht kommenden gezeigt wird.

Trotz Anwendung aller zu Gebote stehenden Hilfsmittel wird man sehr häufig nicht in der Lage sein, zwischen verschiedenen Möglichkeiten der Kausalverknüpfung eine Entscheidung zu treffen oder auch nur der einen den Vorzug zuzusprechen. Es gibt viele Fälle, in denen es höchstens ein ganz kritikloser Phantast unternehmen wird, etwas Bestimmtes über die Ursachen einer gegebenen Thatfache ausmachen zu wollen. Es gibt andere, in denen auch Männer, welche den Anspruch erheben, als strenge Forscher zu gelten, sich nicht scheuen den Mangel an objektiven Entscheidungsgründen durch subjektives

Belieben zu ersetzen, weil sie sonst darauf verzichten müssten zu einem Resultate zu gelangen. So kommt zu dem oben besprochenen Übersehen anderweitiger Möglichkeiten noch das absichtliche Beiseitelassen. Veranlassung dazu ist teils ein ästhetisches Bedürfnis, welches nach Abschliessung und Abrundung strebt, teils Selbstgefälligkeit, welche einen geistreich erscheinenden Einfall nicht unterdrücken mag und sich leicht über den Wert desselben täuscht, teils das Interesse der Carrière, welches nun einmal verlangt, dass in einer Doktor-dissertation, Habilitationsschrift etc. ein wissenschaftliches «Resultat» vorgelegt wird, teils endlich das Muster der hergebrachten Praxis. Der Wissenschaft ist nur damit gedient, dass wir uns der Grenzen unserer Erkenntnis bewusst bleiben und nicht darüber hinausgehen.

Handelt es sich darum, die eventuellen Beziehungen zwischen mehreren gegebenen oder bereits erschlossenen Thatsachen festzustellen, so muss zuerst untersucht werden, ob überhaupt irgend welche Nötigung vorliegt, einen kausalen Zusammenhang zwischen denselben anzunehmen. Mangelt ein solcher, so sprechen wir von Zufall. Dies ist ein relativer Begriff. Es gibt keinen absoluten Zufall in dem Sinne, dass eine Thatsache überhaupt nicht kausal bedingt zu sein brauchte, sondern wir können nur sagen, dass das Nebeneinanderbestehen mehrerer Thatsachen zufällig ist, insofern jede ihre besonderen kausalen Bedingungen hat, und weder die eine Ursache der anderen ist, noch beide unter der Einwirkung der nämlichen Ursache stehen. Es müssen also die sonstigen Kausalbedingungen für die betreffenden Thatsachen erwogen werden, die abgesehen von einer Verknüpfung derselben unter einander denkbar sind. Ergibt sich aus diesen eine vollständig befriedigende Erklärung für ihr Nebeneinanderbestehen, so muss man sich dabei beruhigen. Man hat kein Recht, nichtsdestoweniger eine kausale Verknüpfung zwischen ihnen herzustellen. Eine solche bleibt höchstens als blosser Möglichkeit bestehen, vielfach ergibt sie sich geradezu als unwahrscheinlich. Wäre nicht die Erwägung der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Zufalles so häufig vernachlässigt, so wären viele unnütze Hypothesen unterblieben. Die philologische Forschung hat auf Schritt und Tritt mit dieser Erwägung zu rechnen.

§ 9. Durch die Einwirkung eines Individuums auf das andere wird eine grössere oder geringere Übereinstimmung zwischen ihnen in der Gruppierung ihrer beiderseitigen Vorstellungen hervorgerufen, woraus dann wieder eine Übereinstimmung zwischen den auf Grund dieser analogen Gruppierung geschaffenen physischen Produkten hervorgeht. Die Übereinstimmung zwischen den letzteren beruht dabei nicht auf einem direkten Kausalverhältnis, sondern ist immer psychisch vermittelt, auch dann, wenn es sich um genaue Nachbildung eines Kunstproduktes handelt. Dieselbe ist nur möglich, wenn der Nachbildner dieselbe Vorstellung von der Gestalt des Produktes in seine Seele aufgenommen hat wie der erste Bildner, und wenn er auch entsprechende Vorstellungen von den zur Ausführung erforderlichen Mitteln hat wie dieser. Für uns ist es aber die Übereinstimmung in den physischen Produkten, woran wir erst die Übereinstimmung in den zu Grunde liegenden psychischen Thatsachen erkennen.

Vergleichung ist demnach ein wesentliches Hilfsmittel zur Erkenntnis des Kausalzusammenhanges zwischen den Objekten der Kulturwissenschaft. Dieser Kausalzusammenhang wird auf die nämliche Weise hergestellt wie sonst. Entweder wird von zwei verglichenen Objekten das eine als die Grundlage des anderen erkannt, sei es direkt oder mit Hülfe von Zwischengliedern, die dann ohne überliefert zu sein erschlossen werden, oder es werden mehrere Objekte auf eine gemeinsame Grundlage zurückgeführt, die gleichfalls erschlossen wird. Dies Verfahren kommt auf den verschiedensten Gebieten zur

Anwendung. So bei der Bestimmung des Verhältnisses, in dem mehrere Abschriften oder Überarbeitungen des gleichen Textes zu einander stehen, bei allen Quellenuntersuchungen, ebenso bei Untersuchungen über die genauere oder freiere Nachbildung von Kunstwerken, durchgängig bei dem Aufbau der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, Mythologie und Sittenkunde, u. s. f. Das Vergleichen ist also keine besondere Eigentümlichkeit derjenigen Disziplinen, denen man gewöhnlich das Prädikat vergleichend beizulegen pflegt, vielmehr wird es überall in analoger Weise geübt, auch bei dem, was man im engsten Sinne als Philologie bezeichnet. Auch ist eigentlich kein Grund dies Prädikat auf diejenigen Forschungen zu beschränken, die über den Kreis eines einzelnen Volkes hinausgreifen. Denn innerhalb jedes Volkes sind wieder besondere Gruppen und innerhalb der Gruppen besondere Individuen zu unterscheiden, und die Bestimmung des historischen Verhältnisses dieser Individuen und Gruppen zu einander wird auf keine andere Weise gewonnen als die des Verhältnisses von Völkern zu einander. Ein Unterschied besteht allerdings insofern, als da, wo es sich um die Ableitung der Kulturverhältnisse mehrerer Völker aus einer ursprünglichen Stammesgemeinschaft handelt, primär nur die zweite der oben bezeichneten beiden Hauptarten der Kausalverknüpfung in Betracht kommt, die Rekonstruktion der gemeinsamen Grundlage für die Übereinstimmung; ich sage primär, denn sekundär, nachdem die Rekonstruktion dieser Grundlage vollzogen ist, kann auch die andere Hauptart zur Geltung kommen. Man darf sich auch nicht etwa einbilden, dass man bei der Beschränkung auf ein Volk die erstere Art entbehren könne. Man kommt auch hierbei nicht aus, ohne sie reichlich anzuwenden. Wo es sich darum handelt, den Einfluss der Kultur eines Volkes auf die eines anderen zu untersuchen, braucht auch der bezeichnete Unterschied nicht vorhanden zu sein, z. B. bei dem, was man gewöhnlich vergleichende Literaturgeschichte nennt, die ihrem Wesen nach etwas anderes ist, als was man vergleichende Sprachwissenschaft zu nennen pflegt.

§ 10. Der Nachweis einer Übereinstimmung ist eines der wesentlichsten Hilfsmittel für den Nachweis eines Kausalzusammenhanges. Aber keineswegs ist mit dem ersteren ohne weiteres der letztere gegeben. Es gibt unzählige Übereinstimmungen zwischen den psychischen Verhältnissen verschiedener Menschen und ebenso zwischen ihren physischen Erzeugnissen ohne irgend einen historischen Zusammenhang. Sehr vieles ist überhaupt allen, oder wenigstens allen normalen Menschen gemein, weil es eine Folge der für alle gleichmässig geltenden Lebensbedingungen ist. Denn die seelischen Funktionen folgen allgemeingültigen Gesetzen; es besteht eine hochgradige Übereinstimmung in der leiblichen Organisation, die insbesondere die selben Sinnesindrücke und die selben Reaktionen dagegen erzeugt, die selben Bedürfnisse und die selben Mittel zur Befriedigung derselben; auch in der umgebenden Natur bleibt selbst bei der grössten Verschiedenheit noch genug Übereinstimmung; ebenso gibt es für den Verkehr der Menschen unter einander gewisse Grundverhältnisse, die überall gleichmässig erscheinen. Einiges ist wenigstens dem ganzen männlichen oder dem ganzen weiblichen Geschlechte gemein. Analoge Verhältnisse ergeben sich überall nach den verschiedenen Altersstufen. Abgesehen aber von dieser durchgehenden Übereinstimmung finden sich massenhafte und zum Teil weitgehende Ähnlichkeiten zwischen einer Anzahl in keiner Beziehung zu einander stehenden Individuen. Die Variabilität der seelischen Beschaffenheit, der Lebensschicksale, der Hervorbringungen der Menschen ist zwar eine unbegrenzte, aber nur, wenn man alle kleineren Modifikationen mit in Anschlag bringt und immer das Ganze eines menschlichen Lebens im Auge hat, nicht, wenn man sich an das Wesentlichste hält und Gruppen von Vorgängen aus dem Ganzen des Lebens herausgreift. Ge-

wisse Grundzüge müssen sich notwendigerweise mehrmals, ja zum Teil sehr oft wiederholen. Wir klassifizieren ja die Menschen nach ihrem Temperament, nach hervorstechenden Eigenheiten ihres Charakters und ihrer intellektuellen Fähigkeiten etc., und wir erwarten, dass solche Eigenheiten sich bei dem einen wie bei dem anderen in mehr oder weniger ähnlicher Weise äussern. Für die Beziehungen der Menschen zu einander gibt es gewisse Grundverhältnisse, die immer wiederkehren, z. B. die verschiedenen Verwandtschaftsverhältnisse, und für die Gestaltung eines jeden dieser Verhältnisse gibt es gewisse Grundtypen von grosser Häufigkeit. Innerhalb einer schon reich entwickelten Literatur wird es einem Dichter schwer, Charaktere und Situationen zu erfinden, die als durchaus originell anerkannt werden, ein Beweis dafür, dass die Abwechslung im Leben wie in der poetischen Fiktion ihre Grenzen hat. Das selbe gilt von den bildenden Künsten, soweit sie Charaktere und Situationen darstellen. Was die rein ornamentale Seite betrifft, so ist daran zu erinnern, dass die Zahl der möglichen Figuren, sobald von denselben Regelmässigkeit und Symmetrie verlangt wird, gleichfalls eine begrenzte ist. Daher zum Teil die Schwierigkeit zu den bisher bekannten noch einen ganz neuen Stil zu erfinden. Daher ist es auch nicht zu verwundern, wenn zwischen den primitiven Ornamenten ganz verschiedener Völkerschaften grosse Ähnlichkeit gefunden wird. Entsprechend verhält es sich auf allen Gebieten. Es entstehen so Übereinstimmungen einerseits zwischen einzelnen Individuen, die vielleicht über die ganze Erde hin zerstreut sind, anderseits zwischen Völkerschaften, die niemals in einen direkten oder indirekten Verkehr zu einander getreten sind, hinsichtlich ihrer Vorstellungsart, ihrer Sitten und Einrichtungen, ihrer Sprache etc. Die letzteren Übereinstimmungen können dadurch begünstigt sein, dass die Beschaffenheit des Bodens, des Klimas, überhaupt der natürlichen Lebensbedingungen ähnlich ist. Der Fortschritt zu höherer Kultur, in wie mannigfaltigen Gestaltungen er auch auftritt, vollzieht sich immer bis zu einem gewissen Grade in analoger Weise, weshalb es möglich ist, Kulturepochen verschiedener Völker mit einander zu parallelisieren.

Neben diesen Übereinstimmungen ohne allen Kausalzusammenhang gibt es sehr viele, die zwar durch das Wirken der nämlichen Ursache mitbedingt sind, die aber doch nicht ihrem ganzen Umfange nach daraus abgeleitet werden können. So kann der nämliche Boden bei ganz verschiedenen Völkern, die ihn nach einander bewohnen, analoge Wirkungen hervorbringen. Die gleiche Abstammung kann auch bei dem Mangel einer Wechselwirkung zu analogen Lebensäusserungen führen. Besonders aber liegen in der Übereinstimmung, welche durch die nähere oder fernere Verkehrsgemeinschaft erzeugt ist, die Bedingungen für eine Übereinstimmung in der Weiterentwicklung, die ihrerseits nicht durch gegenseitige Beeinflussung hervorgebracht zu sein braucht, sondern spontan sein kann. Geschieht es doch nicht selten, dass eine wissenschaftliche Entdeckung gleichzeitig von Mehreren gemacht wird, nachdem einmal der Boden dafür bereitet ist. Noch viel häufiger ist ein derartiges spontanes Zusammentreffen bei den einfacheren Vorgängen des Kulturlebens. In der Entwicklung der traditionellen Anschauungen und Gebräuche und besonders der Sprache spielt dasselbe eine grosse Rolle neben der wechselseitigen Beeinflussung, und es ist vielfach unmöglich, zu bestimmen, wie weit die eingetretenen Veränderungen durch diese, wie weit durch jenes bedingt sind.

Die Frage, ob und wie weit Übereinstimmungen in der seelischen Organisation verschiedener Individuen und deren physischen Äusserungen auf einen Kausalzusammenhang hinweisen, gehört zu denjenigen, welche dem Historiker ganz besonders häufig zur Entscheidung vorliegen und ganz besondere Schwierigkeiten machen. Vor dem häufigen Fehler der voreiligen Annahme eines

Zusammenhanges bewahrt nur eine ausgebreitete Erfahrung, welche die Möglichkeit eines spontanen Zusammentreffens gelehrt hat. Um diese Möglichkeit zu erkennen, muss man Fälle unter einander vergleichen, bei denen von vornherein der Gedanke an einen historischen Zusammenhang durch die Umstände ausgeschlossen ist. Eine Sammlung solcher Möglichkeiten hat wieder die Prinzipienwissenschaft zu liefern, wodurch aber auch wieder nicht ausgeschlossen ist, dass man vielfach Untersuchungen in dieser Richtung ad hoc anzustellen hat.

Die Annahme eines Kausalzusammenhanges ist natürlich um so wahrscheinlicher, je genauer die Übereinstimmung ist, und je komplizierter die That-sachen sind, auf die sich die Übereinstimmung erstreckt. Eine Reihe von einzelnen Übereinstimmungen, von denen jede für sich nichts beweisen würde, kann durch Komplikation sehr beweiskräftig werden. Ferner aber ist eine Übereinstimmung um so beweisender, je weniger die Einzelheiten, die in übereinstimmender Weise unter einander verbunden sind, in einem inneren Zusammenhange unter einander stehen. Denn, was einen solchen Zusammenhang hat, kann sich leicht spontan zu wiederholten Malen verbinden, während die zufällige Verbindung, wenigstens wenn sie einigermaßen kompliziert ist, sich nicht so leicht wiederholt. Wenn es das eigentliche Ziel der Geschichtsforschung wie aller Wissenschaft ist, die inneren Beziehungen der Dinge zu einander zu erkennen, während die bloss zufällige Zusammenwürfelung an sich uninteressant ist, so hat doch die letztere den Wert, dass sie gerade häufig zur Feststellung des historischen Zusammenhanges verhilft. So thun z. B. Eigennamen gute Dienste, die zu dem Wesen der Personen, welche sie tragen, keine Beziehung haben. Die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhanges zwischen verschiedenen epischen oder dramatischen Stoffen wird wesentlich erhöht, wenn zu der Übereinstimmung in Motiven und Charakteren, die vielleicht zu allgemein menschlich sind, als dass sie sich nicht wiederholt von selbst darbieten sollten, Übereinstimmung in der Benennung der Hauptpersonen tritt. Eine ähnliche Rolle spielt das lautliche Element der Sprache in der historischen Sprachforschung. Gerade weil zwischen diesem und der Bedeutung in den uns vorliegenden Sprachen im allgemeinen keine innere Beziehung stattfindet, gibt die Übereinstimmung in der Verknüpfung beider eine so starke Gewähr für den historischen Zusammenhang. Diese Gewähr ist nicht vorhanden in den Ausnahmefällen, in denen eine innere Beziehung mit Grund zu vermuten ist, bei onomatopoetischen Bildungen, bei denen ein spontanes Zusammentreffen leicht möglich ist. Bei sprachlichen Erscheinungen, die nicht an bestimmten Lautkomplexen haften, wohin namentlich die rein syntaktischen gehören, wenn es sich z. B. um Wortstellung oder um das logische Verhältnis der Elemente des Satzes zu einander handelt, sind die historischen Zusammenhänge sehr schwer zu verfolgen, weil es die allgemeine Natur der Sprache mit sich bringt, dass solche Erscheinungen sich zu verschiedenen Zeiten spontan neu erzeugen.

§ 11. Die vergleichende Methode kommt auch zur Anwendung, wo es sich um Erzeugnisse und Tätigkeiten des gleichen Individuums handelt. Dabei kann in Frage kommen, wieweit das, was in der äusseren Erscheinung gleich ist, auf die gleiche psychische Ursache zurückzuführen ist. Diese psychische Ursache kann bewusste Absicht sein. Häufig ist festzustellen, wieviel in den menschlichen Erzeugnissen beabsichtigt ist, und wieviel, ohne beabsichtigt zu sein, sich aus der Konstellation der Umstände ergeben hat. Ein Hauptmittel, hierüber zu einer Entscheidung zu gelangen, ist das Zusammenhalten analoger Fälle. Es ist dann zu konstatieren, ob es den allgemeinen Bedingungen der Wahrscheinlichkeit entspricht, anzunehmen, dass diese in ihrer Gesamtheit sich ohne Absichtlichkeit ergeben haben, oder nicht. Ist diese

Annahme mit der Wahrscheinlichkeit im Einklang, so ist von dieser Seite her keine Veranlassung, Absicht vorauszusetzen. Je weiter sie sich dagegen von der Wahrscheinlichkeit entfernt, um so berechtigter wird die Voraussetzung der Absicht. Der Grad der Wahrscheinlichkeit lässt sich vielfach durch Rechnung bestimmen. Ein anderes Mittel ist die Vergleichung eines im übrigen analogen Materials, bei dem die Absicht von vornherein ausgeschlossen ist.

Von Lachmann und anderen ist die Ansicht vertreten, dass bei den mittelhochdeutschen Dichtern gewisse Zahlenverhältnisse beliebt gewesen seien. Wenn Lachmann darauf, dass die Klage nach der Hs. A. aus 4320 Zeilen besteht, die Annahme basiert, dass Abschnitte von 30 Zeilen beabsichtigt seien, so schwebt diese Annahme ganz in der Luft. Denn die Wahrscheinlichkeit, dass ohne Absicht diese Zahl herauskommen konnte, ist gerade so gross wie bei jeder beliebigen andern Zahl, und nach der allgemeinen Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, dass unter 15 Gedichten in Reimpaaren je eins eine durch 30 teilbare Verszahl hat. Lachmanns Annahme würde erst dann einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn gezeigt wäre, dass unter allen Gedichten der Zeit erheblich mehr als  $\frac{1}{15}$  durch 30 teilbar sind. Sicherheit wäre überhaupt nicht zu gewinnen. Ganz anders dagegen liegt der Fall in Wolframs Parzival und Willehalm, wo die Verszahl der einzelnen Bücher durch 30 teilbar ist. Dass dies ohne Absicht sich so oft gleichmässig wiederholt hätte, wäre gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Das bezeichnete Verfahren muss ganz besonders bei metrischen Untersuchungen zur Anwendung gebracht werden. Wir erschliessen die Gesetze des Versbaus, wofern wir nicht eine gleichzeitige Überlieferung darüber haben, überhaupt nur aus der regelmässigen Wiederkehr bestimmter Verhältnisse in den uns erhaltenen Texten. Wo solche Verhältnisse durch einen Text von genügendem Umfange ganz constant durchgehen, ist man leicht alles Zweifels enthoben. Wenn es sich aber um einen ganz kleinen Text handelt, so dass das Material zu einer Wahrscheinlichkeitsbestimmung nicht ausreicht, oder wenn die analogen Verhältnisse nicht mit vollkommener Regelmässigkeit wiederkehren, dann bedarf es grosser Behutsamkeit in der Beurteilung. Daher erschwert die Variabilität, welche dem Rhythmus in den germanischen Sprachen von Hause aus eigen ist, sehr die Entscheidung über die richtige Auffassung. Vollends bedarf es der Kritik bei der Ansetzung eines gelegentlichen Schmuckes, der nicht notwendig zur metrischen Form gehört. Es ist in dieser Hinsicht viel gefehlt. So hat man z. B. Zusammenstellungen über das Vorkommen von Alliteration in den mittelhochdeutschen gereimten Dichtungen gemacht und darin eine Nachwirkung des älteren alliterierenden Versbaus gesehen. Diese Zusammenstellungen beweisen an sich gar nichts dafür, dass die Alliteration beabsichtigt oder auch nur bemerkt ist. Man müsste erst zeigen, dass ihre Häufigkeit die Zahl der nach den Bedingungen der Wahrscheinlichkeit zu erwartenden unbeabsichtigten Fälle um etwas Nennenswertes übersteigt. Nach den Gesetzen für die altgermanische Alliteration sind 20 verschiedene Anlaute zu unterscheiden. Wären alle Anlaute gleich häufig, so würde unter 20 Kurzzeilen, die zwei Hauptbegriffe enthalten, je eine mit Alliteration zu erwarten sein. Wegen der verschiedenen Häufigkeit der einzelnen Anlaute stellt sich das Verhältnis etwas anders, jedoch nur noch günstiger für zufällige Alliteration. Das gleiche gilt für die Alliteration der beiden ersten Hauptbegriffe der ersten und zweiten Kurzzeile. Es ist daher wohl klar, dass auf ein Gedicht von einigem Umfange eine beträchtliche Zahl von zufälligen Alliterationen dieser beiden Arten fallen muss. Noch viel grösser wird natürlich die Zahl, wenn man alle möglichen Übereinstimmungen im Anlaut hinzufügt, die auch für die Alliterationsdichtung vollständig gleichgültig sind. Ein an-

deres Mittel, die Wahrscheinlichkeit des Zufalles oder der Absicht zu bestimmen wäre, dass man etwa die Werke neuhochdeutscher Dichter, die notorisch nichts von dem Kunstmittel der Alliteration gewusst haben, auf das Vorkommen entsprechender gleicher Anlaute hin untersuchte. Wieder ein anderes Mittel wäre etwa, nachzurechnen, wie oft der erste Hauptbegriff jedes zweiten Halbverses mit dem ersten Hauptbegriff des nächstfolgenden ersten Halbverses den gleichen Anlaut hat; und so könnte man noch andere Combinationen durchprobieren. Man könnte endlich auch zusehen, wieviele scheinbare Alliterationen sich innerhalb der einzelnen Glieder eines beliebigen prosaischen Satzes finden. Mit Hülfe dieser Methoden würde sich vermutlich ergeben, dass auch die Alliterationen in den betreffenden mittelhochdeutschen Gedichten unbeabsichtigt sind, abgesehen von den schon in volkstümlicher Rede geprägten Formeln wie *liep unde leit, liute unde lant* etc., die bei der ganzen Untersuchung nicht mit in Rechnung gebracht werden dürften. Ein ähnlicher Weg muss auch eingeschlagen werden, um ein richtiges Urteil über die Cäsurreime im Nibelungenliede zu gewinnen. Lachmann hat in dem Auftreten derselben ein Kriterium für die Uechntheit der betreffenden Strophen gesehen. Eine notwendige Voraussetzung ist hierbei, dass diese Reime nicht zufällig sind. Einen Massstab dafür giebt die Beobachtung, dass sich auch zwischen der zweiten und dritten Zeile einer Strophe, sowie zwischen der vierten und der ersten der nächstfolgenden Strophe eine Anzahl Cäsurreime finden (vgl. PBB 3, 441'), die wegen des Nichtcongruierens mit den Endreimen kaum beabsichtigt sein können, weshalb auch Lachmann nur einen Teil der betreffenden Strophen aus anderen Gründen beanstandet hat. Die zwischen der ersten und zweiten und zwischen der dritten und vierten Zeile sind allerdings häufiger, und es muss daher ein Streben nach Anbringung solcher Reime anerkannt werden. Aber anderseits ergibt sich doch, dass es nicht gut ausbleiben konnte, dass eine Anzahl solcher Reime sich zufällig einstellen, und wenn bei den Verfassern der alten Lieder keiner vorgekommen sein sollte, so müsste man schon annehmen, dass sie den Cäsurreim nicht nur nicht gesucht, sondern absichtlich vermieden hätten. Hieraus ergibt sich auch die natürlichste Auffassung für die Entstehung des Cäsurreimes, die zu einem schroffen Gegensatz zwischen alten Dichtern und Interpolatoren nicht stimmen will.

Auch abgesehen von bewusster Absicht reflektieren sich die Eigenheiten in der geistigen Organisation eines Individuums in seinen physischen Äusserungen, und es wird überall mit der gleichen Vorsicht untersucht werden müssen, wieviel sich von diesen auf solche Eigenheiten zurückführen lässt. Aus den einzelnen Lebensäusserungen die allgemeinen Charakterzüge zu gewinnen, ist eine der Hauptaufgaben des Historikers, natürlich, wie schon hervorgehoben, soweit es sich um wirklich bedeutende Individuen handelt.

§ 12. Eine Vereinigung der beiden Arten der Vergleichung, wie sie in den letzten Paragraphen besprochen ist, wird erfordert, wo es sich um die Feststellung des Übereinstimmenden in der geistigen Organisation einer durch Verkehrsgemeinschaft verbundenen Gruppe von Individuen und in den daraus entspringenden Äusserungen handelt. Die Ausgangspunkte für unsere Erkenntnis bilden dabei immer einzelne Thätigkeiten einzelner Individuen, mit Hülfe deren erst das zu grunde liegende Gemeinsame konstruiert werden muss, abgesehen von eventuellen Überlieferungen über dieses, die ihrerseits auch wieder auf Abstraktion aus den beobachteten Einzelheiten beruhen. Richtige Vorstellungen darüber, wie sich die einzelne Thätigkeit zu einer derartigen gemeinsamen Grundlage verhält, sind demnach schon erforderlich, wenn man weiter nichts anstrebt, als eine brauchbare Beschreibung der Zustände innerhalb einer bestimmten Periode. Schon hierzu kann die Prin-

zipienwissenschaft gute Dienste leisten. Nicht geringe Schwierigkeiten stellen sich in den Weg. Man hätte, genau genommen, zuerst zu zeigen, dass eine Thätigkeit sich bei dem gleichen Individuum regelmässig wiederholt und dann immer aus der nämlichen, relativ konstanten Eigentümlichkeit seiner geistigen Organisation fliesst, man hätte dann diesen Prozess an jedem einzelnen der in Betracht kommenden Individuen zu wiederholen, und erst, nachdem man bei allen Übereinstimmung gefunden hätte, könnte man etwas über das der Gesamtheit Gemeinsame aussagen. Diese Vollständigkeit der Induktion wäre aber nur erreichbar, wo es sich um Zustände der Gegenwart handelt, und kann auch bei diesen nicht leicht zu wege gebracht werden, weil sie zu umständlich und zeitraubend ist. Man begnügt sich mit einem abgekürzten Verfahren, bei dem leicht kleinere und grössere Fehler unterlaufen. Dasselbe hat Ähnlichkeit mit demjenigen, welches bei der experimentellen Feststellung von Naturgesetzen eingeschlagen wird. Man begnügt sich dabei mit einer beschränkten Zahl von Fällen, welche alle die Bedingungen mit einander gemein haben, deren Folgen man feststellen will, während sie im übrigen möglichst verschieden sind. Wenn man die an diesen Fällen gemachten Erfahrungen auf alle übrigen denkbaren überträgt, so beruht dies auf der Überzeugung von der durchgängigen Gesetzmässigkeit alles Geschehens. Der Historiker, welcher aus einzelnen Thatfachen auf die allgemeinen Zustände schliesst, hat keine so feste Grundlage der Erkenntnis. Doch muss auch er möglichst verschiedenartige Fälle, in denen die gleiche Thatsache auftritt, unter einander vergleichen, um dieselbe als usuell zu erkennen und von allem zu sondern, was blos individuell oder durch die besondere Gelegenheit veranlasst ist. Im Nachteil gegen den Naturforscher ist er zunächst dadurch, dass er die Fälle, an denen er seine Beobachtungen machen muss, nicht willkürlich hervorrufen kann, sondern auf das gegebene, häufig ungenügende Material beschränkt ist. Die grösste Schwierigkeit aber für ihn ist, das Gebiet genau zu begrenzen, über welches sich eine traditionelle Anschauung oder ein Gebrauch erstreckt, einerseits die Umstände anzugeben, unter denen die Anschauung Geltung hat oder der Gebrauch zur Anwendung kommt, anderseits die Individuen zu bestimmen, die darin übereinstimmen. Sehr häufig bleibt man über die Grenzen im Unklaren. Dessen muss man sich deutlich bewusst sein. Es wird aber ganz gewöhnlich dadurch gesündigt, dass man etwas, was nur für ein kleines Gebiet beobachtet ist, vorschnell auf ein grösseres überträgt.

§ 13. Für jede etwas verwickeltere historische Untersuchung ist es von grossem Belang, dass in der richtigen Ordnung vorgegangen wird. Es würde zwar ein vergebliches Unternehmen sein, die mannigfachen Wege, durch die man zuerst auf eine Entdeckung geführt werden kann, in Rubriken unterzubringen und danach Vorschriften erteilen zu wollen. Hierbei wird immer ein mehr oder weniger von Talent oder Glück begünstigtes Raten seinen Platz behaupten. Nicht selten sind glückliche Ideen, wenn man auf etwas ganz anderes ausgewiesen ist, zufällig nebenher aufgetaucht, wie man oft auch auf wichtige Quellen gestossen ist, ohne sie zu suchen. Anders dagegen liegt die Sache, wenn es sich darum handelt, das, was vielleicht anfangs nur glücklicher Einfall war, als richtig zu erweisen und gegen jeden Zweifel sicher zu stellen. Für die Beweisführung ist allerdings eine bestimmte Ordnung geboten. Diese Ordnung ist aber auch diejenige, mit deren Hülfe man normaler Weise die meiste Aussicht hat zu Resultaten zu gelangen, auch wenn solche noch nicht in der Ahnung vorweggenommen sind. Untersuchung und Beweisführung muss streng gesondert werden sowohl von systematischer Darstellung als von chronologischer Erzählung. Dadurch, dass man sogleich zum System oder zur Chronologie übergeht, gelangt man häufig nicht dazu, sich



und andern klare Rechenschaft über die Grundlagen zu geben, auf denen das Vorgetragene ruht. Die Notwendigkeit einer andern Anordnung für die feststellende Untersuchung ist leider noch lange nicht allgemein genug anerkannt. Ich habe es wiederholt erlebt, dass man Abhandlungen, welche eine Untersuchung darstellen wollten und demgemäss disponiert waren, den Vorwurf gemacht hat, dass es ihnen überhaupt an Ordnung fehle. Man mutete ihnen zu, eine Ordnung zu befolgen, bei welcher sie ihren Zweck gar nicht hätten erreichen können, nämlich sich an ein hergebrachtes System anzuschliessen, in dem sich freilich derjenige, dem es nicht auf eine genaue Prüfung ankommt, viel bequemer zurecht finden kann. Wenn ich von einer bestimmten Ordnung gesprochen habe, so ist damit nichts weniger gemeint, als eine überall anwendbare Schablone, vielmehr gerade etwas sehr mannigfach Wechselndes, welches aber in diesem Wechsel durch einen allgemeinen Grundsatz bedingt ist. Wir müssen zunächst versuchen, unter den gegebenen Thatsachen solche herauszufinden, die auf eine bestimmte kausale Verknüpfung und Ergänzung hinweisen, die nicht mehrere gleichberechtigte Auffassungen zulassen, sondern nur eine einzige, oder bei denen wenigstens zwischen verschiedenen Möglichkeiten eine fraglos die wahrscheinlichste ist. Erst nachdem man auf diese Weise möglichst viele feste Punkte gewonnen hat, darf man den Versuch machen, ein Ganzes zu konstruieren. Man muss demnach jede Sache von derjenigen Seite angreifen, von der ihr wegen der Beschaffenheit der Quellen am besten beizukommen ist. Um sich z. B. ein Urteil über ein Sprachdenkmal zu bilden, muss man bald von Zeugnissen darüber ausgehen, bald von paläographischen, bald von sprachlichen Momenten, bald von seiner Darstellungsweise (von Komposition, Stil oder Metrum), bald von dem sachlichen Inhalt, und bei jeder von diesen verschiedenen Seiten kann bald diese, bald jene Einzelheit den besten Stützpunkt gewähren. Natürlich können verschiedene Einzelheiten, von verschiedenen Seiten her genommen, gleich brauchbar sein. Wollen wir uns ein Bild von den Eigenheiten eines Schriftstellers machen, so müssen wir von denjenigen Werken ausgehen, die wir ihm am sichersten zuweisen können und die am besten überliefert sind, um dann die aus diesen gewonnenen Resultate zur Beurteilung des Zweifelhaften und Entstellten anzuwenden. So wird z. B. die kritische Behandlung der Werke Hartmanns von Aue vom Iwein ausgehen müssen. Ebenso müssen wir unsere Vorstellungen über die Sprache, den Literaturcharakter, überhaupt über alle Kulturverhältnisse eines Volkes zu einer bestimmten Zeit zunächst aus den gleichzeitigen und von späterer Beimischung freien Quellen schöpfen. Es ist demnach ein verfehltes Unternehmen, wenn man etwa über Überarbeitungen älterer, in ihrer ursprünglichen Fassung verlorener Werke urteilen will, ohne vorher den literarischen Charakter sowohl der Zeit, welcher die Bearbeitung, als derjenigen, welcher das Original angehört, aus Werken erforscht zu haben, welche diesen Charakter rein und unvermischt zeigen. Ohne solche Vorstudien darf man sich überhaupt nicht anmassen, ein Werk um Jahrhunderte über die Zeit seiner Überlieferung zurück zu datieren, wie dies so oft geschehen ist.

Unser Grundsatz, auf den wir im folgenden immer wieder zurückkommen müssen, gilt, wie schon aus den gegebenen Andeutungen erhellt, nicht bloss für den Gang jeder besonderen Untersuchung, wie sie durch die Kraft eines Einzelnen in kürzerer oder längerer Zeit ausgeführt werden kann, sondern auch für den Gang der Wissenschaft im ganzen. Zwar wird sich derselbe niemals dem Zwange einer bestimmten Regel fügen. Der Einzelne wird sich bei seinen Studien durch die Besonderheit seiner Neigung und seiner Begabung leiten lassen, vielfach auch durch zufällige Umstände. Man wird ihm dies nicht verargen, solange dabei nur überhaupt etwas Erspriessliches heraus-

kommt und nicht alles auf einen unnützen Hypothesenkram hinausläuft. Ist doch gar nicht immer von vornherein vorauszusehen, wozu eine Beschäftigung führen kann. Sind doch oft von Seiten her, wo man es nicht erwartet hat, der Wissenschaft neue Quellen erschlossen, neue Ideen zugeführt. Kann doch oft, wo eine eigentlich wissenschaftliche Behandlung noch nicht möglich ist, das Zusammentragen von Materialien der Folgezeit nützlich werden. Wir brauchen auch nicht erbarmungslos über die fleissigen Sammler herzufahren, wenn vielleicht von ihnen an diese Materialien phantastische Hypothesen angeknüpft werden; denn eben diese Hypothesen sind oft allein im stande, ihnen die Begeisterung einzuflüssen, ohne die sie nicht bei ihrer sonst mühsamen und trockenen Arbeit ausharren würden. Aber doch muss es unser Bestreben sein, die meiste und beste Arbeitskraft immer in diejenigen Gebiete hinüberzuleiten, welche bei dem dermaligen Stande der Wissenschaft die reichste und zuverlässigste Ausbeute gewähren, die erst bearbeitet werden müssen, ehe man auf anderen mit Sicherheit weiter schreiten kann. Die zeitweilige Bevorzugung gewisser Gebiete durch die Forschung ist nicht zu tadeln, sobald es eben die Gebiete sind, welche für eine in Gemässheit unseres Grundsatzes gedeihlich fortschreitende Entwicklung der Wissenschaft gerade an der Reihe sind. Freilich kann die Folge davon bei einzelnen Forschern Einseitigkeit sein, aber nur dann, wenn sie über dem Bemühen, immerfort produktiv zu sein, nicht gleichzeitig daran arbeiten, einen Überblick über das Ganze zu gewinnen. Man kann schweres Unrecht beggehen, wenn man jemandem, ohne auf seine sonstige Persönlichkeit Rücksicht zu nehmen, ohne weiteres Einseitigkeit vorwirft, weil er sich in seiner Produktion auf ein bestimmtes Gebiet einschränkt. Solche Einschränkung, wenn sie sich mit weitem Ausblick und mit innerlicher Teilnahme an dem Ganzen der Wissenschaft verbindet, kann viel förderlicher sein, als ein zusammenhangloses Herumfahren auf den verschiedenen Gebieten.

Unser Grundsatz sollte endlich auch zur Anwendung kommen, um den Gang zu bestimmen, den der Einzelne bei der Aneignung der Wissenschaft und bei seinem Anteile an dem Weiterbau derselben zu nehmen hat. Zwar wird man wohl in der Regel zuerst die wichtigsten Resultate der Wissenschaft mit Hülfe von bequemen Übersichten in sich aufnehmen, deren Reihenfolge nicht dadurch bestimmt ist, wie dieselben gefunden und bewiesen sind. Aber für jeden, der zur Selbständigkeit durchdringen will, muss einmal die Zeit kommen, wo er über die Grundlagen seiner Wissenschaft reflektiert, wo er die Beobachtungen und die Denkprozesse, durch welche dieselbe zustande gekommen ist, noch einmal wiederholt in abgekürzter Form, mit Vermeidung vieler Umwege und Irrwege. Hierbei muss er, wenn er nicht der Selbsttäuschung verfallen will, den von uns geforderten Gang innehalten. Wo er selbst zu produzieren anfängt, da muss er sich so sehr als möglich davor hüten, mit Voraussetzungen zu operieren, deren Grundlagen er noch nicht hat prüfen können. Er muss sich einen Stoff wählen, der sich möglichst unabhängig von solchen Voraussetzungen behandeln lässt. Es ist ein unverzeihlicher Fehler akademischer Lehrer, wenn sie Anfänger zur Wahl von Themen verleiten, bei denen das Gegenteil der Fall ist.

## 2. INTERPRETATION.

§ 14. Wir verstehen einen Text, wenn in unserer Seele eben die Vorstellungssassociationen erzeugt werden, welche der Urheber desselben in der

Seele derjenigen hat hervorrufen wollen, für die er bestimmt ist. Wir können es zum vollen Verständnis rechnen, dass uns auch die Empfindungen und Strebungen, die durch ihn hervorgerufen werden sollten, also bei einem Kunstwerke der ästhetische Eindruck nicht verloren gehen, sondern dass wir daran wenigstens sympathischen Anteil nehmen. Damit aber ist erschöpft, was zum Verständnis gehört und was zu vermitteln eventuell die Aufgabe des Interpreten ist. Es geht über diese Aufgabe hinaus, etwa die Entstehungsgeschichte des Textes zu verfolgen oder die verborgenen Absichten, die sein Urheber damit gehabt hat, etc. Indessen ist nicht zu läugnen, dass das Wissen dieser und anderer Dinge unter Umständen für das Verständnis sehr förderlich sein kann und darum doch in engem Zusammenhange mit der Interpretation steht.

Der Urheber eines Textes setzt in der Regel voraus, dass ihn diejenigen, für die er bestimmt ist, ohne weiteres Hülfsmittel verstehen. Damit dies möglich ist, wird erfordert, dass zwischen dem Verfasser und seinem Publikum schon eine gewisse Übereinstimmung in der geistigen Organisation besteht, dass ihnen eine Reihe von Ideenassocationen gemeinsam sind, die nun durch den Text in Bewegung gesetzt werden und neue Verbindungen eingehen. Je grösser und vielartiger das Publikum ist, um so geringere durchgehende Übereinstimmung in den früher gebildeten Assocationen kann man voraussetzen, je kleiner und gleichartiger, um so grössere. Wer ein Gelegenheitsgedicht im Freundeskreise vorträgt, kann ganz andere Voraussetzungen machen, als wer ein Werk für den literarischen Vertrieb schafft. Noch mehr Voraussetzungen lassen sich in einem Briefe an einen vertrauten Freund machen, wo andere Briefe oder mündlicher Verkehr vorausgegangen sind, die meisten aber in Aufzeichnungen, die man nur für sich selbst bestimmt, in Tagebüchern, Entwürfen etc.

Indessen ist ein Text auch denjenigen, für die er bestimmt ist, nicht immer vollständig verständlich. Durch Ungeschick oder Flüchtigkeit des Verfassers können Unklarheiten und Fehlgriffe im Ausdruck entstehen, die das Verständnis zweifelhaft oder geradezu unmöglich machen oder zu Missverständnissen veranlassen. Er kann sich über das, was er voraussetzen darf, täuschen, ist vielleicht überhaupt unfähig, darüber Berechnungen anzustellen. Er liebt es ferner vielleicht mit Gelehrsamkeit zu prunken, Anspielungen einzustreuen, Bilder zu häufen, sich geschraubt und unnatürlich auszudrücken, Wortspiele zu machen. Er kann sich auch absichtlich zweideutig oder unverständlich ausdrücken, um zu täuschen, Spannung zu erregen, zu necken. So gibt es Texte, die von vornherein für niemand ohne besondere Anstrengung oder Nachhülfe ganz verständlich sind. Es kommt denn auch vor, dass die Verfasser selbst sich zu erläuternden Anmerkungen herbeilassen.

Doch sehr viel bedeutender werden die Aufgaben, welche der Interpretation gestellt sind, wenn es sich darum handelt, das Verständnis eines Textes auch für solche Kreise zu gewinnen, auf die bei der Abfassung nicht gerechnet ist, oder deren geistige Organisation nicht berücksichtigt werden konnte. Je weniger bei diesen die vom Verfasser gemachten Voraussetzungen zutreffen, um so mehr gibt es zu interpretieren. Das Geschäft der Interpretation ist ein durchaus relatives. Es handelt sich immer darum, zwischen der vom Verfasser vorausgesetzten geistigen Organisation und einer anderen von bestimmter Art zu vermitteln und so eine Kluft zu überbrücken, welche verschiedene engere und weitere Verkehrskreise, verschiedene Berufs- und Bildungsklassen, verschiedene Nationen, verschiedene Zeitalter von einander trennt.

Man unterscheidet gewöhnlich sprachliche und sachliche Interpretation. Als rein sprachlich kann eine Interpretation nur dann bezeichnet werden,

wenn man bloss durch Einsetzung eines Ausdrucks einer anderen Sprache oder einer jüngeren Sprachstufe den nämlichen Vorstellungskomplex ins Bewusstsein ruft, welchen der Verfasser ins Bewusstsein rufen wollte. Das setzt voraus, dass dieser Vorstellungskomplex auch bereits in der Seele desjenigen, für welchen das Verständnis erworben werden soll, gebildet und an einen bestimmten Lautkomplex angeheftet ist. Wo dies nicht der Fall ist, muss sich mit der sprachlichen die sachliche Interpretation verbinden. Es werden Definitionen, Beschreibungen, eventuell Anschauung der Gegenstände oder danach gefertigter Nachbildungen erfordert. Hierbei zeigt sich wieder die Relativität der Interpretation. Wo für den einen die sprachliche ausreicht, bedarf der andere auch einer sachlichen. Wenn ich es gelten lassen kann, dass man zwischen sprachlicher und sachlicher Interpretation unterscheidet, so muss dagegen die Unterscheidung zwischen sprachlichem und sachlichem Verständnis entschieden verworfen werden. Verständnis ist nur da, wenn man eine richtige Vorstellung von den Sachen hat, die durch die Sprachlaute bezeichnet werden. Die Versuche, die man gemacht hat, noch weitere Arten der Interpretation zu unterscheiden, scheinen mir wenig glücklich. So ist es z. B. verfehlt, eine historische Interpretation der sprachlichen und sachlichen zu koordinieren. Historisch muss alle Interpretation verfahren.

§ 15. Die dem Verfasser eines Textes mit seinem Publikum gemeinsamen Vorstellungsassociationen sind teils unmittelbar an die Sprachlaute angeknüpft; teils bestehen sie ohne eine solche Anknüpfung. Durch die Sprachlaute oder deren Ersatz, die Schriftzeichen, können natürlich zunächst nur die ersteren in Bewegung gesetzt werden, die letzteren nur sekundär und nur auf Grund einer Beziehung, die schon zwischen ihnen und den ersteren besteht. Übereinstimmung in diesen ist Übereinstimmung in der Sprachkenntnis, wobei aber nicht übersehen werden darf, dass wirkliche Sprachkenntnis zugleich Sachkenntnis ist; denn sie setzt eine richtige Vorstellung von den durch die Sprachlaute bezeichneten Sachen voraus. Eine gewisse Sprachkenntnis kann allerdings ohne Sachkenntnis bestehen, wenn sich nämlich die Kenntnis darauf beschränkt, dass man weiss, dass dieses Wort in der einen Sprache dasselbe bedeutet, wie jenes in einer anderen. Wenn völlige Beherrschung der Sprache, in welcher ein Text abgefasst ist, noch nicht ohne weiteres zum völligen Verständnis genügt, so liegt dies zum Teil an Verhältnissen, die zum Wesen der Sprache gehören. Das Verständnis kommt nicht so zu stande, dass man für jedes Wort die Vorstellungsmasse einsetzt, welche nach dem Sprachusus daran geknüpft ist, und dann diese Vorstellungsmassen unter einander verbindet gemäss der Bedeutung, welche die Verbindungsweise der Wörter dem Sprachusus nach hat. Es ist vielmehr ein Unterschied zu machen zwischen derjenigen Bedeutung, welche ein Wort oder eine Verbindungsweise an sich dem Usus nach hat, und derjenigen, welche es bei der Anwendung in dem besonderen Falle erhält. Wir unterscheiden danach zwischen usueller und occasioneller Bedeutung (vgl. Princ. 66). Die letztere ist ganz gewöhnlich eine Spezialisierung der ersteren. Zunächst kann ein Wort und auch eine Verbindungsweise mehrere Bedeutungen haben, von denen doch nur die eine gemeint ist. Ferner bezeichnen die Wörter an sich zumeist allgemeine Begriffe, nicht bestimmte einzelne Gegenstände, während sie doch im Zusammenhang der Rede für solche gebraucht werden. Selbst diejenigen Wörter, welche gerade die Funktion haben zu individualisieren, Pronomina wie *ich*, *dieser*, Adverbia wie *hier*, *da* erhalten einen bestimmten Inhalt nur occasionell. Die Eigennamen endlich bezeichnen zwar Individua, indem aber viele unter denselben mehreren Individuen zukommen, erhalten sie die Beziehung auf ein bestimmtes Individuum auch erst occasionell. Auf die

Spezialisierung beschränkt sich die Abweichung der occasionellen von der usuellen Bedeutung nicht. Es kommt dazu alles, was man im weitesten Sinne als metaphorisch bezeichnet. Man muss daher um einen Text zu verstehen, immer erst die occasionelle Bedeutung der Wörter und ihrer Verbindungsweisen aus der usuellen ableiten. In richtiger Weise kann dies nur geschehen durch die Beachtung des Zusammenhanges. Dabei liegt die Voraussetzung zu Grunde, dass der Urheber des Textes etwas Zusammenhängendes und nicht durchaus Sinnloses hat sagen wollen, und es wird nun von den verschiedenen Möglichkeiten diejenige ausgewählt, welche dieser Voraussetzung entspricht, und diejenigen, welche ihr nicht entsprechen, werden beiseite gelassen. Gewöhnlich vereinfacht sich das Verfahren dadurch, dass in Folge des Zusammenhanges überhaupt nur die dazu passende Vorstellung ins Bewusstsein tritt. In anderen Fällen tritt zunächst ein Schwanken zwischen mehreren Möglichkeiten ein, welches dann schneller oder langsamer überwunden wird. Es gibt aber auch solche Fälle, in denen die Entscheidung auf Schwierigkeiten stösst, und nun wird ein methodisches Vorgehen erforderlich, genaue Erwägung des ganzen Zusammenhanges, der Situation und der geistigen Organisation des Urhebers. Je mangelhafter oder eigenartiger sein Stil, je unlogischer und unklarer seine Vorstellungsart ist, um so mehr Schwierigkeiten hat man dabei zu überwinden. Um zu einem richtigen Urteile darüber zu gelangen, was ein Verfasser mit seinen Worten hat meinen können, ist Vergleichung der Stellen, an denen sich Analoges findet, das Hauptmittel.

Die Eigennamen, die wir schon wegen des auch bei ihnen zutreffenden Gegensatzes zwischen usuell und occasionell erwähnen mussten, nehmen unter den Wörtern eine isolierte Stellung ein. Zu wissen, was sie, abgesehen von ihrer etymologischen Bedeutung, als Eigennamen bezeichnen kann nicht als zur Kenntnis einer Sprache gehörig betrachtet werden. Sie gehören als solche überhaupt keiner einzelnen Sprache an, sind international und unübersetzbar. Immerhin haben sie das mit den anderen Wörtern gemein, dass durch sie Vorstellungen ins Bewusstsein gerufen werden können, die früher in der Seele damit verknüpft sind. Sie helfen sehr wesentlich dazu, auch den übrigen Wörtern individuelle Beziehung zu geben. Aber Übereinstimmung in den auf die Eigennamen bezüglichen und Übereinstimmung in den auf die übrigen Wörter bezüglichen Ideenassocationen sind zwei verschiedene Dinge, und die Kreise, die sich danach bilden, brauchen sich nicht zu decken.

Zur Kenntnis einer Sprache rechnet man gewöhnlich auch nicht das Verständnis sämtlicher technischer Ausdrücke, weil hierzu sachliches Wissen gehört, welches nicht Gemeingut ist. Dieselben haben zwar an sich nicht wie die Eigennamen etwas Besonderes den übrigen Elementen der Sprache gegenüber und lassen sich auch von diesen nicht klar scheiden, aber Verständnis und Anwendung beschränkt sich auf engere Kreise innerhalb der Sprachgenossenschaft.

Die Übereinstimmung in solchen Vorstellungsassocationen, die nicht an die Sprache angeknüpft sind, ist natürlich auch von der Sprachgemeinschaft an sich unabhängig. Die Kreise, welche sich danach bilden, können die der letzteren durchschneiden. Für das Gebiet, in dem sie zusammenfallen, lassen sich wieder besondere Voraussetzungen bei der sprachlichen Mitteilung machen. Die Übereinstimmung kann die Folge eines früheren wechselseitigen Verkehrs sein, sie kann aber auch ohne einen solchen durch die gleichen äusseren Eindrücke, auch durch spontanes Zusammentreffen in dem Verarbeiten der Vorstellungen entstanden sein.

§ 16. Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung der Mittel, die zu Gebote stehen, um die Vorstellungsassocationen, die vom Verfasser eines Textes

vorausgesetzt werden, aber von uns noch nicht gebildet sind, zu erwerben. Dieselben sind teils dem betreffenden Texte selbst zu entnehmen, teils von anderen Seiten herbeizuholen. Mangelnde Sprachkenntnis ist in der Regel leicht zu erwerben, wenn es sich um lebende Sprachen handelt. Diese können von den Eingeborenen in analoger Weise wie die Muttersprache erlernt werden oder mit Hilfe der Muttersprache von Individuen, welche diese zugleich mit der fremden Sprache beherrschen. Handelt es sich um Sprachgestaltungen der Vergangenheit, so thun zunächst diejenigen Texte besonders gute Dienste, deren Inhalt zugleich in einer anderen schon sonst bekannten Sprache überliefert ist. Für das Verständnis der altgermanischen Dialekte können wir uns dieses wichtigen Hilfsmittels reichlich bedienen, da wir sehr viele Übersetzungen aus dem Lateinischen haben, meist mit den Originalen zusammen überliefert, und dazu viele Glossierungen einzelner Wörter. Die gotischen Denkmäler sind Übersetzungen aus dem Griechischen. Hätten wir statt dessen originale germanische Texte, so würden uns diese zwar viel wertvoller sein, aber das Verständnis würde viel mühsamer zu gewinnen gewesen sein, und Manches würde überhaupt unerklärt bleiben, worüber wir jetzt ausser Zweifel sind. Eine gewisse Vorsicht in der Benutzung dieses Hilfsmittels ist dadurch geboten, dass die Sprachkenntnis der Übersetzer und Glossatoren nicht selten mangelhaft gewesen ist. Dies muss natürlich durch zusammenhängendes Arbeiten und Vergleichung der einzelnen Stellen unter einander constatiert werden. Eine Übersetzung ist nach dieser Richtung hin um so brauchbarer, je näher sie sich an das Original anschliesst. Doch auch für das Verständnis freier Bearbeitungen, wie wir sie in vielen poetischen Werken haben, kann hie und da die Vergleichung des Vorbildes von Nutzen sein. Ein weiteres Hilfsmittel gewähren grammatische und noch mehr lexikalische Darstellungen eines Sprachzustandes, die von Zeitgenossen herrühren. Solche haben wir seit dem 16. Jahrh. Sie bedienen sich auch zum Teil der Erläuterung durch eine andere Sprache. Sie sind für uns eine primäre Quelle nur, soweit die Verfasser aus dem eigenen Sprachgefühl und aus der Beobachtung der mündlichen Rede anderer geschöpft haben, eine sekundäre, wo sie auf Schriftwerken beruhen. Im letzteren Falle können sie für uns nur Wert haben, wenn ihre Quellen für uns verloren gegangen sind. Eine Untersuchung darüber, wie es sich in dieser Hinsicht mit ihnen verhält, ist unerlässlich. Auch darauf hin müssen sie geprüft werden, wieweit sie unbefangen den Thatbestand darstellen, wie weit sie regelnd eingreifen wollen, und wo sie nicht die eigene Mundart darstellen, kann die Zuverlässigkeit ihrer Beobachtung in Frage gezogen werden. Ist mit Hilfe der besprochenen Mittel die Bedeutung für eine Anzahl von Wörtern festgestellt, so ergibt sich die einiger anderen dadurch, dass sie als Ableitungen aus jenen erkannt werden. Zuweilen lässt sich auch umgekehrt von der Bedeutung einer Ableitung auf die des Grundwortes oder einer anderen Ableitung schliessen. Noch viel ausgedehntere Anwendung findet der Schluss von einer Entwicklungsstufe einer Sprache auf die andere und von einem Dialekte auf einen anderen verwandten, womit der von Grundwort auf Ableitung und umgekehrt häufig combinirt wird. Viele Wörter bleiben längere Zeit sowohl in ihrer Lautform als in ihrer Bedeutung im wesentlichen unverändert oder verändern sich doch nur soweit, dass die verschiedenen Gestaltungen leicht an einander erinnern, so dass, wenn die eine bekannt ist, die anderen dazu leicht in Beziehung gesetzt werden. So kann jemand mit blosser Kenntnis des Neuhochdeutschen viele mittelhochdeutsche und selbst manche gotische oder altnordische Wörter als Vorstufen oder Verwandte ihm geläufiger Wörter erkennen. Was von den Wörtern gilt, das gilt auch von

den formalen Elementen und den Konstruktionsweisen. Noch viel weiter gelangt man auf diesem Wege, wenn das blosser Raten, womit man anfängt, zu methodischer, zusammenhängender Vergleichung fortgebildet, wenn die historisch-vergleichende Grammatik und Etymologie geschaffen wird, die demnach in inniger Wechselwirkung mit der Interpretation stehen muss. Hierzu kommt nun endlich das Erraten der Bedeutung aus dem Zusammenhange. Dasselbe kann mit Aussicht auf Erfolg nur dann versucht werden, wenn wenigstens von einem Teile der in einem Texte vorkommenden Wörter die Bedeutung schon bekannt ist oder wenigstens auf anderweitige Gründe hin mit Wahrscheinlichkeit vermutet werden kann. Die Möglichkeit des Erratens einer noch ganz unbekannten Bedeutung beruht auf derselben Voraussetzung, wie die der Ableitung einer occasionellen Bedeutung aus der usuellen. Das Verfahren wird demjenigen, welches bei der letzteren angewendet wird, besonders ähnlich, wenn sich Erraten aus dem Zusammenhange und etymologisches Combinieren mit einander verbinden. Diese Verbindung kommt sehr häufig zur Anwendung. Eins stützt das andere. Bald ist dieses, bald jenes das frühere. Die Ansetzung einer Bedeutung auf Grund etymologischer Combination bedarf immer der Prüfung auf Grund des Zusammenhanges. Denn blosser Entsprechung in der Lautform, mag dieselbe auch durchaus zu den Lautgesetzen stimmen, gibt noch keine Gewähr für etymologischen Zusammenhang. Wo aber ein solcher vorhanden ist, da deckt sich die Bedeutung, die man danach konstruieren kann, in sehr vielen Fällen nicht mit der sprachüblichen, woher es hauptsächlich kommt, dass wir bei einer Sprache, die wir nicht beherrschen, die aber einer anderen, mit der wir vertraut sind, nahe steht, demnach auch bei einer älteren Entwicklungsstufe unserer Muttersprache, ganz besonders Missverständnissen ausgesetzt sind. In einem solchen Falle gibt zwar die Etymologie in der Regel eine Direktive für das Auffinden der wirklichen Bedeutung, es wird aber hierzu noch ein besonderes Verfahren erfordert, welches eben, wenn auch gewöhnlich schwieriger, doch dem Ableiten der occasionellen aus der usuellen Bedeutung sehr ähnlich ist. Nicht selten wird es sich dabei auch darum handeln, ob eine, wie sich aus der Etymologie ergibt, ursprünglich metaphorische Bedeutung noch als Metapher empfunden wird oder schon zur eigentlichen Bedeutung geworden ist. Vielfach muss man auf die Unterstützung der Etymologie verzichten und sich lediglich an den Zusammenhang halten. Durch denselben kann die Bedeutung zweifellos bestimmt sein, vielleicht auf den ersten Blick einleuchten. Ich verweise Beispiels halber auf den Fall, dass sie sich als der Gegensatz zu der schon bekannten eines anderen Wortes ergibt. In anderen Fällen aber bleiben verschiedene, manchmal viele Möglichkeiten, oder diejenige Bedeutung, welche allein vollständig befriedigt, ist doch zu wenig nahe gelegt, als dass man so leicht darauf verfielen. Hier kann nun wieder die Vergleichung aushelfen. Man sucht die Stellen auf, in denen das betreffende Wort (oder die Wortverbindung) etwa noch sonst erscheint. Unter diesen gibt es dann vielleicht eine oder mehrere, an der die Bedeutung aus dem Zusammenhang zweifellos erhellt, und man kann dann probieren, ob die so gefundene auch auf die übrigen Stellen passt. Oder es sind zwar an jeder einzelnen Stelle mehrere Bedeutungen möglich, es ist aber nur eine darunter, die gleichmässig für alle passt. Natürlich führt dies Verfahren nicht immer zum Ziel und ist überhaupt unanwendbar bei ἀπαξ λεγόμενα. Es darf ferner dabei nicht ausser acht gelassen werden, dass einem Worte mehrere Bedeutungen zukommen können, und dass die aus dem Zusammenhange ermittelte Bedeutung nur die occasionelle, nicht die usuelle ist. Ausserdem müssen eventuelle Abweichungen des Gebrauchs in den verschiedenen Texten be-

rücksichtigt werden. Aus dem letzteren Grunde wird man daher immer zuerst die Stellen des gleichen Textes unter einander vergleichen und demnächst die zeitlich und räumlich nahe stehenden Texte heranziehen. Es wäre sehr zeitraubend, diese Stellenvergleiche jedesmal ad hoc vorzunehmen. Es ist Aufgabe der Wörterbücher, dieselbe im grossen zu betreiben.

Auch was ausser der Sprachkenntnis von dem Verfasser eines Textes an Vorstellungsassociationen, die uns noch fremd sind, vorausgesetzt wird, kann teilweise aus dem Texte selbst mit Hülfe sorgfältiger Beachtung und Kombination aller Einzelheiten erraten werden, grösstenteils aber werden andere Hilfsmittel herangezogen werden müssen. Es kann sich dabei um Zustände und Gebräuche handeln, die zu der Zeit und in der Heimat des Verfassers bestanden. Die Interpretation muss daher auf den Untersuchungen über die Kulturverhältnisse basiert werden. Diese Untersuchungen beruhen allerdings ihrerseits zum guten Teile wieder auf Interpretation, doch daneben auch auf der Benutzung der übrigen Quellen, namentlich der Denkmäler der Kunst und des Handwerks und der geographischen Verhältnisse, woraus für viele Wörter die lebendige Anschauung der damit verbundenen Vorstellungen geschöpft werden muss. Diese Interpretation muss ferner eine vergleichende sein, indem alle Stellen, die sich auf ein bestimmtes Kulturverhältnis beziehen, zusammengestellt werden, um aus ihnen ein Gesamtbild zu konstruieren. Das Verfahren dabei ist demjenigen ganz analog, welches bei der vergleichenden sprachlichen Interpretation eingeschlagen wird. Man wird Stellen finden, aus denen sich der Aufschluss über das fragliche Kulturverhältnis unmittelbar zweifellos ergibt; man wird andere finden, von denen jede einzelne mehrere Möglichkeiten lässt, unter welchen aber nur eine allen Stellen gleichmässig Genüge thut.

### 3. TEXTKRITIK.

§ 17. Die Textkritik wird beginnen mit einer Untersuchung über Beschaffenheit und Herkunft der Grundlagen, aus denen unsere Kenntnis geschöpft werden muss, der Handschriften, Drucke und mündlichen Überlieferungen. Die Drucke enthalten gewöhnlich eine Angabe über Ort und Jahr ihrer Entstehung sowie über die Werkstätte, aus der sie hervorgegangen sind. Unter den Handschriften enthalten die Urkunden regelmässig Datum und Ort, sowie den Namen des Ausstellers, der freilich nicht mit dem Schreiber identisch zu sein pflegt. Das gleiche ist gewöhnlich bei sonstigen Aktenstücken der Fall, ferner bei Briefen, in denen aber nicht selten gerade die Jahreszahl als für den Adressaten selbstverständlich weggeblieben ist, bei Tagebüchern, mitunter auch bei Manuskripten, die für den Druck angefertigt sind, und bei Entwürfen. Auch die Schreiber der vor Anwendung des Druckes für literarische Verbreitung angefertigten Handschriften haben zuweilen Angaben über ihre Person oder die Zeit, in der sie geschrieben haben, beigefügt. Ausser den Angaben, die von den Schreibern oder Druckern selbst herrühren, haben wir zuweilen sonstige Notizen über die Schicksale eines Schriftstückes, worunter solche, die in dieses selbst von späterer Hand eingezeichnet sind. Auch die allgemeinen Nachrichten über die Geschichte der Bibliothek, welcher dasselbe jetzt angehört oder nachweislich einmal angehört hat, müssen dabei verwertet werden. Wenn man so auch nicht gerade bis auf seinen Ursprung gelangt, so kann es doch schon von Wert sein, demselben überhaupt näher geführt zu werden. Wenn Angaben über Herkunft und Schicksal eines Schriftstückes fehlen, so kann man doch aus der Beschaffenheit desselben ein Urteil über Zeit und Ort der Entstehung und eventuell über die Persön-



lichkeit des Anfertigers gewinnen. Diese Beurteilung nach der Beschaffenheit darf auch nicht versäumt werden, wenn Angaben vorliegen, damit dieselben in Bezug auf ihre Richtigkeit geprüft werden. Die Schrift variiert wie alles Usuelle nach Landschaften und Individuen und verändert sich langsam mit der Zeit. Ihre Variabilität, wenigstens die der Schreifschrift ist gross genug, um Individualitäten mit ziemlicher Sicherheit erkennen zu lassen, bleibt aber doch immer in gewisse Grenzen eingeschlossen, so dass auch das räumlich und zeitlich Gemeinsame deutlich hervortritt. Auf Grund dieses Verhaltens ist die Ausbildung einer Schriftkunde möglich, welche die Grundzüge der Methode mit den übrigen historisch-vergleichenden Wissenschaften gemein hat. Bei der Begründung dieser Wissenschaft musste natürlich von den nach Zeugnissen datierbaren Handschriften und Drucken ausgegangen werden. Unter diesen sind aber nur diejenigen brauchbar, die zu dem Verdachte einer falschen Angabe gar keine Veranlassung geben. Wenn mit Hülfe derselben die Eigentümlichkeiten einer jeden Zeit festgestellt sind, so kann man dann umgekehrt aus dem Vorhandensein dieser Eigentümlichkeiten Schlüsse auf die sonst unbekannte Entstehungszeit machen und kann ferner danach Zeitangaben, die irgend verdächtig erscheinen, kontrollieren. Es bedarf dazu natürlich derjenigen Cautelen, die bei aller chronologischen Bestimmung des Usuellen erforderlich sind, doch lassen sich fast immer ungefähre, nicht allzu weit auseinander liegende Grenzen vorwärts und rückwärts angeben, vorausgesetzt, dass nicht absichtliche Nachahmung eines älteren Schrifttypus vorliegt, die aus Liebhaberei oder zum Zwecke der Täuschung unternommen sein kann. Es stehen dann neben den Schriftzügen noch manche andere Kriterien für die Altersbestimmung zu Gebote, so namentlich die Beschaffenheit des Materials, das Vorhandensein oder Fehlen der Einflüsse, wie sie gewöhnlich durch die Zeit geübt werden, bei Urkunden das Siegel etc. Die Herstellung eines in jeder Hinsicht den Charakter einer bestimmten älteren Zeit tragenden Schriftstückes ist daher mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, dass sie wenigstens in grösserem Masstabe nicht so leicht unternommen wird und noch weniger leicht den Kenner täuscht. Viel öfter kommen Fälschungen vor bei Texten, von denen vorgegeben wird, dass sie aus einer älteren Quelle geschöpft seien, ohne dass eine solche zum Vorschein kommt. In diesem Falle ist man natürlich hauptsächlich auf eine Untersuchung des Inhaltes angewiesen, daneben aber wird auch die Zuverlässigkeit desjenigen, von dem die Angabe herrührt, zu prüfen sein. Von geringerer Bedeutung als für die Zeitbestimmung ist das Kriterium der Schriftzüge für die Lokalisierung. Wenigstens in den germanischen Handschriften der älteren Zeit gibt dafür in der Regel die Sprache eine viel weiter führende Handhabe. Von grossem Werte für die Kritik ist die Beachtung der individuellen Eigenheiten. In der neueren Zeit, wo von den meisten bedeutenderen Persönlichkeiten eigenhändige Aufzeichnungen vorliegen, spielt bei der Untersuchung der Echtheit von Schriftstücken die Handschrift eine grosse Rolle, ja sie kann unter Umständen der einzige entscheidende Grund für die Zuweisung eines Schriftstückes werden. Auch wo die Persönlichkeit eines Schreibers an sich gleichgültig und vielleicht unbekannt ist, bleibt es doch von Wert, Schriftzüge zu unterscheiden oder zu identifizieren. Haben an einem Werke verschiedene Hände geschrieben, so sind danach verschiedene Partien auseinander zu halten, deren kritischer Wert besonders untersucht werden muss. Umgekehrt, sind mehrere Werke von der gleichen Hand geschrieben, so sind auch gewisse Übereinstimmungen des Verfahrens zu erwarten, so lässt sich manches, was für die Aufzeichnung des einen feststeht, auf die des anderen übertragen, z. B. chronologische Bestimmungen. Auch die Herkunft aus einer bestimmten Druckerei lässt sich zuweilen erweisen, wobei aber

ausser dem Charakter der Typen noch sonstige Eigenheiten der Druckeinrichtung in Betracht kommen.

Wenn sich aus Alter und Herkunft der Handschriften und Drucke, in denen ein Werk überliefert ist, Schlüsse auf dieses selbst machen lassen, so können umgekehrt aus einem Werke Schlüsse auf Herkunft und Alter der Überlieferung gemacht werden. Diese helfen uns zwar in Bezug auf dieses nicht weiter, doch können sie indirekt wertvoll werden. Ergibt sich z. B. aus einem Werke etwas über seine Abfassungszeit, so erhalte ich damit einen Terminus a quo für die Überlieferung. Daraus kann ich wieder chronologische Schlüsse auf andere Werke machen, die etwa von der gleichen Hand überliefert sind. Zeitbestimmungen, die aus dem Inhalt der Texte entnommen werden, können auch für den Aufbau der Schriftkunde von Wert sein, die demnach nicht bloss den übrigen Kulturwissenschaften Hülfe leistet, sondern auch umgekehrt deren Hülfe in Anspruch nehmen muss, also sich nicht isolieren darf. Der Inhalt eines vorliegenden Textes deckt sich aber auch bei weitem nicht immer mit dem Originalen, und daher können aus demselben Schlüsse gemacht werden, welche dieses direkt nicht betreffen. So kann namentlich aus der Sprache Zeit und Gegend der Aufzeichnung bestimmt werden, die darin von dem Urtexte weit abstehen kann.

§ 18. Haben wir es mit einer Originalaufzeichnung zu thun, so kommen die Schlüsse, die sich in Bezug auf diese; z. B. aus den Schriftzügen machen lassen, natürlich dem Werke selbst ganz unmittelbar zu gute. Bei solchen Werken, welche auf Vervielfältigung durch Abschrift berechnet sind, ist die Wahrscheinlichkeit nicht gross, dass in einer der erhaltenen Handschriften die ursprüngliche Aufzeichnung vorliege. In den meisten Fällen lässt sich das Gegenteil direkt erweisen. Daneben aber gibt es solche Produkte, deren Aufgabe durch eine einmalige Niederschrift erfüllt wird, Inschriften, Urkunden und sonstige Aktenstücke, Briefe, Tagebücher, Entwürfe, Manuskripte, die als Unterlage für den Druck angefertigt sind. Diese liegen uns, wenn sie überhaupt erhalten sind, gewöhnlich als Originale vor. Abschriften werden nur ausnahmsweise genommen, wo dies nicht erst zu wissenschaftlichen Zwecken geschieht. Sind sie ohne betrügerische Absicht angefertigt, so sind sie in der Regel auch sofort als solche zu erkennen. Es kommt aber auch vor, dass Form, Material und Schriftzüge des Originals in betrügerischer Weise nachgeahmt werden, etwa um sich das Machwerk von einem Sammler teuer bezahlen zu lassen. Es darf daher die oben bezeichnete Art der Prüfung nicht verabsäumt werden. Diese wird wesentlich erleichtert, wenn das echte Schriftstück noch zu Gebote steht und mit dem nachgemachten verglichen werden kann. Es kann dann weiter dazu kommen, dass bei der Nachahmung auch eine absichtliche Veränderung mit dem Texte vorgenommen ist, wozu namentlich bei Urkunden die Absicht, sich einen Rechtsvorteil zu verschaffen veranlassen kann. Es kommen dann sowohl äussere wie innere Kriterien für das Erkennen der Fälschung in Betracht. Wieder ein anderer Fall ist es, wenn ein Schriftstück vollständig untergeschoben ist. Man hat es dann auch mit einem Originale zu thun, welches nur etwas anderes ist, als wofür es sich ausgibt.

Ist festgestellt, dass eine Aufzeichnung original ist, so ist es dadurch noch nicht zweifellos, dass der Text ganz ohne Fehler, d. h. ganz so, wie ihn der Autor gewollt hat, überliefert ist. Es ist die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass er sich verschrieben hat. Die gewöhnlichen Arten, wie man sich verschreibt, sind Auslassung eines Wortes oder einer Wortgruppe oder auch nur eines Buchstaben oder einer Buchstabengruppe, eines Teiles von einem Buchstaben oder eines Lesezeichens, ferner entsprechende Doppelschreibungen,

endlich Wort- und Buchstabenvertauschungen, die in der Weise zu stande kommen, dass einem statt des eben zu schreibenden Wortes ein anderes, namentlich ein ähnliches Wort in den Sinn kommt, welches man kurz vorher geschrieben oder bald darauf zu schreiben hat. Erfolgt die Aufzeichnung auf Grund eines Diktats, so können dazu noch Fehler treten, die durch Verhören oder durch mangelhaftes Festhalten des Gehörten im Gedächtnis veranlasst werden. Es kann dann die Handschrift auch nach ihrer Fertigstellung Verstümmelungen erlitten haben durch Fortfall von Blättern, Abschneiden oder Abreissen von Stücken, Durchlöchern, Beschmutzen, Verlöschen der Schrift etc. Hierher können wir endlich auch noch die falsche Ordnung der Blätter beim Einbinden rechnen.

Diese Veranlassungen zu Verderbnissen des Textes sind natürlich auch bei Abschriften vorhanden. Es treten dazu aber noch eine Menge anderer. Man kann die Veränderungen des von der Vorlage gebotenen Textes in absichtliche und unabsichtliche einteilen. Man kann die Grenze aber nicht scharf ziehen, indem eine gewisse Unbekümmertheit um genaue Wiedergabe in der Mitte liegt. Ganz unabsichtlich sind diejenigen Veränderungen, die daraus entstehen, dass der Abschreiber sich verlesen hat. Dieses Verlesen ist wohl von dem Verschreiben zu unterscheiden, wenn auch die Folgen beider Versehen die gleichen sein können. Auslassungen entstehen häufig infolge davon, grössere durch das Überschlagen eines Blattes, kleinere dadurch, dass das Auge nicht zu der nämlichen Stelle der Vorlage zurückkehrt, von welcher es sich zum Nachschreiben gewandt hat, oder durch ein Abirren während des Lesens. Am leichtesten wird dabei gerade eine oder mehrere ganze Zeilen übersprungen. Häufig wird die Veranlassung dadurch gegeben, dass ein Wort (oder eine Wortgruppe) sich in nicht grossem Abstände wiederholt, indem man dann von der Stelle, wo es zum ersten Male vorkommt, auf die zweite abirrt. Eine andere Art des Verlesens ist die Verwechslung ähnlich aussehender Buchstaben. Um hierüber richtig zu urteilen, sind paläographische Kenntnisse erforderlich. Begünstigt wird solche Verwechslung, wenn die Vorlage undeutlich geschrieben oder durch nachträgliche Einflüsse schwer lesbar geworden ist; ferner wenn der Schriftcharakter der Vorlage oder die darin gebrauchten Abkürzungen dem Abschreiber nicht mehr geläufig sind. Von einem Verlesen kann man nicht mehr gut sprechen, wenn seine Unkenntnis so weit geht, dass er etwas in der Vorlage überhaupt nicht versteht und sich durch blosses Raten zu helfen sucht. Auch ohne dass gerade eine Buchstabenähnlichkeit mitwirkt, kann man sich verlesen, indem man bei flüchtigem Hingleiten des Auges nicht jeden einzelnen Buchstaben deutlich perzipiert, sondern das wirklich Perzipierte durch ein Raten nach dem Zusammenhange ergänzt. Diese Art des Lesens ist die gewöhnliche, wenn die Aufmerksamkeit nicht besonders angestrengt wird. Sie genügt meistens, und Irrungen, die daraus entspringen, werden gewöhnlich sofort corrigiert, aber doch bleiben manche unbemerkt. Buchstabenverwechslungen ohne Rücksicht auf den Gedanken stellen sich bei ganz mechanischem Abschreiben ein, also namentlich, wenn der Schreiber den Text selbst nicht versteht. Sie sind daher in den germanischen Handschriften, deren Schreibern meistens die Sprache bis auf Einzelheiten verständlich war, seltener als in den lateinischen und griechischen, abgesehen von Eigennamen, namentlich fremdländischen. Dagegen ist das ungenaue Lesen und das Ergänzen nach dem Zusammenhange gerade demjenigen natürlich, dem die Sprache eines Textes geläufig ist. Neben der Ungenauigkeit der Perzeption ist mangelhaftes Haften des Gelesenen im Gedächtnis eine Hauptveranlassung zur Entstehung von Abweichungen. Beides kommt häufig zusammen. Je weniger Wert auf Genauigkeit in der Wiedergabe gelegt

wird, um so leichter schiebt sich etwas anderes, namentlich etwas Geläufigeres unter. Nach gewissen Seiten hin ist Sorglosigkeit der Überlieferung gegenüber die Regel. Die Orthographie der Vorlage wird, wo sie von der dem Schreiber geläufigen abweicht, oder wo sie überhaupt noch schwankend ist, fast nie genau beobachtet. In der Regel entsteht eine Mischung, wobei meistens die Gewohnheit der Vorlage von der des Schreibers überwuchert wird. Ebenso verhält es sich in der älteren Zeit, wo noch keine Schriftsprache ausgebildet ist, mit den Sprachformen. Die Schreiber scheuen sich nicht, die Formen ihrer Vorlage in die ihrer eigenen jüngeren oder dialektisch abweichenden Sprache umzusetzen. Sie verfahren dabei teilweise fast ganz radikal, doch finden sich sehr verschiedene Grade der Mischung. Gewöhnlich bemühen sich die Schreiber auch in anderer Hinsicht nicht, das Gelesene genau festzuhalten. Daraus entstehen wieder Auslassungen, ferner aber auch kleine Zusätze, Umstellungen, Vertauschung eines Ausdrucks gegen einen ungefähr gleichbedeutenden, wobei dann meistens das Eigentümlichere dem Gewöhnlicheren weichen muss. Diese Art der Verderbnis ist wohl in den germanischen Texten die gewöhnlichste. Dazu kommen nun die mit bewusster Absicht vorgenommenen Veränderungen. Diese können sehr verschiedenen Motiven entspringen. Verderbnisse, welche schon die Vorlage erlitten hat, rufen Besserungsversuche hervor, Lücken derselben Ergänzungsversuche. Hierbei kann zuweilen das Richtige getroffen werden, gewöhnlich aber werden diese dilettantischen Korrekturen fehl greifen. Noch gewöhnlicher vielleicht wird fälschlich eine Verderbnis angenommen, weil man den Text nicht versteht oder falsch versteht. Hierbei befindet sich der Verbesserer noch in dem guten Glauben, den Absichten des Autors zu entsprechen. Er kann aber auch, unbekümmert um diese, den Text seinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen anpassen, sowie denen des Publikums, für das er schreibt. Die Umsetzung in die eigene Sprache kann mit überlegter Absicht vorgenommen und tief einschneidend werden. Wird durch sprachliche Umsetzung der Versbau zerstört, so kann das stärkere Änderungen veranlassen, die diesen wieder in Ordnung bringen. Die Verstechnik an sich ist sehr häufig die Ursache zu einer Umarbeitung gewesen. So sah man sich in Deutschland, als im Laufe des 12. Jahrh. ein regelmässigerer Versbau und eine genauere Reimbindung durchdrang, veranlasst, die älteren Dichtungen den neuen Kunstforderungen anzupassen. Ähnlich haben sonstige Wandlungen in der allgemeinen Geschmacksrichtung gewirkt. Dazu kommt dann das subjektive Gefallen des Einzelnen. Religiöse, politische und persönliche Tendenzen haben sich eingedrängt. Die Überarbeitung kann so weit gehen, dass sie geradezu als ein neues Werk erscheint, dem das ältere nur als Quelle gedient hat.

Drucke verhalten sich im wesentlichen wie Abschriften. Doch haben die Druckfehler den Verschreibungen gegenüber manches Eigenartige, was durch die Technik des Druckens bedingt ist. Man denke z. B. an die häufige Verwechselung von n und u. Die Erhaltung des ursprünglichen Textes ist durch die Einführung des Druckes sehr erleichtert. Blich es bei einer Auflage, so war zu nachträglichen Veränderungen überhaupt keine Veranlassung gegeben. Aber selbst ein Werk, welches wiederholt aufgelegt wurde, ging doch nicht durch so viele Hände, als wenn es durch Abschrift stark verbreitet wäre. Die Möglichkeit auf den ersten Druck zurückzugreifen, blieb, weil derselbe doch in einer Anzahl von Exemplaren verbreitet war, viel grösser, als die Möglichkeit, auf eine einzige erste Niederschrift zurückzugreifen, die noch dazu als solche in der Regel nicht zu erkennen war. Zugleich lohnte sich grössere Genauigkeit in der Wiedergabe und eine Controlle des Setzers viel mehr, weil sie nicht mehr bloss einem einzigen Exemplar zu gute kam. In-

dessen muss man sich hüten, die wirklich angewendete Sorgfalt zu überschätzen. Es zeigt sich vielmehr, dass man auch bei den Drucken bis auf die neueste Zeit meist sehr achtlos verfahren ist. Man muss sich zu ihnen ebenso kritisch verhalten wie zu Handschriften. Zurückgehen auf den ersten Druck gibt auch noch keine Gewähr für Unverfälschtheit. Auch dieser ist wohl kaum je die erste schriftliche Niedersetzung. Selbst in den Fällen, wo die Drucker zugleich Verfasser sind, was in der älteren Zeit nicht so ganz selten ist, wird doch eine geschriebene Aufzeichnung vorangegangen und zu grunde gelegt sein. Eine Controlle von Seiten des Verfassers durch Lesen einer Korrektur ist in der früheren Zeit nicht üblich gewesen, auch später oft versäumt oder nachlässig gehandhabt. Der Text ist daher in den Drucken zunächst nicht viel anders behandelt als in den Handschriften. Namentlich wurde auch in ihnen die Orthographie und selbst die Sprache willkürlich geregelt. Wo demnach das Manuskript des Verfassers vorhanden ist, da ist es für die kritische Behandlung des Textes zu Hilfe zu nehmen. Auch Korrekturbogen, die von dem Verfasser gelesen sind, dürfen nicht vernachlässigt werden, da er darin dem Manuskript gegenüber noch Änderungen vorgenommen haben kann.

Den stärksten Veränderungen ist ein Text in der mündlichen Überlieferung ausgesetzt. Hierbei spielt wieder das Verhören eine Rolle, eine viel grössere aber natürlich das mangelhafte Haften im Gedächtnis.

§ 19. Der Textkritiker hat sich ein Urteil darüber zu bilden, wieweit die überlieferte Textgestaltung mit der ursprünglichen Aufzeichnung und mit der vom Verfasser gewollten Fassung übereinstimmt oder nicht. Er muss zu diesem Zwecke untersuchen, ob das Überlieferte der Eigentümlichkeit des Verfassers und den besonderen Absichten, die er bei der Abfassung gehabt hat, entspricht. Diese Untersuchung hat einen festen Ausgangspunkt, wenn bereits konstatiert ist, wer der Verfasser ist, wenn man etwas von Belang über seine Persönlichkeit weiss, namentlich seine Heimat und Lebenszeit kennt, und wenn andere Erzeugnisse derselben Zeit und derselben Gegend, vielleicht solche des Verfassers selbst vorliegen. Dann hat man einen Massstab, der freilich auch eventuell seinerseits nach dem Texte, um den es sich handelt, korrigiert werden muss. Viel ungünstiger ist man daran, wenn die bezeichneten Kenntnisse noch fehlen. Steht ein Denkmal zeitlich und räumlich isoliert da, so nützt es zur Beurteilung des Textes nicht viel, ob man es genau datieren kann. Haben wir keine sonstigen Anhaltspunkte, um die Herkunft eines Denkmals zu bestimmen, so kompliziert sich die Untersuchung darüber mit den Fragen der Textkritik. Eine Entscheidung auf dem einen Gebiete ist massgebend für das andere. Ein Beispiel bietet die sogenannte Nibelungenfrage. Lachmann entschied sich für den mangelhaften Text von A in Hinblick auf seine Annahme, dass das Werk aus Einzelliedern zusammengefügt und mit Interpolationen durchsetzt sei. Bartschs Auffassung des Handschriftenverhältnisses und Rekonstruktion des Originals ist untrennbar von seiner Bestimmung der Abfassungszeit. Je weiter der Spielraum in Bezug auf die Verfasserfrage ist, je weiter ist er auch in Bezug auf die Textkritik, um so schwieriger ist es, eine willkürfreie Grundlage zu gewinnen.

Bei der Prüfung der Überlieferung können sich entscheidende Argumente für oder wider die Echtheit einer Lesart ergeben, in sehr vielen Fällen aber wird man nicht in der Lage sein, solche zu finden. Einen wesentlichen Unterschied macht es, ob einfache oder mehrfache Überlieferung vorliegt. Im letzteren Falle hat bei den Abweichungen eine vergleichende Abwägung statt, aus welcher sich mit eins Gründe für die Echtheit der einen und für die Unechtheit einer oder mehrerer anderen Überlieferungen ergeben können. Hierbei geschieht es leicht, dass man eine Lesart, die zu beanstanden kein

zwingender Grund vorläge, wenn sie allein überliefert wäre, doch verwirft, weil sie sich weniger angemessen zeigt als eine andere daneben überlieferte.

Dass man zu einem zusammenfassenden Urteile über den Wert jeder Handschrift im ganzen durchdringen muss, ist noch weiterhin zu zeigen. Zunächst aber kann man nicht anders verfahren, als dass man die einzelnen Stellen nach einander vornimmt und für sich beurteilt. Dabei muss natürlich jede in ihrem Zusammenhange aufgefasst werden. Wo sich zwischen verschiedenen Überlieferungen an mehreren Stellen Abweichungen finden, die sich gegenseitig bedingen, müssen sie zusammen betrachtet und dabei von derjenigen Stelle ausgegangen werden, welche die besten Anhaltspunkte gewährt.

Grundbedingung, um zu einem Urteil zu gelangen, ist, dass zuerst die Interpretation mit allen zu Gebote stehenden Hilfsmitteln versucht wird. Doch kommt auch Manches in Betracht, was ausserhalb der Aufgabe der Interpretation liegt. Hierher gehört namentlich die Beurteilung der äusseren Sprachform und bei poetischen Werken die der Metrik. Die Sicherheit des textkritischen Urteils ist immer abhängig von der Sicherheit des Verständnisses und von der Sicherheit in der Kenntnis aller derjenigen Verhältnisse, unter denen ein Denkmal entstanden ist. Da aber diese Kenntnis doch grösstenteils aus Sprachdenkmälern geschöpft werden muss, die nicht ohne vorhergegangene Textkritik benutzt werden können, so haben wir hier den eigentümlichen Zirkel, in dem sich überhaupt die philologische Thätigkeit bewegt, und es muss nach dem dafür allgemein gültigen Prinzip verfahren werden, indem man die betreffende Kenntnis aus den am einfachsten zu beurteilenden und unverdächtigsten Stellen abstrahiert und dann auf die schwierigen anwendet.

Zu einem methodischen Vorgehen bei der Beurteilung ist das wesentlichste Hilfsmittel wieder die Vergleichung analoger Stellen. Dieselbe ist namentlich erforderlich um festzustellen, was man einem Autor zutrauen darf. Hierzu sind zunächst seine eigenen Erzeugnisse vollständig zu durchforschen. Hat man dieselben alle in der gleichen Überlieferung, so ist durch den Nachweis analoger Stellen freilich noch nicht der Verdacht ausgeschlossen, dass an denselben das Original gleichmässig geändert ist, und dies wird bei planmässiger Überarbeitung nicht selten der Fall sein. Grössere Sicherheit gewährt Übereinstimmung zwischen Werken, die in ganz verschiedenen Handschriften überliefert sind. Neben den eigenen Werken des Autors thun diejenigen die besten Dienste, welche ihm zeitlich und örtlich und in der Gattung am nächsten stehen. Doch sind selbst Vergleichen zwischen weit auseinander liegenden Werken unter Umständen nicht wertlos, um allgemeine Möglichkeiten zu erweisen.

Zu der Annahme einer Verderbnis kann man dadurch geführt werden, dass ein Wort (oder eine Wortgruppe) überhaupt unverständlich ist und daher auch in den bekannten Sprachschatz nicht eingereiht werden kann. Die Verderbnis kann sich noch dadurch verraten, dass die Gestalt des Wortes mit den Lautverhältnissen der Sprache unvereinbar ist. Ohne das ist die Unverständlichkeit an sich ein zwingender Grund nur, wo es sich um eine Sprache handelt, die man vollkommen beherrscht. Mitunter kann die Unanfechtbarkeit eines solchen Wortes durch Parallelen gestützt werden. Vielfach wird man aus dem Zweifel nicht herauskommen. Etwas ähnliches gilt, wenn von den bekannten Bedeutungen eines Wortes keine in den Zusammenhang hineinpasst. Vielfach ist ein Satz an sich nicht sinnlos, scheint aber in den weiteren Zusammenhang nicht zu passen, oder es scheint etwas überflüssig, oder man vermisst etwas. Hierbei ist besonders die Vorsicht geboten, dass man nicht einen absoluten logischen oder ästhetischen Massstab anlegt, sondern sich durch zusammenhängende Betrachtung ein Bild von der besonderen Vorstellungsweise des Verfassers zu machen sucht. Über Unrichtigkeiten in der Sprachform oder in

der Konstruktionsweise wird man wieder nur auf Grund genauer Sprachkenntnis urteilen können und wird sich, wo diese mangelt, oft bescheiden müssen. Verschieden von den eigentlichen Sprachfehlern ist die Einmischung jüngerer oder dialektisch abweichender Formen. Wenn man dafür nicht schon anderswoher einen Massstab hat, so erkennt man, dass überhaupt eine Veränderung der ursprünglichen sprachlichen Gestalt stattgefunden hat, in der Regel an dem Mangel eines einheitlichen Charakters, wiewohl freilich nicht jedes Schwanken ohne weiteres auf Sprachmischung zurückgeführt werden darf. Welche Formen älter, welche jünger sind, das ist in der Regel leicht zu entscheiden; doch kann sich derjenige, der sprachwissenschaftlich nicht geschult ist, auch darin täuschen. Die älteren ergeben sich von selbst als die ursprünglichen. Grössere Schwierigkeiten kann es machen, bei der Mischung verschiedener Dialekte den ursprünglichen herauszuerkennen. Das Haupthilfsmittel zur Erkenntnis der durch fremdartige Einflüsse verdorbenen ursprünglichen Sprachformen ist bei poetischen Texten der Versbau. Mit Hülfe desselben gelingt es häufig auch ohne sonstige Anhaltspunkte ein Denkmal einem schon sonst bekannten Dialekte und einer bestimmten Zeit zuzuweisen, und man ist dann in der Lage die Kenntnis des Dialektes für die Kritik zu verwerten. Absolute Sicherheit in Bezug auf alle Einzelheiten des ursprünglichen Sprachcharakters ist kaum je zu erreichen, indessen darf man doch nicht versäumen, zu versuchen, wieweit man darin kommt, schon deshalb, weil manche sonstige Fragen der Textkritik mit der Beurteilung der Sprachformen in engem Zusammenhange stehen. Einer solchen Geringschätzung derartiger Bemühungen, wie sie Haupt in der Vorrede zu Des Minnesangs Frühling ausgesprochen hat, wird heute kaum noch jemand beistimmen. Der Versbau lässt auch sonst eine Menge von Fehlern erkennen, Auslassungen und Zusätze, Umstellungen, Wortvertauschungen etc. Doch müssen die Regeln des Versbaues selbst erst durch eine allseitige Prüfung und Vergleichung der Überlieferung gewonnen werden, die daher nicht vorschnellen Verallgemeinerungen zu Liebe, die aus einem willkürlich ausgewählten Materiale gewonnen sind, preisgegeben werden darf.

Ein gutes Hilfsmittel zur Erkennung von Fehlern gewähren eventuell die Quellen, die der Verfasser benutzt hat. In der günstigsten Lage befindet man sich bei der Kritik einer Übersetzung, deren Original man zur Verfügung hat.

Mit einer Verderbnis kann auch die Ursache ihrer Entstehung erkannt werden. Diese ergibt sich dann am leichtesten, wenn die richtige Lesart in einer anderen Überlieferung vorliegt und zur Vergleichung herangezogen werden kann. Wenn die letztere nicht überliefert ist, so ist eine Vermutung über die Entstehung des Fehlers nur möglich in Verbindung mit einer Vermutung über die ursprüngliche Gestalt des Textes. Doch braucht diese unter Umständen nur allgemeiner Art zu sein. Man kann z. B. vermuten, dass etwas ausgelassen ist, ohne doch von dem Wortlaut des Ausgelassenen eine Vorstellung zu haben. Für die Wahl zwischen verschiedenen Lesarten kann der Umstand, dass die Entstehung der einen aus der anderen leicht begreiflich ist, nicht umgekehrt, ausschlaggebend sein.

§ 20. Durch Zusammenfassung der besonderen Urteile über einzelne Stellen gewinnt man ein Gesamturteil über die Autorität, die eine Handschrift im ganzen für die Ermittlung des ursprünglichen Textes in Anspruch nehmen darf. Man muss sich dabei an diejenigen Stellen halten, über die sich aus inneren Gründen eine möglichst zweifellose Entscheidung fällen lässt. Das aus diesen gewonnene Gesamturteil hat dann den Wert, dass die für sich zweifelhaft bleibenden Stellen nach dem Masse der Autorität beurteilt werden,

welche jeder Handschrift im ganzen zuerteilt ist. Bei dieser Art der Schlussfolgerung wird die Voraussetzung gemacht, dass der Abschreiber weder seine Vorlage noch sein Verfahren derselben gegenüber in einem fort wechselt, sondern dass er in dieser Hinsicht einigermassen konstant ist. Gleichmässigkeit ist die Regel. Doch kommt es nicht so selten vor, dass etwa der vordere Teil aus einer anderen Quelle geschöpft ist, als der hintere, dass ein Abschreiber in einem Teile nachlässiger verfahren ist als in einem anderen, dass ein Überarbeiter einen Teil weniger geschont hat als den anderen. Die partienweise Verschiedenheit wird sich in der Regel ebenso wie durchgängige Gleichmässigkeit an den Stellen bekunden, die ein Urteil aus inneren Gründen zulassen, und man kann dann von ihnen einen Analogieschluss auf die übrigen machen. Man verliert dagegen allen Anhalt bei einem durchgängigen Wechsel der Quellen und der Art ihrer Benutzung. Indessen muss sich doch auch ein solcher Wechsel in den beurteilbaren Stellen reflektieren. Wo mehrere Hände an einem Texte geschrieben haben, ist natürlich die Arbeit einer jeden besonders zu würdigen. Andererseits darf man es sich nicht entgehen lassen, wenn verschiedene Denkmäler in einer Niederschrift von der gleichen Hand vorliegen, davon Nutzen zu ziehen. Es kann sein, dass man bei einem dieser Denkmäler Mittel hat, das Verhalten des Schreibers zu seiner Vorlage festzustellen, und dass man dann diese Feststellung für ein anderes, bei dem solche Mittel fehlen, verwerten kann.

Man kann zunächst untersuchen, ob Anhaltspunkte dafür da sind, dass eine Hs. sich in stärkerem oder geringerem Grade von dem Originalen entfernt, und man kann darnach die verschiedenen vorhandenen Hss. in eine Rangordnung bringen. Hierbei kann das höhere Alter einer Hs. als ein Moment für die grössere Zuverlässigkeit mit in Anschlag gebracht werden. Wenn man aber auch daraus ein günstiges Vorurteil ableiten darf, so können dadurch doch niemals anderweitige Erwägungen erspart werden, die nicht selten zu einem entgegengesetzten Urteile führen. Wichtig ist es ferner, ein Bild von dem Verfahren des Schreibers zu gewinnen, die Veranlassungen festzustellen, die ihn zu Abweichungen von seiner Vorlage geführt haben. Sind wir in der Lage an einer Reihe von Stellen bestimmte Arten der Entstehung, bestimmte Tendenzen zur Überarbeitung nachzuweisen, so haben wir damit einen Anhalt, nach welcher Richtung wir auch sonst die Abweichungen von dem Originalen zu suchen haben. Erleichtert wird uns die Beurteilung des Verfahrens, welches ein Schreiber oder Überarbeiter eingeschlagen hat, wenn wir andere von ihm geschriebene oder überarbeitete Werke oder vielleicht gar Originalarbeiten von ihm vergleichen können. Die Verhältnisse können dadurch sehr kompliziert werden, dass wir etwa in der Hs. erst das Resultat der Arbeit verschiedener auf einander folgender Abschreiber oder Überarbeiter vor uns haben, deren Verfahren ein sehr verschiedenes gewesen sein kann. Endlich ist durch die Zusammenfassung der Einzelheiten ein Urteil über das Verhältnis der Hss. zu einander zu gewinnen. Die besondere Beziehung, in der mehrere Hss. zu einander den übrigen gegenüber stehen, besteht entweder darin, dass eine direkt aus der anderen geschöpft hat, oder dass sie zusammen eine gemeinsame Quelle haben, von der die übrigen unabhängig sind. Die Aufgabe ist, eine Art Genealogie aufzustellen, bei der verschiedene nur erschlossene Mittelglieder fungieren können. Jede besondere Beziehung kann nur erwiesen werden auf Grund besonderer gemeinsamer Abweichungen von dem Original. Es müssen also solche bereits auf Grund innerer Kriterien erkannt sein, und man muss sich nur auf solche stützen, bei denen man möglichst sicher sein kann. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass nicht jede Übereinstimmung in einer Abweichung ohne weiteres auf einen historischen Zu-



sammenhang weist, dass vielmehr auch manche sich zufällig kann ergeben haben. Dies gilt von allen unbedeutenden und nahe liegenden Änderungen. Wo mehrere Überarbeiter in der Tendenz übereinstimmen, können sie leicht auch im einzelnen hie und da genau zusammentreffen. Man hat sich daher zunächst an die bedeutenderen und eigenartigeren Abweichungen zu halten, bei denen man ein zufälliges Zusammentreffen als ausgeschlossen betrachten kann. Die übrigen können nur auf Grund ihrer relativen Häufigkeit mit in Betracht gezogen werden, wobei aber berücksichtigt werden muss, dass Hss. um so öfter in Abweichungen zufällig zusammentreffen werden, je grösser die Zahl dieser Abweichungen im ganzen ist. Abzuschätzen, wieviel Spielraum man dem Zufall zuweisen darf, ist keine so einfache Aufgabe. Um einen Massstab dafür zu gewinnen muss man Beobachtungen über das Zusammentreffen von solchen Handschriften anstellen, bei denen die Annahme einer näheren Verwandtschaft völlig ausgeschlossen ist. Bei diesen Schwierigkeiten begreift es sich, dass es Fälle genug gibt, in denen man zu einem entscheidenden Resultat nicht gelangt, zumal da auch noch die Benutzung mehrerer Vorlagen durch den gleichen Schreiber in Erwägung kommen kann. Führt die Untersuchung über das Verwandtschaftsverhältnis der Hss. zu bestimmten Resultaten, so ergibt sich leicht, wie dieselben für die Textkritik zu verwerten sind. Als wertlos fallen selbstverständlich diejenigen weg, die als abgeleitet aus einer anderen noch vorliegenden nachgewiesen sind. Dagegen darf prinzipiell keine andere ausgeschlossen werden, wenn es auch bei reichhaltiger Überlieferung wohl sein mag, dass es für die Textherstellung irrelevant bleibt, ob diese oder jene Hs. benutzt ist oder nicht. Von vornherein lässt sich das nicht wissen. Hat man drei von einander unabhängige Hss., so wird man natürlich im allgemeinen die Übereinstimmung zweier als entscheidend für die grössere Ursprünglichkeit ansehen. Indessen darf auch hier wieder die Möglichkeit eines zufälligen Zusammentreffens nicht ausser acht gelassen werden, die man nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten beurteilen muss. Das Verfahren darf daher kein mechanisches werden und man darf sich die Erwägung der inneren Gründe, die etwa für Bevorzugung der alleinstehenden Hs. sprechen, nicht ersparen. Es ergibt sich denn auch, dass, wo mehr als drei Hss. vorhanden sind, von denen sich keine in ein besonderes Verwandtschaftsverhältnis zu der anderen bringen lässt, ein zufälliges Zusammentreffen nicht ausbleibt. Es stellen sich etwa 2 gegen 2, 3 gegen 2 etc. Neben der Zahl der Zeugen und den inneren Gründen, die in Bezug auf die einzelne Lesart in Betracht kommen, ist der Wert jeder einzelnen Hs. und ihr besonderer Charakter in Rechnung zu ziehen. Häufig hört man den Satz, man müsse die Zeugen wägen, nicht zählen. Richtiger ist es gewiss, sie sowohl zu zählen als zu wägen, ihre Unabhängigkeit vorausgesetzt. Es wird gewiss oft gerechtfertigt sein, etwa zwei besseren vor drei schlechteren Hss. den Vorzug zu geben. Aber verfehlt ist es, auf das Zeugnis einer Hs. darum, weil sie an sich die beste ist, mehr Gewicht zu legen, als auf das übereinstimmende einer Reihe anderer unabhängiger Hss., von denen jede an sich schlechter ist. Komplizierter wird das Verfahren, wenn mehrere Hss. zunächst auf eine verlorene Vorlage zurückgehen. Dann ist zunächst der Text dieser Vorlage zu konstruieren, gleichfalls nach den soeben erörterten Grundsätzen, und diese Vorlage wird dann weiterhin wie eine einzelne Hs. verwertet. Indessen muss doch schon bei der Rekonstruktion der Vorlage auf die andern davon unabhängigen Hss. Rücksicht genommen werden. Der einfachste Fall wäre, wenn von den Hss. A, B, C die beiden letzteren zunächst auf eine gemeinsame Grundlage X zurückgingen. Dann würde Übereinstimmung zwischen A und B oder A und C, wo nicht besondere

Gegengründe vorliegen, entscheidend sowohl für den Text von X wie für den allen gemeinsamen Grundtext sein. Verwickeltere Verhältnisse können eintreten, wenn noch eine weitere Hs. D auf X zurückgeht, die mit B und C koordiniert ist. Sehr klar liegt dann die Sache, wenn etwa A mit B und C gegen D stimmt. Es kann sich aber auch wohl ereignen, dass AB gegen CD steht. Dann würde eine isolierte Betrachtung der Gruppe X dazu führen, die Lesart von CD als die der Vorlage X anzusetzen, dagegen eine gleichzeitige Berücksichtigung von A die Annahme nahe legen, dass hier doch vielleicht B allein gegen CD den Text der Vorlage X bewahrt hat. Man kommt dann nicht darüber hinweg: es muss ein zufälliges Zusammentreffen vorliegen, entweder zwischen C und D oder zwischen A und B, und man muss nun abwägen, welche von diesen beiden Möglichkeiten die grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat. In eine ähnliche Lage gerät man häufig. Die Verhältnisse können noch viel verwickelter werden. Mit einfachen Grundsätzen kommt man selten völlig zurecht, und der Grad der Sicherheit, bis zu dem man gelangen kann, ist ein sehr verschiedener.

Hier mag noch die Bemerkung angefügt werden, dass neben den Handschriften und Überarbeitungen ganzer Werke auch die Citate berücksichtigt werden müssen, die etwa aus denselben von späteren Autoren genommen sind. Auch diesen muss ihre Stellung angewiesen und ihr Wert muss geprüft werden. Selbst wenn dieselben nach dem Gedächtnis und nicht mit grosser Genauigkeit aufgeführt werden, so ergibt sich doch mitunter eine nähere Übereinstimmung mit dieser oder jener Hs. oder Handschriftengruppe. Der Text der Citate als solcher kann natürlich auch in verschiedenen Fassungen vorliegen. Das Werk, welchem das Citat entnommen, und dasjenige, in das es eingefügt ist, geraten so in Bezug auf textkritische Behandlung in Beziehung zu einander. Es werden Schlüsse aus den Verhältnissen des einen auf die des andern möglich, die man sich zu Nutze machen muss. Ein Citat kann für die Kritik des Werkes, dem es entnommen ist, namentlich dann wertvoll sein, wenn die Entnahme der Entstehung desselben zeitlich nahe steht, näher als irgend eine Handschrift.

Nicht bloss Citate, auch Nachahmungen können in dieser Richtung von Wert sein. Das bekannte Gedicht Walthers von der Vogelweide *Von Rôme voget, von Pülle kûnec* (La. 28, 1) ist von seinem jüngeren Zeitgenossen Ulrich von Singenberg parodiert. In der achten Zeile liest Lachmann mit AC *kume ich spâte und rite fruo*, während B hat *sus rite ich fruo und kume niht heim*. Bei Ulrich lautet die entsprechende Zeile *sus rite ich spâte und kume doch heim* (nach B, *sust heize ich wirt und rite hein* C). Hieraus ergibt sich, dass Ulrich schon den Text von B vor sich hatte, und andererseits, dass in seinem Gedichte an dieser Stelle B das Ursprüngliche bewahrt hat.

§ 21. Von dem negativen Resultate der Erkennung einer Verderbnis oder Überarbeitung sucht der Textkritiker zu positiver Wiederherstellung des Ursprünglichen fortzuschreiten, wo dasselbe noch nicht in einer anderen Überlieferung gegeben ist. Die Konjekuralkritik ist von den klassischen Philologen ganz besonders gepflegt und gilt vielen als das Höchste in der philologischen Tätigkeit. In Wahrheit kommt ihr nur innerhalb bestimmter enger Schranken der Wert wirklicher Erkenntnis zu. Wenn sie sich nicht innerhalb dieser Schranken gehalten hat, so liegt dies zunächst daran, dass sich ein ästhetisches Bedürfnis an Stelle des Strebens nach begründeter Erkenntnis untergeschoben hat, das Bedürfnis, einen von allen Anstössen befreiten, gut lesbaren Text vor sich zu haben. Einen solchen unter allen Umständen zu liefern wird von vielen geradezu als die Pflicht eines Herausgebers angesehen, ohne dass erwogen wird, welche Gewähr man hat, damit dem

Originale näher zu kommen als die Überlieferung. Hierzu kommt nun, dass die Konjekturenkritik eine ganz besonders günstige Gelegenheit bietet, sich an seinem Scharfsinn innerlich zu ergötzen und nach aussen Bewunderung dafür zu erregen.

Handelt es sich darum, etwas, was gar keinen oder einen unangemessenen Sinn gibt, durch etwas Angemessenes zu ersetzen, so ist dabei die nämliche Operation zu vollziehen, wie wenn der noch unbekannte Sinn eines Wortes oder einer Wendung erraten wird. Nur muss man zu dem Sinn, den der Zusammenhang verlangt, auch noch den sprachlichen Ausdruck finden. Eine wesentlich andere Thätigkeit ist die Korrektur des sprachlichen Ausdrucks ohne Veränderung des Sinnes, wieder eine andere die Korrektur der metrischen Form. Vermutungen über die Art, wie die vorliegende Veränderung des Originals entstanden sei, zeigen die Richtung, nach welcher sich das Konjizieren zu bewegen hat. Der Ausgangspunkt bei dem Suchen nach der geeigneten Textgestaltung und die Reihenfolge der Ideen kann mannigfach wechseln.

Nicht selten taucht eine Konjektur schon in dem nämlichen Augenblicke auf, in dem man Anstoss an der Überlieferung nimmt. So kann man z. B. viele Sprachfehler nicht bemerken, ohne zugleich im Sinne zu haben, was man an ihrer Stelle als das Richtige erwartet. Auch wenn man etwas als dem Dialekte des Originals nicht entsprechend erkennt, wird es in der Regel schon mit etwas anderem verglichen, was man auf Grund seiner Kenntnis dieses Dialektes erwartet. Die Korrektur vieler Schreib- und Lesefehler ergibt sich so unmittelbar aus dem Zusammenhange, dass sie jeder macht, der überhaupt der Sprache mächtig ist. Ja das Erraten des Richtigen kann der genauen Auffassung des vorliegenden Falschen vorausseilen, wie sich daraus ergibt, dass viele Druckfehler nicht bemerkt werden.

Von jeder Konjektur muss natürlich verlangt werden, dass sie in allen Hinsichten angemessen ist, dass sie in den Zusammenhang passt und mit den geschichtlichen Verhältnissen, unter denen das betreffende Werk entstanden ist, in keinem Widerspruch steht. Kenntnis dieser Verhältnisse, wozu auch die Individualität des Verfassers gehört, ist eine notwendige Vorbedingung, um überhaupt eine angemessene Konjektur machen oder über eine von andern gemachte urteilen zu können. Die Angemessenheit allein entscheidet aber noch nicht für die Richtigkeit einer Konjektur. Es gibt Fälle, in denen leicht mehrere Konjekturen neben einander gestellt werden können, von denen die eine so angemessen ist wie die andere. Hiervon eine auszuwählen und in den Text zu setzen, ist natürlich reine Willkür, und der Wissenschaft ist damit nicht gedient. Eine derartige Auswahl bietet sich namentlich da, wo der Anstoss nicht vom Sinne, sondern nur vom Versmass ausgeht. Viel eingeschränkter ist die Auswahl, wenn es sich darum handelt, ein Reimwort zu korrigieren oder zu ergänzen. Hierbei ist es nicht selten, dass unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Forderung eines angemessenen Sinnes nur eine Möglichkeit bleibt. Daher ja auch der Gebrauch, unanständige Wörter im Reime nicht auszuschreiben, sondern ganz oder teilweise erraten zu lassen. In anderen Fällen macht es Schwierigkeiten, überhaupt irgend etwas Angemessenes zu finden, und man ist dann sehr geneigt, wenn diese Schwierigkeit doch irgendwie überwunden ist, anzunehmen, dass damit auch das Echte gefunden sei. Indessen kann man es doch selten als erwiesen betrachten, dass es keine andere Möglichkeit der Besserung gibt. In der Regel muss zu der Angemessenheit etwas anderes hinzukommen, um einer Konjektur Gewähr der Richtigkeit zu geben. Vor allem kommt hier in Betracht, dass man in der Lage ist, die Entstehung des Überlieferten ungezwungen aus dem als

ursprünglich Vorausgesetzten zu begreifen. Wenn mehrere Konjekturen gleich angemessen sind, so verdient diejenige den Vorzug, von welcher aus man am leichtesten zu dem Überlieferten gelangt. Am sichersten zu verbessern sind unabsichtliche Buchstabenvertauschungen. Es bedarf dazu eventuell paläographischer Kenntnisse. Auch wo absichtliche, sich weiter vom Originalen entfernende Veränderungen vorliegen, kann zuweilen eine genauere Kenntnis des gewöhnlich von dem Überarbeiter eingeschlagenen Verfahrens zu Resultaten von grosser Wahrscheinlichkeit führen. Eine solche Kenntnis gewinnt man allerdings in der Regel nur, wenn man eine oder mehrere Hss., die von der Überarbeitung frei sind, zur Vergleichung daneben hat, wo man dann keiner Konjektur mehr bedarf, dennoch aber wird sie nicht selten praktisch verwertbar, nämlich wenn nur ein Teil von dem Werke oder den Werken des Dichters gleichzeitig in einer Überarbeitung und in einer dem Originalen näher stehenden Fassung überliefert ist, das Übrige nur in der betreffenden Überarbeitung. Dann kann man für dieses die aus der Vergleichung gewonnenen Erfahrungen verwerten. Hat man z. B. beobachtet, dass ein Ausdruck des Originals von dem Bearbeiter regelmässig mit einem andern, welcher jenem fremd ist, vertauscht wird, so kann man vermuten, wo man den letzteren antrifft, dass ursprünglich der erstere dagestanden hat. Viel weniger günstig ist die Lage, wenn von den Erzeugnissen eines Autors ein Teil in Überarbeitung, ein anderer in echterer Gestalt vorliegt, aber nichts in beiden zugleich. Doch kann auch dann die Vergleichung ähnlicher Stellen manches aufhellen. Dies ist auch selbst dann möglich, wenn wir nur Überarbeitung haben, wofür dieselbe nicht gleichmässig durchgeführt ist, indem in analogen Fällen der ursprüngliche Text bald beibehalten, bald geändert ist. Wie zur Erkenntnis einer Veränderung des Originals, so kann natürlich auch zur Wiederherstellung desselben die vom Verfasser benutzte Quelle gute Dienste leisten, um so bessere, je näher er sich an dieselbe gehalten hat.

Eine besondere Art des Konjizierens ergibt sich durch die Kombination mehrerer von einander unabhängiger Überlieferungen. Man kann dabei so verfahren, dass man einfach ein Element der einen Überlieferung mit einem Elemente der andern ohne weitere Modifikation zusammenfügt. Man kann aber auch über die blosser Zusammenfügung hinausgehen und etwas konstruieren, was nicht bloss durch diese neu ist, was aber zugleich in einem solchen Verhältnis zu den verschiedenen Überlieferungen steht, dass die eine wie die andere leicht daraus abgeleitet werden kann. Dieses Verfahren hat das für sich, dass man sich dabei nicht zu weit von dem Gegebenen in reine Willkür verliert. Ist einmal die Berechtigung desselben im allgemeinen zugestanden, so bleibt meistens nicht viel Schwanken übrig in Bezug auf das besondere Resultat. Aber eben diese Berechtigung ist erst nachzuweisen. Die blosser Möglichkeit der Anwendung genügt nicht. Ich habe dies ausführlich in meiner Kritik von Bartschs Hypothese über das Handschriftenverhältnis des Nibelungenliedes gezeigt (PBB III, 394 ff. 445 ff.).

#### 4. KRITIK DER ZEUGNISSE.

§ 22. Jede Art historischer Forschung, nicht bloss die Geschichte in dem gewöhnlichen engeren Sinne sieht sich auf Zeugnisse angewiesen. Als solche betrachten wir nicht bloss Werke, die ausdrücklich zu dem Zwecke verfasst sind, der Nachwelt Kunde von dem, was sich einmal zugetragen hat, zu geben, sondern auch Mitteilungen an Zeitgenossen, z. B. in Briefen, gelegent-

liche Anspielungen und vieles andere. Auch Grammatiken und Wörterbücher müssen wir hierher rechnen. Ja jede Angabe in einem wissenschaftlichen Werke hat für uns, soweit sie sich auf Material stützt, was uns nicht zugänglich ist, den Charakter eines Zeugnisses.

Jedes Zeugnis erhält von der Person, von der es ausgeht, zum mindesten eine subjektive Beimischung. Diese von der objektiven Grundlage, auf der es ruht, abzusondern, ist eine gewöhnlich schwierige, oft unlösbare Aufgabe. Wir sind daher immer besser daran, wenn wir der Zeugnisse entraten und uns an die unmittelbare Beobachtung von Vorgängen oder wenigstens von Erzeugnissen halten können. Allein selbst von den für die Dauer bestimmten Erzeugnissen der Vergangenheit, z. B. von den literarischen, ist so vieles zerstört, dass uns unter Umständen schon dürftige Nachrichten darüber eine willkommene Ergänzung unseres Wissens geben, und von so vielem anderen ist überhaupt kein Wissen möglich ausser durch Zeugnisse.

Die Zeugnisse unterliegen der textkritischen und literargeschichtlichen Behandlung. Die wichtigen Fragen nach ihrem Alter und ihrer Herkunft können mit allen den Mitteln untersucht werden, die sonst für derartige literargeschichtliche Fragen zu Gebote stehen. Ebenfalls zunächst eine literargeschichtliche Aufgabe ist es, wo mehrere Zeugnisse über den nämlichen Gegenstand vorliegen, das Verhältnis derselben zu einander festzustellen. Dies ist eine unumgängliche Vorarbeit für ihre richtige Verwertung. Es kann dadurch die Zahl der Zeugnisse reduziert werden, indem sich nachweisen lässt, dass eins aus dem anderen oder mehrere aus der gleichen verlorenen Quelle abgeleitet sind. Dieser Nachweis kann geführt werden auf Grund von Übereinstimmungen im Ausdruck, ein Mittel, welches bei den mittelalterlichen Historikern mit gutem Erfolge angewendet ist, da dieselben ihre Vorgänger mit grosser Unbefangenheit ausschreiben. Gleichfalls beweisend ist die Übereinstimmung in der Auswahl und Gruppierung der einzelnen Momente eines Berichtes. Denn wenn mehrere Personen unabhängig von einander über dieselben Begebenheiten berichten, so wird dem einen dieses, dem andern jenes mehr auffallen, und wo es sich um kompliziertere Vorgänge handelt, wird auch die Reihenfolge, in der sie geschildert werden, variieren. Endlich kommt die Übereinstimmung in falschen Angaben in Betracht. Die Benutzung dieses Kriteriums setzt allerdings voraus, dass man die Wahrscheinlichkeit einzelner Angaben bereits nach inneren Gründen geprüft oder an anderen Quellen gemessen hat, deren Zuverlässigkeit keinem Zweifel unterliegt. Es bedarf ferner dabei ähnlicher Kautelen wie bei der analogen Untersuchung über das gegenseitige Verhältnis von Handschriften. Man muss berücksichtigen, dass in unbedeutenderen Punkten der Zufall eine Rolle spielt, und dass Übereinstimmung in dem Bildungsstand, der Gemütsverfassung, der Parteistellung verschiedener Berichterstatter bei jedem zu der nämlichen Verfälschung der Wahrheit führen kann.

Die Untersuchung über das Verhältnis der Zeugnisse zu einander ist zugleich eine Untersuchung über ihre Grundlagen. Danach kann aber auch in anderer Weise geforscht werden. Zunächst können eigene Angaben des Zeugen, mitunter auch die anderer darüber in Betracht kommen, die freilich selbst als Zeugnisse erst gleichfalls einer Prüfung unterliegen. Weiterhin hat man sich zu vergegenwärtigen, welche Quellen der Berichterstatter zu benutzen imstande war. Hierfür ist es natürlich vor allem wichtig, die Zeit zu wissen, in der er gelebt und geschrieben hat, auch kann die nähere Kenntnis seiner persönlichen Verhältnisse von Belang sein. Danach kann man beurteilen, ob er etwa Augenzeuge der geschilderten Begebenheiten sein oder Mitteilungen von Augenzeugen benutzen konnte, was ihm etwa für Dokumente oder Geschichtswerke oder mündliche Traditionen zu Gebote stehen konnten etc.

Wie es erforderlich ist, sich ein Urteil darüber zu bilden, wieweit die äusseren Umstände den Berichterstatter in die Lage gesetzt haben, etwas mehr oder weniger Authentisches zu erkennen, so muss auch untersucht werden, wieweit er selbst dazu qualifiziert war, das, was ihm vorlag, richtig aufzufassen und wiederzugeben, ob er den guten Willen dazu hatte, oder ob bei ihm ein Interesse vorauszusetzen ist, die Wahrheit zu verhehlen oder zu verfälschen, ob bei ihm die nötige Sorgfalt und Genauigkeit vorauszusetzen ist, ob er nicht auch bei redlichem Willen durch seinen Parteistandpunkt, durch Vorurteile, durch Mangel an Einsicht und Bildung beirrt ist. Diese Fragen können mitunter nach anderweitiger Kenntnis seiner Person entschieden werden. Häufig wird man nur nach dem Werke selbst urteilen können, in dem der Bericht enthalten ist. Man kann danach zunächst die schriftstellerische Befähigung beurteilen, die einen Massstab für die Schätzung der ganzen Persönlichkeit gibt. Man kann sich von dieser ein Bild nach den Äusserungen machen, die nicht direkt zu dem Bericht gehören. Man kann ferner etwa aus Widersprüchen auf Mangel an Sorgfalt oder Kritik schliessen. Man kann aber nicht zu einem abschliessenden Urteil gelangen, wenn man sich nicht daran macht, die einzelnen Angaben auf ihre Wahrscheinlichkeit hin zu prüfen.

Diese Prüfung kann also nicht bloss vorgenommen werden um zu einem Resultat über die Richtigkeit der bestimmten einzelnen Angabe zu gelangen, sondern auch als ein Hilfsmittel neben andern, um die Zuverlässigkeit einer Quelle im ganzen abzuschätzen. Für diesen letzteren Zweck müssen auch Angaben untersucht werden, die an sich für die geschichtliche Erkenntnis wertlos sind, und solche, um die man sich sonst nicht kümmern würde, weil man die Thatsachen, worauf sie sich beziehen, aus andern reichhaltigern und zuverlässigern Quellen genügend kennt. Bei den letzteren kann man sich eben des Vorteils bedienen, den der Vergleich mit den Angaben der besseren Quellen gewährt. Insbesondere müssen alle Berichte über eine vergangene Zeit zunächst gegen die aus dieser erhaltenen authentischen Dokumente und sonstigen Denkmäler gehalten werden. Weiterhin kann man dann wieder erprobte Berichte zum Massstab für noch unerprobte machen. Doch kann man nie innere Kriterien entbehren und diese sind häufig die einzigen. Man hat auf Grund derselben nicht bloss eine Angabe für sich zu beurteilen, sondern sehr häufig zwischen mehreren abweichenden Angaben die Wahl zu treffen. Als nicht wahrheitsgemäss kann sich eine Angabe dadurch erweisen, dass sie etwas Übernatürliches enthält. Dies ist eins von den Kennzeichen sagenhafter Überlieferung, doch keineswegs das einzige. Eine erst mangelhaft entwickelte Kritik hat vielfach darin gefehlt, dass sie gemeint hat, durch blosses Ausscheidung des Wunderbaren aus der Sage Geschichte zu machen. Es ist alles zu beachten, was auf eine poetische Ausgestaltung deutet. Durch Abrundung, durch effectvolle Situationen, überraschendes Zusammentreffen der Umstände, geistvolle Pointen u. dergl. verrät sich nicht selten eine Erzählung als sagenhaft. Vollends wird sie verdächtig, wenn ihr etwas Symbolisches anhaftet, oder wenn sie der Erklärung eines Naturphänomens oder der Beschaffenheit einer Örtlichkeit dient, oder der Erläuterung einer Benennung u. dergl. Mitunter kann die vergleichende Sagenforschung die Kritik unterstützen, indem sich zeigen lässt, dass der nämliche Stoff, natürlich mit Modificationen, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten mit dem Anspruch auf geschichtliche Wahrheit auftritt. Ein bekanntes Beispiel bietet die Tellssage. Anderwärts lässt sich wenigstens zeigen, dass einzelne Figuren und Motive in angeblich historischen Überlieferungen in der Sagendichtung beliebt sind. So müssen sich historische Kritik und Geschichte der Poesie und Mythologie in die Hände arbeiten. Diese Art der Kritik findet übrigens

ihre Anwendung nicht bloss auf die ältesten Überlieferungen. Poetische Fiktionen heften sich auch an die Personen der neueren Zeit als Anekdoten. Auch bei diesen wird die Glaubwürdigkeit eben durch das Poetische, was sie an sich tragen verdächtig, und auch bei ihnen kann öfters die vergleichende Forschung nachweisen, dass sie nur Erneuerungen älterer Erzählungsstoffe sind. Die poetische Thätigkeit ist aber bei weitem nicht das einzige, wodurch die geschichtliche Wahrheit entstellt ist, und noch viele andere Beurteilungsarten müssen zur Anwendung gebracht werden. Zu den Fällen, in denen der Widerspruch mit den Bedingungen der Wirklichkeit auf der Hand liegt, treten solche, in denen er erst durch Vertiefung in die Situation und den Charakter der handelnden Personen erkannt wird. Die Untersuchung darüber, ob eine Angabe auf solchen Widerspruch stösst oder nicht, kann vielfach nur in grösserem Zusammenhange geführt werden und lässt sich nicht abtrennen von den Versuchen zum Aufbau und zur kausalen Verknüpfung der einzelnen Thatsachen. Wo es sich um die Wahl zwischen verschiedenen Angaben handelt, da befindet man sich in einer ähnlichen Lage wie wenn man zwischen verschiedenen Lesarten zu wählen hat. Man wird dasjenige, was an sich wahrscheinlicher ist oder sich besser in den Zusammenhang der Thatsachen einfügt, bevorzugen, wenn man auch an dem anderen, falls es allein überliefert wäre, keinen Anstoss genommen haben würde.

Um eine verlorene Zeugnisquelle aus den daraus abgeleiteten erhaltenen zu rekonstruieren, muss man ganz analog verfahren wie bei der Rekonstruktion eines Grundtextes aus den direkten oder indirekten Abschriften. Wir können es uns ersparen, die in § 20 gegebenen Auseinandersetzungen mutatis mutandis zu wiederholen. Es handelt sich natürlich dabei nur unter Umständen um den Wortlaut, immer um den Inhalt der verlorenen Quelle. Hiervon verschieden ist noch die Feststellung des wirklich Geschehenen auf Grund der vorher geprüften Autorität der Quellen. Aber auch für das hierbei einzuschlagende Verfahren können wir die Analogie der kritischen Textherstellung heranziehen. Wir verwerten die Zeugnisse von vorliegenden oder erschlossenen Quellen, die nachweislich nicht aus der selben Überlieferung geschöpft haben, sondern unabhängig von einander auf die Thatsachen selbst zurückzuführen sind, wie die Lesarten von einander unabhängiger vorliegender oder erschlossener Hss. Wo wir uns auf die Übereinstimmung mehrerer von einander unabhängiger Zeugnisse stützen können, ohne dass sich die Übereinstimmung anderer entgegenstellt, da haben wir den höchsten Grad von Sicherheit, der durch Zeugnisse überhaupt zu erreichen ist. Doch ist dabei immer noch wieder die selbe Vorsicht zu beobachten, die wir oben für die Bestimmung des Verhältnisses der Quellen zu einander gefordert haben. Die Thatsache, dass zuweilen sich mehrere unabhängige Zeugnisse gegenüber stehn, lehrt, dass man auch die Momente beachten muss, durch die mehrere Zeugen unabhängig von einander zu einem Zusammentreffen in falschen Angaben geführt werden können. Wo nur ein Zeugnis vorliegt oder alle vorliegenden auf eins zurückgeführt werden müssen, wie es sehr häufig der Fall ist, da kommen wir aus der Abhängigkeit von einer Autorität nicht los, da wir wohl zuweilen die Unrichtigkeit, niemals aber die Richtigkeit einer Angabe wirklich beweisen können. Nicht selten sind wir auch ausser stande zu konstatieren, ob wir es mit mehreren unabhängigen Überlieferungen zu thun haben, oder ob alle auf eine zurückzuführen sind. Denn dass wir das letztere nicht beweisen können, ist noch kein entscheidender Grund, das erstere anzunehmen, und ein positiver Beweis für dieses ist nur unter günstigen Umständen zu führen. Wir haben dann keine bessere Garantie, als in den Fällen, wo die Abhängigkeit aller Überlieferungen von einer feststeht.

## 5. SPRACHGESCHICHTE.

§ 23. Die Sprachgeschichte gehört zu denjenigen Disziplinen der Kulturwissenschaft, die es mit der Entwicklung von Gebräuchen zu thun haben (vgl. § 3). Die einzelnen Vorgänge in der Sprechthätigkeit kommen für sie nur insofern in Betracht, als aus ihnen einerseits der Sprachusus erkannt wird, und als durch sie andererseits die Veränderungen dieses Usus hervorgebracht werden (vgl. Princ. 29 ff.). Jeder Usus beruht, wie wir gesehen haben, auf einer durch den Verkehr erzeugten Übereinstimmung in der geistigen Organisation einer Gruppe von Individuen. Man hat daher die beste Einsicht in den Sprachusus, wenn man die Summe der in den Seelen dieser Individuen ruhenden auf die Sprache bezüglichen Vorstellungen überblickt und das Verhältnis kennt, in welchem diese Vorstellungen unter einander stehen, den Grad ihrer Stärke und die Art, wie sie mit einander assoziiert sind (vgl. Princ. 23 ff.). Die Darstellung des Sprachusus, welche in den descriptiven Grammatiken und Wörterbüchern gegeben zu werden pflegt, hält sich nicht an die inneren Zustände, sondern an die äusseren Erscheinungsformen. Indem aber die Einzelheiten nach Ähnlichkeiten zusammengefasst und unter Rubriken geordnet werden, entsteht eine Gruppierung, die in einer gewissen Analogie steht zu derjenigen der Vorstellungen, durch welche die äusseren Erscheinungen hervorgerufen werden. Aber es fehlt doch viel, dass unsere herkömmliche grammatische Terminologie ausreichte, um damit eine der inneren Organisation angemessene Darstellung zu erzielen. Die Beschreibung eines Sprachzustandes, wenn sie wirklich allseitig brauchbar sein soll, darf sich nicht mit der Schablone begnügen. Die Anforderungen, welche an eine solche zu stellen sind, sollen hier kurz angedeutet werden.

Von der gesprochenen Sprache müssen wir zunächst die lautlichen Elemente kennen, aus denen sie sich zusammensetzt, und die Art, wie sich dieselben unter einander verbinden. Eine Kenntnis davon kann man sich eventuell durch unmittelbare Perzeption mit dem Gehör verschaffen, und man kann auf Grund dieser Perzeption sich auch durch wiederholte Versuche die Fähigkeit zur Nachahmung erwerben. Wo aber die Mitteilung dieser Kenntnis auf schriftlichem Wege erfolgen soll, gibt es nur ein Mittel, wenn sie annähernd genau sein soll, nämlich eine exakte Beschreibung der Bewegungen, welche die Sprechwerkzeuge auszuführen haben, um die betreffenden Laute und Lautverbindungen hervorzubringen. Danach kann man sie dann selbst erzeugen und so auch eine Vorstellung von dem Klange gewinnen. In der günstigsten Lage befindet man sich, wenn man die Aufnahme durch das Gehör mit der Einsicht in die Lauterzeugung verbinden kann. Um eine brauchbare Beschreibung davon zu liefern, wie die Laute einer Sprache erzeugt werden, und schon um eine solche Beschreibung zu verstehen, bedarf man Kenntnisse auf dem Gebiete der Lautphysiologie oder Phonetik, die demnach bereits für die rein deskriptive Grammatik eine unentbehrliche Grundlage bildet. Indem wir das Lautmaterial einer Sprache darstellen, wollen wir nicht einzelne Laute oder Lautverbindungen beschreiben, wie sie in diesem oder jenem Augenblick einmal erzeugt sind, sondern wir bringen von den wirklich erzeugten Lauten und Verbindungsweisen diejenigen, welche als einander qualitativ gleich empfunden werden, unter einen Artbegriff. Dieser Artbegriff ist eine Abstraktion, aber er hat ein reales Korrelat in einer Lautvorstellung, die in der Seele der Individuen ruht, welche der betreffenden Sprachgemeinschaft angehören, und in einem damit assoziierten Bewegungsgefühl (vgl. Princ. 46 ff.). Insofern haben wir es auch hier mit etwas Psychischem zu thun. Die so



gewonnenen Arten sind gegen einander nicht völlig isoliert. Sie müssen darauf hin untersucht werden, wie weit sie sich unter Arten höherer Ordnung zusammenfassen lassen nach gewissen übereinstimmenden Eigenschaften, die neben merklichen Verschiedenheiten stehen, und das Gemeinsame muss auch als solches charakterisiert werden. Solche Charakterisierungen von Arten höherer Ordnung wären z. B. Sätze wie »alle lenes (g, d, b, s etc.) werden mit Stimmton hervorgebracht« oder »die Artikulationsstelle aller Zungenspitzenlaute (t, d, s) ist am Rande des Zahnfleisches«. Auf diese Weise wird nicht nur die Darstellung vereinfacht, sondern zugleich eine Einsicht in den Zusammenhang der Einzelheiten gewonnen. Hat man es mit einer Sprache zu thun, die in Niederschrift vorliegt, so muss man sich statt der Laute zunächst an die Buchstaben und sonstigen Schriftzeichen halten. Es macht dann aber weiter einen Unterschied, ob der Schreibende rein von der gesprochenen Sprache ausgegangen ist und auf Grund einer Analyse derselben die Zeichen gewählt hat, oder ob er bereits einer Schreibertradition folgt (vgl. darüber Princ. 328 ff.). In dem ersteren Falle sind sie für uns nur Andeutungen, mit Hülfe deren wir nach Möglichkeit auf die gesprochenen Laute zu gelangen suchen müssen; in dem letzteren haben sie daneben eine selbständige Bedeutung, sind gewissermassen Elemente der Sprache selbst, insoweit dieselbe schriftlich fortgepflanzt wird. Sie können ebenso fixiert sein wie die Laute, ja in den modernen Schriftsprachen sind sie das eigentlich feststehende, während für die Laute noch keine völlig einheitliche Norm erzielt ist. Mit der Beschreibung des zur Verfügung stehenden Lautmaterials ist die Aufgabe der deskriptiven Lautlehre noch nicht erschöpft. Es kommt ihr noch die Darstellung des Lautwechsels und eventuell des Buchstabenwechsels zu. Sie hat z. B. anzugeben, dass im Deutschen nach dunklen Vokalen velares (gutturales) *ch*, nach hellen palatales gesprochen wird (*ach* — *ich*, *schlucht* — *schlecht*, *Bach* — *Bäche*, *Buch* — *Bücher*, *sprach* — *sprechen* etc.), oder dass in manchen verwandten Wortformen *h* (nur geschrieben, nicht gesprochen) mit *ch* wechselt, wovon das erstere im Silbenanlaut, das letztere nach dem Vokal der Silbe steht (*sehen* — *Gesicht*, *näher* — *nächste* etc.). Diese beiden Beispiele lehren uns die Notwendigkeit einer Unterscheidung, die dabei zu machen ist. In dem ersteren Falle können wir eine allgemeingültige Regel aufstellen, im letzteren nicht; im ersteren Falle haben wir es mit einem lebendigen, im letzteren mit einem toten Lautwechsel zu thun (vgl. Princ. 95 ff.). Nur jener gehört rein in die Lautlehre, indem dabei von der Bedeutung der Wörter abgesehen werden kann; dieser kann nur zwischen etymologisch zusammenhängenden Formen oder zwischen Wörtern der gleichen Bildungskategorie (z. B. mhd. *neic*, Prät. zu *nügen* gegen *zēh* zu *zihen*) konstatiert werden, auf Grund der Bedeutung, und man würde von rein lautlichen Gesichtspunkten aus nicht dazu gelangen, ihn anzuerkennen.

Über die Wege, die zur Ermittlung der Wortbedeutung eingeschlagen werden können, ist in § 16 gehandelt. Bei der Angabe derselben, wie sie in den Wörterbüchern niedergelegt zu werden pflegt, ist zunächst darauf zu sehen, dass man aus den mündlich oder schriftlich überlieferten Verwendungen die bloss occasionellen Elemente ausscheidet, um das Usuelle rein zu erfassen. Freilich ist die Grenzlinie eine fließende, indem sich fortwährend Occasionelles in Usuelles verwandelt (vgl. Princ. 75 ff.), und wo ein solches Übergangsstadium vorliegt, muss es auch als solches bezeichnet werden. Selbstverständlich muss die Bedeutung genau umschrieben werden. Es kann nur eine wirkliche Definition genügen, die weder zu eng noch zu weit sein darf. Häufig muss man mehrere Bedeutungen unterscheiden, die für das Sprachbewusstsein entweder ganz selbständig sind oder doch nicht ohne eine nähere

oder fernere Beziehung zu einander (vgl. Princ. 68). Es ist dabei darauf zu sehen, dass man weder zu viele noch zu wenige Bedeutungen ansetzt und dass man den Grad ihrer Selbstständigkeit bestimmt, wobei es nicht auf die logisch möglichen Unterschiede ankommt, sondern nur auf diejenigen, die vom Sprachbewusstsein gemacht werden. Es müssen ferner alle Verbindungen verzeichnet werden, welche eine besondere Bedeutung angenommen haben, die sich nicht mehr aus der Zusammensetzung der einzelnen Wörter von selbst ergibt (vgl. Princ. 82 ff.). Die deskriptiven Wörterbücher pflegen jedes Wort für sich zu behandeln. Es würde aber eigentlich noch unter ihre Aufgaben fallen, diejenigen Wörter, welche vom Sprachgefühl als unter einander verwandt empfunden werden, in Gruppen zu ordnen und ihre Beziehungen zu einander darzulegen. Wo aber die Verwandtschaft erst durch historische Forschung oder besondere Reflexion erkannt wird, gehört sie nicht in die beschreibende Darstellung, während anderseits manches aufgenommen werden muss, was ursprünglich keinen Zusammenhang hatte, sondern in einen solchen erst durch Volksetymologie gesetzt ist.

Was von der Wortbedeutung gilt, das gilt auch von der Bedeutung der Ableitungs- und Flexionsformen und der verschiedenen Arten syntaktischer Verknüpfung, wobei aber ausser deren allgemeiner Bedeutung eventuell noch die besondere beachtet werden muss, die sie in einzelnen Wörtern und im Verhältnis zwischen einzelnen Wörtern haben (vgl. Princ. Cap. VII). In der grammatischen Darstellung behandelt man die Lehre von der lautlichen Gestaltung der Flexionsformen und die Lehre von der Funktion derselben getrennt, indem die letztere unter die Syntax gestellt wird. Diese Trennung ist möglich, weil eine Terminologie ausgebildet ist, mit Hilfe deren die Beziehung zwischen Lautgestalt und Funktion ohne Weitläufigkeit angedeutet werden kann. Dabei wird immer die letztere zur Grundlage der Gruppierung gemacht. In der Wortbildungslehre wird die lautliche Seite und die funktionelle im allgemeinen nicht so getrennt behandelt, und man macht öfter die erstere als die letztere zur Unterlage der Gruppierung, zwei Darstellungsweisen, die sich gegenseitig ergänzen müssten. Es fehlt hier eine gleich feste Terminologie, und der tiefere Grund ist, dass es an der gleichen Vollständigkeit und Regelmässigkeit der Bildungen fehlt. Einige Arten der Wortbildung gibt es, die in dieser Hinsicht der Flexionsbildung gleich stehen. Diese sind auch früher als die übrigen in die deskriptive Grammatik aufgenommen, mit der Flexionslehre zusammen in der Lehre von den acht Redeteilen und später ihrer Funktion nach in der Syntax behandelt. Es gehören hierher namentlich die Comparation und die Bildung der Nominalformen des Verbums, teilweise auch die Adverbialbildung. So gute Dienste auch die aus dem Altertum überkommene Terminologie für den ersten Aufbau der Flexionslehre und Syntax geleistet hat, so ist eine feinere Ausgestaltung doch nur möglich, wenn man sich von der Unzulänglichkeit derselben überzeugt hat, wenn man erkannt hat, dass die Gliederung der realen Verhältnisse eine sehr viel mannigfachere ist, als die durch Termini bezeichneten Kategorien ahnen lassen, dass eine Menge von Zwischenstufen beachtet werden müssen (vgl. darüber Princ., namentlich Cap. XV, XIX, XX). Hinsichtlich der Syntax muss noch betont werden, dass sie nicht, wie von manchen Seiten behauptet wird, in der Lehre von der Funktion der Flexionsformen aufgeht. Bei dieser Auffassung kommt das, was im eigentlichen Sinne des Wortes Syntax ist, gar nicht zur Geltung, die Bestimmung des Verhältnisses, in dem die Glieder des Satzes zu einander stehn (vgl. Princ. VI und XVI, auch XVII und XVIII).

Eine Forderung, die nicht genug eingeschränkt werden kann, ist die, dass man sich bei Beschreibung eines Sprachzustandes aufs sorgfältigste hüten muss,

etwas Fremdartiges aus einem andern einzumischen. (vgl. Princ. 28.9). Die grössten Schwierigkeiten macht es Sprachzustände, die einander nahe stehen, auseinanderzuhalten. Etwas annähernd Einheitliches hat man nur vor sich, wenn man sich auf den jeweiligen Zustand innerhalb eines ganz kleinen Raumes beschränkt. Sobald sich die Darstellung über ein etwas grösseres Gebiet erstreckt, hat man auch mit Varietäten zu thun, die jede für sich beobachtet sein wollen, um das Gemeinsame wie das Abweichende festzustellen. Dieser Forderung kann man in vollem Masse nur bei der Sprache der Gegenwart nachkommen. Dagegen von einem Sprachzustande der Vergangenheit ist es selten möglich, aus Denkmälern, die genau dem gleichen Dialekt und der gleichen Zeit angehören, ein einigermaßen vollständiges Bild zu gewinnen. Man sieht sich auf Ergänzung mit Hülfe der nächstverwandten Dialekte und Zeitstufen angewiesen. Man kann dabei der historischen Konstruktion nicht entbehren, sobald man über eine blossе Statistik des in einzelnen Denkmälern vorliegenden Materials hinaus geht, und auch ohne das nicht, wenn dies Material vollständig verstanden sein soll, oder wenn man vom Buchstaben zum Lautwert vordringen will. Eine deskriptive Behandlung der Sprachzustände der Vergangenheit ohne Berücksichtigung der Entwicklung ist also gar nicht durchzuführen, und bei demjenigen, welcher sich einbildet, dass er sich gegen diese Berücksichtigung absperrern könne, ist dieselbe doch unbewusst vorhanden und bleibt eben deswegen unvollständig und dilettantisch.

Wo bereits ältere grammatische oder lexikalische Bearbeitungen einer Sprache vorliegen, da sind dieselben zunächst auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen, und das dabei einzuschlagende Verfahren ist kein anderes, als das, welches bei jeder Art von Zeugnissen angewendet werden muss (vgl. § 22).

§ 24. Um eine Grundlage für die Sprachgeschichte zu gewinnen muss man zunächst versuchen, die überlieferten Äusserungen des Sprachlebens zeitlich und räumlich einzuordnen. Eine genaue Bestimmung des Verbreitungsgebiets ist nur bei der lebenden Sprache möglich (vgl. § 4). Nur bei dieser kann man mit voller Sicherheit individuelle Besonderheiten ausscheiden sowie etwaige Beeinflussungen durch fremde Mundarten oder durch eine Schriftsprache. Von ihr muss jeder Versuch zur Feststellung der dialektischen Gliederung ausgehen, sowie jede Untersuchung über das Verhältnis der Gemeinsprache zu den Mundarten. Bei den älteren Denkmälern steht vielfach weder die Entstehungszeit noch die Heimat des Verfassers fest, es kann darüber gestritten werden, wieweit derselbe sich seiner heimischen Mundart bedient oder fremden Mustern folgt, sie sind endlich gewöhnlich nicht in ihrer ursprünglichen sprachlichen Form überliefert (vgl. § 18). Was einer Mundart in einer gewissen Zeit angehört, muss zunächst auf Grund der Denkmäler bestimmt werden, die in ihrer ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen sind, und deren Alter und Heimat aus anderen als sprachlichen Gründen festzustellen ist, die zugleich von dem Verdacht fremden Einflusses möglichst frei sind. Danach können dann andere Denkmäler auf Grund völliger Übereinstimmung im Sprachgebrauch der gleichen Zeit und Gegend zugewiesen, oder, was schon eine kompliziertere Untersuchung erfordert, auf Grund teilweiser Übereinstimmung nach Zeit und Raum in ein bestimmtes Verhältnis gesetzt werden. Dann ist aber die chronologische und geographische Einordnung nicht mehr Grundlage für die sprachgeschichtliche Forschung, sondern deren etwaiges Resultat. Die aus den datierbaren originalen Denkmälern geschöpfte Kenntnis muss auch, eventuell in Verbindung mit der Metrik dazu verwertet werden, die verschiedenen Elemente in den nicht originalen Überlieferungen von einander zu sondern, worüber schon in § 19 gehandelt ist.

Ist festgestellt, dass Sprachzustände, die zeitlich auf einander folgen, dem

nämlichen räumlichen Gebiete angehören, ohne dass eine plötzliche gewaltsame Verschiebung der Bevölkerung stattgefunden hat, so wird es wahrscheinlich, dass ein Kausalzusammenhang besteht, indem die jüngeren sich aus den älteren entwickelt haben. Doch darf nicht übersehen werden, dass öfters auch Sprachtypen allmählich von ihrer Umgegend aufgesogen werden können, wie dies z. B. fast vollständig mit dem Ostfriesischen durch das Niedersächsische geschehen ist. Es lässt sich ferner aus räumlicher Nachbarschaft innerhalb eines zusammenhängenden Sprachgebiets ein Wahrscheinlichkeitsgrund für nähere Verwandtschaft abnehmen. Doch darf man sich auf solche Wahrscheinlichkeiten hin niemals die genauere Untersuchung ersparen. Dieselbe ist unter andern auch deshalb notwendig, weil die Denkmäler eventuell Elemente enthalten können, die der Heimat des Verfassers fremd sind, worüber man am besten dadurch ins klare kommt, dass man ihre Mundart in allen Einzelheiten darauf hin untersucht, ob sie sich als Vorstufe der gegenwärtig gesprochenen betrachten lässt. Natürlich hilft dazu auch die Vergleichung der dem gleichen Gebiete entstammenden Denkmäler unter einander. In anderen Fällen kann solche Vergleichung überhaupt erst zur Lokalisierung verhelfen oder zur Ausscheidung des Fremdartigen, was durch die Überlieferung beigemischt ist. Wieder in anderen Fällen muss man aus Mangel an Zeugnissen von der Lokalfrage zunächst ganz absehen und lediglich die sprachliche Verwandtschaft konstatieren. Dies ist namentlich der Fall, wo die historischen Beziehungen, auf denen die Verwandtschaft beruht, vor den Beginn aller Überlieferung fallen. Aber auch Beziehungen, welche einer späteren Zeit angehören, ergeben sich oft nur durch die Sprache, ohne dass unsere sonstige Kenntnis etwas davon vermuten lässt.

Wenn wir Spracherscheinungen aus verschiedenen Zeiten und Gebieten in geschichtlichen Zusammenhang bringen, verfahren wir wie überhaupt bei jeder Ansetzung eines Kausalzusammenhangs zwischen Produkten des menschlichen Geistes. Wir schliessen aus einem grösseren oder geringeren Grade von Übereinstimmung, entweder, dass die eine die Vorstufe für die andere gewesen ist, oder dass es für die eine wie für die andere eine gemeinsame Vorstufe gegeben haben muss. Im letzteren Falle können die verglichenen Erscheinungen zeitlich alle einander parallel liegen, es kann aber auch eine beliebige Zeitdifferenz zwischen ihnen liegen, so dass die eine der gemeinsamen Vorstufe viel näher ist als die andere. Wir können einzelne Erscheinungen, wir können die Sprachzustände im ganzen in eins von diesen beiden Verhältnissen setzen. Abgesehen von den erwähnten Wahrscheinlichkeitsgründen, die einen Schluss aus den lokalen Verhältnissen auf die letzteren gestatten, wird man immer mit Untersuchung der Einzelheiten beginnen müssen. Indem man dann nachweist, dass eine Summe von Einzelheiten, die zusammen die wesentlichsten Bestandteile der verglichenen Sprachgestaltungen ausmachen, in analogem Kausalverhältnis stehen, kann man dann einen Schluss auf das Ganze derselben machen. Eine Einzelheit und selbst eine Menge von Einzelheiten genügt zu solchem Schlusse noch nicht, indem das Verhältnis durch Entlehnung entstanden sein kann. Allerdings, nachdem einmal der Zusammenhang zwischen den wesentlichsten Bestandteilen nachgewiesen ist, erhalten dadurch die Gründe für den Zusammenhang von Einzelheiten, wo sie an sich weniger evident sind, einen bedeutenden Zuwachs. Ebenso wird die Annahme einer Entlehnung seitens einer Sprache aus einer anderen dadurch wahrscheinlicher, dass bereits andere Entlehnungen sicher gestellt sind.

Den sichersten Anhalt für historischen Zusammenhang hat man, wenn die Übereinstimmung sich sowohl auf die Lautform wie auf die Bedeutung erstreckt. Die Wortvergleichung hat ein leichtes Spiel, wenn nach beiden

Richtungen hin die Abweichungen so gering sind, dass die wesentliche Übereinstimmung in die Augen springt. Dies ist in der Regel der Fall bei geringer zeitlicher und räumlicher Differenz. Durch eine kontinuierliche Reihe von Zwischengliedern kann dann auch Fernerstehendes und stark Abweichendes verknüpft werden. Diese Zwischenglieder dürfen natürlich, wo sie vorhanden sind, nicht übersprungen werden. Wo es sich um die Vergleichung weit auseinander liegender Sprachgestaltungen handelt, zwischen denen vermittelnde Stufen fehlen, da wird man zunächst diejenigen Wörter herausgreifen, bei denen sich gerade noch die meiste Übereinstimmung erhalten hat, namentlich solche, bei denen die Bedeutung gleich, die Lautform sehr ähnlich geblieben ist. So sind für die Erkenntnis der Verwandtschaft zwischen den indogermanischen Sprachen unter andern die Zahlwörter, gewisse Pronomina, die Verwandtschaftsbezeichnungen von besonderer Bedeutung gewesen. An solchen Wörtern hat man zuerst eine Regelmässigkeit in der Lautensprechung erkannt und danach sogenannte Lautgesetze abstrahiert, und erst, nachdem man an diesen eine Handhabe hatte, konnte man auch verstecktere Beziehungen mit einiger Sicherheit ermitteln. Bei der Ermittlung solcher Beziehungen handelt es sich übrigens nicht bloss um einfache Identifizierung von Wörtern aus verschiedenen Sprachen und Zeitstufen, sondern häufig auch um den Nachweis, dass die Vorstufen der betreffenden Wörter einmal in einem ähnlichen Verhältnis zu einander gestanden haben, wie wir es zwischen verwandten Wörtern der gleichen Sprache beobachten können. Zunächst macht es Schwierigkeiten, zu unterscheiden, wieweit die Übereinstimmung verschiedener Sprachen im Wortschatz auf Entlehnung, wieweit auf Urverwandtschaft beruht. Die ältere dilettantische Sprachvergleichung ist gewöhnlich dadurch irregeleitet, dass sie diese Unterscheidung nicht zu machen verstand. Sie wurde erst dadurch möglich, dass man einerseits aus den älteren Quellen das spätere Auftauchen gewisser Wörter nachweisen konnte, und dass man anderseits das verschiedene Verhalten von Lehn- und Urwörtern hinsichtlich der Lautensprechung beobachten lernte.

Nicht nur die einzelnen Wörter, sondern auch die in Gruppen von Wörtern gleichmässig erscheinenden Ableitungs- und Flexionssilben und die sonstigen Bildungsmittel der Sprache lassen sich in analoger Weise vergleichend behandeln. Auch hierbei kommen Funktion und Lautform zusammen in Betracht. Auf diesem Gebiet spielt die Entlehnung eine viel geringere Rolle, und daher ist Übereinstimmung in Flexion und Wortbildung der sicherste Beweis für Verwandtschaft verschiedener Sprachen. Durch die Erkenntnis dieser Thatsache ist die Sprachvergleichung zu einer wirklichen Wissenschaft geworden (vgl. Abschn. II, § 67).

Wo die Lautverhältnisse die Annahme einer historischen Beziehung gestatten, die Bedeutung aber keinen Anhaltspunkt gewährt, da wird man sich bescheiden müssen. Auch wo man imstande ist, Zwischenstufen zu konstruieren, wodurch die abweichenden Bedeutungen mit einander vermittelt werden, und dieselben durch die Analogie wirklich nachweisbarer Bedeutungsübergänge zu stützen, gelangt man doch zu keiner Sicherheit. Denn es lässt sich in vielen Fällen lautlicher Übereinstimmung nachweisen, dass dieselbe auf blossem Zufall beruht (z. B. für nhd. *laden* in seinen beiden Bedeutungen). Jedenfalls sind es dergleichen Etymologieen nicht wert, dass man Jagd auf sie macht und vielen Scharfsinn daran vergeudet. Dass umgekehrt eine Übereinstimmung in der Funktion, die nicht an bestimmten Lautkomplexen haftet, sondern nur an syntaktischen Formen, eine schlechte Gewähr für historischen Zusammenhang ist, haben wir schon § 10 hervorgehoben.

Bei dem blossen Nachweis eines Zusammenhanges darf man nicht stehen

bleiben, sondern muss zu einer Einsicht in den Gang der Entwicklung fortschreiten. Zu diesem Zwecke müssen die überlieferten sprachlichen That-sachen unter einander durch erschlossene vermittelt werden. Selbst bei dem höchsten Grade von Kontinuität der Überlieferung innerhalb eines Sprachgebietes wird man oft nicht umhin können, noch Zwischenstufen einzuschieben, um sich die Entwicklung verständlich zu machen. Vollends bedarf man diese Zwischenstufen, wenn zwischen die überlieferten sprachlichen Zustände eine Lücke von Jahrhunderten fällt. Zugleich aber wird ihre Ermittlung schwieriger und erfordert in höherem Grade die Unterstützung durch die Prinzipienwissenschaft. Die Vergleichung verwandter Mundarten und Sprachen muss in Geschichte verwandelt werden, indem man die Grundform rekonstruiert, aus welcher die verglichenen Formen entstanden sind, nebst der damit verknüpften Bedeutung. Dieses Verfahren führt über die Zeit der ältesten Überlieferungen hinaus, unter Umständen sehr weit hinaus. Es ist aber auch für die späteren Epochen der Vergangenheit nicht zu entbehren, weil die Überlieferung selten so vollständig ist, dass sie nicht durch Rückschlüsse aus einer jüngeren Zeit, namentlich aus der Gegenwart ergänzt werden könnte. Solche Rückschlüsse lassen sich übrigens auch ohne Vergleichung mehrerer Mundarten aus einer einzigen machen, sobald ihre ältere Gestaltung partiell bekannt ist. Man schliesst dann nach der Analogie solcher Fälle, in denen ein Vergleich zwischen älterer und jüngerer Form möglich ist. Entsprechend kann man auch von einer Sprache auf die andere schliessen. Sehr häufig ist von den direkten Vorstufen eines jüngeren Sprachzustandes, namentlich einer lebenden Mundart, gar nichts in schriftlicher Aufzeichnung auf uns gekommen, während uns die Vorstufen verwandter Mundarten vorliegen. In solchen Fällen hat man gewöhnlich zunächst die letzteren als gleichwertig mit den ersteren behandelt, und erst später hat man angefangen mit Hülfe einer exakteren Behandlung die Abweichungen dieser von jenen durch Vergleichung der jüngeren Stufen festzustellen.

Auch ohne Heranziehung älterer Entwicklungsstufen und verwandter Dialekte ist innerhalb gewisser Grenzen ein Übergang aus der Beschreibung eines Zustandes zu historischer Konstruktion möglich. Man kann aus jedem Lautwechsel auf einen stattgehabten Lautwandel schliessen. Man kann unter den verschiedenen Bedeutungen eines Wortes eine als die Grundbedeutung erkennen, aus der die übrigen abgeleitet sind, oder sogar alle auf eine untergegangene Grundbedeutung zurückführen. Das gleiche gilt in Bezug auf die Bedeutung von Suffixen und Konstruktionsweisen. Man kann endlich unter den Wörtern und Flexionsformen, die als etymologisch zusammengehörig erkannt werden, das Grundwort oder die Grundform herausfinden, respektive erst zu allen eine Grundlage rekonstruieren. Freilich bleiben dabei viele Verhältnisse unaufgeklärt, die eine ganz andere Beleuchtung erhalten, sobald ältere Entwicklungsstufen und verwandte Dialekte hinzugezogen werden können. Die verschiedenen hier geschilderten Arten historischer Konstruktion müssen immer zusammenwirken und einander unterstützen. Nicht bloss die Verhältnisse einer überlieferten Sprache können zu historischen Konstruktionen benutzt werden, sondern auch die einer nur erschlossenen Grundsprache. Auf diese Weise gelangt man am weitesten rückwärts. Es ist daher nicht berechtigt, wenn man in der Reaktion gegen früher beliebte ursprachliche Konstruktionen soweit gegangen ist, zu behaupten, die indogermanische Sprachwissenschaft müsse sich begnügen, den Zustand der Grundsprache zu rekonstruieren, der unmittelbar vor der Sprachentrennung bestanden habe. Man würde danach sich nicht dafür entscheiden dürfen, dass von den in der Grundsprache mit einander wechselnden Stammformen *ed-* und

*d-* (lat. *edo*) oder *ei* und *i* (lat. *eo*), *ed* und *ei* die älteren sind. Man würde überhaupt trotz aller Rekonstruktionen zu keinem rechten Verständnis des grammatischen Baues der Grundsprache und damit auch der Einzelsprachen gelangen. Übrigens kann man in Wahrheit öfters mit grösserer Sicherheit bestimmen, welche Form und Bedeutung die älteste erreichbare eines Wortes gewesen ist, als welche gerade zur Zeit der Sprachentrennung bestanden hat.

§ 25. Von den beiden disparaten Elementen, die in der Sprache mit einander verbunden sind, den Lautkomplexen und den daran angeknüpften Vorstellungen, die wir Bedeutung nennen, hat jedes seine besondere Entwicklung, die von der des anderen unabhängig ist. Daneben aber wird nach gewissen Richtungen hin die Entwicklung des einen, durch die des anderen beeinflusst. Die von den Veränderungen der Bedeutung unabhängige Entwicklung der Laute darzustellen ist die eigentliche Aufgabe der Lautlehre. In der Untersuchung ist aber die Rücksichtnahme auf die Bedeutung vielfach nicht zu umgehen.

Noch ausserhalb der historischen Lautlehre mit Rücksicht auf das Resultat, aber nicht mit Rücksicht auf die Untersuchungsmethode steht die Ermittlung des Lautwertes der Buchstaben und sonstigen Lautzeichen in den überkommenen Denkmälern. Die Aussprache derselben richtet sich, wo es sich um ausgestorbene Sprachen handelt, deren Kenntnis nie erloschen ist, wie z. B. das Lateinische, zunächst nach einer mündlichen Tradition, die von einem Geschlecht zum andern fortgepflanzt wird. Diese Tradition ist naturgemäss einer allmählichen Verschiebung ausgesetzt, indem sie sich immer dem Lautmaterial anpasst, an welches ihre Träger durch ihre Muttersprache gewöhnt sind. So ist die heutige Aussprache des Lateinischen nach den verschiedenen Ländern und Landschaften mannigfach variiert. Hat eine ältere Sprachstufe eine direkte Fortsetzung bis in die Gegenwart hinein, ohne dass die Tradition unterbrochen ist, so wird sich bei den Angehörigen der betreffenden Sprachgenossenschaft erst recht das moderne Verhältnis der Aussprache zur Schreibung unterscheiden, selbst wo die Inkongruenz zwischen beiden sehr gross geworden ist. Man vergleiche z. B. die bei den Isländern übliche Aussprache des Altnordischen. Vollends wird die eigene Gewöhnung im Sprechen und Lesen massgebend, wenn die schon erstorbene Kenntnis einer alten Sprache erst wieder neu gewonnen wird. Leicht wird man zwar gewisse Discrepanzen zwischen Schrift und Aussprache vermeiden, indem man von der im allgemeinen richtigen Anschauung ausgeht, dass bei der Aufzeichnung der älteren Mundarten das phonetische Prinzip reiner zur Geltung gekommen ist, als es bei den modernen Schriftsprachen der Fall ist; aber immer wird man doch zunächst mit dem eingeübten Lautmaterial operieren. So entsteht schon innerhalb Deutschlands eine sehr mannigfaltige Aussprache der älteren germanischen Dialekte. Die Lautvorstellungen, welche sich auf diese Weise an die Lautzeichen anheften, bilden keine genügende Unterlage für die wissenschaftliche Lautlehre, da dabei ein ziemlich weiter Spielraum zwischen verschiedenen Werten übrig bleibt (vgl. Princ. 325. 6). Sie würden auch dann nicht genügen, wenn wir es immer mit sehr vollkommenen Schreibweisen zu thun hätten, wobei jedem besonderen Laute ein besonderes Zeichen und umgekehrt entspräche. Nun aber finden wir noch dazu, dass das selbe Zeichen für verschiedene Laute dient, und dass der selbe Laut durch verschiedene Zeichen wiedergegeben wird. Namentlich leidet die altdeutsche Orthographie an solchen Mängeln, hauptsächlich in Folge davon, dass das lateinische Alphabet der Sprache nicht adäquat war.

Überblicken wir die Mittel, die zur Verfügung stehen, den Lautwert der in älteren Denkmälern angewendeten Zeichen genauer zu bestimmen. Von

den gegenwärtig gesprochenen Lauten wird man immer ausgehen müssen, aber nicht von denen irgend einer beliebigen Mundart oder Gemeinsprache, sondern es muss überall, wo es möglich ist, von dem Lautmaterial desjenigen Dialektes ausgegangen werden, welcher die natürliche Fortsetzung des älteren bildet, um den es sich handelt. Natürlich dürfen nicht alle Eigenheiten desselben ohne weiteres in die Vergangenheit übertragen werden, aber man wird nicht versäumen dürfen, zu untersuchen, wieweit eine solche Übertragung mit den sonstigen Anhaltspunkten, die man für die Bestimmung des Lautwertes hat, nicht in Widerspruch gerät, und wieweit sie durch diese eine positive Stütze erhält. So hat z. B. Winteler gewiss mit Recht das seit der ältesten Zeit in den oberdeutschen Texten vorliegende Schwanken zwischen *g* und *k*, *b* und *p* darauf zurückgeführt, dass schon in der ahd. Periode wie jetzt in Oberdeutschland ein zwischen romanischer Media und Tenuis liegender Laut, nämlich tonlose Lenis gesprochen wurde. Unterscheidungen der heutigen Mundarten, die in der Orthographie einer älteren Zeit nicht hervortreten, lassen sich mit Sicherheit auf diese übertragen, wenn sich herausstellt, dass sie durch die Verhältnisse einer noch älteren Zeit bedingt sind. In vielen bairischen Hss. des 14.—16. Jahrh. wird *au* unterschiedslos für mhd. *ou* und für mhd. *û* geschrieben, und man könnte dadurch zu der Annahme verleitet werden, es sei auch lautlicher Zusammenfall eingetreten. Da aber noch in den heutigen Mundarten ein Unterschied besteht, der dem mittelhochdeutschen zwischen *û* und *ou* entspricht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass dieser Unterschied nie aufgehoben gewesen ist.

Will man aus der Schreibweise an sich bestimmtere Anhaltspunkte gewinnen, so ist es zunächst erforderlich, dass man die eines jeden einzelnen Denkmals besonders untersucht, vorausgesetzt natürlich, dass noch keine allgemeine Regelung durchgeführt ist. So hat man z. B. erkannt, dass die Unsicherheit der althochdeutschen Orthographie doch nicht so gross ist, als es schien, so lange man nicht genügend beachtete, dass die einzelnen Schreiber in den Wegen, die sie eingeschlagen haben, das lateinische Alphabet ihrem Lautsysteme anzupassen teilweise auseinander gegangen sind. Es stellt sich dabei heraus, dass der Grad der Genauigkeit bei verschiedenen Schreibern ein sehr verschiedener ist, wie z. B. in der althochdeutschen Zeit Notker alle anderen überragt. Wieviel Wert man auf die Schreibung jedes einzelnen zu legen hat, muss auf Grund desjenigen Materiales beurteilt werden, über welches man nicht in Zweifel ist. Auch muss dabei der Gebrauch der verschiedenen Schreiber vergleichend behandelt werden. Diejenigen, welche sich dann als die genauesten im ganzen oder in bestimmten Einzelheiten erwiesen haben, liefern die Grundlage zu dem Aufbau des Lautsystems für ihre Zeit und Mundart, wonach sich unter Anwendung der gehörigen Vorsicht auch Schlüsse auf andere Zeitstufen und verwandte Mundarten machen lassen. So unterscheiden z. B. von den althochdeutschen Schreibern nur einige die langen Vokale von den kurzen. Von diesen, soweit sie sich als zuverlässig und konsequent erweisen, müssen wir uns über die Quantität belehren lassen. So verwenden die meisten althochdeutschen Schreiber das Zeichen *z* unterschiedslos für einen Doppellaut = mhd. *z* und für einen einfachen scharfen *s*-Laut, aber einige wenige halten beide auseinander, indem sie für den ersteren *c*, *cz* oder für den letzteren *sz* schreiben. In den meisten mittelhochdeutschen Hss. sind die Umlaute *ö*, *æ*, *il*, *iu*, *ou*, *ile* von ihren Grundlauten *o*, *ô*, *u*, *û*, *ou*, *uo* gar nicht oder nicht konsequent geschieden. Man muss daher, um die Verbreitung des Umlauts zu konstatieren, die Hss. besonders herausuchen, die in dieser Hinsicht genau sind.

Einen Anhalt zur Beurteilung eines Schreibsystems gewährt die Vergleichung



mit einem fremden, die dadurch ermöglicht wird, dass eine Anzahl von Wörtern in beiden aufgezeichnet vorliegen. Dieser Fall tritt besonders dann ein, wenn die betreffenden Wörter von einer Sprache aus einer andern entlehnt sind, oder in Folge der Wiedergabe fremder Eigennamen. So kann man z. B. auf die Aussprache des Gotischen Schlüsse machen einerseits aus den in die gotischen Texte aufgenommenen griechischen und lateinischen Wörtern, anderseits aus der Schreibung der gotischen Eigennamen bei griechischen und lateinischen Schriftstellern. Nicht bloss Wörter, sondern auch die einzelnen Lautzeichen können zu Schlüssen verwertet werden, wenn sie von einer Sprache auf die andere übertragen sind. Indessen berechtigt das Korrespondieren der Orthographie zwischen verschiedenen Sprachen niemals zu einer einfachen Identifikation der bezüglichen Laute.

Bei poetischen Werken ist über gewisse Punkte aus dem Versbau Aufklärung zu gewinnen. Man macht daraus direkt Schlüsse auf die vom Dichter gesprochenen Laute, die allerdings in keinem Verhältnis zu der vorliegenden Orthographie zu stehen brauchen, ausser wo uns seine Originalhs. erhalten ist. Unter Umständen wird vielmehr dadurch die Abweichung der Sprache des Dichters von der Sprache der Überlieferung festgestellt (vgl. § 18.9). Dabei braucht sich für jene nichts anderes zu ergeben, als was sich auch ergeben haben würde, wenn das betreffende Werk in der zu der Zeit des Dichters für seine Mundart üblichen Schreibweise überliefert wäre. Es kann aber auch manches klar werden, worüber diese gar keine oder ungenügende Auskunft gibt. Aus der Vermessung lassen sich Schlüsse auf Quantität und Betonung machen, für die gewöhnlich eine Bezeichnung fehlt. Was die letztere betrifft, so darf freilich die Betonung im Verse nicht ohne weiteres mit der prosaischen identifiziert werden. Am wichtigsten ist der Reim. Es müssen in Bezug auf diesen sowohl die positiven als die negativen Instanzen beachtet werden. Die letzteren gestatten, wo ausreichendes Material vorliegt, die sichersten Schlüsse. Bemerkt man z. B., dass gewisse Reimbindungen trotz der orthographischen Übereinstimmung und trotzdem, dass sie sich häufig leicht ergeben müssten, doch regelmässig gemieden werden, so wird man daraus schliessen, dass ein in der Schreibung vernachlässigter Lautunterschied vorliegt. So ergibt sich, dass im mhd. *e* in betonten Silben zwei verschiedene Laute bezeichnet, weil streng reimende Dichter zwei Kategorien von Wörtern auseinanderhalten, die immer nur unter sich, nicht mit Wörtern der andern Kategorie reimen. Nur die Verschiedenheit kann auf diese Weise konstatiert werden, um die Natur dieser Verschiedenheit zu bestimmen, sind andere Momente erforderlich. Bei der Verwertung positiver Instanzen ist Behutsamkeit erforderlich. Dass die einen Reim bildenden Elemente einander völlig gleich sind, ist nur dann sicher oder wahrscheinlich, wenn sich zeigen lässt, dass die kontrollierbaren Reime des betreffenden Dichters durchaus oder ganz überwiegend genau sind. Wenn so die Reime zu sprachlichen Schlüssen um so brauchbarer werden, je strenger das Verfahren ist, nach dem sie gebildet sind, so ist anderseits nicht zu übersehen, dass hinsichtlich mancher Punkte erst ein gewisser Grad von Ungenauigkeit Gelegenheit zu Schlüssen geben kann. Wie schon bemerkt, ist der aus mhd. *û* entstandene Diphthong im Bairischen (wie überhaupt in den Mundarten) bis auf den heutigen Tag nicht mit dem alten Diphthong mhd. *ou* zusammengefallen. Reime, die beweisen, dass die Diphthongisierung bereits eingetreten ist, wie *rûm* : *troum* (nhd. Raum : Traum) kann man daher nur bei Dichtern erwarten, die eine leichtere Ungenauigkeit nicht scheuen. Nur bei solchen kann man dann auch eventuell von der negativen Instanz Gebrauch machen.

Der Lautwechsel, soweit er noch lebendig ist, gestattet wenigstens Wahr-

scheinlichkeitsschlüsse. So wird man z. B. für eine Mundart, in der im Auslaut *e* für *g* eintritt (*lac* — *lügen*), vermuten, dass *g* einen Verschlusslaut bezeichnet, für eine andere, in der statt dessen *ch* eintritt (*lach*, etwa im Reim auf *sprach* oder *sach*), dass es einem Reibelaut entspricht. Indessen, wenn auch wohl ursprünglich Reibelaut dem Reibelaut, Verschlusslaut dem Verschlusslaut entsprochen haben muss, ist man doch nicht ohne weiteres sicher, dass nicht eine sekundäre Modifikation eingetreten sein könnte. In ähnlicher Weise lässt sich ein Lautwandel verwerten. Wir werden uns die besondere Natur des älteren Lautes und des daraus entstandenen jüngeren, soweit die Orthographie und die sonstigen Anhaltspunkte Zweifel darüber lassen, so vorstellen, wie sie am angemessensten ist, um den Übergang zu begreifen. Lautwechsel und Lautwandel kommen ferner insofern in Betracht, als die Erkenntnis der Bedingungen, unter denen sie stehen, zugleich Aufschlüsse über die Lautverhältnisse in sich schliessen kann, die über das durch die Schreibung Gegebene hinausgehen. Wenn z. B. im ags. *e* vor *r* + Kons. zu *eo* wird (*beorg* aus *berg*), so wird man nicht umhin können, zu schliessen, dass dies *r* eine dunkle Klangfarbe gehabt hat. Auf diese Weise lassen sich namentlich häufig die Accentverhältnisse ermitteln, auch wo dieselben ganz unbezeichnet sind. Den Hauptanhalt dabei gewährt die Voraussetzung, dass gewisse Reduktionen immer nur die schwächst betonte Silbe treffen.

Wie aus den heutigen Mundarten, so lassen sich überhaupt Schlüsse von einer Zeitstufe auf eine andere, von einem Dialekt auf einen verwandten machen. Nur darf freilich wieder nicht mit Übersetzung der lautgesetzlichen Modifikationen schlechthin alles übertragen werden. Dadurch sind z. B. häufig Quantitäten falsch angesetzt. Es ist sehr häufig nicht Identität, sondern Verschiedenheit nach einem regelmässigen Verhältnis anzunehmen. Entspricht z. B. ein mhd. *u* einem neuhochdeutschen langen *u*, so ist es nicht auch lang, sondern im Gegenteil kurz anzusetzen, während mhd. *û* = nhd. *au* sein müsste.

Die verschiedenen Kriterien, die wir besprochen haben, müssen soviel als möglich mit einander kombiniert werden, um zu einem Endergebnis zu gelangen. Man ist am besten daran, wenn sie sich gegenseitig stützen. So ergibt sich z. B. die Scheidung der beiden kurzen *e*-Laute im mhd. und die Verteilung derselben unter die einzelnen Wörter sowohl nach den Reimen als nach der Aussprache in den heutigen Mundarten in wesentlich übereinstimmender Weise und wird auch, abgesehen von einigen noch nicht aufgeklärten Fällen, durch sprachgeschichtliche Gründe gestützt. Mitunter aber wird man durch das Gegeneinanderhalten verschiedener Kriterien vor vorsehnellen Folgerungen bewahrt, zu denen man durch einseitige Berücksichtigung des einen verführt werden könnte. In mitteldeutschen Hss. findet sich vielfach ein Schwanken in der Schreibung zwischen *i* und *e* (als Kürzen), und es reimt auch oft mhd. *i* auf *e*. Daraus könnte man schliessen, dass ein Zusammenfall beider Laute eingetreten sei. Da dieselben aber, abgesehen von bestimmten Fällen, noch in den heutigen Mundarten auseinandergehalten werden, so muss man sich auf den Schluss beschränken, dass sie einander näher gestanden haben werden als im Oberdeutschen.

Aus unseren Erörterungen erhellt, dass die Bestimmung des Wertes der Lautzeichen zwar einerseits den Ausgangspunkt für die Erforschung der Lautentwicklung bildet, andererseits aber oft erst durch diese gewonnen werden kann.

§ 26. Es ist die nächste Aufgabe der Lautgeschichte, die Entsprechungen in den einzelnen Wortgestaltungen zwischen den verschiedenen Entwicklungsstufen einer Sprache unter allgemeine Formeln zu bringen, die wir Lautgesetze nennen. Ein Lautgesetz gibt an, dass sich ein Laut (oder eine

Kombination von Lauten) innerhalb einer bestimmten Sprachgenossenschaft und einer bestimmten Periode entweder in allen Wörtern, in denen er vorkam, unabhängig von der Bedeutung derselben in einen andern gewandelt hat, oder dass er zwar verschieden behandelt, dass aber diese Verschiedenheit wiederum von der Bedeutung unabhängig und durch eine entsprechende Verschiedenheit rein lautlicher Momente konsequent bedingt ist. Ein Beispiel für den letzteren Fall ist: mhd. *w* ist in der neuhochdeutschen Schriftsprache im Wortanlaut geblieben, nach *r* und *l* zu *b* geworden (*varwe* — *Farbe*), mit vorhergehendem *â* zu *au* verschmolzen (*brâwe* — *Braue*) etc. Man kann auch die Veränderung mehrerer Laute, die etwas Gemeinsames haben, was in analoger Weise verändert ist, in ein Lautgesetz zusammenfassen; z. B.: Media ist zu Tenuis geworden. Als Lautgesetze bezeichnet man dann auch die Formeln für die Entsprechungen, welche die Nachwirkungen des gesetzmässigen Lautwandels sind, die zwischen verwandten Sprachen (lat. *d* = got. *þ*) und die innerhalb der gleichen Sprache (den Lautwechsel). Doch bei allen prinzipiellen Erörterungen, welche die Lautgesetze betreffen, sollte man den Ausdruck auf die Formeln für den Lautwandel beschränken, da sonst Begriffsverwirrung unvermeidlich ist.

Die Frage, wie weit die Erscheinungen des Lautwandels sich unter solche allgemeine Formeln bringen lassen, ist neuerdings lebhaft diskutiert (vgl. Abschn. II, S. 121 ff.). Die inneren Gründe, um derentwillen ich mich für die Ansicht entscheide, dass wenigstens durch alle Verschiebungen des Lautmaterials eine derartige Konsequenz hindurchgehen muss, habe ich Princ. 60 ff. auseinandergesetzt. Dass man darüber überhaupt in Zweifel sein kann, liegt daran, dass die Fälle, in denen lautliche Entsprechung vorliegt, nicht ohne weiteres erkennbar sind. Es bedarf dazu erst einer Voruntersuchung, deren Berechtigung jedermann anerkennen muss, mag er nur einen gesetzlichen oder daneben auch einen sporadischen Lautwandel gelten lassen. Wer sich über diese Voruntersuchung hinwegsetzt und sich nur nach willkürlicher Vorliebe entscheidet, der darf nicht den Anspruch erheben, auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft zu stehen.

Es ist selbstverständlich, dass man sich vergewissern muss, ob die ältere Sprachstufe, die man mit einer jüngeren vergleicht, wirklich genau die Vorstufe derselben ist, ob nicht vielleicht die Mundarten etwas verschieden sind, ob nicht vielleicht die eine oder die andere fremde Elemente, etwa aus einer Gemeinsprache in sich aufgenommen hat, ob man es nicht etwa gar mit einer erst durch die Überlieferung entstandenen Mischung zu thun hat. Solche Möglichkeiten müssen überall erwogen und auf ihre Wahrscheinlichkeit hin geprüft werden. Aber auch innerhalb der ungestörten Entwicklung einer Mundart ergeben sich Formenentsprechungen, die in ihrer äusseren Erscheinung sich nicht von den durch Lautwandel entstandenen unterscheiden. Sie haben mit diesen dasjenige gemein, wovon wir überhaupt ausgehen, wenn wir einen historischen Zusammenhang annehmen, Übereinstimmung in der Funktion, verbunden mit Ähnlichkeit in dem Lautkörper. Analog muss es sich dann natürlich mit den Entsprechungen zwischen verschiedenen Mundarten und Sprachen verhalten.

Solche nur scheinbaren Lautentsprechungen können dadurch entstehen, dass Formen, die von hause aus verschieden sind, in ihrer Funktion zusammenfallen. Wird dann von ihnen in einer Sprache diese, in einer anderen jene ausgestossen, so entsprechen sich die übrig bleibenden in ähnlicher Weise wie andere Formen, die wirklich aus einer gemeinsamen Grundlage abgeleitet sind. Dieses Verhältnis lässt sich besonders an den Kasusformen der indogermanischen Sprachen beobachten. So ist z. B. die Form, die man

als dat. Pl. bezeichnet, im griech. eine Fortsetzung des alten Lokativs, im got. die des alten Instrumentalis. Wollte man die Dative des Artikels, griech. τοῖσι, τοῖς mit got. þaim identifizieren, so würde man zu der Annahme einer vereinzelt Anomalie in der Lautentsprechung gelangen. In diesem Falle war die Abweichung zu auffällig, um so leicht ruhig hingenommen zu werden, und der wahre Sachverhalt ergab sich unschwer, sobald man etwa das Indische und das Slawische zur Vergleichung heranzog. Dagegen, dass got. *giba* (Gabe) = ahd. *geba* sei, beides als nom. und acc. sg. gebraucht, das schien auf den ersten Blick so einleuchtend, dass man sich zunächst keine Skrupel darüber machte. Jetzt zweifelt wohl kaum noch jemand daran, dass ersteres die Form des nom. sei = ags. *gifu*, letzteres die des acc. = ags. *gife*, und damit sind verschiedene Unregelmässigkeiten in den Lautverhältnissen, die sich aus jener falschen Identifikation ergaben, beseitigt. Über manche andere Fälle kann man nicht mit der gleichen Sicherheit urteilen, muss sich aber eben darum hüten, aus dem noch nicht genügend Aufgeklärten weitere Konsequenzen zu ziehen. Das Übergreifen des Lokativs und des Instrumentalis in die Funktion des Dativs ist noch nicht der indogermanischen Grundsprache eigen gewesen; ebensowenig fällt die Vermischung des Nominativs und Accusativs der weiblichen *a*-Stämme der germanischen Grundsprache zu, sondern sie ist erst innerhalb der besonderen Entwicklung des Gotischen und des Deutschen eingetreten. In anderen Fällen kann eine schon in der gemeinsamen Grundsprache bestehende Mehrheit von Formen, die in ihrer Funktion gleich geworden sind, in den daraus abgeleiteten Sprachen auf verschiedene Weise vereinfacht sein.

Ein Schwanken in der Schreibung, wobei der gleiche Laut durch mehrere Zeichen wiedergegeben wird, kann sehr verwirrend wirken, indem oft schwer zu entscheiden ist, ob die Differenz auf die Zeichen beschränkt ist, oder ob sie sich auch auf die Laute erstreckt. Man wird dabei darauf achten müssen, ob sich der Wechsel in der Schreibung auf bestimmte Bedingungen zurückführen lässt, welche die Annahme einer lautlichen Differenz rechtfertigen. Es kann aber auch ein ursprünglich von solchen Bedingungen abhängiger Lautwechsel durch Ausgleichung zu einem regellosen geworden sein und ist dann in seiner äusseren Erscheinung von einem bloss orthographischen Wechsel nicht zu unterscheiden. Man muss sich daher bemühen, kein Moment zu übersehen, das etwas zur Entscheidung eines solchen Zweifels beitragen kann. So störend das Schwanken der Schreibung ist, so kann es doch, namentlich in Verbindung mit anderen Momenten dazu verhelfen, die Natur des betreffenden Lautes genauer zu bestimmen, wie wir an dem Beispiel von ahd. *g—k*, *b—p* gesehen haben. Mitunter entspringt das Schwanken auch daraus, dass nach dem Eintritt eines Lautwandels eine neue Schreibweise, welche demselben Rechnung zu tragen sucht, nicht gleich eine ältere traditionelle völlig verdrängen kann. Derartige Fälle sind meist leicht zu erkennen.

Viel häufiger noch entsteht der Schein einer lautlichen Entsprechung durch Neubildungen, die auf Wirkung der Analogie oder auf Kontamination beruhen (vgl. Princ. 85—98. 132—3. 161—192). In beschränktem Masse kann auch partielle Urschöpfung, d. h. onomatopoetische Umbildung in Rechnung gezogen werden (vgl. ib. 144. 5). Die Anschauungen der Sprachforscher gehen darüber auseinander, wie bedeutend die Rolle ist, welche solche Neubildungen in der Sprachentwicklung gespielt haben, aber niemand kann läugnen, dass sie unter allen Umständen als ein Faktor in Rechnung gezogen werden müssen. Wo wir demnach an Stelle einer älteren Form eine jüngere mit der nämlichen Funktion auftauchen sehen, dürfen wir nicht verabsäumen, uns danach umzusehen, ob dieselbe sich ungezwungen als Neubildung auffassen

lässt. So lange dies der Fall ist, können wir es jedenfalls nicht als bewiesen ansehen, dass wir es mit einem Lautwandel zu thun haben. Direkt ablehnen werden wir die Annahme eines Lautwandels, wenn in allen Fällen, welche die Auffassung als Neubildung nicht zulassen, eine andere Entsprechung statt hat. Wenn z. B. im nhd. *wir banden* statt des mhd. *wir bunden* eintritt, so werden wir darum keinen Übergang von *u* in *a* statuieren, da sich die Vertretung des ersteren durch das letztere auf den Pl. prät. der Verba, die im Sg. *a* haben beschränkt, wo sie sich durch eine Angleichung an den Sg. erklären lässt. Eine weitere Stütze kann die Abweisung der Annahme eines Lautwandels noch dadurch erhalten, dass die Abweichung, um die es sich handelt, den isolierten Formen fehlt, d. h. denjenigen, deren Zusammenhang mit der Gruppe, in die sie sich ursprünglich einreihen, gelöst oder wenigstens gelockert ist (vgl. Princ. 152 ff.). So werden wir nicht zweifeln, dass nhd. *gewogen*, *gehoben*, *geschieden* nicht durch Lautwandel aus mhd. *gewegen*, *gehaben*, *gescheiden* entstanden sind, da wir in rein adjektivischem Gebrauch noch die Formen *verwegen*, *erhaben*, *bescheiden* haben. Einen sicheren Anhalt für die Annahme eines Lautwandels bieten nur diejenigen Formen, bei denen die Abweichung von der älteren Lautgestalt nicht durch Anlehnung an andere Formen erklärt werden kann. Wenn ich z. B. in nhd. *oder* Länge statt der Kürze im mhd. finde, so kann ich nicht zweifelhaft sein, dass ich es mit einer lautlichen Veränderung zu thun habe, während ich bei der Länge in *dehnte* = mhd. *dente* nicht wissen kann, ob sie nicht auf Angleichung an *ich dehne* etc. oder auf Kontamination mit der im älteren nhd. daneben üblichen Form *dehnete* beruht. An Formen, die in Systemen von stofflichen (etymologischen) und formalen Gruppen stehen, lässt sich ein Lautwandel zunächst nur dann unter allen Umständen mit Sicherheit konstatieren, wenn die Abweichung von der älteren Lautgestalt zugleich eine Differenzierung gegen die in den Systemen ihnen zunächst stehenden Formen ist, vgl. mhd. *du treist*, *er treit* = ahd. *tregist*, *tregit* gegen *ich trage*, *wir tragen* etc. Doch ist zu beachten, dass Differenzierung gegen die etymologisch verwandten Formen für sich nichts beweist, wenn sie zugleich Anpassung an ein formelles System ist. So ist *Frösche* zwar eine Differenzierung gegen den Sg. *Frosch*, schliesst sich aber zugleich an die Analogie von *Gast* — *Gäste* an, und aus der Erwägung der hier in Betracht kommenden Umstände ergibt sich wirklich, dass das *ö* nicht durch Lautwandel entstanden ist. Wo Doppelformen vorliegen, da muss man diejenige, welche den regulären Verhältnissen ihres Systemes am nächsten steht, beiseite lassen und sich an die abweichende halten. So würde man ahd. *uussa* (ich wusste), nicht *uusta* bei der Formulierung der Lautentwicklung zugrunde legen, auch wenn nicht im got. *wissa* die allein überlieferte Form wäre. Die anfängliche Beschränkung auf das von mir bezeichnete Material ist wenigstens dann erforderlich, wenn eine durch Verschiedenheit der phonetischen Einflüsse bedingte Lautspaltung in Frage kommt. Aus diesem Material muss man zunächst versuchen, die Lautgesetze zu abstrahieren. Solche zu finden wird auch derjenige bestrebt sein, der sich sträubt ihre Allgemeingültigkeit prinzipiell anzuerkennen. Wo nach dem Eintritt des Lautwandels, für den man das Gesetz feststellen will, das Gebiet, über welches sich derselbe erstreckt, dialektisch differenziert ist, da muss man seine Nachwirkungen durch alle abgeleiteten Mundarten hindurch verfolgen und aus jeder das für die Beurteilung günstigste Material herausuchen. Auf diese Weise ergänzen sich die aus jeder einzelnen gewonnenen Resultate gegenseitig. Um z. B. zu erkennen, wie sich das Vernersche Gesetz ursprünglich in der Verbalflexion reflektiert hat, ist das Gotische im allgemeinen unbrauchbar, während wir es aus den anderen altgermanischen Dialekten fast noch ganz klar erkennen

können, indem z. B. dem gleichförmigen got. *þeiħan* — *þaiħ* — *þaiħun* — *þaiħans* im ahd. mit Wechsel des Konsonanten *dihū* — *dēh* — *digun* — *gadigan* gegenübersteht. Umgekehrt aber zeigt das Gotische den Wechsel in einem Falle, wo er aus keinem anderen Dialekte mehr ersichtlich ist, bei dem Präterito-präsens *þarf* — *þaurbun* = ahd. *darf* — *durfun*. So ist wieder das Gotische instruktiv mit seinem Wechsel in *juggs* — *jūhiza* gegen ahd. *jung* — *jungiro*. Zur Formulierung eines Gesetzes gehört, dass die Bedingungen genau angegeben werden, unter denen der Lautwandel eintritt. Um eine richtige Formel zu abstrahieren, genügen unter Umständen wenige Einzelfälle, wenn sich nur zeigen lässt, dass sie gerade das und nichts weiter mit einander gemein haben, was unter die Bedingungen aufgenommen wird. Nur wird man dann vielleicht weiterhin dazu gelangen, die an sich richtige Formel zu erweitern oder mehrere Formeln unter einer höheren Einheit zusammenzufassen. Die Erfahrung hat bereits gezeigt, dass sich das nach unseren Vorschriften ausgewählte Material gewöhnlich ohne Rest unter Lautgesetze bringen lässt. Dass aber auch so noch Unregelmässigkeiten übrig bleiben müssen, die wir gar nicht oder nur nach unsicherer Vermutung deuten können, ergibt sich aus der Natur der Sache, auch unter der Voraussetzung, dass der Lautwandel ohne Inkonsequenz vor sich gegangen ist. Die Bedingungen, welche den Lautwandel veranlassen haben, sind nicht immer aus der Schreibung zu erkennen. Das gilt namentlich von der Accentuation, die dabei ein so wesentlicher Faktor ist. Man muss dann das Vorhandensein solcher Bedingungen selbst erst erschliessen. Dies geschieht auf Grund von Beobachtungen, die man an anderen Fällen über die gewöhnlichen Ursachen der vorliegenden Arten des Lautwandels gemacht hat. So ist man z. B. gewiss zu der Annahme berechtigt, dass Vokalausstossungen immer nur in den schwächstbetonten Silben eintreten u. dergl. Nicht immer aber kann man mit solcher Wahrscheinlichkeit auf die Bedingungen des Wandels schliessen. Dieselben brauchen auch in der Zeit, bis zu der unsere Beobachtungen hinaufreichen, gar nicht mehr vorhanden zu sein. Die Accentuation kann sich verschoben haben, ein Laut, der andere beeinflusst hat, kann ausgestossen oder so modifiziert sein, dass er mit anderen unterschiedslos zusammengefallen ist. Man würde z. B. vom Standpunkt des Nhd. aus schwerlich erkennen, was die Ursache des Wechsels zwischen *e* und *i* in *Berg* — *Gebirge*, *helfen* — *er hilft* ist; Vermutungen, die man darüber nach sonstigen Analogieen wagen könnte, würden der tatsächlichen Anhaltspunkte entbehren. Kein Wunder, wenn uns in den ältesten Perioden Lautverhältnisse begegnen, die wir nicht auf ihre Bedingungen zurückführen und daher auch nicht unter Gesetze bringen können. Dazu kommt noch etwas anderes. Es gibt eine Art von analogischer Ausgleichung der durch den Lautwandel entstandenen Differenzen, der auch die isolierteste Wortform ausgesetzt ist. Jeder Lautwandel vollzieht sich innerhalb des Satzgefüges, und es kann daher durch denselben eine Form je nach ihrer Stellung im Satze in mehrere gespalten werden. Die anfängliche Sonderung der Doppelformen (oder Tripelformen etc.) nach dieser Stellung erhält sich dann häufig nicht. Es kann entweder die eine einseitig durch eine andere in ihrer Verwendung beeinträchtigt und eventuell ganz verdrängt werden, oder es kann die Beeinträchtigung eine gegenseitige sein, so dass Promiscuegebrauch die Folge ist, worauf dann wieder eine Form durch die andere verdrängt werden kann, und dabei können die Formen, die schliesslich zur Herrschaft gelangen, bald unter diesen, bald unter jenen Bedingungen entstanden sein (vgl. Princ. 162—4). Ist man in der glücklichen Lage, die Beschränkung der Formen auf ihr ursprüngliches Gebiet noch in den Quellen nachzuweisen, wenn auch nur in Resten, so ist man weiteren Schwierigkeiten enthoben. Wo aber dieses erste Stadium der

geschilderten Entwicklung in eine Lücke unserer Überlieferung fällt, da tritt uns zunächst eine Inkonsistenz entgegen, von der nicht einmal ohne weiteres feststeht, dass sie unter Zuhilfenahme von syntaktischen Doppelformen (Satzdubletten) zu erklären ist, noch weniger, welches eventuell die Bedingungen für die Entstehung der Doppelformen gewesen sind. Auf den richtigen Weg können wir öfters dadurch geleitet werden, dass der Prozess, durch den die in Frage stehenden Doppelformen entstanden sind, sich nicht nur in Wortgruppen, sondern auch innerhalb selbständiger Wörter vollzogen und in diesen seine Wirkung hinterlassen hat. Sind die Doppelformen z. B. dadurch entstanden, dass der Auslaut eines Wortes durch den Anlaut des folgenden beeinflusst ist, so kann dies aus den Folgen erkannt werden, welche der Zusammenstoß der betreffenden Laute im Innern der Worte gehabt hat. So wird man ferner das Nebeneinanderbestehen von ahd. mhd. *duo* und *dô* (tunc) nach der verschiedenen Behandlung des urgermanischen *ô* in Wurzel- und Flexions-silben (ahd. *muot* gegen *salbôta*) beurteilen und annehmen, dass die erstere Form unter dem Einflusse des Hochtons entstanden, die letztere ursprünglich auf enklitischen und proklitischen Gebrauch beschränkt gewesen ist. Im übrigen sind wir wieder darauf angewiesen, nach der Analogie anderer bekannter Lautübergänge auf die Ursachen der Differenzierung zu schließen.

Sind aus dem ausgewählten Materiale die Formeln für den Lautwandel abstrahiert, so muss man dann weiter daran gehen, dieselben auf die ganze Masse des Vorliegenden anzuwenden und dabei versuchen, wieweit sie sich konsequent durchführen lassen, und wieweit sie zur Erklärung der Thatsachen genügen. Die Hauptaufgabe wird dann sein, alle einzelnen Wortformen entweder unter die gefundenen Formeln unterzubringen oder zu versuchen, wieweit sie sich als Neubildungen auffassen lassen, die unter Anlehnung an solche Wortgebilde entstanden sind, die zu den gefundenen Formeln stimmen. Man wird sich manchmal damit begnügen müssen, dass eine solche Auffassung mit den allgemeinen Bedingungen des Sprachlebens im Einklang und daher nicht unwahrscheinlich ist. Oft aber wird sie noch durch besondere Anhaltspunkte gestützt. Ist eine durch Lautwandel entwickelte Form von einer Neubildung verdrängt, und ist uns die erstere wegen gänzlichen Fehlens oder Dürftigkeit der Quellen für den betreffenden Zeitabschnitt gar nicht überliefert, so entsteht häufig der Schein, als sei die letztere eine direkte Fortsetzung der Form, die vor dem Eintritt des Lautwandels bestand, und von dem fraglichen Lautwandel verschont. Solche Formen sind es namentlich, die gegen die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze ins Feld geführt werden, und man behauptet von ihnen, dass sie durch die Analogie der verwandten Formen geschützt seien. Einer solchen Annahme lässt sich durch den Nachweis begegnen, dass auch innerhalb der Formengruppen, für die sie gemacht wird, noch die Wirkungen des Lautwandels vorliegen. Wir sind dazu dadurch imstande, dass sich häufig einzelne Formen der sonst durch eine Gruppe durchgeführten Ausgleichung entzogen haben, und zwar solche, die besonders häufig gebraucht sind. Im anord. ist Verkürzung langer Vokale vor Doppelkonsonanz eingetreten. Man könnte nun annehmen, dass sich unter andern der Nom. Acc. N. der Adjektiva dieser Verkürzung entzogen hätte, da wir *brátt*, *blítt*, *mótt* etc. zu *brádr*, *bládr*, *módr* haben. Aber zu *gódr* haben wir neben *gótt* noch *gott*, letzteres regelmässig in einer der ältesten und zuverlässigsten Quellen. Von besonderer Bedeutung werden hier wieder die isolierten Formen. Man könnte vom Standpunkte des Nhd. aus, wenn die Belege aus den älteren Quellen nicht vorlägen, die Behauptung aufstellen, dass das Part. *gediehen* von der Wirkung des Vernerschen Gesetzes, wie sie in *gezogen* vorliegt, verschont geblieben wäre, würde man nicht durch das

im adjektivischen Gebrauch daneben stehende *gediegen* eines Besseren belehrt. Die isolierten Formen können allerdings nach dieser Richtung hin nur dann zum Beweise herangezogen werden, wenn sie sich erst nach dem Eintritt des fraglichen Lautwandels aus ihrem Systeme gelöst haben. Immerhin würden wir in Bezug auf die Frage, wie weit die Wirkungen des Lautwandels nachträglich durch Ausgleichung gestört sind, weniger klar sehen, wenn diese jedesmal zu dem Resultat geführt hätte, dass der neu entwickelte Laut wieder durch den älteren verdrängt wäre. Nun aber ist sehr häufig auch das Umgekehrte der Fall. Die Wirkungen des eben erwähnten nordischen Verkürzungsgesetzes sind da, wo eine Ausgleichung möglich war, meistens zu Gunsten des langen Vokals beseitigt. Wir finden aber z. B. *ymiss* (abwechselnd) neben *jmiss* aus ursprünglichem *jmiss* — dat. *ymsum* etc. Durchgeführt ist die Verkürzung in *hofud* aus *haufud* (nur noch einmal belegt) — dat. *hofde*. Wir stützen uns bei dieser Erklärung auf die zahlreichen Fälle, in denen eine derartige Entwicklung aus den Quellen zu erweisen ist, vgl. nhd. *schlagen* — *geschlagen* gegen *ziehen* — *geziehen* aus mhd. *slahen* — *geslagen* wie noch jetzt *ziehen* — *gezogen*. Wollte man in *ymiss* und *hofud* nicht analogische Neuschöpfungen sehen, so würde man dazu gelangen, sich eine reine Willkür in der Behandlung der Laute gefallen zu lassen. Erkennt man aber für solche Fälle die Richtigkeit unserer Erklärungsmethode an, so ist kein Grund, sich gegen die Anwendung derselben zu sträuben, wo das umgekehrte Resultat vorliegt. Wenn schon eine Mundart reichliches Material für die entgegengesetzte Richtung der Ausgleichung darbieten kann, so bietet sich in der Regel doch noch eine grössere Fülle dar, wenn auf den Lautwandel eine Sprachspaltung gefolgt ist und nun die verschiedenen Mundarten bei den nämlichen Wörtern verschiedene Wege eingeschlagen haben.

Es kann sich bei der vollständigen Durcharbeitung des Materiales nun aber auch das Resultat ergeben, dass mit den aus ganz unverdächtigem Materiale abstrahierten Formeln die Lautentwicklung noch nicht erschöpft ist, indem mitunter die Wirkungen der Analogie gar keine Formen mehr übrig gelassen haben, aus denen sich die Resultate eines Lautwandels noch rein und unvermischt erkennen lassen. Wo ein derartiger Fall vorliegt, sind wir nur auf Formen angewiesen, denen man es zunächst nicht ansehen kann, ob sie durch Ausgleichung oder durch Lautwandel entstanden sind, und zwar ist es dann in der Regel die durch Ausgleichung nach entgegengesetzter Richtung entstandene Inkonzsequenz, durch die wir auf die Vorgänge hingewiesen werden, die sich abgespielt haben. So verhält es sich z. B. mit dem Wechsel zwischen *i* und *e* im Ahd. in den Fällen, in denen ersteres das Ursprüngliche ist. Wir haben teils Doppelformen wie *skif* — *skef*, teils *e* allein (*steg*, *uuehha* etc.), teils *i* allein (*gestigen*, *zil* etc.). Wir befinden uns solchen Verhältnissen gegenüber in einer ähnlichen Lage wie gegenüber den durch Satzdoubletten entstandenen Inkonzsequenzen, die auch gar nicht immer von den in Rede stehenden Fällen leicht zu sondern sind. Man wird sich zuweilen mit der allgemeinen Vermutung begnügen müssen, dass überhaupt Ausgleichung eines Lautwechsels stattgefunden hat, ohne die Bedingungen aufzeigen zu können, unter denen derselbe entstanden ist. Diese Resignation wird uns namentlich dann leicht auferlegt, wenn die bedingenden Momente unserer Beobachtung gar nicht mehr zugänglich sind. Häufig aber werden wir nach anderweitigen Analogieen eine Vermutung darüber wagen und den Wechsel rekonstruieren dürfen. So ist es hinsichtlich des angezogenen Wechsels zwischen *i* und *e* von vornherein wahrscheinlich, dass *e* durch assimilierenden Einfluss des Vokals der folgenden Silbe entstanden ist. Selbstverständlich müssen sich die vorliegenden Verhältnisse aus den als lautgesetzlich ange-



nommenen ungezwungen ableiten lassen. Noch weiter gelangt man, wenn man nachweisen kann, dass das Schwanken sich auf bestimmte Fälle beschränkt, während andere davon frei sind, und dass gerade in den ersteren bestimmte Veranlassungen zu einer Lautmodifikation vorhanden waren, die in den letzteren fehlen. Auch dieses Kriterium kann man auf den ahd. Wechsel zwischen *i* und *e* anwenden. Verschont von demselben bleiben z. B. die *i*-Stämme wie *biz*, *scrit*, *list*. Vor allem aber bleibt das in einer früheren Periode aus *e* entstandene *i* konstant, dem ein *i* oder *j* folgte.

§ 27. Der Wert, welchen die Feststellung der Lautgesetze hat, besteht zunächst darin, dass damit eine sichere Unterlage für die in ihren Anfängen auf ein Raten angewiesene Etymologie geschaffen wird. Man wird dadurch einerseits in vielen Fällen davor bewahrt, aus zufälligen Ähnlichkeiten auf historische Beziehungen zu schliessen, man wird anderseits in den Stand gesetzt, verstecktere Beziehungen zwischen Wörtern, die auf den ersten Blick wenig Ähnlichkeit zeigen, aufzufinden. Denselben Dienst leisten die Lautgesetze natürlich auch bei der Untersuchung über den historischen Zusammenhang zwischen den in Wortbildung und Flexion verwendeten Mitteln. Durch ihre Hülfe werden wir sogar befähigt, gar nicht überlieferte Wortgestaltungen aus denen einer anderen Entwicklungsstufe oder einer verwandten Sprache zu rekonstruieren. Wir können so z. B. den althochdeutschen Wortvorrat aus den heutigen Mundarten ergänzen, wenn wir auf Grund der Wörter, die in der alten und in der neuen Form vorliegen, das Verhältnis der Laute festgestellt haben. Eine partielle Rekonstruktion ist es, wenn durch ein solches Hilfsmittel eine Schreibung, die an sich mehrfache Auffassung zulässt, gedeutet wird, wenn wir z. B. aus der Aussprache der jetzigen Mundarten schliessen, dass ahd. *snecco*, mhd. *snecke* offenes *e* gehabt hat (vgl. § 25). Zu einer solchen, sei es vollständigen, sei es partiellen Rekonstruktion ist nicht jedes beliebige Material geeignet, indem häufig die Form einer Mundart oder Zeitstufe verschiedenen Formen einer anderen entsprechen kann. Man muss sich daher bald an diese, bald an jene Mundart halten, je nachdem die eine oder die andere nur eine Entsprechung zulässt. Man wird auch oft zwei Mundarten mit einander kombinieren müssen, weil zwar jede mehrere Entsprechungen zulässt, aber nur eine beiden gleichzeitig gerecht wird. Hiervon zu unterscheiden ist das Verfahren, welches wir einschlagen, wenn wir aus den einander entsprechenden Wortgestaltungen verwandter Sprachen oder Mundarten die ihnen gemeinsam zugrunde liegende Gestalt rekonstruieren, ohne dabei schon von einer Kenntnis der Grundsprache unterstützt zu werden, die nicht überliefert ist. Hierbei können wir nicht mit der gleichen Sicherheit verfahren. Wir haben nicht bloss zu schliessen, dass dieser oder jener Laut eines schon bekannten Lautsystems zu Grunde gelegen hat, sondern das Lautsystem selbst muss erst auf Schlüssen aufgebaut werden. Daraus, dass die gesetzliche Entsprechung bestimmter Laute in den verwandten Sprachen nachgewiesen ist, folgt zunächst nur, dass ihnen der gleiche Urlaut zu Grunde liegt. Unter den Vorstellungen, die wir uns von demselben bilden können, werden wir dann diejenige bevorzugen, aus welcher die vorliegenden Laute am ungezwungensten abgeleitet werden können. Dabei kann aber mitunter noch ein ziemlich grosser Spielraum bleiben. Die Hauptsache ist, dass wir genau so viel Unterscheidungen zwischen den Lauten der Grundsprache machen, als erforderlich sind, um die Unterschiede in den abgeleiteten Sprachen darauf zurückzuführen. Hat man einmal ein solches System auf Grund allseitiger Durcharbeitung des massgebenden Materiales gewonnen, so kann man nun damit wie mit dem Lautsystem einer überlieferten Sprache operieren. Bei allen bloss auf Grund der Lautgesetze konstruierten Formen,

muss man sich freilich gegenwärtig halten, dass damit nur angegeben ist, wie eine den zugrunde gelegten entsprechende Form zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Sprache hätte lauten müssen. Die Entscheidung darüber, ob diese Form wirklich existiert hat, hängt noch von besonderen Erwägungen ab. Man muss sowohl den Untergang von Formen wie die verschiedenen Arten der Neubildung, endlich auch die Entlehnung aus einer fremden Sprache als Eventualitäten in Rechnung ziehen. Am sichersten ist man, wenn man gleichzeitig von einer älteren (eventuell von einer älteren mit Sicherheit erschlossenen) und einer jüngeren auf eine mittlere schliessen kann. Schon nicht unbedingt darf man dem Schluss von mehreren verwandten Sprachen auf ihre gemeinsame Grundsprache trauen, da gar nicht selten analoge Neubildungen unabhängig von einander geschaffen werden. Andererseits kann man, auch ohne dass die Formen verschiedener Sprachen zur Vergleichung vorliegen, eine jüngere Form mit Sicherheit als lautliche Fortsetzung einer alten Bildung in Anspruch nehmen, sobald die Bildungsweise derartig ist, dass sie in jüngerer Zeit nicht mehr möglich gewesen wäre. So ist *Ricke* (weibliches Reh) erst im nhd. belegt, muss aber auf eine urgermanische Bildung zurückgehen (\**riȝī*, gen. \**riȝjōs*), da nur so das lautliche Verhältnis zu *Reh* (urgerm. \**raihō*) begreiflich wird.

Die Feststellung der Lautgesetze greift in alle Teile der Sprachgeschichte ein. In der Bedeutungsentwicklung, auch auf syntaktischem Gebiete kann man keine sicheren Schritte thun, ohne dass die Berechtigung der dabei gemachten Voraussetzungen über den historischen Zusammenhang auch nach der lautlichen Seite hin geprüft wird. Ebenso kann man über die Neubildungen nach Analogie oder durch Kontamination nicht sicher urteilen, solange das Gebiet derselben gegen das des Lautwandels nicht auf die in § 26 geschilderte Weise abgegrenzt ist. Der Lautwandel ist aber auch ein bedingendes Element für die Bedeutungsentwicklung und noch mehr für die Veränderungen in der Gruppierung der sprachlichen Elemente und damit für das Untergehen alter und das Schaffen neuer Wörter und Formen. Durch ihn ersterben lebendige Bildungsweisen (vgl. Princ. 159 ff.), wodurch indirekt das Aufkommen neuer begünstigt wird; durch ihn vor allem wird der Anlass zu analogischer Neuschöpfung gegeben, sei es, dass dabei das alte Verhältnis der Wortformen zu einander durch Ausgleichung erneuert (vgl. ib. 161 ff.), sei es, dass in neue Bahnen hinübergelenkt wird (vgl. ib. 180 ff.); Unterschiede, die durch ihn entstanden sind, können zu Merkmalen für Verschiedenheit der Funktion werden (vgl. ib. 172 ff.); Doppelformen, die durch ihn allein oder in Verbindung mit einer durch ihn veranlassten Neubildung entstanden sind, geben die Gelegenheit zu Bedeutungsdivergenzen (vgl. ib. 212 ff.); bei der Entstehung der Wortbildung und Flexion gehört er zu den wesentlichsten mitwirkenden Faktoren (vgl. ib. 274. 291 ff.).

Unter diesen Umständen zeugt es nur von einem Mangel an Verständnis für die Sprachentwicklung, wenn von manchen Seiten mit Geringschätzung auf eine exakte Behandlung der Lautgeschichte herabgesehen wird, weil dieselbe sich nur mit der äusseren, leiblichen Seite der Sprache, nicht mit der geistigen beschäftige. Es erhellt aber auch, wie wenig gerechtfertigt es ist, wenn von anderer Seite der Wert, welchen die Feststellung der Lautgesetze hat, durch die Bemerkung herabgedrückt wird, dass damit noch keine Einsicht in die Ursachen der Sprachentwicklung gewonnen sei. Zunächst ist doch damit konstatiert, was das allererste sein muss, ob überhaupt ein Lautprozess vorliegt, und weiterhin haben wir daran einen festen Anhalt, um die Bedingungen für eine Reihe von anderen Vorgängen zu erkennen. Natürlich müssen wir versuchen, auch den Ursachen des Lautwandels soweit als mög-

lich auf die Spur zu kommen, indessen muss man sich gegenwärtig halten, dass hierbei auch im günstigsten Fall so gut wie bei allen anderen geschichtlichen Vorgängen ein Rest bleibt, der unserer Erkenntnis nicht zugänglich ist. Anzustreben ist zunächst eine genaue Analyse des Lautwandels, die vor allem darin besteht, dass man sich den Unterschied klar macht, der zwischen der Thätigkeit der Sprechorgane bei Erzeugung des neuen Lautes und derjenigen bei Erzeugung des früheren besteht, und dass man womöglich die Stufen der Entwicklung festzustellen sucht, wodurch sich dieser Unterschied herausgebildet hat. Soweit solche Stufen unserer Beobachtung direkt oder indirekt zugänglich sind, muss man sich dieses Vorteils bedienen. Auf Grund des historischen Materiales kann man dann versuchen, eine Systematik der vorkommenden, namentlich der häufig auftretenden Lautveränderungen zu entwerfen, wobei man sich besonders an diejenigen Fälle halten wird, die sich am besten analysieren lassen. Diese Systematik gehört in die sprachwissenschaftliche Prinzipienlehre, schliesst sich aber am besten an die Lehre von der Erzeugung der Sprachlaute überhaupt, an die allgemeine Phonetik an, die sie zu ihrer notwendigen Voraussetzung hat. Sie hat, wie die Prinzipienlehre überhaupt, ihren Wert an sich, liefert aber zugleich das Material für die Beurteilung des empirisch Gegebenen, wo dasselbe unklar und lückenhaft ist, und für die Ergänzung desselben zu einem Kausalzusammenhange. Zur Einsicht in die bei dem Lautwandel wirksamen Momente gehört es ferner, dass man die Zusammenhänge ermittelt, welche innerhalb eines Dialektgebietes zwischen den einzelnen Erscheinungen bestehen. Dies wird zum Teil dadurch erreicht, dass man den Lautgesetzen eine möglichst allgemeine Fassung gibt, und nichts isoliert hinstellt, was sich unter eine höhere Einheit unterordnen lässt. Es ist also an die Darstellung der Lautbewegung die nämliche Forderung zu stellen, die wir schon für die Beschreibung des Zuständlichen eingeschränkt haben (vgl. § 23). Hiermit aber sind wir zu Ende mit dem, was sich im günstigsten Falle über die historische Kausalität wirklich ermitteln lässt. Wir können wohl konstatieren, dass gewisse Arten des Lautwandels sich sehr leicht einstellen, dass gewisse Momente sehr gewöhnlich die Veranlassungen zu bestimmten Veränderungen werden, dass gewisse Veränderungen in der Regel mit einander verbunden auftreten. Aber wir können damit nie einen Lautwandel als etwas absolut Notwendiges erweisen, das nicht auch hätte unterbleiben können. Es bleibt uns verborgen, warum ein Lautwandel gerade in diesem Dialekt zu dieser bestimmten Zeit eingetreten ist, ausser insoweit, als wir ihn etwa mit anderen Erscheinungen desselben Dialektes und derselben Zeit in Verbindung setzen, und auch so gelangen wir schliesslich zu etwas Unerklärbarem. Verschiedene Versuche, die man gemacht hat, um die Besonderheiten in den Lautverhältnissen der einzelnen Sprachen zu erklären, sind durchaus dilettantisch und halten vor einer unbefangenen Prüfung nicht Stich. Eine Verschiedenheit in dem Bau der Sprechorgane, die den sprachlichen Verschiedenheiten entspräche, lässt sich nicht nachweisen. Hinfällig ist, was man von Einflüssen des Klimas behauptet hat. Ebenso ist bis jetzt die Ableitung aus geistigen Eigenheiten der Völker, wie sie z. B. Scherer versucht hat, missglückt. Auch mit den Versuchen, die Sprachmischung zur Erklärung heranzuziehen, was innerhalb bestimmter Grenzen gewiss seine Berechtigung hat, ist man neuerdings wohl meist zu rasch bei der Hand gewesen. Dass man sich in dieser Hinsicht bescheiden muss, wird jedem einleuchten, der sich einmal die Menge der bei dem Vollzug eines Lautwandels mit und gegen einander wirkenden Faktoren vergegenwärtigt hat, deren Anteil im einzelnen unserer Beobachtung ganz entzogen ist (vgl. Princ. Cap. 3).

§ 28. Wir mussten diejenigen Fragen, über welche die Ansichten am meisten auseinandergehen, etwas ausführlicher erörtern. Das Übrige können wir kürzer abmachen. Während sich bei dem Lautwandel dem Alten etwas Neues unterschiebt, so dass das Untergehen des ersteren und das Entstehen des letzteren der gleiche Prozess ist, so bestehen alle übrigen Veränderungen des Sprachmaterials entweder in dem Zuwachs von etwas Neuem oder in dem Verlust von etwas Altem, und erst durch die Kombination dieser beiden Prozesse kann die Ersetzung eines Alten durch ein Neues zustande kommen.

Der Zuwachs kann in der Schöpfung eines ganz neuen Ausdrucksmittels bestehen oder in der Anknüpfung einer neuen Funktion an ein schon bestehendes, entsprechend der Verlust in dem völligen Untergange eines Ausdrucksmittels oder bei Erhaltung desselben in dem Fortfallen einer Funktion, die es bis dahin gehabt hat. Der Eintritt des einen wie des andern muss zunächst aus den Quellen ermittelt und soweit als möglich chronologisch fixiert werden, natürlich auch mit Berücksichtigung des verschiedenen Verhaltens der Mundarten. Doch lassen sich die chronologischen Verhältnisse nicht immer nach den Quellen bestimmen. Selbst wo man eine fortlaufende Überlieferung hat, geschieht es nicht selten, dass ein Wort oder eine Bedeutung eines Wortes schon lange vor dem ersten Auftreten in einer schriftlichen Quelle vorhanden gewesen ist. So manches Wort und so manche Verwendungsweise kommt in der eigentlichen Literatur kaum vor, zumal wenn sich dieselbe in einem beschränkten Stoffkreise bewegt und stark von stilistischen Traditionen abhängig ist, weshalb wir denn auch vieles, was in unserer heutigen Umgangssprache gang und gäbe ist, nicht weit zurück verfolgen können. Je spärlicher die Quellen, umso mehr fehlen natürlich die äusseren Anhaltspunkte für die Chronologie. So wichtig es daher auch ist, das erste Auftreten jedes Wortes und jeder Wortbedeutung zu konstatieren, so würde es doch verfehlt sein, die betreffenden Daten ohne weiteres zur Basis einer Entwicklungsreihe zu machen. Später belegte Wörter oder Bedeutungen können älter sein als früher belegte. Ob man dies im einzelnen Falle annehmen darf, das wird mit davon abhängen, ob man nach Umfang und Beschaffenheit des Quellenmaterials das Nichtvorkommen trotz des früheren Vorhandenseins als wahrscheinlich betrachten kann. Innere Gründe wird man bei der Beurteilung nie entbehren können. Man ist aber noch nicht auf diese allein angewiesen, so lange nicht die Hilfsmittel erschöpft sind, welche die Vergleichung der verwandten Sprachen bietet. Durch diese wird es häufig möglich, das Alter eines Wortes weiter zurückzudatieren, oder das innerhalb der Einzelsprache unentschiedene Altersverhältnis zwischen verschiedenen Bedeutungen zu bestimmen, oder diese auf eine Grundbedeutung zurückzuführen, welche die betreffende Sprache eingebüsst hat. Die Vergleichung ist daher auch für die Bedeutungsentwicklung innerhalb der Einzelsprache nicht zu entbehren, da man sich sonst über den richtigen Ausgangspunkt täuschen kann.

Auch der Untergang von Ausdrucksmitteln und Funktionen derselben muss natürlich sorgfältig an der Hand der Quellen verfolgt werden. Auch dieses ist nicht immer gleich gut möglich, sondern besser oder schlechter je nach der Fülle und Beschaffenheit der Quellen, und je nachdem die Veranlassung zum Gebrauche von Anfang an häufiger oder seltener ist. Dem gänzlichen Verschwinden geht natürlich ein Seltenerwerden voraus, wobei sich die einzelnen Individuen verschieden verhalten, namentlich die ältere und jüngere Generation, wobei die einen noch ein aktives Verhältnis zu dem Gebrauche haben, die anderen nur noch ein passives, auf das Verständnis beschränktes (vgl. Princ. 32).

Neue Wörter können auf verschiedene Weise geschaffen werden, und es

ist natürlich die Aufgabe der historischen Forschung, die Entstehungsweise festzustellen. Die eine Art können wir als Urschöpfung bezeichnen (vgl. Princ. Cap. IX). Hierbei ist die Verknüpfung des Lautmaterials mit der Bedeutung etwas Originales, beruht nicht auf einer Umbildung und veränderten Kombination schon bestehender Verknüpfungen. Mit der Urschöpfung hat die Sprache begonnen. Die grosse Rolle, die sie im Anfang gespielt hat, ist allmählich immer mehr beschränkt. Doch wird sich nicht läugnen lassen, dass auch in jüngerer Zeit manche Wörter durch Urschöpfung entstanden sind, und zwar Bezeichnungen für Geräusche und geräuschvolle Bewegungen. Wir können dies allerdings nur daher vermuten, dass wir eine beträchtliche Zahl solcher Wörter erst spät auftauchen sehen und dabei ausser Stande sind, dieselben an ältere etymologisch anzuknüpfen. Im einzelnen Falle kann man auch schwer zu völliger Sicherheit gelangen, da gerade hier sehr mit der Möglichkeit gerechnet werden muss, dass nur die literarische Verwendung, nicht das Wort selbst jung ist. Andererseits aber ist auf diesem Gebiete auch in der Annahme etymologischer Verwandtschaft grosse Behutsamkeit erforderlich (vgl. § 10). Die gewöhnlichste Art der Entstehung neuer Wörter ist die Bildung nach Analogie (vgl. Princ. 88 ff.). Dazu kommt drittens das Zusammenwachsen syntaktischer Gruppen (vgl. Princ. Cap. XIX). Endlich kann sich eine Sprache durch Entlehnung aus einer anderen bereichern.

Wie die einzelnen Wörter, so können syntaktische Verhältnisse ohne Anknüpfung an etwas schon Bestehendes geschaffen werden und entsprechen dann unmittelbar den psychischen Verhältnissen zwischen den Vorstellungen, welche durch die Wörter bezeichnet werden (vgl. Princ. Cap. VI). Im übrigen hängt die Neuschöpfung und Umbildung der syntaktischen Ausdrucksmittel sowie alles Formalen mit den Umwandlungen in den psychischen Gruppierungsverhältnissen zusammen, die wir im folgenden Paragraphen besprechen wollen.

Über die Art, wie neue Bedeutungen an schon vorhandene Wörter angeknüpft werden, habe ich Princ. Cap. IV gehandelt. Um zu richtiger Erfassung der Bedeutungsentwicklung eines Wortes zu gelangen, wird man die dort skizzierten, einer viel detaillierteren Ausführung fähigen Grundsätze mit genauen Erhebungen über die Chronologie des ersten Auftretens der einzelnen Verwendungsweisen verbinden müssen. Die inneren Wahrscheinlichkeitsgründe müssen aushelfen die richtige Reihenfolge herzustellen, wo die äusseren versagen oder nicht entscheidend sind. Sie müssen ferner herangezogen werden, um fehlende Zwischenstufen zu ergänzen. So viel als möglich muss man natürlich denselben vorher durch Beobachtung beizukommen suchen. Darauf, nicht auf ein gedankenloses Häufen von Belegstellen muss das Augenmerk des Lexikographen gerichtet sein. Dasselbe gilt von der Bedeutungsentwicklung der Suffixe und sonstigen Bildungselemente sowie der syntaktischen Verhältnisse, nur dass dabei, wie schon in § 23 hervorgehoben ist, neben der allgemeinen Bedeutung die Bedeutung innerhalb des einzelnen Wortes berücksichtigt werden muss.

§ 29. Sowohl der Zuwachs wie der Verlust ist in hohem Grade bedingt durch die Art, wie sich die Sprachvorstellungen in der Seele gruppieren. Die Veränderungen in der Art der Gruppierung zu verfolgen gehört daher zu den wichtigsten Aufgaben der Sprachgeschichte. Schliessen sich die nach Lautgestalt und Funktion ähnlichen Wörter und Formen zu Gruppen zusammen, so wird dadurch die Neuschöpfung nach Analogie ermöglicht. Diese hört auf, sobald der Zusammenschluss nicht mehr stattfindet. Dann sterben die lebendigen Bildungsweisen ab und bleiben, wo sie nicht ganz schwinden, in isolierten Resten, die nicht mehr fähig sind, Neubildungen hervorzurufen. Es muss festgestellt werden, wie der Laut- und Bedeutungswandel zerstörend auf

die Gruppen wirkt (vgl. Princ. 152—161). Auf der andern Seite muss das Aufkommen neuer Gruppen verfolgt werden. Diese können so entstehen, dass ganz neu geschaffene Ausdrucksmittel nicht isoliert bleiben, sondern sich wie die alten zusammenschliessen. Häufiger ist es, dass durch eine Umwandlung des älteren Materiales nach Laut und Bedeutung manches auseinander, anderes aneinander gerückt wird (Princ. Cap. XI. XII) oder auch, dass die Auffassung des Verhältnisses zwischen den Elementen einer Gruppe sich verschiebt (ib. Cap. XIII).

Viele Veranlassung zur Umbildung gibt die gegenseitige Beeinflussung synonymen Ausdrucksformen durch einander, die Kontamination (Princ. Cap. VIII), noch mehr die Beeinflussung der traditionellen Ausdrucksformen durch die von der Sprache unabhängigen psychischen Verhältnisse (Princ. Cap. XV. XVI).

§ 30. Das Entstehen und Untergehen der sprachlichen Ausdrucksmittel hängt natürlich immer mit dem Bedürfnis der Sprechenden zusammen. Wörter und Wortbedeutungen kommen ausser Gebrauch, wenn die Gegenstände oder die Vorstellungsweisen, die sie bezeichnen, untergehen oder das Interesse, das sie ehemals gehabt haben, einbüssen. Umgekehrt ist durch das Aufkommen neuer Gegenstände, Vorstellungsweisen und Interessen auch stets ein Antrieb zum Schaffen neuer Ausdrucksmittel gegeben. Ob sie wirklich geschaffen werden, hängt freilich auch davon ab, wie bequem sie sich auf Grund des schon Vorhandenen darbieten. Aber auch ohne dass alte Bedürfnisse aufhören und neue sich bilden, unterbleibt weder der Untergang alter noch das Aufkommen neuer Ausdrucksmittel, und dann steht beides in einem Wechselverhältnis zu einander, welches zu beobachten für das Verständnis der Sprachentwicklung von grossem Werte ist. Der Hergang ist dann entweder der, dass zunächst etwas untergeht, etwa weil es durch den Lautwandel sein Charakteristisches verloren hat und dadurch unbrauchbar geworden ist, und dann durch etwas Neues ersetzt wird. Oder, und das ist das gewöhnlichere, es bildet sich für eine Funktion, für die schon ein Ausdrucksmittel vorhanden ist, ein neues, welches entweder überhaupt erst geschaffen wird oder nur zu seinen bisherigen Funktionen auch die betreffende übernimmt. Eine weitere Folge ist dann gewöhnlich die, dass der Überfluss nach einiger Zeit wieder beseitigt wird. Dies kann so geschehen, dass das eine Ausdrucksmittel ganz untergeht. Dies ist regelmässig dasjenige, welches weniger zweckmässig ist, das undeutlichere oder dasjenige, welches schlechter im Gedächtnis haftet, zugleich meistens das ältere. Es können aber auch die Ausdrucksmittel beide bestehen bleiben, jedoch die eine Zeit lang gemeinsame Funktion bleibt nur an dem einen haften. So geschieht es sehr häufig, dass gewissermassen ein Ausdrucksmittel das andere aus einem Teile seiner Funktionen herausdrängt, während es selbst vielleicht gleichzeitig wieder von einem andern aus seinen früheren Funktionen ganz oder teilweise verdrängt wird. Es können auch zwei Ausdrucksmittel, welche die gleichen Funktionen haben, sich wechselseitig je aus einem Teile derselben herausdrängen. Dann entsteht Bedeutungs-differenzierung (vgl. Princ. Cap. XIV). Die Beobachtung dieser Verhältnisse gehört notwendig zu einer historischen Behandlung des Wortschatzes. Bei der alphabetischen Anordnung unserer Lexika können dieselben nur in Exkursen dargelegt werden. Eine eigens darauf ausgehende Darstellung würde eine historische Synonymik ergeben, wesentlich verschieden von der gewöhnlichen, nur Lehrzwecken dienenden. Ebenso müssen die angedeuteten Gesichtspunkte auf die geschichtliche Behandlung der Wortbildungslehre und Syntax angewendet werden.

## 6. LITERATURGESCHICHTE.

§ 31. Die Aufgaben der Literaturgeschichte genau abzugrenzen ist kaum möglich. Der Begriff »Literatur« ist ein schwankender, und jede Definition, die man davon versuchen mag, wird Anfechtungen ausgesetzt sein. Dem Wortlaute nach müsste man darunter die Gesamtheit der schriftlichen Aufzeichnungen verstehen. Doch ist man darüber einig, dass man nur solche zur Literatur rechnet, welche zur Verbreitung in die Öffentlichkeit, für ein Publikum bestimmt sind. Demnach wären also Briefe (abgesehen von sogenannten offenen Briefen), Tagebücher, Urkunden, Protokolle etc. auszuschliessen. Es kann aber manches, was vom Verfasser nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist, später ans Licht gezogen werden und auf das Publikum wirken, als wenn es von Anfang an dafür gemacht wäre. Zweifelhaft kann man sein, wie weit man Gelegenheitsdichtungen, die für einen engeren Kreis bestimmt sind, zur Literatur rechnen soll. Sehen wir hiervon ab, so liegt der Begriff der Literatur in dem bezeichneten Umfange den älteren Versuchen zu zusammenfassender Übersicht zu Grunde, z. B. Reimanns *Einleitung in die historiam literariam* (1708—13). Dies war aber nicht möglich, so lange die Literaturgeschichte lediglich als Bücherkunde gefasst wurde. Würde man dabei auf den Inhalt eingehen, so würde man dazu gelangen, die Geschichte aller Wissenschaften, ja beinahe aller menschlichen Kenntnisse und Fertigkeiten einzubegreifen. Alle neueren Bearbeitungen der Literaturgeschichte beschränken sich auf ein viel engeres Gebiet, auch diejenigen, welche die Grenzen am weitesten stecken. Gervinus hat sich ausdrücklich auf eine Geschichte der Dichtung beschränken wollen. Es ist aber leicht zu zeigen, wie misslich es mit der Durchführbarkeit einer solchen Beschränkung steht. Man hätte dann nur diejenigen Werke in den Kreis der Darstellung hineinzuziehen, deren Zweck, wie wir es vielleicht am einfachsten bezeichnen können, darin besteht, Gemüt und Phantasie anzuregen. Allein eine Poesie, welche jeden anderen Zweck ausser demjenigen der ästhetischen Wirkung von sich ausschliesst, eine Poesie, wie sie Goethe und Schiller während ihres Zusammenwirkens als Ideal vorschwebte, ist durchaus nicht das Normale, und es ist auch schwerlich zu wünschen, dass sie je das Normale werde. Die beiden haben in ihrer eigenen Praxis der Theorie nicht treu bleiben können. Religiöse, ethische, politische, soziale Tendenzen, persönliche Wünsche, Liebe und Hass haben von jeher in der Poesie ihren Ausdruck gesucht, und keineswegs immer zum Schaden derselben. Der Literarhistoriker, wenn er sich auch noch so sehr auf das Ästhetische beschränken will, kann diese Nebenzwecke nicht ignorieren, selbst wenn sie, wie so häufig, von der Art sind, dass ihre Einmischung die Zwecke der Poesie beeinträchtigt. Noch anders stellt sich die Sache von folgendem Gesichtspunkt aus dar. Das Streben nach ästhetischer Wirkung kann nicht bloss als Hauptabsicht auftreten, der sich andere Zwecke beigesellen; es kann sich auch als Nebenabsicht dem eigentlichen Zwecke eines Werkes unterordnen, was wiederum vielfach möglich ist, ohne diesen zu beeinträchtigen. So kann ein Werk, dessen Verfasser sich lehrhafte Darstellung zur Aufgabe gesetzt hat, zugleich ein Kunstwerk, ja ein bedeutendes Kunstwerk sein, und beansprucht als solches einen Platz in der sogenannten schönen Literatur. In der älteren Zeit ist es auch sehr üblich, dass Stoffe, die sich ihrer Natur nach wenig zu poetischer Behandlung eignen, doch in metrischer Form verarbeitet werden und infolge davon auch bis zu einem gewissen Grade mit den stilistischen Mitteln der Dichtung. Besonders hervorgehoben werden muss noch ein Teil der nicht poetischen Literatur, dessen Behandlung auf das engste mit derjenigen der Poesie selbst verbunden

werden muss, die Schriften über ästhetische Theorie und Kritik. Eine reinliche Aussonderung und isolierte Behandlung des Poetischen in der Literatur ist demnach nicht möglich. Man kann nicht weiter gehen, als dass man dasselbe in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt. Am besten gelangt man vielleicht auf einem anderen Wege zu einer Abgrenzung des in der Literaturgeschichte zu behandelnden Stoffes, indem man nämlich die Scheidung nach dem Publikum macht, an welches sich die Werke wenden, indem man demgemäss alles aufnimmt, was sich an die Gesamtheit des Volkes wendet oder wenigstens an Schichten von gewisser allgemeiner Durchschnittsbildung, und nur die Fach- und Berufsliteratur ausschliesst. Eine so weite Ausdehnung wird man nicht vermeiden können, wenn man die inneren Zusammenhänge verfolgen will. Auch diese Grenze wird nicht immer innegehalten werden können und ist überhaupt eine fließende.

Haben wir uns bisher darum bemüht, wie etwa der Begriff der Literatur, von dem wir zunächst ausgegangen sind, sich verengen lässt, so müssen wir denselben auf der andern Seite erweitern. Die Bezeichnung »Literatur« ist nach etwas Sekundärem gewählt, welches nicht notwendig zu den in dem Material der Sprache geschaffenen Geisteserzeugnissen gehört. Die Schrift ist nur ein Mittel zum Festhalten eines solchen Erzeugnisses in der Gestalt, in welcher es zuerst geschaffen ist. Bevor dieses Mittel zu Gebote stand, wurde derselbe Dienst durch mündliche Tradition geleistet. Dieselbe behauptete sich auch, nachdem die Anwendung der Schrift möglich geworden war, anfangs sogar für die nationale Poesie als das Normale, dann immer mehr eingeschränkt, aber nie ganz verdrängt. Wir müssen trotz des Wortsinnes von »Literatur« alles einbegreifen, was in eine bestimmte sprachliche Form gebracht und in derselben erhalten und verbreitet ist, also vor allem Volkslieder, aber auch Segen- und Zaubersprüche, Formeln für Rechtshandlungen, Rätsel und die einfachsten derartigen Schöpfungen wie Sprichwörter, traditionelle Scherze u. dergl. Wir können aber auch nicht gut solche Erzeugnisse ausschliessen, bei denen nur die Komposition im ganzen festgehalten wird, während der Wortlaut mehr oder weniger variiert, Sagen, Märchen, Anekdoten und sonstige in ungebundener Rede überlieferte Erzählungen. Nur für den Moment bestimmte und mit ihm untergehende Gelegenheitsdichtung und insbesondere Improvisation wäre nach der eben angenommenen Fassung des Begriffes auszuschliessen, darf aber doch nicht unberücksichtigt bleiben, soweit man überhaupt etwas davon wissen kann, weil sie sich der gleichen Mittel bedient wie jede andere Poesie.

Die Literatur hat eine relative Selbständigkeit anderen Kulturgebieten gegenüber. Für ihre Entwicklung sind die Vorgänge, die sich innerhalb ihrer selbst vollziehen, die Beeinflussung eines Erzeugnisses durch das andere, in erster Linie von Wichtigkeit. Andererseits aber ist sie durch das Gesamtleben des Volkes bedingt und wirkt ihrerseits auf dasselbe. Ihre Entwicklung kann daher, wenn sie isoliert betrachtet wird, nicht ausreichend verstanden werden. Gewisse Gebiete gibt es, die mit ihr in engster Verbindung stehen. Eine Geschichte der Poesie ist nicht denkbar ohne eine Geschichte der Art, wie sie mitgeteilt und verbreitet ist. Eine Geschichte des Dramas muss die Geschichte des Bühnenwesens und der Schauspielkunst einschliessen. Von hause aus durchgängig, später wenigstens immer noch zu einem Teil ist die Poesie für musikalischen Vortrag bestimmt, und soweit dies der Fall ist, hat die Musik Einfluss auf ihre Form, der verfolgt werden muss, soweit Mittel dazu vorhanden sind. Entsprechende Beziehungen, wenn auch noch früher und stärker eingeschränkt, haben zum Tanz bestanden. Für die Literatur im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Entwicklung des Schreib- und Druckwesens und des Buchhandels von tiefgreifender Bedeutung. Schöpfung oder Vortrag der Poesie



ist vielfach an bestimmte Gelegenheit gebunden, an den Kultus, an die Feste und Spiele des Volkes, die Beredsamkeit entspringt dem öffentlichen religiösen, politischen, rechtlichen Leben. Die Bedingungen für die Produktion müssen dann natürlich zunächst, soweit als möglich, in dem Leben und der Entwicklung der Dichter und Schriftsteller aufgesucht werden. Wieweit die sonstigen Kulturverhältnisse in die Betrachtung hineingezogen werden müssen, das hängt sehr von der Beschaffenheit der Literatur ab. Es kommt darauf an, wie eng ihre Beziehung zum Leben ist, wie ausgedehnt der Stoffkreis, den sie umspannt. Unter allen Umständen ist die Poesie eine Hauptquelle für die Kenntnis der eigenartigen Empfindungsweise eines jeden Volkes und Zeitalters. Geschichte der Poesie ist nicht denkbar ohne Geschichte des Empfindungslebens, und es müssen deshalb die sonstigen Äußerungen desselben zur Vergleichung herangezogen werden. In dieser Hinsicht leisten ausser den Erzeugnissen der übrigen Künste in der neueren Zeit besonders Briefe und Tagebücher gute Dienste, auch abgesehen von aller direkten Beziehung zur Literatur.

§ 32. Die eigentlichen Quellen der Literaturgeschichte sind natürlich die literarischen Erzeugnisse selbst, wie sie in mündlicher oder schriftlicher Überlieferung vorliegen. Diese muss zu allererst textkritisch untersucht werden, damit man womöglich zu der echten Gestalt, eventuell, wenn mehrere vom Verfasser selbst herrührende Auflagen vorliegen, zu den verschiedenen echten Gestalten des Werkes gelangt, oder aber, wo dies nicht möglich ist, die nötige Vorsicht in der Beurteilung anwendet. Man wird sich unter Umständen mit einem entstellten oder fragmentarischen Texte oder einer Umarbeitung begnügen müssen. Ja selbst eine bloße Nachbildung kann unter Umständen Aufschlüsse über den Charakter eines verlorenen Vorbildes gewähren, die nicht zu verschmähen sind. Umarbeitung und Nachbildung können auch einer anderen Sprache angehören als das Original. Neben den für die Öffentlichkeit bestimmten Redaktionen der Werke sind uns von neueren Schriftstellern nicht selten Vorstufen dazu erhalten, ältere Fassungen oder Entwürfe, dazu die Vorstufen von solchen Werken, die niemals zum Abschluss gekommen, die demnach auch nicht in die Literatur eingetreten sind, nichtdestoweniger aber wegen ihres Zusammenhanges mit den abgeschlossenen Werken unsere Berücksichtigung verlangen.

Neben den literarischen Hervorbringungen sind aber auch Zeugnisse für die Forschung unentbehrlich. Wir werden dadurch über den Verfasser belehrt, über Ort und Zeit der Entstehung, über die Veranlassung zur Abfassung, über etwa benutzte Quellen, über Umstände, die fördernd oder hemmend auf die Arbeit eingewirkt haben, über den Erfolg beim Publikum und manches andere. Derlei Zeugnisse können einen integrierenden Bestandteil des betreffenden Werkes bilden, entweder direkt zur Orientierung des Lesers oder Hörers bestimmt, was bis in das 16. Jahrh. in Deutschland sehr gewöhnlich ist, oder als ohne solche Absicht gemachte Anspielungen; sie können abgetrennt davon als Vorreden, Widmungen etc. des Autors oder Herausgebers auftreten, ferner als Titel oder Über- und Unterschriften, endlich ganz selbständig. Im letzten Falle sind sie gleichfalls entweder ausdrücklich zu dem Zwecke aufgezeichnet, um Kunde von der Entstehung eines Werkes zu geben, in Bibliographien, Literaturgeschichten, Biographien etc., oder es sind Angaben, die ohne solchen Zweck gemacht sind, und bei denen es nur Zufall ist, dass sie für uns als Quellen brauchbar sind, wie sie z. B. in anderen Werken der Literatur, namentlich aber für die neuere Zeit in Briefen zu finden sind.

Von ganz besonderem Werte werden die Zeugnisse, wenn das Werk, über das sie berichten, verloren gegangen ist. Es ist ein wesentliches Kennzeichen für die historische Betrachtung der Literatur, dass sie nicht bloss das noch

Vorhandene zu nutzen sucht, sondern nach Möglichkeit alles einmal Dagewesene zu verzeichnen und ihm seine Stellung innerhalb der Gesamtentwicklung anzuweisen bestrebt ist.

Sobald man versucht, dem Zusammenhange der literarischen Produktion mit dem sonstigen Kulturleben nachzugehen, so kann natürlich alles, was für dieses Quelle ist, auch Quelle für die Literaturgeschichte werden. Wir begnügen uns hier, noch auf die wichtigsten Grundlagen für das Biographische hinzuweisen. Diese sind sehr mannigfacher Art. In manchen Fällen hat man eigene Aufzeichnungen der Schriftsteller über ihr äusseres und inneres Leben, noch öfter Aufzeichnungen oder Erinnerungen von solchen, die zu ihnen in persönlicher Beziehung standen, oder die in der Lage waren, von anderen, die solche Beziehungen hatten, etwas zu erfahren. Über gewisse Daten können Kirchenbücher und sonstige Akten aufklären. Die dürftige Kunde, die wir von dem Leben der mittelalterlichen Dichter haben, beruht ausser ihren eigenen Andeutungen oder Anspielungen bei ihren Zeitgenossen und nächsten Nachfolgern, fast nur auf Urkunden, die sie oder von ihnen genannte Personen (etwa Gönner) ausgestellt oder noch öfter bloss unterschrieben haben, woraus sich dann in der Regel nur Heimat und ungefähre Lebenszeit bestimmen lässt. Für die neuere Zeit haben wir zum Teil ein ungemein reichliches Material in den Briefen, in erster Linie natürlich in den von dem Schriftsteller selbst geschrieben oder empfangenen, weiterhin aber auch in denjenigen aus seinem Bekanntenkreise und selbst in solchen, die von Leuten herrühren, die nur gelegentlich mit ihm in Berührung gekommen sind. Als eine Quelle für die Kenntnis der Persönlichkeit sind auch die Gesichtszüge derselben zu betrachten, wo sie auf uns gekommen sind.

§ 33. Die Untersuchung über jedes literarische Erzeugnis hat damit zu beginnen, dass man sich über das erreichbare Quellenmaterial orientiert und durch eine kritische Verarbeitung desselben festzustellen sucht, was sich daraus für die Entstehungsgeschichte des Denkmals ergibt. Vernachlässigung der vorhandenen Hilfsmittel hat viele schiefe Urteile zur Folge gehabt. Die Resultate, die man auf diese Weise gewinnt, sind in Bezug auf Reichhaltigkeit und Sicherheit für die einzelnen Denkmäler sehr verschiedenartig. Während man das eine von den ersten Ansätzen an durch eine Reihe von Entwicklungsstadien hindurch bis zu seiner Vollendung und dann eventuell noch weiter durch verschiedene Umarbeitungen verfolgen kann, fehlt bei einem anderen jeder äussere Anhaltspunkt für seine Entstehungsgeschichte und seine Herkunft. Für das eine hat man Dokumente von unanfechtbarer Echtheit und Zuverlässigkeit, für das andere nur solche von zweifelhaftem und bestrittenem Werte oder Mischungen von Echem und Unechem. Wie schon § 13 angedeutet ist, hat der Aufbau der Literaturgeschichte von denjenigen Werken auszugehen, in Bezug auf welche uns die reichste und zuverlässigste Überlieferung zu Gebote steht. Bei den anderen wird man den Mangel an festen äusseren Anhaltspunkten dadurch zu ersetzen streben, dass man untersucht, wie sie sich nach ihrer inneren Beschaffenheit zu jenen verhalten, hinsichtlich deren wir besser daran sind. Für die Einreihung nach Verfasserschaft, nach Ort oder Zeit der Entstehung kann dabei der Nachweis der Benutzung eines Werkes in einem anderen entscheidend werden, aber auch bloss Übereinstimmung oder Abweichung in den charakteristischen Eigenheiten. Es sind jedoch nicht ausschliesslich literargeschichtliche Kriterien, mit denen in einem solchen Falle operiert werden kann. Aus der Sprache und aus den zugrundeliegenden Kulturverhältnissen lassen sich Bestimmungen gewinnen, die mitunter sehr genau und zuverlässig sind und es ermöglichen, auch solche Werke, über welche Zeugnisse mangeln, von vornherein als Unterlagen für die Konstruktion der Literaturgeschichte zu benutzen.

Nachdem alle etwa überlieferten Stufen in der Entwicklung eines Werkes und die über diese Entwicklung vorliegenden Zeugnisse zusammengebracht und kritisch verwertet sind, wird der Historiker auch weiterhin zunächst versuchen, soweit als möglich in die Entstehungsgeschichte einzudringen, wozu nun ein Schlussverfahren erforderlich ist, dessen wichtigstes Hilfsmittel die Vergleichung bildet. Dabei kann, wo es nicht schon auf Grund der Überlieferung entweder feststeht oder ausgeschlossen ist, in Frage kommen, ob etwa mehrere Verfasser anzunehmen sind. Solche können nach Verabredung zusammengearbeitet haben. Oder es kann einer das Werk des andern fortgesetzt, interpoliert oder überarbeitet haben. Oder endlich es können Werke, die unabhängig von einander entstanden sind, von einem Späteren ganz oder verstümmelt, unverändert oder überarbeitet zusammengefügt und etwa durch eigene Zusätze verbunden sein. Über die Mittel, die eventuell zum Erkennen einer Überarbeitung und zur Beurteilung ihres Verhältnisses zum Originale führen, ist schon bei der Textkritik gehandelt. Bei der Unterscheidung verschiedener Partien nach den Verfassern kommen dieselben inneren Gründe in Betracht, wie sonst bei Verfasserfragen, worauf wir später einzugehen haben.

§ 34. In Bezug auf jedes einzelne Werk ist uns die Aufgabe gestellt, dasselbe gewissermassen wieder in die Elemente aufzulösen, aus denen es sich in der Seele des Verfassers zusammengesetzt hat. Um seine Thätigkeit richtig zu würdigen, muss man die Materialien kennen, die er bearbeitet hat. Der Grad seiner eigenen Produktivität kann dabei ein sehr verschiedener sein. Er kann seine Materialien in einem so rohen Zustande vorgefunden haben und derartig zerstreut und zerstückelt, dass es nur ganz kleine Teile sind, die nicht erst durch ihn ihre bestimmte Form und Verbindung erhalten haben. Sie können ihm aber auch mehr oder weniger zusammengefügt und auch bereits bearbeitet entgegengebracht sein, und er kann sie dann mehr oder weniger in der von ihm vorgefundenen Gestalt belassen haben. Zwei verschiedene Gebiete müssen wir zunächst unterscheiden, denen er diese Materialien entnimmt. Auf der einen Seite stehen mündliche und schriftliche Überlieferungen, bei denen also das dem Dichter oder Schriftsteller unmittelbar Gegebene mit dem Medium gleichartig ist, dessen er sich für seine Produktionen bedient, während die Gegenstände, welche durch den sprachlichen Ausdruck bezeichnet werden, ihm nicht unmittelbar erscheinen. Für den Dichter wird es dabei einen grossen Unterschied machen, ob die betreffende Überlieferung bereits poetisch gestaltet ist oder nur als historischer Bericht oder anderweitige sachliche Mitteilung auftritt. Es ist in dem ersten Falle auch sehr wesentlich, ob sie sich der gleichen Sprache wie er oder einer anderen bedient. Auf der anderen Seite stehen die sonstigen Anschauungen, wie sie durch die Sinne und die innere Erfahrung gegeben werden, für die also nun umgekehrt noch keinerlei Art sprachlichen Ausdrucks gegeben ist. Das ganze weite Gebiet der Natur und des Menschenlebens kann den Stoff zu diesen Anschauungen liefern. Aus dem letzteren kann ein Dichter etwas darstellen, wobei er selbst nur die Rolle des unbeteiligten oder wenigstens nur sympathisch beteiligten Zuschauers gespielt hat, oder Erlebnisse, die sein eigenes Innere mehr oder minder stark erschüttert haben, und dasjenige, was sich in diesem Inneren selbst abgespielt hat. Zu der Beobachtung fremden Menschenlebens gehört mit in erster Linie die Beobachtung der sprachlichen Äusserungen desselben. Diese gehören also als solche hierher, während sie als blosser Vermittlungen des vom Dichter nicht selbst Geschauten unter die andere Hauptkategorie fallen. Die Aufnahme der bezeichneten Materialien in die Seele des Dichters oder Schriftstellers und die Verarbeitung derselben zum Behuf der Erzeugung seines Werkes sind nicht immer zwei scharf getrennte und auf einander folgende Thätigkeiten, vielmehr

verbindet sich leicht schon mit der Aufnahme selbst eine schöpferische Thätigkeit, indem die Seele entweder wenigstens im allgemeinen für eine solche Thätigkeit vorbereitet ist, oder sogar schon bestimmte Pläne gefasst hat, wodurch die Richtung der Aufmerksamkeit bestimmt wird und die Art, wie neue Eindrücke aufgenommen werden, auch der Verlauf der inneren seelischen Vorgänge.

Um nun aus einem Werke die Bestandteile wieder herauszufinden, aus denen es erwachsen ist, muss man sich zunächst umschauen, ob man nicht wenigstens einen Teil derselben noch in der Selbständigkeit beobachten kann, die sie hatten, bevor die Zusammenfügung durch den Verfasser vorgenommen wurde. Am besten ist man meistens daran in Bezug auf benutzte schriftliche Aufzeichnungen, zumal wenn diese der eigentlichen Literatur angehören. Die Werke des Mittelalters und der Renaissance sind zum grossen Teile mehr oder weniger freie Bearbeitungen, oft geradezu nur Übersetzungen eines anderen literarischen Werkes. In der neueren Zeit ist die sogenannte freie Erfindung häufiger geworden und, wo doch eine Quelle zu Grunde liegt, ist das Verfahren gewöhnlich selbständiger. Quellenuntersuchungen spielen daher eine bedeutende Rolle für alle Epochen der Literaturgeschichte, doch nicht für alle eine gleich grosse. Mit welchem Erfolge sie zu führen sind, das hängt natürlich sehr davon ab, ein wie günstiges Geschick über der Überlieferung gewaltet hat. In einigen Fällen weist uns ein ausdrückliches Zeugnis des Verfassers selbst oder eines anderen Gewährsmannes auf die Quelle hin, in anderen muss man sie erst suchen und auf Grund des Übereinstimmenden als solche erkennen. Je näher der Anschluss an die Quelle ist, je weniger Schritte von dieser bis zu dem in Frage stehenden Werke sind, einen um so klareren Einblick haben wir in die Thätigkeit des Verfassers eben deshalb, weil diese so wenig kompliziert ist. Wo dagegen nur das Gerippe der Handlung einer bestimmten Quelle entlehnt ist und vielleicht noch stark umgestaltet, da bleibt immer noch eine schwierige Analyse auszuführen, wozu weitere Hilfsmittel sehr erwünscht sind. Komplizierter wird die Untersuchung wenn die Quelle selbst nicht auf uns gekommen ist, sondern nur mehrere Ableitungen aus der nämlichen Quelle, so dass wir erst mit Hilfe einer Vergleichung derselben untereinander das Original, soweit als thunlich, rekonstruieren müssen, wobei wieder die Grundsätze zur Anwendung kommen, die in § 20 in Bezug auf Rekonstruktion eines Originaltextes aus verschiedenen Hss. ausgeführt sind. Es kann auch eine indirekte Quelle erhalten sein, während die direkte verloren gegangen ist, und noch andere verwickeltere Verhältnisse sind möglich. Eigentümlich gestaltet sich die Untersuchung, wenn die Quelle partiell erhalten ist und gleichzeitig mehrere Ableitungen aus ihr. Der Tristan Gottfrieds von Strassburg geht auf ein französisches Gedicht zurück, von dem wir nur ein ganz kleines Stück mit Gottfrieds Arbeit vergleichen können, weil im übrigen die erhaltenen Fragmente in denjenigen Teil des Werkes fallen, zu dessen Bearbeitung dieser nicht mehr gelangt ist. Wir besitzen aber ausserdem vollständig ein englisches Gedicht und einen nordischen Prosaroman, welche auf die nämliche Vorlage zurückgehen. Über die Beschaffenheit der verlorenen Hauptmasse des französischen Gedichtes und Gottfrieds Verhältnis zu derselben können wir nun nicht bloss auf Grund einer Vergleichung der drei Ableitungen unter einander urteilen, sondern wir werden in der Gewinnung einer richtigen Auffassung noch unterstützt durch die Anschauungen, die wir uns über das Verfahren Gottfrieds aus dem kleinen vergleichbaren Stücke und über das Verfahren des englischen und des nordischen Verfassers durch Vergleichung der betreffenden Particlen mit den ganzen erhaltenen Fragmenten bilden können. Wo mehrere Quellen benutzt sind, wird dadurch die Untersuchung nicht

wesentlich erschwert, solange das, was der einen entnommen ist, von dem, was der andern entstammt, gesondert bleibt, zumal wenn sich die Benutzung nach den verschiedenen Parteen verteilt. Anders steht es, wenn eine wirkliche Ineinanderarbeit stattgefunden hat, die dann auch nicht ohne einen stärkeren Grad selbständiger Kombination möglich ist. Noch geringer wird die Sicherheit des Urteils, wenn es sich nur um Benutzung einzelner Charaktere, Situationen oder Motive handelt. Hier sind die in § 10 geforderten Erwägungen am Platze, bevor man überhaupt einen Kausalzusammenhang annimmt. Einen zuverlässigeren Anhalt gewähren in der Regel wörtliche Übereinstimmungen, sobald dieselben sich nicht auf Gruppen von minimalem Umfang beschränken, auch Übereinstimmungen des Vermassses, sobald sie über das Übliche und Verbreitete hinausgehen. Je geringer der Grad der Übereinstimmung ist, um so mehr wird nicht nur das Urteil darüber erschwert, ob überhaupt eine Entlehnung stattgefunden hat, sondern auch darüber, ob dieselbe eine direkte oder indirekte gewesen ist, oder ob etwa Benutzung einer gemeinsamen Quelle anzunehmen ist.

Hat mündlich Überliefertes als Quelle oder Vorbild gedient, so kann uns öfters der Umstand, dass mehrere Werke daraus geschöpft haben, doch einigen Aufschluss über das Benutzte und die Art der Benutzung geben. Es kann auch auf eine uns erhaltene schriftliche Quelle zurückgehen. Es kann endlich auch selbst vielleicht später aufgezeichnet sein und uns also doch vorliegen. Indessen wird es dann kaum je noch ganz die Gestalt haben, in der es benutzt ist, und wir haben also, genau genommen, doch den Fall, dass wir es mit mehreren Ableitungen aus der gleichen Grundlage zu thun haben.

Die unmittelbare Nachbildung der Natur und des Lebens kann sich geradezu als Darstellung des Selbsterlebten und Geschauten geben, sie kann aber auch als reine Dichtung auftreten, wobei es von vornherein in das Belieben des Verfassers gestellt ist, wieweit er bei der Wirklichkeit bleiben oder sich von derselben entfernen will. Im letzteren Falle können wieder Zeugnisse dafür vorhanden sein, dass diese oder jene realen Gegenstände oder Begebenheiten die Unterlage gebildet haben, oder es kann dies nur aus Übereinstimmungen geschlossen werden, wobei man sich natürlich immer innerhalb der durch die Lebensverhältnisse des Dichters gegebenen Möglichkeiten halten muss. Die Kenntnis, welche wir von solchen realen Unterlagen haben können, ist selten eine direkte. Wir können von geschilderten Örtlichkeiten eine eigene Anschauung gewinnen, wobei aber doch öfters Veränderungen durch natürliche Ursachen und noch mehr durch den Einfluss menschlicher Kultur berücksichtigt werden müssen. Auch von den Produkten menschlicher Thätigkeit, die geschildert werden, liegen manche noch in wesentlich unveränderter Gestalt vor. Aber von Personen und ihren Thaten und Schicksalen kann nur, wenn sie der nächsten Vergangenheit angehören, eine Anschauung in der Erinnerung fortleben. Sonst ist das, was uns am unmittelbarsten zu ihnen in Beziehung setzt, ihre etwaige Hinterlassenschaft an eigenen Erzeugnissen, wozu insbesondere die schriftlichen Herzensergießungen gehören, auch die eigenen des Dichters, die noch ohne Gedanken an eine poetische Ausgestaltung gemacht sind. Dazu kommen dann Berichte, aus unmittelbarer Anschauung geschöpft oder erst wieder vermittelt, und, was die äussere Erscheinung der Personen und Sachen betrifft, Nachbildungen durch die Kunst. Da bedarf es denn erst wieder einer kritischen Untersuchung über die Zuverlässigkeit, wir haben nicht die Grundlage selbst, sondern mehrere Ableitungen aus derselben. Im günstigsten Falle entgeht uns vieles, was der Dichter geschaut und erlebt haben kann. Es hängt sehr vom Zufall ab, wie reich oder wie gut das uns zur Verfügung stehende Material ist. Für die ältere Zeit ist es im allgemeinen sehr gering-

füßig. Mit der Aufspürung des persönlich Erlebten in der Dichtung hat sich die frühere noch dilettantische Forschung mehr beschäftigt als mit der Verfolgung der literarischen Abhängigkeitsverhältnisse. Ohne den Wert der ersteren zu unterschätzen, wird man doch behaupten dürfen, dass die letztere im allgemeinen zu sicherern Resultaten führt und zugleich wichtiger ist. Jene ist eigentlich nur lohnend bei Dichtern von bedeutender Eigenart, und nur dann, wenn uns die realen Verhältnisse, um die es sich handelt, noch in greifbarer Gestalt entgegentreten. Wo eine solche fehlt, sich in vage Hypothesen zu verlieren, ist zwecklos. Auch nützt es wenig, die besonderen Anlässe zu Dichtungen nachzuweisen, wenn der Verfasser, wie es so gewöhnlich ist, die Personen und Verhältnisse, die er im Sinne hat, doch nur nach einer traditionellen Schablone schildert.

Dieses Urteil, sowie überhaupt unsere bisherigen Erörterungen, bezieht sich nur auf den Fall, dass es sich um das Verhältnis der Dichtung zu bestimmten Einzelheiten des wirklichen Lebens handelt. Ganz anders steht es, sobald das Verhältnis der in der Dichtung geschilderten allgemeinen Zustände zu den Zuständen des wirklichen Lebens der Zeit in Frage kommt. Diese Untersuchung ist überall von höchster Wichtigkeit, auch bei untergeordneten Produkten, mehr noch allerdings für die allgemeine Kulturgeschichte als für die Poesie insbesondere. Hierfür fehlt es auch in keiner Periode an einigermassen ausgiebigen Hilfsmitteln.

Je mehr wir das vom Dichter verwertete Material noch in der Gestalt betrachten können, die es hatte, bevor es durch seine Hände ging, um so besser können wir über sein Verfahren urteilen und sein Verdienst würdigen. Es gibt aber unter Umständen auch Quellen, welche uns direkt über sein Verfahren belehren, so dass man es auch von dieser Seite her versuchen kann, etwas dazu beizutragen, den Anteil der einzelnen Faktoren zu bestimmen, die bei der Produktion zusammengewirkt haben. Er kann sich selbst über die von ihm befolgten Grundsätze ausgesprochen haben. Diese können erst von ihm ausgebildet und in theoretischen und kritischen Schriften niedergelegt sein. So ist es z. B. selbstverständlich, dass man an Lessings und Schillers spätere Dramen zunächst den Massstab legen muss, der ihren vorangegangenen ästhetischen Schriften zu entnehmen ist. Jedoch nicht bloss öffentliche, sondern auch private Bekenntnisse eines Dichters über seine Anschauungen von Poesie und poetischer Produktion müssen berücksichtigt werden und nicht bloss selbständige Ansichten, sondern auch die Zustimmung zu fremden. Man kann ferner dasjenige, was man über das Verfahren eines Dichters aus einem Werke ermittelt hat, dessen Grundlagen gut bekannt sind, bis zu einem gewissen Grade auf ein anderes übertragen, dessen Grundlagen wenig oder gar nicht bekannt sind, oder bei dem es zweifelhaft ist, ob man etwas als Grundlage anerkennen soll oder nicht. Für den letzteren Fall verweise ich beispielsweise auf die bekannte Streitfrage, ob Wolfram von Eschenbach wirklich, wie er selbst angibt, für seinen Parzival das Werk eines Provenzalen Kyot als Quelle benutzt hat, von dem bisher noch keine Spur entdeckt ist, oder ob er nach dem Conte del Graal des Chrestiens von Troyes gearbeitet hat. Zur Entscheidung dieser Frage ist unter andern auch das Verhältnis von Wolframs Willehalm zu seiner französischen Quelle von Belang, indem sich danach beurteilen lässt, wieweit es wahrscheinlich ist, dass die Abweichungen im Parzival vom Conte del Graal auf Rechnung des deutschen Dichters zu setzen sind.

§ 35. Unter den Anforderungen, die man an den Literaturhistoriker stellt, ist wohl die vornehmste, dass er es versteht, die einzelnen Werke zu charakterisieren. Eine wirklich gelungene Charakteristik muss instande

sein, auch demjenigen, der das betreffende Werk nicht kennt, eine einigermaßen entsprechende Idee davon zu geben. Sie ist aber nicht bloss darum zu erstreben, um als Surrogat für die mangelnde Anschauung des Objektes selbst zu dienen, vielmehr muss sie sich auch mit dieser verbinden, und erst aus dieser Verbindung entspringt eine vollkommene Erfassung. Um zu einer solchen Charakteristik zu gelangen, kommt es zunächst darauf an, das Wesentliche von dem Unwesentlichen und Zufälligen zu scheiden. Das Wesentliche besteht aber nicht in Einzelheiten, die ganz isoliert stehen, sondern vielmehr in dem Zusammenstimmen einer Reihe von Einzelheiten. Auch hier führt eine vergleichende Methode zum Ziele. Indem wir solche Einzelheiten nach dem Übereinstimmenden, was sie enthalten, zu Gruppen ordnen, gelangen wir gleichzeitig gemäss den in § 11 ausgeführten allgemeinen Grundsätzen und unter Beobachtung der dort geforderten Kautelen zu einer Ableitung derselben aus einer gemeinsamen Ursache. Wir erkennen darin bestimmte Absichten des Dichters oder auch unbewusste Äusserungen seiner eigentümlichen Natur oder Folgen aus der besonderen Beschaffenheit des Stoffes, aus der Wahl des Metrums etc. Indem man dann kleinere Gruppen soweit als möglich wieder zu höheren Einheiten verbindet und damit neue Kausalbeziehungen aufdeckt, gelangt man endlich zu einem Abschluss der Vorarbeiten für eine Charakteristik, die nun umgekehrt von dem Allgemeinen und von den primitivsten Ursachen ausgehen und daraus das Einzelne ableiten kann.

Die Erfassung der charakteristischen Eigenheiten eines Werkes ist wie das Verständnis abhängig von der eigenen geistigen Organisation. Je reicher und vielseitiger dieselbe ist, um so mehr wird sie auch den verschiedenartigen Anforderungen gerecht werden können, die dabei an sie gestellt werden. Eine besondere Schulung dafür wird eben durch die Bekanntschaft mit möglichst verschiedenartigen Erzeugnissen und möglichstes Eindringen in dieselben gewonnen. Wenn es eigener innerer Reichtum ist, was vorzugsweise dazu befähigt, die positiven Eigenheiten in den verschiedenen Werken zu erfassen, so muss noch etwas anderes hinzukommen, um das Negative dabei nicht zu übersehen. Es bedarf dazu noch mehr einer besonderen Übung, damit man nichts von seiner eigenen Anschauungs- und Empfindungsweise ungehörigerweise in eine fremde Individualität und deren Erzeugnisse hineinträgt, zumal wenn diese einer anderen Zeit oder Nationalität angehört, damit man sich auch der Schranken bewusst wird, innerhalb deren sie steht. Man wird sich die positiven und negativen Eigenheiten eines fernliegenden und fremdartigen Werkes in der Regel dadurch klar machen, dass man es mit naheliegenden und vertrauten Werken vergleicht und sich der Unterschiede bewusst zu werden sucht. Entsprechend wird man mit Nutzen verfahren, wenn man anderen die Eigenheiten auseinandersetzen will. Vergleichung ist ja überhaupt durchgängig ein gutes Mittel, die Aufmerksamkeit zu schärfen und die Besonderheiten einer jeden Erscheinung hervortreten zu lassen. So empfehlenswert sie als ein solches ist, so muss nichtsdestoweniger vor einer gewissen Art kunstvollen Parallelisierens gewarnt werden, die nicht sowohl wissenschaftlichen als rhetorischen Zwecken dient, wobei der symmetrischen Gruppierung die strenge Sachlichkeit aufgeopfert wird.

Mehr als ein bloss methodologischer oder pädagogischer Wert kommt der Vergleichung zu, wenn diejenigen Erzeugnisse gegeneinander gehalten werden, die historisch unter sich in der nächsten Beziehung stehen. Hier dient sie als Hilfsmittel für die Feststellung dieser Beziehung und die Erkenntnis des Eigentümlichen in jeder einzelnen Leistung. So kann man zunächst die etwa vorhandenen verschiedenen Rezensionen eines Werkes unter einander vergleichen. Indem man die einzelnen Abweichungen einer Rezension von der

zunächst vorangegangenen nach dem Gemeinsamen, was sie enthalten, in Gruppen bringt, gelangt man zu einer Charakterisierung der Tendenzen, welche bei der Umarbeitung massgebend gewesen sind. So bemerkt man z. B. leicht, wenn man die ersten Ausgaben der vorderen Partie von Klopstocks Messias und die ursprüngliche Gestalt seiner Jugendoden mit den späteren Ausgaben vergleicht, dass an zahlreichen Stellen anfangs dreisilbige Füsse mit einer Silbe von schwererem Tongewicht, namentlich der Wurzel-silbe eines zweiten Kompositionsgliedes in der Senkung vorhanden waren, während sie sich in der Umarbeitung nicht mehr finden, vgl. *durch die Mitternacht hin*, gegen *oft um Mitternacht* oder *und dem sanftthränennden* gegen *und dem getrübberten*. Man gelangt demnach zu dem Schlusse, dass eben die Beseitigung dieser nach des Dichters späterer Auffassung überladenen Senkungen ein Hauptmotiv für die Überarbeitung gewesen ist. An anderen Stellen erkennt man ebenso mit Hülfe der Vergleichung, dass die Absicht, gewisse Ausdrücke wie »Olympus«, »Göttliche« für die Geliebte u. a. zu beseitigen den Anstoss gegeben hat. Und so wird man bei einer methodischen Durcharbeitung selten über die Motive der vom Dichter vorgenommenen Änderungen im Unklaren bleiben. Entsprechend ist zu verfahren, wenn es sich um das Verhältnis eines Übersetzers oder Umarbeiters zu einem fremden Werke, eines Dichters zu seiner Quelle handelt. Auch hier muss der Versuch gemacht werden, die einzelnen Abweichungen unter einander zu vergleichen und unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen. Das vergleichende Charakterisieren findet ferner seine Anwendung auf die verschiedenen Werke des gleichen Dichters, um sowohl die durchgehenden Züge seines Wesens festzustellen, als die Eigenheiten der verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. Weiterhin vergleicht man dann, immer nach der nämlichen Methode die gleichzeitigen und die sich zeitlich zunächst stehenden Werke verschiedener Dichter, um festzustellen, was ist allen Dichtern der gleichen Zeit, oder wenigstens den Dichtern in einer bestimmten Gattung oder einer gewissen Gruppe gemein? was ist nur ihm besonders eigen? was erscheint bei ihm zuerst? was ist von dem, was er Neues geschaffen hat, auf andere und auf welche andere übergegangen? etc. Die Charakteristik des Einzelwerks und der einzelnen Persönlichkeit erweitert sich so zur vergleichenden Charakteristik kleinerer und grösserer Gruppen von Erscheinungen und wird eben dadurch zur Literaturgeschichte.

§ 36. Es dürfte schwer halten und würde viel Raum in Anspruch nehmen, wollten wir alles das, worauf bei der literargeschichtlichen Charakteristik zu achten ist, erschöpfend und im Détail zusammenstellen. Wir begnügen uns mit einigen Andeutungen.

Für das einzelne Werk wie für einen Autor, für eine Gattung, für eine ganze Epoche der Literatur ist es charakteristisch, welche Rolle bei der Produktion die in § 34 unterschiedenen Elemente spielen, ob also mehr aus literarischer Tradition oder mehr unmittelbar aus Natur und Leben geschöpft wird, ob die Selbständigkeit in der Gestaltung des Stoffes eine grössere oder geringere ist. Hierher würde also auch der Gegensatz zwischen realistischer und idealistischer Kunst gehören. Die Rolle, welche die Tradition spielt, ist im allgemeinen viel bedeutender, als es demjenigen erscheint, der nicht an literargeschichtliche Betrachtung gewöhnt ist. Es ist verfehlt, in der Literatur ohne weiteres eine getreue Widerspiegelung des Lebens der Zeit zu sehen. Es kann sich sogar ein klaffender Riss zwischen Literatur und Leben herausbilden, wie dies z. B. in der deutschen Kunstdliteratur des 17. Jahrh. geschehen ist, während in der Literaturbewegung des 18. Jahrh., zumal der zweiten Hälfte, das Streben die gelockerte Verbindung wiederherzu-



stellen einer der charakteristischsten Faktoren ist. Überall wirksam ist die Tradition der nächsten Vergangenheit. Dieselbe kann in kontinuierlichem Zusammenhange mit einer weit zurück liegenden Epoche stehen. Es kann dann die im Laufe der Zeit erfolgte Umbildung mit der Entwicklung der sonstigen Kulturverhältnisse gleichen Schritt gehalten haben, sie kann aber auch hinter derselben zurückgeblieben sein, so dass die Eigenheiten einer älteren Epoche in Resten geblieben sind, ohne dass darum mit dieser noch eine unmittelbare Verbindung zu bestehen braucht. Es können aber auch Werke aus einer solchen weit abstehenden Epoche, durch besonderes Ansehen, namentlich durch religiöse Ehrfurcht geschützt, sich ungewöhnlich lange lebendig erhalten und immer von neuem direkt einwirken. Dazu kommt nun das Hinausschreiten über die Grenzen der herrschenden Tradition durch die Einwirkung einer fremden Literatur, sei es der Gegenwart oder der Vergangenheit, oder auch der eigenen bereits vergessenen Literatur der Vergangenheit. Solche Einwirkungen können so stark sein, dass sie geradezu literarische Revolutionen herbeiführen. Sie können, nachdem sie einmal eingetreten sind, teils indirekt durch Vermittelung des Gewirkten weiterwirken, teils direkt sich immer von neuem wiederholen. Dergleichen Einflüsse können sich auch auf den übrigen Kulturgebieten geltend machen, und wenn sie sich überall in der gleichen Richtung bewegen und mit entsprechender Stärke auftreten, so können dadurch Diskrepanzen zwischen Literatur und Leben vermieden, wieder ausgeglichen oder wenigstens gemildert werden. Es geschieht aber auch leicht, dass Einflüsse einer fremden Kultur einseitig auf dem literarischen Gebiete dominieren, wodurch dasselbe bis zu einem gewissen Grade isoliert wird.

Die Wahl des Stoffes ist charakteristisch. Die Literatur ist keine durchweg getreue Widerspiegelung des wirklichen Lebens, aber noch weniger eine allseitige. Das Stoffgebiet der Poesie war ursprünglich ein sehr beschränktes. Sie diente zu allererst wohl nur den Zwecken des Kultus. Die allmähliche Ausdehnung ihres Gebietes zu verfolgen und für jede Epoche den Kreis zu umschreiben, innerhalb dessen sie sich bewegt, ist eine der wichtigsten Aufgaben. Es ist ferner zu untersuchen, welcherlei Stoffe innerhalb dieses Kreises vorherrschen. Von dem einzelnen Dichter muss festgestellt werden, welche unter den ihm durch die Tradition seiner Zeit nahe gelegten Stoffen er bevorzugt oder ausschliesslich behandelt, und namentlich, was er etwa seinerseits dazu beigetragen hat, das Gebiet der Dichtung zu erweitern, wobei er entweder der Anregung einer fremden Literatur gefolgt oder ganz selbständig verfahren sein kann.

Jede Epoche begnügt sich in der Regel mit einer beschränkten Zahl eigentümlich ausgebildeter Charaktertypen, die allerdings variiert, aber doch in ihren Grundzügen wiederholt werden. Solche Typen vererben sich von einer Generation auf die andere und wandern oft durch viele Nationalliteraturen, wie sich dies namentlich in der Komödie zeigt. Diese Typen müssen nach ihren konstanten Zügen erfasst, ihre allmähliche Umbildung, ihr Untergang und das Aufkommen ganz neuer Typen verfolgt werden. Ganz dasselbe gilt von gewissen Motiven und Situationen, Konflikten und Lösungen, Stimmungen und Empfindungsweisen, ethischen Idealen etc.

Starken Veränderungen unterliegt die Kompositionsweise, doch aber haben gewisse Grundschemata ein äusserst zähes Leben. Es gibt manche Schemata, die in verschiedenen Gattungen zur Anwendung kommen können, manche, die auf eine Gattung beschränkt sind und eben für diese oder eine bestimmte Entwicklungsstufe derselben charakteristisch sind. Auf diesem Gebiete kommt es namentlich darauf an, die Praxis einer Zeit mit der Theorie, wo solche

vorhanden ist, zusammenzuhalten. Zur Illustration dafür, welche weiten Zusammenhänge es hier zu verfolgen gilt, verweise ich auf ein Beispiel. Ein wesentlicher Punkt in der Komposition der Ilias ist es, dass die Götter unmittelbar in die Geschehnisse der Menschen eingreifen, und zwar wie diese in zwei Parteien geteilt, gegen einander wirkend. Was sich hier aus der naiven Anschauung des Volkes heraus von selbst ergeben hatte, das wurde in der Folge als ein notwendiger Bestandteil der epischen Komposition aufgefasst. Es wurde nachgeahmt von den späteren griechischen Epikern, von Virgil und seit der Renaissance von den neueren Dichtern. Tasso bildete diese Kompositionsweise unter Benutzung der mittelalterlichen Tradition christlich um, indem Gott und seinen Engeln der Teufel mit seinem Gefolge entgegengestellt wurde; an ihn konnte sich dann Milton und an diesen Klopstock anschließen. Andere moderne Epiker ersetzten die Götter durch allegorische Figuren. Noch W. Jordan war so befangen durch das Homerische Vorbild, dass er, um die germanische Heldensage zu einem Epos zu gestalten, es nötig fand, sie mit einem solchen ihr fremdartigen Elemente zu durchsetzen.

Die Betrachtung der Sprache gehört in die Literaturgeschichte zunächst insofern, als durch ihre Beschaffenheit auch die Beschaffenheit der in ihr verfassten Werke bedingt ist. Dieses Abhängigkeitsverhältnis tritt besonders zu Tage bei dem Versuch der Übertragung in andere Sprachen. Überhaupt wird man sich über die besonderen Vorzüge und Mängel einer Sprache oder einer Stufe in der Entwicklung derselben nur klar durch die Vergleichung mit anderen. Auch die Entwicklung der Sprache gehört zum Teil in die Literaturgeschichte, nämlich soweit sie nicht die ohne Bewusstsein sich ergebende Folge des täglichen Verkehrs ist, sondern das Resultat kunstmässiger Bearbeitung. Es gibt nicht leicht ein Erzeugnis der Poesie oder Literatur, in welchem die Sprache schlechthin mit derjenigen übereinstimmt, die der Verfasser im gewöhnlichen Verkehr, wenn er sich gehen lässt, anwendet. Zunächst macht sich der Unterschied in der Auswahl der Wörter und Wendungen geltend und in der Ausbildung verwickelterer und feiner gegliederter Perioden. Wie dann durch die Macht der Tradition sich in der Poesie überhaupt ältere Kulturelemente bewahren, die sonst aus dem Leben geschwunden sind, so erhält sich auch in der Sprache der Poesie manches, was die Umgangssprache schon ausgestossen hat. So tritt uns bei den germanischen Stämmen schon in den ältesten Denkmälern eine ausgebildete poetische Sprache entgegen mit besonderem, vom prosaischen sich deutlich abhebendem Wort- und Formelschatz, teilweise auch mit Eigenheiten in den Laut- und Flexionsverhältnissen. Der einzelne Dichter steht nun mindestens zwischen zwei Einflüssen, deren Kräfteverhältnis nicht immer das gleiche zu sein braucht, dem der Mundart, in der er aufgewachsen ist, und dem der traditionellen Dichtersprache. Daraus ergibt sich eine Modifikation der letzteren, die nun auch weiter überliefert wird, u. s. f. Dazu kommt nun die Wechselwirkung der verschiedenen Mundarten. Auch wo der Dichter, wie es zunächst allgemein der Fall ist, auf dem Grunde seiner heimischen Mundart stehen bleibt, ist Beeinflussung durch solche Erzeugnisse, die in einer anderen verfasst sind, nicht ganz ausgeschlossen. Die Erhebung einer Mundart über die andern durch Bevorzugung in der Verwendung und die daraus entspringende Herausbildung einer Gemeinsprache ist eine Thatsache, die ebensosehr der Literaturgeschichte wie der Sprachgeschichte angehört. Während der Übergangszeit ist die Stellung der einzelnen Schriftsteller eine besonders verschiedenartige und erheischt eine eingehende Charakteristik. In Deutschland wird man gut thun, zu dieser Übergangszeit noch das 18. Jahrh. zu rechnen, welches dem Beobachter nach dieser Richtung noch eine Fülle interessanten Stoffes bietet.

Ganz abgeschlossen ist ja die Bewegung zur Gemeinsprache hin auch jetzt noch nicht. Ein gewisses Mass von Freiheit in der Gestaltung ihrer Sprache, wenn auch nicht immer das gleiche, haben die Dichter und Schriftsteller zu allen Zeiten gehabt und haben davon theils bewusst, theils unbewusst in einer für sie charakteristischen Weise Gebrauch gemacht. Zu der vermittelnden Stellungnahme zwischen heimischer Mundart, Gemeinsprache und traditioneller Dichtersprache kann eventuell noch die absichtliche Verwendung von Elementen aus anderen Mundarten treten, ferner das Zurückgreifen auf eine schon verschollene Tradition, die Nachahmung fremdsprachlicher Ausdrucksformen und endlich eigene Neuschöpfung.

Von der Behandlung der Sprache als solcher lässt sich das eigentlich Stilistische nicht scharf sondern. Wir haben aus dem Altertum ein System der Stilistik überkommen, über welches man in neuerer Zeit nicht viel hinausgekommen ist, wiewohl dasselbe einer Vervollständigung und feineren Durchbildung noch sehr bedürftig ist. Es ist dazu erforderlich, dass man ohne Rücksicht auf praktische Zwecke, wie sie die ältere Stilistik verfolgt, das wirklich Vorkommende von allen Seiten her sammelt und zweckmässig gruppiert. Dazu hat also die literargeschichtliche Forschung das Material zu liefern. Sie wird dann umgekehrt aus der Verbesserung der Systematik Vorteil für sich ziehen. Sie wird dadurch in der richtigen Beurteilung des Einzelnen gefördert und namentlich in den Stand gesetzt werden, bequemer und leichter zu charakterisieren. Bei dem dormaligen Stande der Systematik würde man, solange man sich auf die herkömmlichen stilistischen Kategorien beschränkt, nicht weit kommen. Zu einer historischen Darstellung des Stils gehört natürlich wieder, dass man den Einzelnen nicht losgelöst von seiner Umgebung, von seinen nächsten Vorgängern und Nachfolgern betrachtet. Man muss mit Hülfe der Vergleichung die stilistischen Eigenheiten ganzer Epochen, Gattungen und Schulen feststellen und dann jedem Autor seine Stellung darin anweisen.

Der Versbau ist wohl dasjenige, worin der Einzelne am meisten von der Tradition abhängig ist. In dieser Beziehung sind in der Regel gar keine Ansprüche auf Selbstständigkeit an die Dichter gestellt. Eine Ausnahme macht allerdings die Lyrik der Minne- und Meistersänger. Auch die Schöpfung neuer Formen pflegt in der Regel nur eine Umbildung von etwas schon Vorhandenem zu sein, von dem man sich nicht gleich sehr weit entfernt. Gewaltsame Sprünge in der Entwicklung finden wir immer nur unter dem Einflusse einer fremden Literatur.

Sprache, Stil und Versbau stehen in engem Zusammenhang. Die Art, wie sie sich gegenseitig bedingen, muss untersucht werden. Durch die natürlichen Betonungs- und Quantitätsverhältnisse und durch manche andere Eigenschaft einer Sprache ist die Möglichkeit der metrischen Gestaltung in bestimmte Grenzen eingeschlossen, die Angemessenheit und die Bequemlichkeit verlangt noch engere. So ist beispielsweise die Herrschaft der Alliteration in der altgermanischen Poesie erst möglich geworden durch die Zurückziehung des Accents auf die erste Silbe. Ein Versbau, der auf nationaler Grundlage erwachsen ist, wird auch den Eigenheiten der Sprache wohl angepasst sein. Nur können allerdings diese Eigenheiten sich ändern, ohne dass rechtzeitig eine entsprechende Umbildung der metrischen Prinzipien eintritt. Die Nachahmung fremder Versgebilde verträgt sich häufig schlecht mit der Natur der eigenen Sprache. Das Ringen mit den daraus sich ergebenden Schwierigkeiten und die Modifikationen, die das Fremde dabei erfährt, bilden einen interessanten Stoff für die geschichtliche Betrachtung. Umgekehrt hat der Versbau einen grossen Einfluss auf die Ausbildung der poetischen Sprache. Die Wahl der Wörter und Formen bestimmt sich nach der Bequemlichkeit,

mit der sich dieselben in den Vers einfügen. Doppelformen sind sehr erwünscht, um nach den Bedürfnissen des Metrums damit wechseln zu können, und daher behaupten sich solche oft in der poetischen Sprache, wo die prosaische die eine ausgestossen hat. Das gleiche gilt von synonymen Bezeichnungen desselben Begriffs. Besonders gute Dienste leisten solche zur Erleichterung der Alliteration. Daher zum teil der Reichtum der altgermanischen epischen Sprache an Ausdrücken für Mann, Frau, Kind, Ross, Schiff, Kampf etc. Vollends gestaltet sich der traditionelle Formelschatz nach der Verstechnik, wie sich dies am besten an der grossen Menge von usuell gewordenen alliterierenden Verbindungen im alten Epos zeigt.

§ 37. In der Reaktion gegen die ältere bloss ästhetisierende Betrachtung der Literatur ist man wohl bisweilen so weit gegangen, dass man die ästhetische Beurteilung hat ganz von der Literaturgeschichte ausschliessen wollen. Wenn es aber Aufgabe der Geschichte ist, die treibenden Kräfte zu untersuchen, die bei der Entstehung und bei der Wirkung der literarischen Erzeugnisse thätig gewesen sind, so kann natürlich derjenige Faktor nicht ausgeschlossen werden, der dabei zwar nicht der einzige, aber doch mindestens einer der allerwichtigsten ist. Freilich kann die Wertabschätzung einer Dichtung nach dem subjektiven Wohlgefallen oder Missfallen, was der Kritiker dabei empfindet, oder nach einem angenommenen Regelkodex oder gar nach einem metaphysischen System in keiner Weise genügen. Auch das ästhetische Moment muss der historischen Betrachtungsweise unterworfen werden. Aufgabe des Geschichtsforschers ist es zunächst nicht, Werturteile zu fällen, die den Anspruch auf Allgemeingültigkeit machen, sondern, wie schon eben angedeutet ist, die ästhetischen Triebe in Dichter und Publikum zu verfolgen, wodurch ein Werk entstanden ist und gewirkt hat. Die Ästhetik, welche wir dazu bedürfen, ist etwas noch sehr im Werden Begriffenes, zu dessen Ausbildung die Literaturgeschichte wesentliche Beiträge liefern muss. Es ist eine Erfahrungswissenschaft, die nicht Forderungen stellt, sondern die in ihr Gebiet fallenden Thatsachen unbefangen beobachtet, sammelt und durch Vergleichung und Analyse auf die letzten erreichbaren Grundlagen zurückführt. Sie ist ein Teil der Psychologie. Es gibt keine objektive, sondern nur eine subjektive Ästhetik. Ihr unmittelbarer Gegenstand sind innere Zustände, die Aussendungen werden nur betrachtet als Mittel zur Erregung dieser Zustände. Die ästhetische Wirkung eines Kunstwerkes ist nicht bloss von seiner eigenen Beschaffenheit abhängig, sondern zugleich von der des aufnehmenden Subjektes, und ohne dass wir diese in Rechnung ziehen, gelangen wir überhaupt nicht zum Erfassen und Verstehen der ästhetischen Thatsachen. Es kommt dabei sehr vieles in der Organisation des Individuums in Betracht, was an und für sich nicht ästhetischer Natur ist, wodurch aber die ästhetischen Gefühle mitbedingt werden. Wie die ganze geistige Natur des Menschen so ist demnach auch die davon abhängige ästhetische Wirkung historisch bedingt. Wir dürfen daher nicht einseitig von dem Eindrücke ausgehen, den etwas gerade auf uns macht, sondern wir müssen, soweit dazu Mittel vorhanden sind, den Eindruck auf die verschiedenartigsten Individuen studieren. Für den Literaturhistoriker kommt es vor allem darauf an, eine Vorstellung von dem Eindruck der dichterischen Erzeugnisse auf die Zeitgenossen zu gewinnen, und somit von dem Verhältnis der ästhetischen Produktion zu den ästhetischen Bedürfnissen der Zeit. Welchen Beifall ein Werk gefunden hat, ersieht man aus der Verbreitung desselben in Handschriften und Drucken, aus etwaigen Angaben über die Höhe des Absatzes, aus der Häufigkeit, mit der es etwa erwähnt wird, aus öffentlichen Besprechungen, bei denen freilich der Einfluss der Theorie und die Parteiverhältnisse in Anschlag gebracht werden müssen,

reiner öfters aus gelegentlichen Urteilen und Herzensergießungen, die zufällig auf uns gekommen sind, aus den Nachahmungen, die es gefunden hat, aus den Reminiscenzen, die ihm entnommen sind. Aus diesen Quellen ergibt sich mitunter nur die nackte Thatsache des stärkeren oder schwächeren Gefallens oder Missfallens, häufig aber auch eine Begründung dafür, eine genauere Schilderung des hervorgerufenen Eindrucks. Damit müssen wir vergleichen, was sich über die Absichten, die ästhetischen Anschauungen und Triebe des Verfassers selbst ermitteln lässt. Schliesslich müssen wir versuchen, das Gefundene soweit wie möglich psychologisch zu analysieren und auf seine Ursachen zurückzuführen. Dasselbe muss dabei mit unseren eigenen ästhetischen Empfindungen vermittelt werden, was wieder um so besser gelingen wird, je feiner und vielseitiger unsere Empfänglichkeit schon ist. Es gehört aber anderseits auch wieder dazu, dass man im stande ist, von seinem Reichtum abzusehen, sich in ein beschränkteres Dasein zu versetzen, sich auf den Standpunkt einer roheren oder noch nicht durch Mannigfaltigkeit und Grossartigkeit der ästhetischen Eindrücke verwöhnten und abgestumpften Empfindung zu stellen. Es gehört ferner dazu, dass man sich von den besonderen Gewöhnungen seines Kulturzustandes loszumachen versteht, indem man das Zufällige und Temporäre darin erkennt, und dass man sich anderseits diejenigen Elemente in dem fremden Kulturzustand zu eigen macht, die einen abweichenden ästhetischen Eindruck zur Folge haben müssen. Durch methodische Vergleichung der ästhetischen Urteile sowohl wie der ästhetischen Produktionen muss man versuchen, nicht bloss die individuellen Besonderheiten, sondern das für ganze Gruppen oder Epochen charakteristische Gemeinsame herauszufinden und so eine Geschichte des Geschmacks zu konstruieren.

Wenn wir so einen durchgängig empirischen Standpunkt für die ästhetische Betrachtung verlangen, so soll damit nicht gesagt sein, dass der Literaturhistoriker sich aller Werturteile enthalten müsse. Nur müssen auch diese Werturteile nicht auf der eigenen Subjektivität, sondern auf einer breiten empirischen Basis ruhen, und sie müssen gleichfalls unter den historischen Gesichtspunkt gebracht werden. Es muss die ästhetische Wirkung, die ein Werk auszuüben im stande ist, mit derjenigen der vorausgegangenen Werke verglichen werden, um festzustellen, ob damit nach irgend welcher Seite hin ein Fortschritt erreicht ist, eine Bereicherung oder Verstärkung oder Verfeinerung, ob etwa neue Gefühlstöne dadurch erweckt, ob neue bisher nicht angewendete Mittel gefunden oder die alten glücklicher kombiniert sind. Ebenso ist jeder Rückschritt festzustellen, soweit er auf das Ganze von Einfluss ist.

§ 38. Zu einer Geschichte der Literatur gehört es selbstverständlich, dass man die Antriebe zur Produktion aufzudecken sucht. Wir können hier zunächst scheiden zwischen rein innerlichen, persönlichen Bedürfnissen und dem Streben nach Wirksamkeit auf ein Publikum. In ersterer Hinsicht wird wieder zweierlei auseinander zu halten sein: auf der einen Seite der Trieb zum Aussprechen dessen, wovon man innerlich stark bewegt wird, was eine Erleichterung zur Folge hat ähnlich wie eine Reflexbewegung, wie überhaupt jedes Ausbrechen der Empfindung in Worte; auf der andern der eigentlich künstlerische Gestaltungstrieb, der sich schon dadurch von jenem anderen Triebe abhebt, dass er sich auch auf Gegenstände erstreckt, welche in dem Dichter keine Leidenschaft erregen. So stark aber auch diese innerlichen Bedürfnisse sein mögen, so führen sie doch selten zu abgeschlossenen Werken, wenn sich damit nicht die Absicht zur Mitteilung verbindet. Es braucht aber nicht immer das allgemeine Publikum zu sein, an das man sich wendet, es kann ein kleiner Kreis sein, den man ausschliesslich oder vorzugsweise im Auge hat, auch ein einzelner, etwa ein Gönner, ein Freund, eine Geliebte.

Das letztere ist z. B. der Fall bei der poetischen Epistel, so lange sie noch wirklich Epistel ist, bei Widmungsgedichten, Stammbuchversen u. dergl., aber auch sonst vielfach. So richten sich z. B. viele Lieder der Minnesinger zunächst an die Dame, der der Ritter seinen Dienst gewidmet hat. Auch an übernatürliche Wesen kann sich die Dichtung wenden, und wenn sie aus naivem Glauben entsprungen ist, kann dabei jeder Gedanke an ein sonstiges Publikum fern liegen. Sehr leicht aber verbindet sich doch mit der Adressierung an den einzelnen oder einen engen Kreis von vornherein der Gedanke an ein weiteres Publikum, und diese Adressierung kann zur blossen Einkleidung werden. Einen wesentlichen Unterschied macht es nun weiter, ob der Autor den Bedürfnissen und Neigungen des Publikums dienen oder ob er dasselbe nach einer bestimmten Richtung hin beeinflussen will. Zu dem ersteren kann ihn die uneigennützigste Absicht antreiben, seinem Publikum einen Genuss zu verschaffen, was namentlich dann vorkommen wird, wenn dasselbe aus einem engeren Freundeskreise besteht. In stärkerem Masse aber wirken egoistische Antriebe, das Streben Gunst und Ehre und vor allem auch materiellen Lohn zu gewinnen. Beeinflussung des Publikums kann nach sehr verschiedenen Seiten hin angestrebt werden. Kaum noch hierher zu rechnen ist es, wenn es dem Autor nur darum zu thun ist, Teilnahme für seine Leiden und Freuden zu finden, wenn es sich für ihn um eine Herzenserleichterung handelt, die nicht nur ausgesprochen, sondern auch vernommen sein will. Er kann weiterhin eine ästhetische Wirkung anstreben, die seinen eigenen Grundsätzen gemäss ist, unbekümmert um die Geschmacksrichtung derer, an die er sich wendet; er kann moralische Besserung, religiöse Erbauung, Belehrung der mannigfachsten Art zu seiner Absicht nehmen; er kann versuchen, Propaganda für eine Partei zu machen, zu bestimmten Handlungen zu bewegen, günstige oder ungünstige Stimmung für eine Person zu erwecken etc. Nicht bloss vom Publikum kann ein Autor abhängig sein, sondern auch von einem Auftraggeber, der übrigens dann zugleich auch Publikum sein kann. So bei bestellter Gelegenheitsdichtung. Hierher gehört auch meistens die politische Dichtung des Mittelalters, die das Interesse eines Herren oder Gönners vertritt, sowie ein grosser Teil unserer heutigen Tagespresse. Natürlich können die hier aufgezählten Antriebe in sehr mannigfachen Combinationen auftreten.

§ 39. Wieweit ein Autor sich durch sein Publikum und eventuell durch Auftraggeber bestimmen lässt, das hängt natürlich sehr von seiner ganzen Lebensstellung ab. Vor allem kommt es darauf an, ob er in der Lage ist, mit seinen Werken etwas verdienen zu können, und ob er darauf angewiesen ist, dies zu müssen. Mit diesen Umständen in engem Zusammenhange steht der Gegensatz zwischen Berufsdichter und Dilettanten, d. h. Dilettanten im eigentlichen Sinne des Wortes ohne Beimischung von etwas Herabsetzendem. Die Beispiele von Dichtern, denen es ihre Vermögensverhältnisse gestatteten, die Poesie zum Lebensberuf zu machen, ohne dass sie irgend welchen Lohn dafür beanspruchten, sind selten, zumal da dies bis zu den neuesten Zeiten in vornehmeren Kreisen nicht als ein schicklicher Beruf gegolten hat. Eine ausschliessliche Hingabe an poetische und sonstige literarische Produktion ist daher in der Regel an die Voraussetzung geknüpft, dass dadurch die nötigen Subsistenzmittel gewährt werden. Andernfalls muss ein sonstiger Beruf dieselben liefern.

Die Möglichkeit poetische und schriftstellerische Produktion zur Erwerbsquelle zu machen ist ganz wesentlich bedingt durch die Art, wie diese Produktion dem Publikum mitgeteilt wird. Der Übergang von mündlicher zu schriftlicher Mitteilung hat auf die Art wie sich der Gewinn des Autors und danach seine ganze Lebensstellung gestaltete einen tiefgreifenden Einfluss

gehabt. Man darf dabei nicht ausser Acht lassen, dass auch nach dem Beginne schriftlicher Aufzeichnung mündliche Mitteilung noch lange das Vorherrschende blieb. Immer gab es noch eine Menge von Erzeugnissen, die überhaupt nie niedergeschrieben wurden. Aber auch diejenigen Werke des Mittelalters, die schriftlich auf uns gekommen sind, konnten zu ihrer Zeit nur durch mündlichen Vortrag in weitere Kreise des Volkes dringen. Denn die Kenntnis des Lesens war zu wenig verbreitet und die Handschriften zu teuer, als dass sie sich viele hätten beschaffen können. Ausserdem hat die Musik, solange und soweit sie mit der Poesie in untrennbarer Verbindung geblieben ist, immer schützend für die mündliche Überlieferung gewirkt, wie sie dies in beschränktem Masse noch heute thut. Noch stärker und dauernder ist der Schutz gewesen, den der mündliche Vortrag durch die Verbindung mit mimischer und scenischer Aufführung erhalten hat. Ein Mittelding zwischen mündlicher und schriftlicher Mitteilung ist das Vorlesen, welches im Mittelalter bei grösseren, nicht in Musik gesetzten Werken das gewöhnlichste Mittel der Verbreitung gewesen ist.

Es gibt nun eine zweifache Art, wie sich der Autor eine Belohnung von Seiten des Publikums sichern kann. Entweder muss er dieselbe direkt in Empfang nehmen, oder es muss ihm gelingen Mittelspersonen zu finden, die ihm etwas dafür zahlen, dass sie durch ihn in den Stand gesetzt werden, sich ihrerseits für die Mitteilung seines Werkes bezahlt zu machen. Das letztere ist das kompliziertere und bedarf immer schon einer gewissen Organisation, die sich erst allmählich entwickeln muss. Das erstere ist in den Zeiten der mündlichen Überlieferung das Naturgemässe. Der Dichter ist selbst Vortrager, Sänger seiner Werke und wandert als solcher, wenn er dessen nicht durch einen Herren oder Gönner enthoben ist, um die Stätten aufzusuchen, wo ein Publikum beisammen ist, das ihn anhören mag und ihn dafür beschenkt. Der Lohn, den er empfängt, gilt nicht eigentlich seinem Dichten, sondern dem Vortrag. Undenkbar ist es allerdings nicht, dass er sich auch wohl von einem andern Sänger etwas dafür ausbedingen konnte, dass er ihn seine Lieder lehrte. Es führt aber, soviel mir bekannt, keine Spur darauf, dass dies in den germanischen Ländern vorgekommen sei. Im allgemeinen wird derjenige, der fremdes Eigentum vortrug, auch allein den Lohn davon getragen haben. Die ökonomischen Verhältnisse haben demnach wesentlich dazu beigetragen, die Einheit von Dichter und Sänger aufrecht zu erhalten und vielleicht auch die Aufzeichnung zu verhindern, wo sie an sich schon möglich gewesen wäre. Je mehr die Aufzeichnung überhand nimmt, wozu namentlich auch die Ersetzung des Pergaments durch das billigere Papier beigetragen hat, je mehr im Zusammenhange damit die Kunst des Lesens und Schreibens sich ausbreitet, um so mehr wird der Stand der Vortragenden geschädigt und herabgedrückt und zuletzt fast ganz entbehrlich. Damit wird aber auch die bisherige wirtschaftliche Grundlage für einen berufsmässigen Dichterstand vernichtet. Denn sobald der Dichter eine Handschrift seines Werkes aus der Hand gegeben hat, ist er nicht mehr in der Lage, eine beliebige Vervielfältigung zu verhindern. Durch die Einführung des Druckes wird wieder eine bessere Grundlage geschaffen, indem nun mit einem Male eine grössere Anzahl verkäuflicher Exemplare hergestellt wird, die von einem andern in gewinnbringender Weise nur vervielfältigt werden können, wenn er das Risiko übernimmt, ebenfalls gleich eine entsprechende Anzahl herzustellen. Indessen bleiben doch die Umstände für den Autorgewinn, zumal in Deutschland noch lange sehr ungünstig, vor allem deswegen, weil gerade bei denjenigen Werken, die einen guten Absatz versprechen, das erwähnte Risiko nicht gescheut wird und ein wirksamer Rechtsschutz gegen den Nachdruck fehlt, der erst in neuester Zeit gewährt ist. Auch

auf dieser neuen Unterlage kann der Autor versuchen, sich direkt vom Publikum bezahlen zu lassen. Um dies ganz direkt zu thun müsste er aber nicht bloss Verleger, sondern auch Kolporteur seiner Werke sein, wozu sich nur eine sehr niedrige Klasse von Schriftstellern herbeigelassen hat. Am nächsten kommt diesem Verfahren Selbstverlag mit Sammlung von Subskribenten, wie er seit dem vorigen Jahrhundert wiederholt, meist mit wenig Glück versucht ist. Indirekter ist Selbstverlag mit Vertreibung durch Zwischenhändler. Diese Art ist gerade im Anfang nicht so selten, indem sich das Gewerbe des Druckers und Verlegers mit dem des Schriftstellers verbindet. Die späteren Versuche sind, wenn man von einem eigentlichen Buchhändler wie Nicolai absieht, meist kläglich gescheitert. Endlich kann der Schriftsteller sein Werk von vornherein einem Buchhändler oder Drucker in Verlag geben. Die Zahlung eines Honorars hierfür ist erst allmählich üblich geworden, und dasselbe ist in Deutschland noch im 18. Jahrh. fast durchweg sehr niedrig gewesen in Folge der Spärlichkeit des Absatzes, der unvollkommenen Ausbildung des Vertriebes und vor allem wieder der Schutzlosigkeit des literarischen Eigentums. Von Belang war auch nach dieser Richtung hin das Aufkommen der periodischen Veröffentlichungen. Bei diesen liess sich eine genauere Berechnung des Absatzes machen, und sie waren gegen den Nachdruck besser geschützt, weil das Interesse an ihrem Inhalt wenigstens zum Teil ein temporäres war. Für sie konnte daher auch zuerst ein besseres und regelmässigeres Honorar gezahlt werden, allerdings vorzugsweise nur für die Redaktion, also wiederum mehr für geschäftliche Vermittelung als für Produktion. Aber erst in unserem Jahrh. hat es der gesetzliche Schutz in Verbindung mit dem erhöhten Lesebedürfnis und der grösseren Leichtigkeit des Vertriebes zu wege gebracht, dass die Honorare wenigstens für einen grossen Teil der literarischen Produktion auf eine angemessene, mitunter bedeutende Höhe gestiegen sind. So ist ein berufsmässiger Literatenstand in ausgedehnterem Masse erst in der neuesten Zeit möglich geworden, vorzüglich in Verbindung mit dem Journalwesen, während er im 18. Jahrh. noch mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und in der vorangehenden Zeit nur ganz schwach vertreten war, so dass zwischen diesem Stande und den alten Sängern und Spielleuten, die in der Zeit der mündlichen Überlieferung eine entsprechende Rolle spielten, eine Zeit liegt, in welcher die Literatur ganz überwiegend in den Händen von Geistlichen und Beamten war.

Eigenartig gestalteten sich die Verhältnisse für den dramatischen Dichter, soweit derselbe für die Aufführung arbeitete. Er bedurfte dazu, wenn er auch selbst mitwirkte, immer der Teilnahme anderer. Direkt vom Publikum einen Lohn für seine Dichtung zu beziehen war er nur im stande, wenn er zugleich Unternehmer war, der die sonstigen Spieler bezahlte. So finden wir denn auch nicht selten, nachdem sich überhaupt ein Schauspielersstand herausgebildet hat, was erst die Folge einer langen Entwicklung ist, dass der Prinzipal selber die Stücke verfertigt oder wenigstens aus einer fremden Sprache übersetzt und für seine Bühne und sein Personal, sowie für den Geschmack des Publikums zurecht macht. Schon weniger einfach ist z. B. das Verhältnis Shakespeares zu seiner Truppe, da er zwar bei dieser als Unternehmer beteiligt gewesen ist, doch aber, weil er nicht der einzige war, von den übrigen eine besondere Entschädigung erhalten haben muss. Wenn der Dichter ausserhalb der Schauspielerskreise stand, musste er sich sein Stück geradezu von einer Truppe abkaufen lassen. Diese verschiedenen Verhältnisse setzen alle voraus, dass man sich bemühte, die sonstige Verbreitung und namentlich den Druck des Stückes zu verhindern, da sonst das Eigentum der Truppe an dasselbe verloren ging. Daher zum guten Teile die Scheidewand, die lange zwischen dem Bühnen-



drama und der eigentlichen Literatur bestanden hat. Erst in neuerer Zeit hat es die Gesetzgebung dem Dichter möglich gemacht, trotz des Druckes sein Eigentumsrecht den Bühnen gegenüber zu wahren, wodurch er in den Stand gesetzt wird, sich unter Umständen glänzend bezahlt zu machen.

Während die Verhältnisse zwischen den Autoren und dem grossen Publikum einem so mannigfachen Wechsel ausgesetzt sind, ist es natürlich zu allen Zeiten und unabhängig von der Art, wie ihre Werke verbreitet sind, möglich gewesen, dass einige unter ihnen durch die Unterstützung vornehmer Gönner, die nicht selten auch Auftraggeber waren, ihren Lohn erhalten haben, was durch sehr mannigfache Beziehungen veranlasst sein und wieder sehr mannigfache Beziehungen zur Folge haben kann.

Die hier besprochenen Verhältnisse zu beachten und genauer im einzelnen festzustellen darf der Literarhistoriker nicht versäumen. Denn sie sind von tiefgreifendem Einfluss auf die Produktion der verschiedenen Individuen und Epochen. So wird z. B. der Autor, der in seiner Existenz vom Publikum abhängig ist, auch den Bedürfnissen und Wünschen desselben entgegenkommen, er wird sich leicht auch dem schlechten Geschmack und der niedrigen Denkungsweise desselben anbequemen und selbst seinen schlimmen Leidenenschaften schmeicheln, er wird aber anderseits nie die Fühlung mit dem wirklichen Leben der Gegenwart verlieren. Dagegen kann derjenige, welcher sich in gesicherter Lebensstellung befindet, weit eher sich sittlich und ästhetisch über sein Publikum erheben, ist aber auch viel mehr der Gefahr ausgesetzt, sich der Wirklichkeit zu entfremden durch Hingabe an fernliegende Muster, durch Gelehrsamkeit oder durch Ausbildung eigener absonderlicher Ideale. In den Händen eines auf schriftstellerischen Erwerb angewiesenen Standes hätte sich z. B. die deutsche Literatur im 17. Jahrh. nie so weit vom nationalen Boden entfernen können. Lessing wäre nicht Lessing geworden, hätte er nicht eine lange Zeit seines Lebens von der Feder leben müssen. Umgekehrt hängt Klopstocks Entwicklung oder vielmehr das rasche Aufhören einer Entwicklung bei ihm, das frühzeitige Sicheinspinnen in einen bestimmten Ideenkreis aufs engste damit zusammen, dass er frühzeitig durch Gönner in den Stand gesetzt wurde, ohne Amt und doch ohne Rücksicht auf ein Publikum zu leben. Goethes Eigenart hätte sich unmöglich in einem Literatenleben entfalten können.

§ 40. Wir müssen jetzt noch einmal auf die Behandlung von Verfasserfragen zurückkommen, nämlich insoweit dieselben nach inneren Kriterien zu entscheiden sind. Dies ist erforderlich einerseits, wenn gar keine Zeugnisse vorhanden, anderseits, wenn die vorhandenen Zeugnisse anfechtbar sind. Im letzteren Falle müssen natürlich die Resultate aus der Untersuchung der inneren Kriterien und die aus der Kritik der Zeugnisse gegen einander gehalten werden, um das Endergebnis zu gewinnen. Ebenso müssen die sprachlichen und sachlichen Kriterien gegen die literarischen abgewogen werden. Die letzteren basieren auf der vergleichenden Charakteristik. Auf ein möglichst allseitiges und erschöpfendes Erfassen des Charakteristischen muss man zunächst ausgehen. Ob man dadurch zu entschieden Resultaten gelangt, das hängt in hohem Grade davon ab, wie ausgeprägt die Individualitäten sind, mit denen man es zu thun hat. In einem grossen Teile der Literatur werden traditionelle Motive in einem traditionellen Formelschatz behandelt, so dass die Persönlichkeit des Einzelnen darin ganz aufgeht oder nur in leisen, schwer herauszufindenden Spuren durchblickt. So kann es jemandem, der auf diesem Gebiete keine Erfahrungen hat, leicht begegnen, dass er meint, Identität des Verfassers verschiedener Werke annehmen zu müssen, auf Grund von Übereinstimmungen, die einer ganzen Gruppe von Verfassern gemein

sind. Man darf überhaupt eine Verfasserfrage nicht isoliert behandeln, sondern muss den nächstverwandten Kreis von Erzeugnissen hinzuziehen, um beurteilen zu können, was Gemeingut der Zeit und Gattung, was individuelle Besonderheit ist. Auch sehr individuelle Stilmanieren finden Nachahmer, die sich oft sklavisch an ihr Vorbild anschliessen. Solche Nachahmung wird auch geradezu zum Zwecke der Täuschung vorgenommen, um dann das Machwerk einem Verfasser unterzuschieben. Die entgegengesetzte Schwierigkeit entsteht dadurch, dass ein und der selbe Verfasser verschiedene Stilgattungen gepflegt und sich derartig entwickelt haben kann, dass die Erzeugnisse der verschiedenen Epochen weit von einander abstehen. Es wird dabei einen grossen Unterschied machen, ob eine derartige Mannigfaltigkeit bei ihm bereits festgestellt ist, oder ob alles ihm mit Sicherheit Zuzuweisende ein wesentlich einheitliches Gepräge trägt, wodurch natürlich ein zuversichtlicheres Urteil gestattet wird. In hohem Grade hängt die Sicherheit des Urteils auch von dem Umfang der in Frage gezogenen Stücke ab. Je grösser derselbe ist, um so mehr kann man erwarten, dass die charakteristischen Züge auch zur Erscheinung kommen.

Im einzelnen kann sich die Verfasserfrage sehr verschieden gestalten. Es kann sich darum handeln, ob mehrere als besondere Werke überlieferte Stücke dem gleichen Verfasser zugehören oder nicht. Dabei können sich folgende Resultate ergeben. Entweder wird der Verfasser eines Werkes trotz mangelnder Zeugnisse als identisch mit dem eines anderen oder mehrerer anderer erkannt und damit also eventuell auch sein Name ermittelt. So ist z. B. das sogenannte zweite Büchlein von Haupt aus inneren Gründen Hartmann von Aue zugewiesen, wogegen sich allerdings immer wieder Zweifel geregt haben. Oder es wird ein Werk trotz vorhandenen Zeugnisses einem Verfasser abgesprochen, wie z. B. Pfeiffer (Germ. 3, 59) mit schlagenden Gründen nachgewiesen hat, dass der in der Pariser Liederhs. Gottfried von Strassburg beilegte Lobgesang auf die Jungfrau Maria ihm nicht zugehören kann. Oder endlich es findet ein Zeugnis, dem nicht ohne weiteres volles Vertrauen zu schenken wäre, seine Bestätigung. Kommen bei der Vergleichung mehr als zwei Werke in Betracht, so ist man in günstiger Lage, wenn nur das eine fraglich ist, während bei den anderen die Identität des Verfassers schon feststeht. Schlimmer ist man daran, wenn der Zweifel sich auf eine Reihe von Werken erstreckt, zumal wenn dazu kommt, dass diese Werke von geringem Umfang sind, und dass kein zweifellos dastehender grösserer Kern vorhanden ist. In dieser misslichen Lage befindet man sich öfters in Bezug auf die Minnesinger. Schwer zu lösende Probleme bieten z. B. die unter dem Namen Dietmars von Eist überlieferten Lieder (vgl. Scherer, Deutsche Studien, II, 473 und PBB 2, 457). Man kann auch zwei an verschiedenen Orten überlieferte Stücke als Fragmente des gleichen Werkes erkennen, wobei dann aber ausser der Übereinstimmung in den charakteristischen Eigenheiten noch die inhaltliche Beziehung der Stücke zu einander in Frage kommt.

Diese inhaltliche Beziehung kommt gleichfalls immer mit in Betracht, wenn es sich darum handelt, ob etwas, was als ein zusammenhängendes Werk überliefert ist, in allen seinen Teilen von dem gleichen Verfasser herrührt. Erschwert wird in einem solchen Falle die Untersuchung namentlich dadurch, dass die Grenzen nicht von vornherein gegeben sind, bis zu denen eventuell die Thätigkeit des einen oder des anderen reicht. Dadurch, dass man diese erst zu bestimmen hat, ist auch der Willkür in der Geltendmachung von Übereinstimmungen und Verschiedenheiten ein viel weiterer Spielraum gegeben. Unter den in § 33 unterschiedenen Fällen ist derjenige am leichtesten zu erkennen und am einfachsten zu beurteilen, dass ein unvollendetes Werk von

einem anderen Verfasser fortgesetzt ist. Viel misslicher steht es mit der Ausschcheidung von Interpolationen, wofern dieselben nicht von grösserem Umfange sind. Vollends gewagt muss ein Experiment erscheinen, wie es z. B. Lachmann an dem Nibelungenlied vorgenommen hat. Selbst wenn die zugrunde liegende allgemeine Voraussetzung über die Entstehungsweise des Gedichtes erwiesen wäre, so müsste es doch zweifelhaft erscheinen, ob es auch der schärfsten Beobachtung gelingen könnte, bei dem anerkanntermassen traditionellen Stilcharakter 20 verschiedene meist nicht sehr umfängliche Werke und dazu eine Menge eingestreuter grösserer und kleinerer Interpolationen zu unterscheiden. Lachmann hat nun auch nicht dasjenige Verfahren eingeschlagen, wodurch meiner Überzeugung nach allein ein Beweis hätte erbracht werden können: er hat es nicht versucht, was ihm auch niemals hätte gelingen können, nachzuweisen, dass die einzelnen von ihm unterschiedenen Partien des Werkes sich durch positive Eigenheiten von einander abheben. Die geringen Verschiedenheiten zwischen seinen Liedern sind erst durch eine ungleichmässige Herausnahme von angeblichen Interpolationen erzeugt.

Anders gestaltet sich die Verfasserfrage, wenn es sich darum handelt, ein Werk einer bestimmten Persönlichkeit zuzuweisen oder abzusprechen, von der uns kein anderes erhalten ist, das wir damit vergleichen könnten. Hier ist zu erwägen, ob Inhalt und Form des Werkes zu dem stimmt, was wir sonst von dem Charakter, den Fähigkeiten, der Bildung, der Gesinnung, dem Interessenkreise der fraglichen Persönlichkeit wissen. Indessen, so lange wir keine Kenntnis der schriftstellerischen Eigenheiten haben, fehlt doch das brauchbarste Kriterium. Eine negative Entscheidung lässt sich zwar unter Umständen mit grosser Sicherheit fällen, zu einer positiven genügen die Mittel selten. Man hat sich zwar oft bemüht, auf diese Weise einen Verfasser auszumitteln, ohne dass irgend welche Gewähr durch Zeugnisse gegeben war. Doch sind solche Versuche meistens als ganz müssig zu betrachten.

In den bisher besprochenen Fällen handelte es sich um die Individualität des Verfassers. Man kann aber auch, von dieser absehend, nach seiner Lebensstellung fragen, nach der Zeit seines Auftretens, nach dem Orte seiner Herkunft oder seiner Wirksamkeit und nach sonstigen Verhältnissen allgemeiner Art. Auch hierfür sind mit den äusseren Zeugnissen die von der Beschaffenheit der Werke hergenommenen inneren Gründe zu kombinieren. Auf die letzteren muss man sich bei der Untersuchung häufig auch dann stützen, wenn ein Verfassername gegeben ist, weil es mit Hilfe von Zeugnissen nicht gelingt, an denselben genügende Vorstellungen von der Persönlichkeit anzuknüpfen. Die Methode, welche angewendet wird, um zu untersuchen, ob ein Werk einem zeitlich oder räumlich oder anderweitig begrenzten Kreise zugehört, ist von derjenigen nicht verschieden, durch welche über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Persönlichkeit entschieden wird. Dabei ist die Sicherheit des Urteils im allgemeinen eine grössere. Eine negative Entscheidung in Bezug auf Ort und Zeit ist natürlich auch negativ in Bezug auf die Individualität.

Bei einem Autor, der während seiner produktiven Epoche eine bedeutendere Entwicklung durchgemacht hat, kann man auch versuchen, das chronologische Verhältnis seiner Werke zu einander auf Grund ihrer Beschaffenheit festzustellen. Dabei ist man nicht bloss auf Gründe ganz allgemeiner Art angewiesen, wie grössere oder geringere Reife oder Spuren des Lebensalters in den Anschauungen etc., sobald wenigstens für einen Teil die Entstehungszeit auf Grund von zuverlässigen Zeugnissen feststeht. Dann kommt hinsichtlich der übrigen wieder die Methode der vergleichenden Charakteristik zur Anwendung. Ein Seitenstück zur Unterscheidung verschiedener Verfasser bei

einem als Einheit überlieferten Werke bildet die Unterscheidung der einzelnen Parteen eines Werkes, an dem der Dichter lange gearbeitet hat, nach der Zeit ihrer Entstehung. Den Massstab dafür geben natürlich andere Produkte von ihm, über deren Entstehungszeit man im klaren ist. So hat namentlich Goethes Faust den Stoff zu derartigen Untersuchungen geliefert, und man kann sich danach ein Urteil bilden, wieweit man etwa auf diesem Wege zu sicheren Ergebnissen gelangen kann, wie sehr man sich auf der anderen Seite vor vagen Hypothesen hüten muss.

§ 41. Die Fäden, welche die einzelnen literarischen Erscheinungen unter einander verbinden, sind so mannigfach verschlungen, dass es dem Literaturhistoriker grosse Schwierigkeiten macht, für sich selbst eine klare Anschauung davon zu gewinnen, und noch grössere, eine solche anderen in zusammenhängender Darstellung mitzuteilen. Jede Disposition, so grosse Vorteile sie auch gewähren mag, ist mit unvermeidlichen Nachteilen, verknüpft. Man wird erst dann den Stoff recht in seine Gewalt bringen, wenn man bei wiederholter Durcharbeitung nach einander die verschiedenen möglichen Gesichtspunkte für die Anordnung auf ihn angewendet hat.

Wir können nach den einzelnen Persönlichkeiten ordnen. Eine solche Darstellung geht naturgemäss darauf aus, worin eben ihr eigentümlicher Vorzug liegt, die durchgehende Eigenart eines jeden Autors sowie die allmähliche Entwicklung seines Wesens zur Anschauung zu bringen. Sie wird versuchen, seine Leistungen in Zusammenhang mit seinen Lebensschicksalen und der Gesamtentwicklung seines Geistes zu setzen, also biographisch werden. Die Biographie wird aber nicht einmal ihren nächsten Zweck erfüllen, wenn sie die einzelne Persönlichkeit nicht auf dem Grunde der allgemeinen Kulturverhältnisse zeigt, in denen sie erwachsen ist. Es ist eine Hauptaufgabe für die wissenschaftliche Behandlung, das, was als eigentlich biographisches Material gegeben ist in zusammenhängenden Lebensbeschreibungen, einzelnen Notizen etc., nach dieser Seite hin zu ergänzen, ihm erst seinen rechten Inhalt zu geben auf Grund der allgemeinen Quellen, in denen sich gar keine direkte Beziehung auf die geschilderte Persönlichkeit zu finden braucht. So muss man sich ein Bild von der Umgebung machen, in welcher dieselbe aufgewachsen ist und später gelebt hat, was teils durch unmittelbare Anschauung, teils durch Nachbildung und Schilderung geschehen kann. Die Landschaft muss dabei berücksichtigt werden, soweit sich Spuren von Empfänglichkeit dafür zeigen, wobei wir uns also vor der Anschauung hüten müssen, dass dieselbe ohne weiteres auf jeden den gleichen Eindruck hat machen müssen wie auf uns selbst. Die häuslichen und geselligen Verhältnisse, die Berührungen mit dem öffentlichen Leben müssen beachtet werden. Insbesondere muss der Charakter der Bildungsanstalten untersucht werden, denen der Betreffende angehört hat. Von den Menschen, zu denen er in näherer Beziehung gestanden hat, muss man sich eine Vorstellung zu erwerben suchen, um danach eventuell ihren Einfluss abmessen zu können. Das gleiche gilt von den Büchern, von denen es feststeht oder wahrscheinlich ist, dass er sie gelesen hat. Wollte man aber für jeden einzelnen Autor eine detaillierte Schilderung aller Bedingungen seiner Entwicklung geben, so würde vieles bei einer Anzahl von Autoren wiederkehren. Ein solches Verfahren eignet sich also nicht für eine Gesamtdarstellung der Literatur.

Bei einer Anordnung nach Gattungen wird natürlich die Entwicklung dessen, was den besonderen Charakter einer jeden Gattung ausmacht, besonders klar hervortreten. Es kann dabei aber so manches andere, was von dem Gattungscharakter unabhängig ist, trotz des engen Zusammenhanges, in dem es steht, auseinander gerissen werden. Ob mehr die Nachteile oder die

Vorteile dieser Anordnung sich geltend machen, das hängt von der Beschaffenheit der betreffenden Literatur ab. Einen grossen Gegensatz in dieser Hinsicht zeigen z. B. die altgriechische und die neuere deutsche Literatur.

Durch die Anordnung nach Landschaften fällt ein eigentümliches Licht auf manche Erscheinungen und die zwischen ihnen bestehenden Zusammenhänge. Sie eignet sich aber nicht als durchgehendes Prinzip für eine Gesamtdarstellung. Abgesehen davon, dass von den älteren Werken sehr viele überhaupt nicht mit Sicherheit einer bestimmten Gegend zugewiesen werden können, so steht zunächst der Wechsel des Aufenthaltsortes entgegen. Für sehr viele Autoren würde sich eine andere Einreihung ergeben, je nachdem man die Herkunft massgebend sein lässt oder den Ort, wo der Betreffende die entscheidende Richtung fürs Leben erhalten, oder denjenigen, an welchem er seine Hauptwirksamkeit geübt hat. Ausserdem aber ist zu keiner Zeit und am wenigsten in der neueren räumliche Entfernung ein Hindernis für tiefgreifenden Einfluss gewesen. Es sind daher nur immer gewisse Gruppen von Autoren, bei denen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Landschaft das eigentlich Entscheidende für den Charakter ihrer Produktionen ist. Schon etwas anders steht es mit dem literarischen Leben einer einzelnen Stadt, da hier in der Regel persönliche Berührung vorhanden ist, welche mitunter einen engen Zusammenschluss zur Folge hat, so dass sich Schulen mit bestimmten Tendenzen bilden. Solche Schulen sind aber nicht immer durch persönliche Beziehungen und noch weniger durch ein länger andauerndes Zusammenleben bedingt. Auch die Anordnung nach Schulen ist nicht für die Gesamtheit der Autoren durchzuführen, und wo eine solche versucht ist, ist es in der Regel nicht ohne Gewaltthaten abgegangen, wie z. B. bei Gervinus. Immer gibt es solche Autoren, die eine mehr isolierte Stellung einnehmen, und solche, bei denen sich die Einflüsse verschiedener Richtungen kombinieren.

Die bestmögliche Gesamtübersicht wird jedenfalls nicht erreicht, wenn man sich mechanisch an ein bestimmtes Schema hält. Die Disposition muss den besonderen Verhältnissen in der geschichtlichen Entwicklung angepasst sein. In den Mittelpunkt müssen dabei nicht die Erzeugnisse selbst gestellt werden, sondern das ihnen zugrunde Liegende, dessen Manifestationen sie sind. Dieses ist es eigentlich, dessen Entwicklung man zu untersuchen hat. Will man die Geschichte einer Nationalliteratur von irgend einem Punkte an verfolgen, so hat man zunächst zu fragen: was war in diesem Zeitpunkte in Folge der bisherigen Produktion an Stoffen und Formen geboten, so dass es zu jedermanns Verfügung stand, und wie war danach die Geschmacksgewöhnung des Publikums beschaffen? Man muss nun weiter jede Veränderung in dem zunächst vorgefundenen Zustande beachten, jede Bereicherung, Verarmung, Modifikation des Stoff- und Formenkreises etc. Die Bedeutsamkeit, die man dem einzelnen Werke beilegt, richtet sich dabei nicht nach einem absoluten Werte, noch weniger nach dem Werte, welches dasselbe etwa für uns hat, sondern nach dem Grade, in dem es zu einer derartigen Veränderung beigetragen hat. Es handelt sich also darum, wieweit es eigenartig gegenüber dem schon Vorhandenen ist, und wieweit diese Eigenart in die Entwicklung des Ganzen eingegriffen hat.

#### IV. ABSCHNITT.

## SCHRIFTKUNDE.

### I. RUNEN UND RUNENINSCHRIFTEN

VON

**EDUARD SIEVERS.**

§ 1. Die Geschichte der Schrift bei den Germanen beginnt wie bei allen Völkern des Abendlandes mit der Geschichte von Entlehnungen. Alle eigentlichen Alphabete denen wir bei den Germanen begegnen, beruhen auf den Alphabeten der älteren Kulturvölker, mit welchen die Germanen nach und nach in Berührung traten, und zwar haben diese älteren Alphabete in dreifacher Gestalt auf germanischem Boden Eingang gefunden. Eine eigentliche Bücherschrift tritt uns zunächst bei den Goten im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entgegen. Ihre natürliche Grundlage war bei der damaligen Stellung der Goten inmitten griechisch redender und schreibender Nachbarvölker das griechische Alphabet. Bei den übrigen Germanen hat an der Hand des eindringenden Christentums späterhin das lateinische Alphabet sich allmählich zur Alleinherrschaft durchgerungen. Beiden Übertragungen aber liegt die Ausbildung des Runenalphabetes voraus, das zwar ebenfalls nach fremdem Vorbild geschaffen ist (§ 14), das aber trotzdem nach seiner typischen Entwicklung sowohl wie nach seiner weiten Verbreitung als das eigentlich nationale Alphabet der Germanen bezeichnet werden kann.

§ 2. Alter und Verbreitung der Runenschrift. Ihre ausgedehnteste Verwendung hat die Runenschrift im skandinavischen Norden gefunden. Demnächst tritt England hervor. Aber auch für die Goten und für kontinentaldeutsche Stämme ist Kenntnis der Runenschrift, insbesondere durch inschriftliche Funde, festgestellt. Sonach wird man nicht zweifeln dürfen, dass diese Schrift einst ein Gemeinbesitz aller germanischen Stämme gewesen, und dass ihre Ausbildung folglich in eine sehr frühe Zeit hinauf reichen müsse. Genau lässt sich diese Ursprungszeit des Alphabets freilich nicht bestimmen. Zweifellos ist die Schrift älter als die ältesten erhaltenen Inschriften, deren Datierung überdies an sich wieder erheblichen Schwierigkeiten unterliegt; aber gerade für die älteste germanische Zeit fehlt es an völlig sicheren äusseren Zeugnissen, welche hier ergänzend eintreten könnten. Dass zu Tacitus' Zeiten die

Germanen noch schriftlos gewesen, hat man mit Unrecht aus dessen Äusserung, *litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant* (Germ. Kap. 19) gefolgert, denn diese Worte sind mit Wimmer vielmehr auf den Abgang heimlichen Briefwechsels unter den beiden Geschlechtern zu beziehen. Für Bekanntschaft der Deutschen mit den Runen wird auf der anderen Seite Tacitus' bekannte Schilderung des Looswerfens bei den Germanen<sup>1</sup> angezogen, und nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit: mindestens ist der Gebrauch der dort erwähnten *notae* späteren Gebrauchsarten der Runenzeichen analog, welche der Norden aufweist. Vollkommen gesichert ist dagegen der Gebrauch der Runen für das 4. Jahrhundert. Als Ulfilas um die Mitte dieses Jahrhunderts sein gotisches Alphabet schuf, entlehnte er dem Runenalphabet seine Zeichen für *u* und *o*, und sicherlich haben die Goten die Runenschrift nicht erst nach dem Beginne der grossen Wanderungen erhalten, welche sie nach dem Süden führten und von den alten germanischen Nachbarstämmen losrissen. In jene Wanderungsperiode aber fällt vermutlich die sicher gotische Inschrift der bei Kowel in Wolhynien, nicht allzufern von den ursprünglichen Stammsitzen der Goten, gefundenen Speerspitze. Mit dem Jahr 400 ungefähr beginnen sodann nach den neuesten Untersuchungen Wimmers die ältesten skandinavischen Inschriften. Die deutschen Funde gehören wohl einer etwas späteren Zeit an. Dagegen darf wieder für sicher gelten, dass die Angelsachsen ihr Runenalphabet bereits aus der alten Heimat nach Britannien mit hinübergenommen und nicht etwa erst später vom Kontinent aus empfangen haben. Sind aber die Runen diesergestalt im 4. Jahrhundert, oder doch um 400, bereits über das Gesamtgebiet der Germanen verbreitet, so wird man nicht irre gehen, wenn man mit Wimmer den Ursprung des Alphabets mindestens bis in das Ende des 2. oder den Anfang des 3. Jahrhunderts zurückverlegt. Eine noch frühere Entstehung ist aber keineswegs ausgeschlossen.

<sup>1</sup> Germ. Kap. 10: Virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. Mox, si publice consul(t)etur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae precatus deos caelumque suspiciens ter singulos tollit, sublatis secundum impressam ante notam interpretatur.

§ 3. Name. Gemeingermanisch wie die Schrift selbst ist auch ihr Name, altn. ags. *rûn*, ahd. *rûna*. Meist erscheint er im Plural, auf die einzelnen Zeichen einer Inschrift usw. bezogen, aber auch der Singular kommt kollektiv gebraucht vor<sup>1</sup>, und dies könnte leicht die ältere Gebrauchsweise sein. Denn das Wort 'Rune' ist sichtlich identisch mit dem got. *rûna* *μυστήριον*, auch *βουλὴ*, *συμβούλιον*, altn. *rûn* 'Geheimnis, geheime Weisheit, Rede', ags. *rûn* 'Beratung, Geheimnis', alts. *rûna* 'Beratung, Gespräch', als dessen Grundbedeutung verwandte Ableitungen wie ags. *rûnian*, ahd. *rûnen* 'raunen' den Begriff 'Gemurmel, geheimnisvolle Besprechung' erschliessen lassen. Hatte sich hieraus einmal, wie etwa im nhd. 'Besprechung' der Begriff 'Zauberhandlung, Zauber' spezialisiert — und eine der Hauptformen des Zaubers besteht ja gerade im Einritzen magischer Zeichen unter gleichzeitigem Hersagen eines zauberkräftigen Spruches<sup>2</sup> — so lag schliesslich die Übertragung des Wortes auf die eingeritzten Zauberzeichen als die eigentlichen Träger des Zaubers nicht ferne. Ähnlich ist z. B. das Verhältnis von ahd. *zoubar* 'incantatio, divinatio, fascinatio' usw., Graff 5,580, zu altn. *taufn*, welches u. A. auch 'Amulet' bedeutet. 'Rune' wäre danach eigentlich 'Zauber' im konkreten Sinne, dann 'Zauberinschrift', mag diese aus einem oder aus mehreren Zeichen bestehen. In diesem Sinne kann das Wort älter sein als die Erfindung der eigentlichen Runenschrift, wenn nämlich jene magischen *notae* des Tacitus noch nicht Runenzeichen im spätern Sinne waren. Sicher sind aber dann

später diese eigentlichen Runen, d. h. Schriftzeichen mit bestimmtem Lautwert, an die Stelle der älteren *notae* getreten und haben deren alten Namen übernommen. Auch darf noch bemerkt werden, dass die Bildung eines besonderen Kompositums, altn. *rúnstafr*, ags. *rúnstef*, (ahd. *rúnstab*) für die Einzelzeichen sich am leichtesten erklärt, wenn man von einem alten kollektiven *rûna* 'Zauberschrift, Schrift' ausgeht. Dies Kompositum verhält sich zu *rûna* ungefähr wie das spätere 'Buchstab' zu 'Buch'. Von *rûna* in der gewiss sekundären Bedeutung 'Geheimnis' ist der Name 'Rune' kaum abzuleiten. Auf keinen Fall bietet für diese Ableitung der Ausdruck altn. *rûða rúnar* (*stafi*), ags. *rûðan* für 'lesen' eine Stütze, denn das 'Raten' der Runen kann sich mindestens eben so gut auf die Deutung von Zaubersymbolen nach Art der taciteischen *notae* (auch wenn diese noch keine Schriftzeichen waren), als auf das Raten des in einer 'Geheimschrift' liegenden 'Rätsels' beziehen.

<sup>1</sup> Vgl. ags. *on rûne ond on rimcræfte áwriten* Andr. 134; inschriftlich *runo* auf dem Stein von Einang, und auch wol *runa* auf der Freilaubersheimer Spange. Weniger sicher, wegen des lat. Textes, ist die *barbara runa* des Venantius Fortunatus, unten § 5. <sup>2</sup> Vgl. die altn. Formel *rúnar ok galdrar*.

§ 4. Arten des Schreibens. Runen wurden ursprünglich nicht 'gemalt' oder 'geschrieben', sondern eingeritzt oder eingegraben. Dies lehrt, auch vom Befund der Denkmäler selbst abgesehen, bereits der altgerm. Ausdruck für 'Schreiben', dessen erste Anwendung die auf die Runenschrift ist, das stv. altn. *rita*, ags. alts. *writan*, ahd. *rizzan* scribere, exarare, *garizzan* incidere, Graff 2, 557 (dazu got. *writs* *zēqia*, ahd. *riz* nota, character, Graff 2, 558) in seinem Gegensatz zum got. *mīljan* (mit ahd. *mālen* verwant) und dem aus dem Lat. entlehnten ahd. *scriban*. Für Deutschland ist die Anwendung dieses Verbums auf die Runenschrift bezeugt durch *wraet* auf der Freilaubersheimer Spange, für den Norden sind die ältesten Belege *warait* Istaby, *waritu* Varnum (dazu *wraita* 'Schrift'? Reidstad). Gewöhnlicher aber wird im Norden für das Schreiben der Runenschrift das abgeleitete stv. *rista* verwendet, und *rita* stv. nebst *rita* swv. gilt in der Literatur nur von der Lateinschrift. Auch die sonstigen Ausdrücke, die vom 'Schreiben' der Runen gebraucht werden, deuten in dieselbe Richtung wie das alte *writan*: so altn. *merkja* und *marka* 'mit einem Kennzeichen versehen', und das häufige altn. swv. *fá*, Praet. *fáða* (aus \**faihn*?, vgl. *frónisco gifihod* Hel. 2398?) neben älterem \**faihjan* (Praet. *faihido* Einang), wozu sich in weiterer Bedeutung noch ags. *fǿgean* pingere (*fachit* pingit Ep. 785, *fædun* pingebant Ep. 797) und ahd. *gifēhen* discriminare, pingere etc., Graff 3, 426, stellen. Diesem Verbum liegt zu Grunde ein Adj., got. *-faihs*, ags. *fāh*, alts. ahd. *fēh* 'bunt', welches seinerseits mit seiner weiteren Sippe, wie gr. *ποικίλος*, skr. *piçalī* 'verziert' auf eine im skr. *piç* 'aushauen, verzieren' noch lebendige Wurzel zurückgeht, und wie etwa nhd. *bunt* aus lat. *punctus* seine Beziehung auf Farbenschmuck erst sekundär entwickelt hat. Das entlehnte *skrifa* kommt nur in verhältnismässig späten nordischen Inschriften gelegentlich vor.

Die Art des Eingrabens der Runen ist übrigens je nach der Beschaffenheit des Materiales eine etwas verschiedene gewesen. Neben dem eigentlichen Einritzen mit einem spitzen Instrument begegnen wir auch dem Einschneiden (auf Holz)<sup>1</sup> und dem Einhauen mit dem Meissel (so überwiegend bei den Steininschriften). Dazu tritt dann bei Münzen u. ä. die Prägung. Auch eingelegte Arbeit findet sich bereits in sehr früher Zeit, so auf den Speerblättern von Kowel und Müncheberg. Sonst scheint man auch die eingerissenen Zeichen mit roter Farbe ausgefüllt zu haben, um sie deutlicher hervortreten zu lassen<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> *Gisli hafði kefli ok reist á rúnar, ok falla niðr spenirnir*, Gísla saga Súrs. 67. 154. Die späteren Holzinschriften sind gewöhnlich eingeschitten. <sup>2</sup> Vgl. *zpru i horni*



*hverskyns stafir ristnir ok roðnir: ráða né máttak* Guðrúnarkv. 2, 23. Dass dieser Brauch ziemlich allgemein gewesen, lässt sich vielleicht aus ags. *tiafor* 'Rötel, Mennige' schliessen, das. formell gleich ahd. *zouhar*, an. *taufr* (oben § 3), seine überlieferte Bedeutung aus einem älteren 'Zauberfarbe = Runenfarbe' hergeleitet haben könnte.

§ 5. Schreibmaterial. Als Unterlage für die Runenschrift haben in älterer Zeit vorzugsweise Holz, Metall und Stein gedient; daneben treten gelegentlich auch andere Materialien, wie Horn<sup>1</sup>, Knochen<sup>2</sup> und Baumrinde<sup>3</sup>, später auch Pergament auf. Unter diesen verschiedenen Materialien scheint Holz im allgemeinen am frühesten benutzt worden zu sein<sup>4</sup>; weist doch der Schriftcharakter mancher Runen selbst darauf hin, dass die betreffenden Zeichen ihre spezifische Gestalt mit Rücksicht auf die technischen Schwierigkeiten empfangen haben, die sich beim Eingraben oder Einschneiden auf Holz geltend machten (s. § 14).

Holz ist hauptsächlich in Form von Stäben und Tafeln verwendet worden. Beide Formen treten bereits in dem bekannten Zeugnisse des Venantius Fortunatus aus dem 6. Jahrhundert (*Carm.* VII, 18, 19 f.):

Barbara fraxineis pingatur runa tabellis

Quodque papyrus agit, virgula plana valet

neben einander auf. Gemeingermanischer Name für eine solche Schreibtafel aus Holz scheint *bók* f. gewesen zu sein, das man von dem Namen der Buche herzuleiten pflegt, obschon dieser fast ausnahmslos in der Form einer Ableitung von *bøk* 'Schreibtafel' erscheint<sup>5</sup>. Daneben hat das gotische *spilda* *πινυξιδιον*, *πλαξ*, das Nordische *speld*, *spjald* n. 'Holztafel, Schreibtafel', offenbar zu 'spalten' gehörig. In späterer Zeit wird die einfache Holztafel auch durch Wachstafeln vertreten<sup>6</sup>. Für den Holzstab hat das Nordische den Namen *kefli* (*rúnakefli*), der als Bezeichnung für Looshölzer auch als Lehnwort in das Englische (schott. *keevil*) übergegangen ist. Eine Übergangsform zwischen Tafel und Stab stellen die noch spät gebräuchlichen Kalenderstäbe dar (§ 10).

Metall kommt vornehmlich in Betracht bei Münzen, Geräten, Schmuckgegenständen, Waffen. Metallinschriften finden sich über das Gesamtgebiet der Runenschrift hin zerstreut vor. Steininschriften sind dagegen dem Norden speziell eigentümlich, und finden sich ausserdem nur noch in England, aber nicht auf dem Kontinent. Man schliesst daraus, und sicher mit Recht, dass die Benutzung von Steinen als Schreibunterlage erst später aufgekommen ist, als die von Holz und Metall.

Wann man angefangen hat, sich des Pergamentes für die Runenschrift zu bedienen, ist unsicher. Beispiele von eigentlichen Runenhandschriften begegnen wieder nur im Norden, und von dem erhaltenen geht nichts über das Ende des 13. Jahrhunderts zurück (§ 9, Anm. 1).

<sup>1</sup> In der Egilssaga Kap. 44 ritzt Egill Skallagrímsson Runen auf ein Trinkhorn, das doch wohl als aus Horn gefertigt zu betrachten ist. <sup>2</sup> So bei den Kämmen von Vimose und Vestorp, der Schlange von Lindholm. <sup>3</sup> *Cortice carminibus adnotato* Saxo Gr. p. 128 Müller. <sup>4</sup> Dass Holzschriften aus ältester Zeit sich nur in geringer Zahl erhalten haben, darf bei der Vergänglichkeit dieses Materials nicht Wunder nehmen. Beispiele s. bei Wimmer S. 97. <sup>5</sup> Unserm 'Buch' entspricht altn. *bók*, ags. *bōc*, ahd. *bōc*, as. *bōk*, ahd. *buch* (ursprünglich f., St. *bōk*-); für 'Buche' gelten dagegen die Stämme *bōkōn*- in ahd. *buocha* (vgl. *Bochenia silva*), mhd. *bōke*, ags. *bōc-tréow* (das einzige spätere Beispiel für *bōc* = Buche beruht sicher auf einem Schreibfehler) und *bokjōn*- in ags. *bēce*, mhd. *bōke*. Das Dänische unterscheidet *bog* 'Buch' und *bøg* 'Buche'; das Schwedische hat *bok* 'Buch' und *bök*, *bök* 'Buche' (Rydqvist, *Svenska Språkets Lagar* 2. 159 f.). Dem Got. fehlt das einfache *bōk*: es kennt nur das sichtlich daraus abgeleitete *bōka* f. 'Buchstabe', pl. 'Schrift, Document, Brief, Buch' usw. Die ursprüngliche Bedeutung von *bōk* liegt noch klar vor in as. *bōk* sg. 'pugillaris' Hel. 232. 235 (vgl. Luc. 1. 63), etwas modifiziert im ags. *bōc* sg. 'Urkunde'. Auch altn. *bók* 'gestickter Teppich', *bōka* swv. 'sticken' lassen sich wohl nur an altes *bōk* 'Tafel mit Runen (als Zierat)' anknüpfen. Endlich weist auch der häufige Gebrauch von *bōk* als pl. t. für 'Buch' auf ein ursprüngliches *bōk* sg. 'Tafel, Blatt' zurück. Verwandt-

schaft mit dem Worte für 'Buche' ist demnach höchst unwahrscheinlich. Nach der Analogie von got. *spilda*, an. *speld*, *spjald* könnte man an eine Ableitung von skr. *bhāj* 'teilen, spalten' denken. \* Bei der Leiche des 1188 in Grönland gescheiterten Priesters Ingimundr werden Wachstafeln mit Runen gefunden: *vax var hjá þeim ok rúnar þær er sǫgðu alþurð um lífát þeirra* Sturlunga saga IV. 13 (= I. 106 f. Vigfússon). Über norwegische Wachstafeln mit Notizen in lateinischem Alphabet s. H. J. Huitfeldt-Kaas, Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandl. 1886. Nr. 10.

§ 6. Anwendung der Runen. Zu welchem Zwecke das Runenalphabet in erster Linie erfunden und in welcher Gebrauchsweise es dementsprechend zunächst verbreitet worden, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Sind jene *notae* des Tacitus Runen gewesen, so stünden dieselben (eben durch die Anwendung beim Loosen) bereits für jene älteste Zeit als Träger gewisser geheimer Kräfte fest, wie in den späteren Jahrhunderten, wo sie als kräftigstes Zaubermittel gelten. Es ist aber kaum glaublich, dass das Runenalphabet lediglich zu einem solchen Zwecke, wie Loosen, oder zum Behuf des Zaubers erfunden worden sein sollte. Die Herübernahme und Anpassung eines ursprünglich fremden Alphabets auf eine neue Sprache ist doch wohl nur denkbar wenn es, wie das die Aufgabe aller Alphabete ist, schriftlicher Mitteilung dienen sollte. Jener Loos- und Zaubergebrauch muss also wohl sekundär sein, so weit auch seine Verbreitung reicht. Von ihm aber kann hier füglich nicht weiter die Rede sein: wir haben uns vielmehr auf die Geschichte der Runen als eigentlicher Schriftzeichen zu beschränken.

§ 7. Unter den Runeninschriften sind Inschriften auf beweglichen Gegenständen, namentlich Geräten, am weitesten verbreitet. Neben nordischen Funden stehen gotische, burgundische, deutsche und englische. Die Gegenstände selbst sind mannigfacher Art. Von Waffen finden wir bereits in ältester Zeit vertreten Speerblätter, Lanzenschaft, Schwerter, Scheidenbeschläge, Schildbuckel. Unter den Schmucksachen kehren neben den stark vertretenen Brakteaten<sup>1</sup>, Spangen am häufigsten wieder (darunter 7 deutsche); demnächst Ringe. Daran schliessen sich Stücke wie das Diadem von Strarup, das goldne Horn von Gallehus, die Kämme von Vi und Vestorp, die Schlange von Lindholm nebst einigen Steinchen, die vielleicht als Amulette galten. An Hausgeräten sind Hobel und Steinaxt vertreten. Münzen mit Runeninschriften treten erst verhältnismässig spät auf.

Die Inschriften aller dieser Stücke enthalten durchgängig nur einen Namen oder in knappem Satze eine Angabe über Besitzer oder Verfertiger eines Stückes, nur ausnahmsweise etwas anderes, z. B. mehr oder weniger vollständige Runenalphabete (§ 13). Isoliert steht in England die Inschrift des Runenkästchens, welche theils von dem Fange des Wallfisches erzählt, der das Material zu dem Kästchen geliefert hat, theils die Schnitzwerke des Kästchens erläutert<sup>2</sup>. Eine nordische Parallele hierzu bietet der gotländische Taufstein von Åkirkeby auf Bornholm (§ 20, Anm. 3).

<sup>1</sup> Vgl. über diese besonders Bugge in der Aarbøger f. nord. Oldkynd. 1871. 171 ff.

<sup>2</sup> Im Beowulf 1688 ff. wird ein altes Riesenschwert erwähnt, auf dem *farh rúnstafas* die Geschichte vom Ursprung der Feindseligkeit des Riesengeschlechtes gegen Gott eingegraben war.

§ 8. Eigentliche Steininschriften begegnen wie bemerkt nur in England und im Norden. Neben Grabsteinen und Grabkreuzen finden wir in England die Versinschrift auf dem Kreuze von Ruthwell mit Auszügen aus dem Gedicht vom heiligen Kreuze. Unter den ältesten nordischen Inschriften treffen wir ein paar Mal Namen in Felswände eingehauen (Veblungsnæs, Valsfjord). Die weitaus überwiegende Zahl von Runensteinen enthält Grabinschriften, die an Umfang und Inhalt sehr variieren, von der einfachen Namensnennung des Todten oder des Verfertigers bis zu der ausführlichen durch eingestreute Verse geschmückten Lebensgeschichte, welche die Inschrift des

schwedischen Röksteines uns überliefert. Inschriften auf Steingeräten, wie Taufsteinen u. dgl., reihen sich den oben erwähnten Gerätsinschriften an.

§ 9. Gebrauch von Runen zu schriftlichem Verkehr<sup>1</sup> lässt sich gleichfalls ziemlich weit zurückverfolgen. Schon jene *tabellae* und *virgulae* des Venantius Fortunatus waren zum Briefschreiben bestimmt. In den eddischen *Atlamöl* sucht Guðrún ihre Brüder durch Runen zu warnen (Str. 4. 9. 11). Saxo Grammaticus erwähnt (p. 145 Müller) *litterae ligno insculptae* mit dem Zusatz: *nam id celebre quondam genus chartarum erat*. In den nordischen Sagas werden wiederholt *kefli* und *rúnakefli* als Träger brieflicher Mitteilungen genannt<sup>2</sup>, und Orný, eine Stumme, sucht sich durch Runen verständlich zu machen, die sie wiederum auf *kefli* einschneidet.<sup>3</sup> Auch die oben § 5, Anm. 6 erwähnten Wachstafeln des Priesters Ingimundr sind hierher zu rechnen. Halb urkundlichen Charakter haben endlich Inschriften wie die der Schatzkiste des Hákon Jarl<sup>4</sup> oder die des Ringes an der Thüre der Kirche von Forsa in Helsingland mit ihren Zehntbestimmungen.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Hierzu und zum Folgenden vgl. im Allgemeinen P. G. Thorsen, *Om Runernes Brug til Skrift udenfor det monumentale*, Kjöbenh. 1877. Bj. M. Ólsen, *Runerne i den oldtidslandske Literatur*, Kjöbenh. 1883. <sup>2</sup> *Gíslasaga* Súrs. 67. 154: *tekr Gísl kefli ok rístr á rúnar, ok kastar inn* (vgl. Fms. 9. 490: *svá at hann metti kasta rúnakefli til félaga sinna*); Fms. 9. 390: *hann hafði rúnakefli i hendi þat sem einn Ríðingur sendi konunginum*. Eine besondere Art Runenschrift scheint das *stafrárlatr* gewesen zu sein, dessen die *Sturlunga saga* 7. Kap. 154 = 1. 392 Vigf. gedenkt: *bréf . . . Var þar á stafrárla letr, ok fengu þeir eigi lesit*. <sup>3</sup> Fms. 3. 109. Flbk. 1. 251: *Orný reist rúnar á kefli, þvat hún mátti eigi mæla*. <sup>4</sup> Flbk. 3. 345 *rúnar (váru) á kistunni, ok segðu svá at Hákon jarl hefði átt fi þat ok sjálfir fölgit*. <sup>5</sup> S. Bugge, *Runen-Inschriften paa Ringen i Forsa Kirke*, Christiania 1877.

§ 10. Die am weitesten zurück reichenden Angaben über Aufzeichnung von Texten in Runen scheinen zunächst bloss auf die Einritzung von Zaubersprüchen und -Sprüchen zu gehen, deren Niederschrift nur das Mittel war, den gewünschten Zauber ins Werk zu setzen<sup>1</sup>. Doch hat man, wenigstens im Norden, auch relativ früh schon begonnen Texte, und zwar zunächst Liedertexte, um ihrer selbst willen in Runen aufzuzeichnen. Egill Skallagrímssons Sonatorrek ward nach einer glaubwürdigen Überlieferung gleich nach seiner Entsetzung (um 960) von Egils Tochter Þorgerðr auf einem *kefli* eingeschnitten<sup>2</sup>, und ähnliche Angaben kehren auch sonst wieder<sup>3</sup>, ohne dass man den Eindruck empfängt, dass es sich dabei um etwas Ungewöhnliches handle. In der That müssen solche Aufzeichnungen in bedeutendem Umlange stattgefunden haben, denn nur so lässt sich die Menge und die relativ korrekte Überlieferung der alten Lieder begreifen. Gleich alte Zeugnisse für die Prosa fehlen; es kann aber keinem Zweifel unterliegen, dass vor der Einführung des lateinischen Alphabets auch für Prosaaufzeichnungen die Runenschrift zunächst angewandt worden ist<sup>4</sup>. Hat sie sich doch neben der lateinischen Schrift noch Jahrhunderte lang erhalten, und tragen viele Prosahandschriften in der Einmischung einzelner Runenzeichen (namentlich  $\Psi$  für *maðr*) noch ein deutliches Zeichen von einst grösserer Allgemeingültigkeit des Runenalphabets an sich.<sup>5</sup> Eigentliche Runenhandschriften sind freilich äusserst selten. Die umfänglichsten sind die Handschrift des Schonischen Provinzialgesetzes und der unter dem Namen der *Fasti Danici* bekannte Runenkalender von 1328. Zu Privataufzeichnungen sind Runen gelegentlich bis in das 16. und 17. Jahrhundert hinein benutzt worden.

Anhangsweise möge hier endlich noch der nordischen Runenkalender in Stabform gedacht werden, die sich in grosser Menge erhalten haben und noch jetzt an einigen Orten bei den Bauern in Gebrauch sein sollen<sup>6</sup>.

<sup>1</sup> Hierher gehören in erster Linie die Angaben des Hrabanus Maurus, *Opp.* 333: *cum quibus* (nämlich den weiterhin mitgetheilten Runen) *carmina sua incantationesque*

ac divinationes significare procurant, qui adhuc paganis ritibus involuntur, und des Saxo Gramm. p. 128: *Quam protinus (Othinus) cortice carminibus adnotato contingens lymphanti similem reddit*, und p. 38: *diris admodum carminibus ligno insculptis iisdemque linguae defuncti . . . suppositis hac voce eum horrendum auribus carmen edere coegit*.<sup>2</sup> Vgl. Egilss. Kap. 81: *Nú vilda ek, faðir, at vit lengðim lif okkart, svá at þú mæltir yrkja erfikvæði eptir Þoðvar, en ek mun rista á kefli*.<sup>3</sup> So berichtet die Grettissaga p. 143 ganz ähnliches über die Hallmundarkvíða: *skaltu nú heyra til*, sagt Hallmundr zu seiner Tochter, *en ek man segja frá athafnum manum, ok man ek kvæða þar um kvæði, en þú skalt rista eptir á kefli*; vgl. ferner ebenda p. 154 *rúna-kefli þú er visur þessar vǫru forkunnliga vel á ritnar* und Orvarodds Saga p. 195 Boer: *sumir skulu þér síða hjá mér ok rista eptir kvæði þér er ek vil yrkja um athafnir minar ok ævi. Eptir þat tekr hann at yrkja kvæði, en þér rista eptir á speidi*. Als Beispiel für solche Aufzeichnungen kann der von Bugge, *Christiania Viden-skabs-Selsk. Forh.* 1864. 216 behandelte eine der beiden Holzstäbe von Vinje dienen.<sup>4</sup> Insbesondere ist es höchst wahrscheinlich, dass man sich, auf Island wenigstens, der Runen zu den ältesten Gesetzesaufzeichnungen bedient hat. Für ein um 1100 niedergeschriebenes Aktenstück des Bischofs Gizurr Isleifsson ergibt sich dies direkt durch die Anwendung des Verbums *merkja* von der Aufzeichnung (oben § 4).<sup>5</sup> In ags. Hss. findet sich ähnlich bisweilen  $\bowtie$  für *deð*, in deutschen  $\times$  für *ga*.<sup>6</sup> E. Schnippel, *Über einen merkw. Runenkalender des Grasshofs. Museums zu Oldenburg*, Old. 1883: ders., *Über das Runenschwert des Kgl. hist. Museums zu Dresden*, in den Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 1887, 126 ff.

§ 11. Älteste Denkmäler. a) Für das Gotische können mit Sicherheit die Inschriften des Bukarester Rings und des Speerblattes von Kowel in Anspruch genommen werden, wahrscheinlich auch die des Speerblattes von Müncheberg in Brandenburg, das dem von Kowel sehr ähnlich ist und dessen Inschrift *ran(i)na* sicher ostgermanisches Gepräge trägt. Dem Fundort nach dürfte auch der Körliner Ring am ehesten gotisch sein. (Wimmer, *Die Runenschrift*, S. 58. 62 ff.).

b) Als burgundisch gilt die Spange von Charnay in der Bourgogne, die aus einem 'merowingischen' Grabe stammt (Wimmer S. 59. 77 ff.).

c) Sicher deutsch sind schon nach den Fundorten eine Anzahl von Spangen, welche Wimmer S. 58 ff. aufzählt. Sprachliche Gründe zeugen für westgerm. Ursprung bei denen aus Freilaubersheim, Nordendorf, Engers, Friedberg. Dazu treten eine Anzahl Brakteaten (Wimmer S. 56 f.).

d) England weist neben einigen Gerätschriften, unter denen das Themse-messer oder -Schwert besonders hervortritt, insbesondere eine Anzahl Grabsteine und Kreuze auf. Am umfänglichsten sind die Inschriften der Säule von Bewcastle, des Kreuzes von Ruthwell, und des Runenkästchens im Britischen Museum (Abbildungen bei Stephens, § 20; die Texte in Umschrift bei H. Sweet, *The Oldest English Texts*, London 1885, 124 ff.).

e) Eine bequeme Übersicht über die ältesten nordischen Inschriften gibt die Schrift von E. Burg, *Die älteren nordischen Runeninschriften*, Berlin 1885 (die zuverlässigsten Abbildungen sind die bei Wimmer). Die allerfrühesten Inschriften fallen Dänemark zu und sind ausschliesslich Gerätschriften. Runensteine treten erst etwas später auf, und zwar zunächst in Norwegen und Schweden, dann etwa seit dem Anfang des 9. Jahrh. auch in Dänemark (Wimmer S. 304 ff.). Bezüglich der jüngeren Inschriften ist auf die grossen Sammlungen zu verweisen (§ 20).

§ 12. Das Alter der Inschriften ist nur in wenigen Fällen positiv zu bestimmen. Die spärlichen wirklich historischen Denkmäler, wie die von König Gorm dem Alten und seinem Sohne Harald herrührenden Jellingesteine (um 930 und 980) und der Danevirkestein, den König Sven Tjageskeg (ca. 985—1014) errichten liess, gehören wie man sieht einer späten Zeit an. Für alles übrige ist man mehr oder weniger auf Vermutungen angewiesen, die sich teils auf sprachgeschichtliche und palaeographische, teils ergänzend auf archaeologische und allgemein historische Erwägungen zu stützen haben.

Zu dem ältesten Bestand gehören hiernach zweifellos die gotischen Inschriften, die aus naheliegenden geschichtlichen Gründen nicht wohl jünger sein können als das 4. Jahrhundert. Mit dem 5. Jahrh. beginnen dann nach Wimmer auch die ältesten nordischen Denkmäler mit den Moorfunden von Thorsbjærg und von Nydam in Schleswig sowie den Gräberfunden von Strårup (Jütland) und Himlingöje (Seeland). Diesen folgen im 6. Jahrh. etwa die Funde von Vimose, Gallehus, Kragehul, Lindholm und die ältesten norwegischen und schwedischen Runensteine. Die nordischen Brakteaten verlegt Wimmer in die Zeit von ca. 550—700. Die ältesten dänischen (seeländischen) Runensteine (Kallerup, Snoldelev, Helnæs, Flemlöse), die bis etwa 800 zurückgehen dürften, zeigen in Sprache und Schrift bereits einen wesentlich jüngeren Charakter. (Wimmer S. 300—313).

Die englischen Inschriften, die durchgehends bereits ein modifiziertes Alphabet zeigen, dürften kaum älter sein als das 8. Jahrh., mit Ausnahme etwa einer in altertümlichem Alphabet abgefassten Münzinschrift, die Wimmer (S. 87) um 600 verlegt. Für die deutschen Inschriften fehlen bestimmtere Anhaltspunkte, doch sind sie sicher beträchtlich jünger als die gotischen und die ältesten nordischen Funde.

§ 13. Das altgermanische Runenalphabet.<sup>1</sup> Die ältesten nordischen Inschriften weisen im wesentlichen dasselbe Alphabet auf wie die gotischen und deutschen. In erweiterter und zum Teil modifizierter Gestalt tritt uns dasselbe sodann in England entgegen, und ebenso bildet es die Grundlage für das Alphabet der jüngeren nordischen Inschriften. Wir dürfen danach annehmen, dass dies älteste Alphabet einst bei allen Germanen in Gebrauch gewesen ist, und es demnach als das altgermanische bezeichnen.

Der ursprüngliche Bestand dieses Alphabets betrug 24 Zeichen, deren jedes einen besonderen, germanischen, Namen hatte. Wir können diese Namen mehr oder weniger vollständig für das Gotische, Nordische, Angelsächsische und Deutsche belegen.<sup>2</sup> Bei einzelnen Zeichen schwanken die Namen; die meisten sind leicht verständlich, andere entziehen sich noch der Erklärung.

Auch die Anordnung der Zeichen ist eine spezifisch germanische. Wir kennen sie teils aus einer Reihe inschriftlich oder handschriftlich überlieferter Alphabete, teils aus Gedichten, welche die Namen der einzelnen Zeichen in der überlieferten Reihenfolge durch Versus memoriales erläutern oder einprägen helfen wollen. Die ältesten und wichtigsten erhaltenen Alphabete sind das des schwedischen Brakteaten von Vadstena (23 Zeichen, vollständig bis auf das letzte), das der burgundischen Spange von Charnay (20 Zeichen) und das angelsächsische des Themsemessers (28 Zeichen). Von Runengedichten sind zu nennen das sog. Abecedarium Nordmannicum (Wimmer S. 235 f.), das ags. Runenlied (Wimmer S. 83 f.) und ein paar nordische Reimereien (Wimmer S. 275 ff.).

Die 24 Zeichen des Alphabets, das man nach den sechs ersten Buchstaben auch als Fupark bezeichnet, waren in drei Gruppen oder Reihen von je 8 Zeichen angeordnet, welche die spätere (d. h. nur auf das jüngere nordische Alphabet bezügliche) nordische Überlieferung als *attir* bezeichnet. Nach den Anfangsbuchstaben heissen die Reihen später *Freys att*, *Hagals att* und *Týs att*. Die Trennung der drei Reihen ist schon auf dem Brakteaten von Vadstena durch : angedeutet; sie wird aber auch durch die später zu besprechenden Geheimrunen (§ 19) vorausgesetzt.

Die Richtung der Schrift in den Inschriften mit diesem Alphabet scheint ursprünglich die von links nach rechts gewesen zu sein. Sie ist es tatsächlich in fast allen aussernordischen Inschriften (Ausnahmen bilden die Speerblätter von Kowel und Müncheberg und der Körtliner Ring) und in

vielen der allerältesten nordischen Inschriften. Frühzeitig hat sich jedoch daneben auch die Richtung von rechts nach links und der Gebrauch  $\beta\omega\sigma\tau\rho\phi\eta\delta\omicron\nu$  oder in Schlangenlinien zu schreiben entwickelt. (Wimmer S. 56—89. 143—171).

Der Gebrauch, zwei Runen an einem und demselben Hauptstrich zu einer sog. Binderune zu vereinigen, findet sich bereits in den ältesten nordischen Inschriften. In den älteren nordischen Inschriften mit dem kürzeren Alphabet (§ 16) kommen solche Binderunen nur ganz ausnahmsweise vor; später werden sie wieder häufiger. (Wimmer S. 168).

<sup>1</sup> Vgl. zu diesem und den folgenden Paragraphen die beigelegte Tafel. <sup>2</sup> Quelle für das Gotische sind die Namen für die gewöhnlichen gotischen Buchstaben in der Salzburg-Wiener Hs.; für Nordisch und Angelsächsisch kommen ausser den zahlreichen Alphabeten mit Namensbeifügung auch noch die Runenlieder in Betracht. Niederdeutsche Umschreibung der nord. Namen zeigt das Abecedarium Nordmannicum.

§ 14. Entstehung des Alphabets. Der zuerst von Kirchhoff ausgesprochene Satz, dass das lateinische Alphabet die Quelle des Runenalphabets sei, hat durch die abschliessenden Untersuchungen von Wimmer volle Bestätigung erhalten und darf jetzt für sicher gelten. Besonders beweisend sind in dieser Beziehung Gleichungen wie  $\mathcal{F}$  = lat. F,  $\mathcal{R}$  = lat. R,  $<$  = lat. C,  $\mathcal{H}$  = lat. H,  $\mathcal{S}$  = lat. S, während andere Runenzeichen sich stärker von den lat. Vorbildern entfernen.

Die Umbildung des lat. Alphabets zu dem runischen ist offenbar nicht das Resultat eines Zufalls, sondern bewusster Absicht gewesen. Denn fast alle Abweichungen lassen sich auf einige wenige grundlegende Sätze zurückführen, die meist auf die Bedürfnisse der Holztechnik Rücksicht nehmen, und nur zum geringeren Teil ästhetischen Erwägungen entspringen zu sein scheinen: 1) Alle Zeichen, ausser  $<$  und  $\mathcal{S}$  haben gleiche Höhe (weil sie die Breite des zum Einschneiden benutzten Holzstabes auszufüllen hatten). 2) Nur senkrechte Striche und Schrägstriche werden geduldet; Horizontalstriche (parallel der Längsfaser des Holzes) werden also schräg gerichtet, und alte Schrägstriche zum Teil gerade gerichtet, um den für die meisten Zeichen charakteristischen Stab oder Balken zu schaffen. 3) Bogen werden meist gebrochen und finden sich unverändert fast nur in den ältesten Metall- und Steininschriften. 4) Allzulange Schrägstriche, namentlich solche, welche ungekreuzt die ganze Höhe der Spaltspalte durchziehen würden, werden vermieden; man kürzt, bricht oder kreuzt sie also. 5) Ebenso meidet man nach oben sich öffnende Schrägstriche am untern Ende des Balkens, stürzt also eventuell das ganze Zeichen um. 6) Einige Zeichen sind mit Rücksicht auf andere bereits vorhandene differenziert worden um den Zusammenfall zu vermeiden. 7) Als Scheidungsmittel dient bisweilen die Doppelsetzung des ursprünglichen Zeichens.

Hiezu hatte man die folgende Tabelle (die Zahlen bezeichnen diejenigen der oben gegebenen Sätze, welche für die Erklärung der einzelnen Zeichen besonders in Betracht kommen):

|      | <i>f</i>      | <i>u</i>      | <i>þ</i>      | <i>a</i>      | <i>r</i>      | <i>k</i>      | <i>g</i>      | <i>w</i>                  |
|------|---------------|---------------|---------------|---------------|---------------|---------------|---------------|---------------------------|
| lat. | F             | V             | D             | A             | R             | C             | [C]           | Q?                        |
| run. | $\mathcal{F}$ | $\mathcal{V}$ | $\mathcal{D}$ | $\mathcal{A}$ | $\mathcal{R}$ | $<$           | $\times$      | $\mathcal{P} \mathcal{P}$ |
|      | (1. 2. 6: a)  | (2. 5)        | (3)           | (2. 4)        | (3)           | (3. 4)        | (7)           | (2)                       |
|      | <i>h</i>      | <i>n</i>      | <i>i</i>      | <i>j</i>      | <i>?</i>      | <i>þ</i>      | <i>z</i>      | <i>s</i>                  |
| lat. | H             | N             | I             | G             | —             | P             | —             | S                         |
| run. | $\mathcal{H}$ | $\mathcal{N}$ | $\mathcal{I}$ | $\mathcal{G}$ | $\mathcal{J}$ | $\mathcal{P}$ | $\mathcal{Z}$ | $\mathcal{S}$             |
|      | (2)           | (4. 6: h)     | —             | (3. 6: s)     | —             | (3. 6: w)     | —             | (3)                       |

|      | <i>t</i> | <i>b</i> | <i>e</i> | <i>m</i> | <i>l</i> | <i>ng</i> | <i>o</i> | <i>d</i> |
|------|----------|----------|----------|----------|----------|-----------|----------|----------|
| lat. | T        | B        | E        | M        | L        | [C]       | O        | D        |
| run. | ↑        | β β      | ⌠        | ⌡        | ⌢        | ⋈ ⋈       | ⋈        | ⌢ ⌢      |
|      | (2)      | (3)      | (6: m)   | (6: e)   | (5)      | (7)       | (4)      | (7. 2)   |

Hiebei sind zu Gunsten bestehender Zeichen offenbar modifiziert die Zeichen  $\mathbb{P} : \mathbb{F}, \mathbb{+} : \mathbb{H}$  (durch Weglassung des einen Balkens),  $\mathbb{L} : \mathbb{S}, \mathbb{M} : \mathbb{P}, \mathbb{M}$  (für  $\mathbb{m}$  für E) :  $\mathbb{X}$ . Zweifelhaft bleiben nur die Ableitungen  $\mathbb{P} \mathbb{P}$  aus Q (so jetzt Wimmer; man könnte sonst an Ableitung aus  $\mathbb{N}$  denken),  $\mathbb{P}$  aus P (wegen der vielen Nebenformen) und endlich die von  $\mathbb{Y} = z$  und von  $\mathbb{J}$ , dessen Lautwert überhaupt nicht feststeht. (Wimmer s. 89—143).

Wann und wo und durch wen die Herübernahme des lateinischen Alphabets stattgefunden hat, entzieht sich der genaueren Erforschung. Möglicherweise haben die Gallier eine Vermittlerrolle gespielt, aber zu erweisen ist auch dies nicht. Für höchst wahrscheinlich richtig darf man dagegen wohl halten, was Wimmer s. 176 ausspricht: „Das Runenalphabet ist nach dem lateinischen Alphabet . . . bei einem der südlich wohnenden germanischen Stämme (natürlich an einer einzigen Stelle und — können wir wohl getrost hinzufügen — von einem einzigen Manne) gebildet, und es hat sich von dort aus allmählich zu den andern nahverwandten Stämmen verbreitet.“ Zweifelhaft mag es hingegen wiederum bleiben (vgl. § 2), ob die Entlehnung nicht früher stattgefunden hat als am Ende des 2. oder zu Anfang des 3. Jahrhunderts, wohin Wimmer sie verlegt.

§ 15. Das angelsächsische Alphabet. Sieht man von einigen weniger bedeutenden Einzeldifferenzen ab, so erklären sich die Zusätze und Abweichungen des ags. Alphabets aus dem Bestreben, das Alphabet dem veränderten Lautstand des Angelsächsischen anzupassen. Nachdem der germ. Name der *o*-Rune, *ôpil*, im Ags. zu *æpil* umgelautet war, ergab sich die neue Geltung des Zeichens  $\mathbb{X}$  für *æ* und weiterhin *ē* von selbst. Die meisten Veränderungen erfuhr die alte *a*-Rune  $\mathbb{F}$ : gemäss der Spaltung des germ. *a* in ags. *æ*, *a*, *ǣ* erscheint sie differenziert in den drei Formen  $\mathbb{F}$  *æsc* = *æ*,  $\mathbb{F}$  *ac* = *a* und  $\mathbb{F}$  *ós* (aus *\*ansuz*) = *o*. Ob das Zeichen für *ea* eine weitere Differenzierung des  $\mathbb{F}$  oder eine Mischung aus  $\mathbb{F}$  und  $\mathbb{M}$  darstellen soll, ist ungewiss. Aus  $\mathbb{N}$  wurde weiter das *ii*-Zeichen  $\mathbb{H}$  differenziert. Dem Unterschied der ags. Palatalen und Gutturalen wurde durch Differenzierung der alten *g*-Rune  $\mathbb{X}$  in *ǵifu* und *ǵar*, und der alten *k*-Rune  $\mathbb{<}$  in *clæn* und *cweord* Rechnung getragen. (Wimmer, S. 82—89).

§ 16. Das jüngere nordische Alphabet in der Gestalt wie es von der Mitte des 9. bis zum Anfang des 11. Jahrh. etwa üblich gewesen ist, hat den alten Bestand von 24 Zeichen auf 16 reduziert, die indessen nach wie vor in die § 13 erwähnten drei Reihen oder Geschlechter geteilt werden. Von den alten Zeichen sind nach und nach in Fortfall gekommen die  $\mathbb{J}$ ,  $\mathbb{P}$ ,  $\mathbb{X}$ ,  $\mathbb{M}$ ,  $\mathbb{X}$ ,  $\mathbb{P}$ , dergestalt dass nun *k*, *g*, *ŋ* durch  $\mathbb{V}$ , *p*, *b*, *m* durch  $\mathbb{B}$ , *t*, *d*, *nd* durch  $\mathbb{A}$ , *e*, *i* durch  $\mathbb{I}$  und *u*, *o*, *w* durch  $\mathbb{U}$  ausgedrückt werden. Für reines *a* tritt die alte *j*-Rune in der veränderten Gestalt  $\mathbb{X}$ ,  $\mathbb{A}$  auf, nachdem deren Name sich aus *\*jára* zu *ár* entwickelt hatte; die alte *a*-Rune, urnord. *\*ansur*, bezeichnet, ebenfalls im Anschluss an eine jüngere Aussprache des Namens (*\*ǵsur*, *\*ǵss*) nasaliertes *a*; der Name selbst ist dann, vielleicht unter ags. Einfluss, zu *óss* weiter verändert worden. Formveränderungen haben ausserdem die Runen für *k*, *h*, *s*, *m* erfahren, indem man teils den senkrechten Balken durchführte, teils einen von zwei ursprünglich vorhandenen Balken sich ersparte. Endlich wurde die Rune für Schluss-*æ* mit dem Namen *jár* (und zum Teil der Geltung *y*) an den Schluss der dritten

Reihe gestellt, um grössere Harmonie zwischen der Anzahl der Zeichen in den drei Geschlechtern hervorzubringen. Zuletzt haben dann auch noch *m* und *l* ihre Plätze im Alphabet vertauscht. (Wimmer, S. 179—251).

§ 17. Jüngste Runenformen des Nordens. Da das Alphabet von 16 Zeichen die verschiedenen Laute der nordischen Sprache nur sehr unvollkommen auszudrücken vermochte, begann man seit dem Ende des 10. und dem Anfang des 11. Jahrh. durch Hinzufügung eines Punktes oder kleinen Striches zu einzelnen Zeichen neue Differenzierungsformen zu bilden (punktierte Runen, *stungnar rúnir*). Am frühesten begegnen punktiertes *i* für *e*, punktiertes *k* für *g*, *u*, und punktiertes *u* für *y*. Diesen schliessen sich weiter punktiertes *t* und *b* für *d* und *p*, gelegentlich auch punktiertes *p* und *f* für *d* und *v* an. Die Vereinfachung der alten Zeichen wird noch weiter geführt: *s* wird oft verkürzt; *t*, *n*, *a* verlieren einen Seitenstrich, während das unverkürzte *χ* als *æ* gilt; ähnlich wird die alte *a*-Rune *†* nun zu *o* und *ö* differenziert. (Wimmer, S. 252. 258).

§ 18. Alphabete lokalen Charakters haben sich neben den bisher besprochenen insbesondere in Schweden entwickelt. Auch sie beruhen auf fortschreitender Vereinfachung der älteren Zeichen. Hauptvertreter eines im 10. Jahrh. in Östergötland beliebten Systems ist das Alphabet des Röksteines, mit dem wieder gewisse Inschriften aus Norwegen und von der Insel Man sich berühren. Am weitesten ist die Vereinfachung in Helsingland getrieben worden. Zeigt hier die Inschrift des Forsa-Ringes noch ein dem Rökstein nahe verwandtes Alphabet, so fallen später in den speziell 'helsingisch' oder 'stablos' genannten Runen die senkrechten Stäbe ganz oder zum Teil fort und nur der Nebenstrich oder ein Teil desselben wird beibehalten. (Wimmer, S. 289—294. Bugge, *Rune-Indskr. paa Ringen i Forsa Kirke*, speziell S. 36 ff.).

§ 19. Runen als Geheimschrift. Ziemlich frühe hat man begonnen sich der Runen zu allerhand geheimnisvollen Künsteleien zu bedienen. Die gewöhnlichste Art solcher Geheim- oder Verstecktschrift ist die, dass man statt das Runenzeichen selbst zu setzen, das Geschlecht dem es angehört und seinen Platz innerhalb desselben zahlenmässig andeutet. Für diese Schrift ist also beispielsweise *f* = 1, *i*, *u* = 1, 2, *h* = 2, 1, *n* = 2, 2, *t* = 3, 1, *b* = 3, 2 usw. Je nach der Art wie man die Zahlen andeutet, ergibt sich eine Menge von Unterarten, deren bereits fünf in der St. Galler Hs. 270 aus dem 9. Jahrh. unterschieden werden: bei der *iisruna* und *lagoruna* werden Geschlecht und Nummer durch kleinere und grössere | resp. †, bei der *stofruna* (d. h. Punkttrune) durch Punktreihen, bei der *hahatruna* durch wagrechte Querstriche links und rechts von einem senkrechten Balken, bei der *clofruna* endlich durch die betreffende Anzahl Schläge ausgedrückt. Als Beispiel dient das Wort *corui* (= 1, 6, 3, 8, 1, 5, 1, 2, 2, 3), das z. B. in der *iisruna* | . . . . . | . . . . . | . . . . . | . . . . . | . . . . . | . . . . . | . . . . . | . . . . . | . . . . . | . . . . . geschrieben wird. Wie man sieht, setzt dies Beispiel die Anordnung des ags. Runenalphabets mit *o* an achter Stelle der dritten Reihe voraus, und da der ganze Passus der Hs. sich an ein ags. Runenalphabet anschliesst, darf diese Art Geheimschrift wohl für angelsächsisch gelten. Im Norden ist es am üblichsten, Geschlecht und Nummer durch aufsteigende Schrägstriche links und rechts von einem senkrechten Stabe zu bezeichnen. Anderes s. z. B. bei Thorsen, *Runernes Brug* S. 35. Wissenschaftliches Interesse haben diese Geheimschriften insofern sie uns Aufschlüsse über die Anordnung des Alphabets im Einzelnen gewähren können.

Eine andere im Norden nicht seltene Art der Geheimschrift entsteht durch Weiterbildung des Principes der Binderunen (§ 13), indem man die Striche



aus denen sich die einzelnen Runenzeichen eines Wortes zusammensetzen, zu einem komplizierten Gebilde zusammenschlingt (ein Beispiel s. bei Thorsen, *Om Runernes Brug* S. 34).

§ 20. Zur Geschichte der Runenforschung.<sup>1</sup> Als eigentliche Begründer des Runenstudiums dürfen J. Bureus und Olaus Wormius (oben S. 19) gelten. Des letzteren Hauptwerke, *Runir, seu Danica literatura antiquissima, Danicorum monumentorum libri VI, Fasti Danici* und *Specimen lexici runici* erschienen in den Jahren 1636–1650. An Wormius' Ausgaben reiht sich J. Göransson's Sammlung *Bautil*, Stockh. 1750, an. Neuere Sammlungen von Runeninschriften haben insbesondere veranstaltet, für Schweden J. G. Liljegren (*Run-Urkunder*, Stockh. 1833) und R. Dybeck (*Runurkunder*, Stockh. 1855 ff.), für Gotland C. Säve (*Gutniska Urkunder*, Stockh. 1859, S. 39 ff., nur Umschriften), und für Dänemark P. G. Thorsen (*De danske Runemindesmerker*, Kjöbenhavn. 1864–80) und Wimmer (*Die ältesten dänischen Runendenkmäler mit der kürzeren Runenreihe*, Runenschrift S. 315 ff.). Von Wimmer ist ausserdem noch ein zusammenfassendes Werk über dänische Runendenkmäler zu erwarten. Ein Werk über deutsche Runen bereitet R. Henning vor. Das grosse Prachtwerk von G. Stephens (*The Old Northern Runic Monuments*, Cheapingh. 1866–84), welches auch die ausser-nordischen Denkmäler umfasst, ist durchaus dilettantisch und nur wegen der Abbildungen brauchbar, soweit nicht auch diese durch neuere Zeichnungen (namentlich bei Wimmer) antiquiert sind.

Eine strenger wissenschaftliche Erforschung der Runen und ihrer Geschichte begann erst in unserem Jahrhundert mit den Arbeiten von W. Grimm (*Über deutsche Runen*, 1821, und *Zur Literatur der Runen*, 1828), G. Brynjulfsson (*Periculum runologicum* 1823) und J. G. Liljegren (*Run-Lära* 1832), denen gegenüber die gelehrten, aber phantastischen Arbeiten von Finn Magnusen (namentlich *Runamo og Runerne* 1841) einen Rückschritt bezeichnen. An Magnusen knüpft J. M. Kemble's knappe aber treffliche Behandlung der ags. Runen an (*On Anglo-Saxon Runes*, 1840). Eine Sammlung des bis dahin bekannten Runenwortschatzes unternahm U. W. Dieterich (*Runen-Sprach-Schatz*, 1844). Eine kurze Zusammenstellung des Wesentlichsten über nordische Runen gab P. A. Munch (*Kortfattet Fremstilling af den ældste Nordiske Runeskrift*, 1848). Wichtige weitere Ausführungen, namentlich über den ältesten Gebrauch der Runen, gaben R. v. Liliencron und K. Müllenhoff (*Zur Runenlehre*, 1852).

Für die Erkenntnis der Geschichte des Runenalphabets waren bahnbrechend die Untersuchungen von A. Kirchhoff (*Das gotische Runenalphabet*, 2. Aufl. 1854), welche dann von J. Zacher (*Das gotische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet*, 1855) in einigen Punkten weitergeführt wurden. Um die Entzifferung der ältesten Inschriften machten sich daneben insbesondere J. Bredsdorff und P. A. Munch verdient. Vollkommen neu gestaltet und auf eine allseitig feste wissenschaftliche Basis gestellt wurde dann das ganze System durch die Forschungen von S. Bugge<sup>2</sup> und Ludv. Wimmer<sup>3</sup>, auf denen die gesamte neuere Runenlehre ruht, sowohl was die Deutung und Erklärung der einzelnen Inschriften, als was die Entwicklungsgeschichte der Runenschrift anlangt. Insbesondere ist durch sie über allen Zweifel sichergestellt, dass das Alphabet von 24 Zeichen auch im Norden älter ist als das von 16 Zeichen, und dass das letztere durch Verkürzung aus dem ersteren, nicht umgekehrt das längere aus dem kürzeren durch Erweiterung hervorgegangen ist, wie man früher allgemein annahm. Für alle diese geschichtlichen Fragen darf — in allen wesentlichen Punkten — die meisterhafte Behandlung des Gegenstandes durch Wimmer (*Runeskriftens Oprindelse og Udvikling i Norden*, 1874; dasselbe

deutsch, stark erweitert u. d. T. *Die Runenschrift*, 1887) als abschliessend gelten. Seiner Darstellung folgt auch im Allgemeinen die obenstehende Skizze. Auf die ergänzenden Schriften von P. G. Thorsen und Bj. M. Olsen ist bereits oben § 9, Anm. 1 verwiesen worden.

<sup>1</sup> Ausführliches Literaturverzeichnis bis 1879 bei Möbius, *Catalogus* S. 17–20, *Verzeichnis* S. 9–14 (vgl. oben S. 9); dazu die reichhaltigen Einzelnachweise bei Wimmer, *Die Runenschrift*, 1887 und bei Burg, *Die älteren nord. Runeninschriften*, 1885. Hervorzuheben sind ausser dem sonst gelegentlich citierten etwa noch Söderberg, *Runol. och arkeol. undersökningar på Öland*, in der *Antiqv. Tidskr. f. Sverige* 9, 1 ff., E. Brate, *Runologiska Spörgsmål* in *K. Vitterh. Hist. och Antiqv. Akad. Manadsblad* 1886, 169 ff., und *Runverser*, in der *Antiqv. Tidskr. f. Sverige* 10, 1 ff.

<sup>2</sup> Einzelne Inschriften behandelt Bugge in der *Tidskr. for Philol.* 6, 317 f. 7, 211 ff. 312 ff. 8, 163 ff. *Aarbøger for nord. Oldkynd.* 1870, 187 ff. 1871, 171 ff. 1872, 192 ff. 1878, 59 ff. 1884, 81 ff.; *Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger* 1872; ferner *Run-Indskriften paa Ringen i Forsa Kirke* 1877; *Tolkn. af Runindskr. på Rökstenen* 1878 (aus *Antiqv. Tidskr. for Sverige* Bd. 5). Seine Ansichten über die Entstehung der Runenschrift hat Bugge in dem Aufsatz *Om Runeskriftens Oprindelse* in *Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger* 1873 niedergelegt. <sup>3</sup> Einzelaufsätze von Wimmer erschienen in den *Aarbøger* 1867, 1 ff. 1868, 53 ff. 1875, 188 ff.; den *Opuscula philologica* für J. N. Madvig 1876 193 ff.; der *Kort Udsigt over det philol.-hist. Samfunds Virksomhed* 1876–78, S. 12 ff. Dazu neuerdings die mustergültige Schrift *Dobefonten i Akirkeby Kirke*, 1887.

# RUNENALPHABETE.

| —                  | I.    | II. | III.                | IV.            | V.         | VI. | VII. | VIII. | —              | IX. | X.                     | XI.               | XII.               |
|--------------------|-------|-----|---------------------|----------------|------------|-----|------|-------|----------------|-----|------------------------|-------------------|--------------------|
| 1. f               | ƿ     | ƿ   | ƿ <i>fe</i>         | ƿ <i>feu</i>   | ƿ          | ƿ   | ƿ    | ƿ     | f              | ƿ   | ƿ <i>feoh</i>          | ƿ <i>fe, fech</i> | ƿ <i>fe</i>        |
| 2. u               | u     | u   | u <i>úr</i>         | u <i>úr</i>    | u          | u   | u    | u     | u              | u   | u <i>úr</i>            | u <i>úr</i>       | u <i>uraz</i>      |
| 3. þ               | þ     | þ   | þ <i>þurs, þorn</i> | þ <i>þuris</i> | þ þ (þ. ð) | þ þ | þ þ  | þ     | þ              | þ   | þ <i>þorn</i>          | þ <i>dorn</i>     | þ <i>thyth</i>     |
| 4. a               | ᚦ     | ᚦ   | ᚦ <i>óss</i>        | ᚦ <i>ós</i>    | ᚦ (ᚦ. ᚦ)   | ᚦ   | ᚦ    | ᚦ     | o              | ᚦ   | ᚦ <i>ós</i>            | ᚦ <i>ós</i>       | ᚦ <i>aza</i>       |
| 5. r               | R (K) | ᚱ   | ᚱ <i>reid</i>       | ᚱ <i>rát</i>   | ᚱ          | ᚱ   | ᚱ    | ᚱ     | r              | ᚱ   | ᚱ <i>rád</i>           | ᚱ <i>rædu</i>     | ᚱ <i>redu</i>      |
| 6. k               | ᚨ (Y) | ᚨ   | ᚨ <i>kaun</i>       | ᚨ <i>chaon</i> | ᚨ          | ᚨ   | ᚨ    | ᚨ     | k              | ᚨ   | ᚨ (Y) <i>cén</i>       | ᚨ <i>cén</i>      | ᚨ <i>chozma</i>    |
| 7. g               | X     | X   | —                   | —              | Y          | —   | —    | —     | g'             | X   | X <i>gafu</i>          | X <i>geafu</i>    | ᚷ <i>geuua</i>     |
| 8. w               | ᚹ (P) | ᚹ   | —                   | —              | Y          | —   | —    | —     | w              | ᚹ   | ᚹ <i>wenn (wenn)</i>   | ᚹ <i>ugn</i>      | ᚹ <i>uwinne</i>    |
| 9. h               | N (H) | N   | NH <i>hagall</i>    | * <i>hagal</i> | *          | †   | †    | †     | h              | N   | NH <i>hægl</i>         | N <i>hægil</i>    | ᚨ <i>haal</i>      |
| 10. n              | ᚠ (T) | ᚠ   | ᚠ <i>naud</i>       | ᚠ <i>naut</i>  | ᚠ          | ᚠ   | ᚠ    | ᚠ     | n              | ᚠ   | ᚠ <i>nýd</i>           | ᚠ <i>næd</i>      | ᚠ <i>noicz</i>     |
| 11. i              | ᚢ     | ᚢ   | ᚢ <i>iss</i>        | ᚢ <i>is</i>    | ᚢ          | ᚢ   | ᚢ    | ᚢ     | i              | ᚢ   | ᚢ <i>is</i>            | ᚢ <i>is</i>       | ᚢ <i>iix</i>       |
| 12. j              | (H) ᚦ | ᚦ   | ᚦ <i>air</i>        | ᚦ <i>air</i>   | ᚦ (ᚦ. ᚦ)   | ᚦ   | ᚦ    | ᚦ     | j              | ᚦ   | ᚦ (ᚦ) <i>gér</i>       | ᚦ <i>gær</i>      | ᚦ <i>gaar</i>      |
| 13. h <sup>2</sup> | ᚠ     | ᚠ   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | ?              | ᚠ   | SZ <i>éoh</i>          | ᚠ <i>ih</i>       | ᚠ <i>uuaer'</i>    |
| 14. p              | ᚷ     | ᚷ   | —                   | —              | ᚷ          | —   | —    | —     | p              | ᚷ   | ᚷ <i>peorð</i>         | ᚷ <i>peorð</i>    | ᚷ <i>pertra</i>    |
| 15. x, R           | Y     | Y   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | x'             | Y   | Y (ᚦ) <i>collasecg</i> | Y <i>ilcs</i>     | Y <i>exer'</i>     |
| 16. s              | S (Z) | ᚱ   | ᚱ <i>sól</i>        | ᚱ <i>sól</i>   | ᚱ          | ᚱ   | ᚱ    | ᚱ     | s              | ᚱ   | ᚱ (H) <i>sigel</i>     | ᚱ <i>sgil</i>     | ᚱ <i>sugil</i>     |
| 17. t              | ᚦ     | ᚦ   | ᚦ <i>týr</i>        | ᚦ <i>tiu</i>   | ᚦ          | ᚦ   | ᚦ    | ᚦ     | t              | ᚦ   | ᚦ <i>tír</i>           | ᚦ <i>ti</i>       | ᚦ <i>tyx</i>       |
| 18. ð              | ᚷ (B) | ᚷ   | ᚷ <i>þjarkan</i>    | ᚷ <i>brica</i> | ᚷ          | ᚷ   | ᚷ    | ᚷ     | ð              | ᚷ   | ᚷ <i>þeorc</i>         | ᚷ <i>þerc</i>     | ᚷ <i>þercna</i>    |
| 19. e              | M     | M   | —                   | —              | ᚢ          | —   | —    | —     | e              | M   | M <i>eh</i>            | M <i>eh</i>       | M <i>eyx</i>       |
| (22. w)            | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | (w)            | ᚷ   | —                      | —                 | —                  |
| (21. U)            | —     | —   | —                   | —              | ᚠ          | —   | —    | —     | —              | —   | —                      | —                 | —                  |
| 20. m              | M (P) | M   | ᚠ <i>maðr</i>       | ᚠ <i>maðr</i>  | ᚠ          | ᚠ   | ᚠ    | ᚠ     | m              | M   | M <i>man</i>           | M <i>mon</i>      | M <i>manna</i>     |
| 21. l              | ᚠ     | ᚠ   | ᚠ <i>lægr</i>       | ᚠ <i>lagu</i>  | —          | ᚠ   | ᚠ    | ᚠ     | l              | ᚠ   | ᚠ <i>lagu</i>          | ᚠ <i>lagu</i>     | ᚠ <i>laax</i>      |
| 22. þ              | ᚷ (ᚦ) | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | þ              | ᚷ   | ᚷ <i>ing</i>           | ᚷ <i>ing</i>      | ᚷ <i>enguz (x)</i> |
| 23. o              | ᚠ     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | o              | ᚠ   | ᚠ <i>epel</i>          | ᚠ <i>epel</i>     | ᚠ <i>utal</i>      |
| 24. d, ð           | (D) M | —   | —                   | —              | ᚠ          | —   | —    | —     | d              | M   | M <i>dæg</i>           | M <i>daeg</i>     | M <i>daax</i>      |
| (15. R)            | —     | —   | Y <i>ýr</i>         | ᚠ <i>ýr</i>    | ᚠ (H. y)   | —   | —    | —     | —              | —   | —                      | —                 | —                  |
| (23. o)            | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | (æ)            | ᚠ   | —                      | ᚠ <i>órdil</i>    | —                  |
| 25.                | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | a              | ᚠ   | ᚠ <i>ác</i>            | ᚠ <i>ác</i>       | —                  |
| 26.                | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | æ              | ᚠ   | ᚠ <i>æc</i>            | ᚠ <i>aer</i>      | —                  |
| 27.                | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | y              | ᚠ   | ᚠ (A) <i>gir</i>       | —                 | —                  |
| 28.                | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | eo             | ᚠ   | ᚠ <i>iær</i>           | —                 | —                  |
| 29.                | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | ea             | ᚠ   | ᚠ <i>ear</i>           | ᚠ <i>eor</i>      | —                  |
| (2X)               | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | (y)            | —   | —                      | ᚠ <i>ýr</i>       | —                  |
| 30.                | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | q              | —   | ᚠ <i>cweorð</i>        | —                 | ᚠ <i>quertra!</i>  |
| 31.                | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | st             | —   | ᚠ <i>stán</i>          | —                 | —                  |
| 32.                | —     | —   | —                   | —              | —          | —   | —    | —     | g <sup>2</sup> | —   | ᚠ (X) <i>gár</i>       | —                 | —                  |

I. Alphabet der ältesten nord. Inschriften; die nicht eingeklammerten Formen sind die des Bracteaten von Vadstena. — II. Alphabet der Spange von Charnay. — III. Alphabet der jüngeren nord. Inschriften. — IV. Abcdarium Nordmannicum. — V. Jüngste Formen der nord. Runen. — VI. Alphabet des Röksteines. — VII. Alphabet des Forsaringes. — VIII. Helsingische Runen. — IX. Alphabet des Themsemessers. — X. Alphabet des ags. Runenliedes (mit Hinzufügung sonst vorkommender Formen). — XI. Ags. Alphabet der Salzburger Hs. — XII. Namen der gotischen Buchstaben in der Salzburger Hs.



#### IV. ABSCHNITT.

## SCHRIFTKUNDE.

### 2. LATEINISCHE SCHRIFT

VON

W. ARNDT.

**D**a zur Herstellung deutscher Werke während des Mittelalters die lateinischen Schriftzeichen verwandt wurden, so muss der Germanist in der lateinischen Paläographie bewandert sein, wenn ihm die Aufgabe wird aus den Handschriften heraus zu arbeiten. Beschreibstoffe, das Material, das man zum Schreiben gebrauchte, Form der Bücher, Einband, die Buchstaben selbst, die man schrieb, sind dieselben wie sie bei der Herstellung lateinischer Schriftwerke gebraucht wurden. Nur wenige Verschiedenheiten sind durch die verschiedene Sprache bedingt worden.

Grundlegend für die lateinische Paläographie ist bis auf den heutigen Tag Mabillon's Werk *de re diplomatica*<sup>1</sup> geblieben, und kommen davon für unsere Zwecke namentlich das erste und fünfte Buch in Betracht, von denen jenes von dem Schreibmaterial und den Schriftarten handelt, dieses durch Kupferstich hergestellte Schriftmuster nebst Erläuterungen gibt. Sodann ist das von den Maurinern Toustain und Tassin gearbeitete grosse Werk *Nouveau Traité de diplomatique* zu nennen<sup>2</sup>, das von Adelung und Rudolf unter dem Titel *Neues Lehrgebäude der Diplomatik* ins Deutsche übersetzt wurde<sup>3</sup>. Beide Werke bieten sowohl für die Theorie als Praxis eine noch heute unerschöpfte Fundgrube dar, auf beiden beruhen eine ganze Reihe späterer Arbeiten, ja man darf sagen, dass sie bis auf unsere Zeit immer noch ausgeschrieben werden. So nenne ich von neueren Arbeiten nur noch Schönmann's *Versuch eines vollständigen Systems der allgemeinen, besonders älteren Diplomatik*<sup>4</sup>, und de Wailly's *Éléments de Paléographie*<sup>5</sup>, sowie das recht

<sup>1</sup> Erste Auflage 1681 erschienen, dazu dann 1704 ein *Supplementum*. Beide vereinigt in der zweiten, 1709 erschienenen und von Ruinart besorgten Auflage, nach welcher heute allgemein citirt wird. Der in Venedig 1789 in zwei Bänden erschienene Nachdruck, steht der zweiten, obengenannten Auflage, in jeder Beziehung sehr nach. — <sup>2</sup> Sechs starke Quartbände mit 100 Kupfertafeln. Paris 1750—1765. — <sup>3</sup> Neun Bände, Erfurt 1759—1769. Die Tafeln sind dieselben geblieben. — <sup>4</sup> Zwei Teile, Hamburg 1801. 1802. Titelaufgabe, Leipzig 1818. — <sup>5</sup> Zwei Bände in Folio, Paris 1838.

brauchbare kleine Buch von Chassant, *Paléographie des Chartes et des Manuscrits du XI. au XVII. siècle*<sup>1</sup>. Für die Abkürzungen ist bis jetzt noch unentbehrliches Hilfsmittel Walthers *Lexicon diplomaticum*<sup>2</sup>. Auch sei hingewiesen auf Chassants *Dictionnaire des Abréviations latines et françaises*<sup>3</sup>.

Eine Trennung der Paläographie von der Diplomatik ist erst in unserem Jahrhundert bewirkt worden. Der grosse Umschwung, der sich in dem Studium der Philologie, der klassischen sowohl als der modernen, vollzog, die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica, die erleichterte Benutzung der Archive und Bibliotheken wirkten zusammen um dies zu ermöglichen. Epochenmachend war die Erfindung der Photographie, die es gestattete an die Stelle unvollkommener Handschriftenproben, die früher nur durch Nachzeichnung gewonnen werden konnten, naturgetreue Bilder zu setzen. Der weitere Schritt, der erst in dem letztvergangenen Vierteljahrhundert gemacht wurde, die Lithographie, und dann der photographische Lichtdruck, sind von bedeutender, nachhaltiger Wirkung für das Studium der Paläographie geworden. In wenigen Jahren hat sich eine solche Fülle von Nachbildungen aus Handschriften der verschiedensten Bibliotheken aller Länder gesammelt, dass die Wissenschaft kaum mehr im Stande ist, das reiche Material zu bewältigen. Ich weise hier lediglich auf die ältere Sammlung von Sickel hin, die *Monumenta graphica mediæ ævi*, die 1858 begonnen, mit Ausnahme der Schlusslieferung, direkt durch Photographie gewonnene Proben gibt, und nenne von neueren umfassenden Sammlungen nur die Veröffentlichungen der Londoner Paläographical Society, die bis auf den heutigen Tag fortgesetzt werden. Natürlich überwiegen in diesen die lateinischen Handschriften durchaus. Für die Handschriften der deutschen Poesie und Prosa von den frühesten Zeiten bis zum Ausgang des Mittelalters liegen zahlreiche, gut ausgewählte Proben in Könnecke's *Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur*<sup>4</sup>, sowie in Koenigs *Deutscher Literaturgeschichte*<sup>5</sup> vor. Für den theoretischen Teil genügt es jetzt auf Wattenbachs treffliches Buch: *Das Schriftwesen im Mittelalter* zu verweisen<sup>6</sup>. Als erste Einführung in die Praxis diene desselben *Anleitung zur lateinischen Paläographie*<sup>7</sup>, sowie auch Cesare Paoli's *Programma scolastico di Paleografia latina e di Diplomatica, I, Paleografia latina*<sup>8</sup>, welch' letzteres Büchlein Praxis und Theorie zu verbinden strebt. Die zugänglichste Sammlung von lateinischen Schriftmustern ist die vom Verfasser besorgte: *Schrifttafeln zur Erlernung der lateinischen Paläographie*<sup>9</sup>. Als Ergänzung dienen die *Schriftproben aus Handschriften des XIV.—XVI. Jahrhunderts, zusammengestellt von Dr. B. Thommen*, Basel 1888, zwanzig Blätter meist aus datirten Handschriften des Baseler Archivs genommen.

Von den Beschreibstoffen<sup>10</sup>, die während des Mittelalters zeitlich oder dauernd in Anwendung waren, fällt der Papyrus für uns hinweg. Er war zu der Zeit, wo man zuerst begann, deutsche Literaturdenkmale ab- oder aufzuschreiben, schon ein selten gewordenes Material, das nur für gewisse Kanzleizwecke angewandt wurde und bald gänzlich verschwand, weil seine Fabrikation durch die des Papiers definitiv im Morgenlande verdrängt wurde.

Dagegen hat sich die aus dem Altertum übernommene Wachstafel das

<sup>1</sup> Zuerst Paris 1839 erschienen, seitdem in mehreren neuen Auflagen vorliegend. — <sup>2</sup> Nach Walthers Tod, 1751 in Göttingen von Jung herausgegeben. Doch gibt es auch Ausgaben mit dem Titelblatt: Göttingen 1747. Ein neuer Abdruck erschien 1756 in Ulm. — <sup>3</sup> Dritte Auflage, Paris 1866. — <sup>4</sup> Marburg, 1887. — <sup>5</sup> Ich benutzte die neunte Auflage, Bielefeld und Leipzig 1881. — <sup>6</sup> Zweite Auflage, Leipzig 1875. — <sup>7</sup> Vierte Auflage, Leipzig 1886. — <sup>8</sup> Zweite Auflage, Florenz 1888. Nach der ersten Auflage von Lohmeyer als *Grundriss der lateinischen Paläographie und Urkundenlehre*, Innsbruck 1885 übersetzt. — <sup>9</sup> Zwei Hefte, zweite Auflage, Berlin 1887. 1888. — <sup>10</sup> Für das Folgende sei durchaus auf Wattenbachs *Schriftwesen im Mittelalter* verwiesen.

ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch erhalten. Nicht bloss, dass man in den Schulen sie zum Schreibenlernen gebrauchte, sie fand im täglichen Leben die mannigfachste Verwendung. Für kurze Notizen, für Konzepte, für Briefe, für Rechnungen ist sie stark gebraucht. Von letzteren, auch solchen, die in deutscher Sprache geführt worden sind, haben sich eine ganze Anzahl erhalten, sie stammen jedoch fast alle erst aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo sie als Sprachdenkmäler neben der Fülle des anderweitig Überlieferten kaum mehr in Betracht kommen werden. Wichtig wäre es, wenn wir nachweisen könnten, dass unsere mittelalterlichen Dichter, wie ehemals die des Altertums, und wie es eine ganze Anzahl mittelalterlicher Geschichtsschreiber gethan, ihre Werke auf Wachstafeln entworfen und dann auf Pergament oder Papier umgeschrieben hätten. Aber abgesehen davon, dass manche von ihnen nicht selbst schreiben konnten, ist bis jetzt eine dies beweisende Stelle aus mittelalterlicher deutscher Dichtung nicht bekannt geworden. Sicher ist übrigens, dass die mittelhochdeutschen Dichter den Gebrauch der Wachstafel ganz gut kannten<sup>1</sup>.

Viel wichtiger ist der Beschreibstoff, der die erstere, grössere Hälfte des Mittelalters fast ausschliesslich beherrscht, das Pergament<sup>2</sup>. Der Name ist lateinisch *membranum*, *pergamenum* oder *pergamena*, auch wohl *charta pergamena*, ahd. *përgamin*, *përgimin*, *përimint*, mhd. und md. *përgamēnte*, *përgemēnte*, *përgemēnt*, gekürzt *përmēnt*, *përmint*, *pïrmint*, *bïrmint* usw.<sup>3</sup>: Daneben kommt auch deutsch vor *buochvel*, *buchfëll*, *puchvel*<sup>4</sup>, ags. *bocef*. Die Richtigkeit der auf Varro zurückgehenden Erzählung des Altertums von der Erfindung des Pergaments durch Eumenes II. (197—158 v. Chr.) von Pergamon können wir dahin gestellt sein lassen. Fest dagegen steht, dass Pergament im Altertum mit dem Papyrus nicht rivalisieren konnte, es war anfänglich durchaus der Schreibstoff der Armen, und erst im dritten oder wahrscheinlicher noch im vierten Jahrhundert nach Christus begann es den Papyrus siegreich zu verdrängen. Bereitet wurde es stets aus Tierhäuten. Ein altes Wörterbuch<sup>5</sup> sagt: *Carta sive pergamenum, perment, est pellis per opus artificis dealbata, ut sit apta pro litteris ex incausto desuper scribendis*. Alle alten, aus dem Mittelalter stammenden Rezepte<sup>6</sup> für Pergamentbereitung, zeigen, dass die rohe Tierhaut eine gewisse Zeit in einer Kalkwasserlösung liegen bleiben musste, um dann herausgenommen mit dem Schabmesser von allen Unreinlichkeiten befreit zu werden. Eine Abreibung mit Bimsstein war, wenn sie ordentlich getrocknet war, noch nötig, ja sie musste sogar in den meisten Fällen unmittelbar vor dem Beschreiben des Pergaments noch einmal wiederholt werden. Von Häuten konnten natürlich nur die solcher Tiere verwandt werden, die nicht allzu dick waren, also die von Kälbern, Schafen, Ziegen, Rehen. Ob Hirschhaut verwandt worden ist, scheint mir überaus fraglich. Niemals dienten die Felle von Ochsen oder gar Eseln und Schweinen zur Pergamentbereitung. Im Orient mag wohl öfters das Fell von Antilopen dazu verwandt worden sein. In den meisten Fällen kann man noch die Fleischseite und die Haarseite am Pergament unterscheiden, die erste stets glatter als die letztere, die bisweilen trotz alles Abreibens und Glättens die Stellen, wo die Haarwurzeln gesessen haben, genau erkennen lässt. In Italien hat

<sup>1</sup> Vgl. Wattenbach a. a. O. S. 62, 63 und Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger*, I, S. 124. — <sup>2</sup> Vgl. neben dem betreffenden Abschnitt bei Wattenbach, *Schriftwesen*, S. 93 ff Peignot, *Essai sur l'histoire du parchemin et du vélin*, Paris 1812, sowie noch jetzt recht brauchbare Bemerkungen in dem älteren Buch von Wehrs, *Vom Papier*, Halle 1789, S. 92 ff. Von neueren Arbeiten weise ich hin auf Birt, *Das antike Buchwesen*, Berlin 1882, S. 46 ff. — <sup>3</sup> Grimm *DWB.* VII 1544. — <sup>4</sup> Wattenbach a. a. O. S. 95. — <sup>5</sup> *Serapeum* XXIII, S. 277. — <sup>6</sup> Z. B. Wattenbach, S. 114, 172 ff. Das älteste davon stammt aus dem achten Jahrhundert, vgl. Bresslau, *Urkundenlehre* I, S. 887.

man schon frühzeitig verstanden das Pergament ungemein zart und dünn, und auf der Fleischseite in blendend weisser Färbung (durch Behandlung mit Kalk erzielt) herzustellen. Man findet so bereitetes Pergament, das nicht dicker ist als starkes Postpapier. Als beste Sorte galt im späteren Mittelalter das sog. Jungfernpergament (*pergamenum virgineum*), das aus dem Fell ungeborner Lämmer gewonnen wurde. Im Mittelalter hat man das Pergament in den Klöstern, den Hauptstätten des Schriftwesens, selbst bereitet. Woher die kaiserliche Kanzlei ihr Pergament bezog ist unbekannt. Wenn wir aber erfahren<sup>1</sup>, dass schon im Jahre 822 ein dem Kloster Corbie zugehöriger Laie, *pargaminarius* war, so wird die Vermutung nicht abzuweisen sein, dass auf den Krongütern gleichfalls dergleichen Leute tätig sein konnten. Bürgerliches Gewerbe ist das Pergamentmachen schon am Ausgang des zwölften Jahrhunderts gewesen, seit dem dreizehnten Jahrhundert mehrten sich dafür die Belege<sup>2</sup>. Es sind die Pergamentarii oder Pergamenarii, deutsch Puchveler und Büchveler, Birmetter, Pirmeter, die sich bald über ganz Deutschland verbreitet hatten.

Immerhin war das Pergament ein theurer Artikel<sup>3</sup>, und so kam es, dass man auch ein fehlerhaftes Blatt nicht verwarf, sondern trotz der etwa vorhandenen Löcher, fehlender Ecken, Risse u. s. w. zum Schreiben verwandte. Man besserte auch wohl solche Fehler aus, indem man z. B. in ein vorhandenes Loch ein anderes Pergamentstückchen mit feinen Steppstichen einflikte, auf dieselbe Weise auch Risse behandelte. Schadhafte, namentlich dünne Stellen, blieben oft unbeschrieben. Auch hat man das ganze Mittelalter hindurch bereits beschriebenes Pergament zur Herstellung von neueren Schriftwerken benutzt, dadurch dass man die alte Schrift abwusch oder abrieb. Das sind die sogenannten Palimpseste, deren älteste Schrift in den meisten Fällen nur noch mit Anwendung chemischer Mittel hervorzulocken ist<sup>4</sup>.

Färbung des Pergaments war schon im Altertum bekannt. Als das Pergament den Papyrus, der Codex das Volumen zurückdrängte, kam es auf, ganze Handschriften farbig herzustellen. Es handelt sich da ausschliesslich um Purpurfärbung. Auf solchem Pergament wurde dann mit Gold- und Silbertinte geschrieben. Das berühmteste Beispiel ist der Codex argenteus des Ulfila. Der Gebrauch erhielt sich namentlich für Herstellung von Prachthandschriften der Bibel, des Psalters oder der Evangelien<sup>5</sup>. Auch färbte man wohl mit Purpur, wenn nicht die ganze Handschrift, so doch einzelne Blätter oder Seiten. Auch wurden bisweilen Urkunden auf Purpurpergament geschrieben<sup>6</sup>. Mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts scheint der Gebrauch solches Purpurpergaments aufgehört zu haben. In der Zeit der Renaissance kam es wohl auf das Pergament zu Prachthandschriften mit einem glänzenden, tiefen Schwarz zu färben, auf das dann gleichfalls mit Gold- oder Silbertinte geschrieben wurde.

Das Pergament blieb als Beschreibstoff das ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch, wenn es auch selbstverständlich später von dem billigeren Papier stark in den Hintergrund gedrängt wurde.

Was das Papier betrifft, so haben wir zuerst darauf hinzuweisen, dass die alte Legende vom Baumwollenpapier, d. h. solchem das aus roher Baumwolle hergestellt sein sollte, nach neueren Untersuchungen vollständig aufgegeben

<sup>1</sup> Guérard, *Polypticon Irminonis* II, 307. — <sup>2</sup> Vgl. Wattenbach, S. 103. — <sup>3</sup> Preise aus späteren Jahrhunderten, wo es doch schon billiger geworden sein musste, bei Wattenbach S. 105 ff. und Rockinger, *Zum bayerischen Schriftwesen im Mittelalter*, (Abhandlungen der k. bayer. Akad. III. Cl. XII. Bd. 1. Abth.) I, 15 des Separatdrucks. — <sup>4</sup> Vgl. Wattenbach, S. 247 ff. — <sup>5</sup> Wattenbach S. 109 fgl. Ein Rezept für Purpurfärbung des Pergaments aus dem 9. Jahrhundert bei Muratori, *Antiquitates Italiae* IV, 683. — <sup>6</sup> Bekannteste Beispiele: das Privilegi Otto's I. für die römische Kirche im Vatikanischen Archiv, und die von Otto II. für seine Gemahlin ausgestellte Heiratsgutsurkunde im Archiv zu Wolfenbüttel.



werden muss<sup>1</sup>. Es steht jetzt fest, dass die Chinesen die Kunst der Papierbereitung aus Leinenhadern seit urdenklichen Zeiten gekannt und geübt, dass von ihnen die Araber dieselbe gelernt haben. Anfänglich kam das Papier nur als Exportartikel aus den arabischen Ländern nach dem Abendlande. Papierfabriken scheinen in dem christlichen Europa zuerst in Italien angelegt zu sein, und auch da erst im 14. Jahrhundert. Auch in Deutschland entstanden in demselben Jahrhundert, wenn auch erst gegen das Ende desselben, Papierfabriken, z. B. errichtete 1390 Ulmann Stromer in Nürnberg eine solche, zu welcher er drei Arbeiter aus Italien kommen liess<sup>2</sup>. Alle diese Fabriken verarbeiteten nur Leinenlumpen. Jede Fabrik hatte ihr besonderes Wasserzeichen<sup>3</sup>, gewissermassen als Fabrikmarke, was jedoch nicht ausschloss, dass man die Zeichen berühmter Fabriken nachmachte oder nur unwesentlich veränderte, um die Kaufenden zu täuschen. Alles Papier des Mittelalters ist „geschöpft“, man erkennt stets das Gerippe des Drahtnetzes, mit dem die Papiermasse aus dem Bottich herausgehoben wurde. An eingehenden Untersuchungen über die mittelalterlichen Papierfabriken Deutschlands, deren Wasserzeichen, Vertrieb u. s. w. fehlt es noch sehr<sup>4</sup>.

Kurz kann ich mich über das Material womit man schrieb fassen. Auf Wachstafeln wurde mit dem Griffel geschrieben, der aus Metall, hartem Holz, Glas oder Knochen gemacht war. Auf Pergament schrieb man mit dem Schreibrohr oder der Feder. Das Schreibrohr wurde importiert, da das deutsche Rohr kaum zu diesem Zwecke geeignet war<sup>5</sup>. Die Feder wird zuerst in der Zeit des Ostgotenkönigs Theoderich d. Gr. erwähnt<sup>6</sup>. Zum Schneiden des Rohres sowohl als der Feder diente das Scalprum, scalpellum, im mittelalterlichen Latein auch wohl cuttellus scripturalis genannt; deutsch: scribmezer, oder im 16. Jahrhundert: Scriptal oder Schreibmesserlein. Stumpf gewordene Rohre konnten auch mit Bimsstein wieder gespitzt werden. Blei diente sowohl zum Schreiben als zum Ziehen von Linien, unsere Graphitbleistifte waren jedenfalls unbekannt. Ein Pinsel wurde zum Auftragen der Farben gebraucht, vielleicht auch zum Schreiben der Gold- und Silberschrift. Die mittelalterliche Schreibtinte ist stets aus Galläpfeln mit einem Zusatz von Vitriol bereitet<sup>7</sup>, während die Tinte des Altertums mehr Farbe war. Das Tintenfass, scriptorium, oder einfach cornu, ist gewöhnlich ein Horn gewesen, das man durch ein im Schreibpult befindliches Loch steckte oder auch, was freilich

<sup>1</sup> Vgl. Briquet, *La légende paléographique du papier de coton*, Genève 1884; Revue historique 1885. Bd. 27. S. 214; jetzt namentlich die ausgezeichneten Abhandlungen von Karabacek, *Das arabische Papier*, Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer. II. u. III. Band. Wien 1887. S. 87 f., Wiesner, *Die Papyrus und Uschmüneiner Papiere. Eine naturwissenschaftliche, mit Rücksicht auf die Erkennung alter und moderner Papiere und auf die Entwicklung der Papierbereitung durchgeführte Untersuchung*, ebenda § 179, Karabacek, *Neue Quellen zur Papiergeschichte*, ebenda Bd. IV. Wien 1888 (liegt bis jetzt nur im Sonderabdruck vor). — <sup>2</sup> Wattenbach, S. 119 f. — <sup>3</sup> Eine gute Zusammenstellung von Wasserzeichen, die aus Papieren französischer Archive gewonnen ist, findet sich bei Midoux et Matton, *Études sur les filigranes des papiers employés en France au XIV et XV siècles*. Paris 1868. Für Deutschland fehlt es an einer ähnlichen Arbeit, die auch durch die Abbildungen in Naumann's *Katalog der Leipziger Stadtbibliothek*, oder durch die 16 Tafeln in Bodemann's *Incunabeln der kgl. öffentl. Bibliothek zu Hannover*, oder durch ähnliche Arbeiten (vgl. Wattenbach 119, n.) nicht überflüssig gemacht wird. — <sup>4</sup> Hingewiesen sei, neben dem schon oben angeführten Buch von Wehrs, auf die Arbeiten von Keferstein in Ersch und Grubers Encyclopädie III, 11 s. v. *Papier*, von Sotzmann im *Serapeum* VII, 97 u. 123, und auf die neuerdings erschienene Abhandlung von Meyer, *Papierfabrikation und Papierhandel. Beiträge zu ihrer Geschichte, besonders in Sachsen*, im Archiv für Geschichte des Buchhandels, Bd. XI. Leipzig 1888. — <sup>5</sup> Dass das Schreibrohr einen gewissen Wert hatte, ersieht man aus dem Inspektionsbericht der kaiserlichen Missi (JL I. 176. neue Ausgabe von Boretius I, 251, § 5), die im Kloster Staffelsee vorfanden: et calami CLXX. — <sup>6</sup> Anon. Vales. 14, 79 (in der Gardthausen'schen Ausgabe des Ammianus Marcellinus II, 301). — <sup>7</sup> Rezepte bei Wattenbach S. 198.

unbequem genug war, in der Hand halten musste, da zu diesem Behuf die Hornspitzen verwandt wurden. Von Farben ist namentlich das Minium hervorzuheben, es ist das ganze Mittelalter hindurch zu Initialen und Rubriken verwandt worden. Aber auch andere Farben waren in jeder Schreibstube vorhanden, in älterer Zeit namentlich gelb, grün und violett, seltener dunkelblau; das Lichtblau scheint erst im 12. Jahrhundert aufgekommen zu sein und wurde wahrscheinlich zuerst in Italien, von wo aus es dann nach Deutschland kam, angewandt. Notwendige Werkzeuge<sup>1</sup> in jeder Schreibstube waren das Lineal, der Pfriem, der Zirkel, die Scheere und ein Radirmesser, letzteres hat meist halbmondförmige Gestalt. Mit dem Zirkel mass man auf dem Pergament oder Papier die Linienabstände aus, und stach mit demselben, oder mit dem Pfriem, und in vielen Fällen gleich durch mehrere Blätter, dafür Löcher vor. Die Liniiierung wurde fast stets nach einem feststehenden Schema vorgenommen. Man zog oben und unten auf dem Blatt eine oder zwei über das ganze Blatt gehende Querlinien, und durchkreuzte sie an beiden Seiten des Blattes durch senkrechte Linien. Schrieb man in Kolumnen, so wurden sie noch in der Mitte des Blattes durch senkrechte Linien gekreuzt. Die Linien, auf welchen die Schrift zu stehen kam, wurden sodann innerhalb der beiden senkrechten Randlinien parallel mit der oberen und unteren Querlinie gezogen, indem man das Lineal genau auf die vorgestochenen Punkte auflegte. Es blieben somit alle Ränder des Einzelblattes linienfrei. In älterer Zeit zog man die Linien mit dem Griffel und brauchte somit nur eine Seite des Pergaments zu liniiieren, da die Linie eingerissen wurde, auf der einen Seite also vertieft, auf der andern erhaben erschien. Dies sind die sogenannten »blinden Linien«, die natürlich nur bei Pergament anwendbar waren. Sie behaupteten sich als einzige Art der Liniiierung bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts, wo man anfang Bleilinien zu ziehen. Bereits am Ende desselben Jahrhunderts erscheinen jedoch schon in den Handschriften auch Tintenlinien. Ob Braunstift zum ziehen der Linien angewandt worden ist, wie früher allgemein behauptet wurde, scheint mir fraglich, es muss zu dem Zweck noch eine mikroskopische Untersuchung vorgenommen werden. Übrigens sind alle farbigen Linien nach dem gleichen Schema, wie die »blinden« Linien gezogen worden. Die Kolumneneinteilung hatte sicherlich nur den Zweck die Übersichtlichkeit zu erleichtern.

Formen der Schriftwerke. Die Buchform des Altertums ist die Rolle, die des Mittelalters der Kodex. Es hängt dies auf das Engste mit der Beschaffenheit des Beschreibstoffes, dort Papyrus, hier Pergament oder Papier, zusammen. Dass der Kodex im dritten oder vierten Jahrhundert allgemein üblich geworden, haben wir schon bemerkt. Man ahmte in ihm den Wachs- tafelkodex nach. Der Schritt war ein folgenschwerer, das ganze Buchwesen des Mittelalters und der Neuzeit wurde dadurch bedingt. Gründe der Bequemlichkeit und der Ersparnis (man konnte jetzt beide Seiten jedes Blattes beschreiben) waren massgebend. Für Urkunden wurde natürlich nur ein Blatt verwandt. Dagegen erhielt sich auch im Mittelalter für gewisse Zwecke die Rollenform, so für Zusammenfassung einer grösseren Anzahl von Urkunden, für die *Rotuli mortuorum* u. s. w. Es wurden zu diesem Behufe Pergamentblätter gleicher Breite aneinandergenäht, und konnte man solche Rolle natürlich je nach Bedarf beliebig verlängern. Der Kodex dagegen ist aus einer Zahl von Heften hergestellt. Gewöhnlich nahm man vier Blätter<sup>2</sup>, die zu-

<sup>1</sup> Wattenbach 178 f. — <sup>2</sup> Das Folgende gilt in gleichem Masse für Pergament- und Papierhandschriften. Ich bemerke gleich hier, dass in den ersten Zeiten, wo das Papier aufkam, bisweilen wohl Blatt 1 und 8 jedes Quaternions aus Pergament, Blatt 2–7 aus Papier gebildet wurde. Man erhielt so für das Papier, dessen Haltbarkeit man nicht ganz traute, einen festeren Umschlag.

sammengefaltet und geheftet dann eine Lage von 8 Folien oder 16 Seiten gaben. Das ist ein sogenannter Quaternio, im mittelalterlichen Buchwesen das gewöhnliche. Es kommen aber auch Binionen, Ternionen, Quinternionen und Sexternionen vor. Manchmal wechseln in einer Handschrift Ternionen und Quaternionen, oder Quaternionen und Sexternionen. Oft war, wenn eine Handschrift abgeschrieben werden sollte, die Arbeit unter die Schreiber dermassen verteilt, dass jeder einen Quaternio als Vorlage erhielt und einen Quaternio leeren Pergaments für seine Arbeit. Daher kommt es, dass in manchen Handschriften die letzten Seiten eines Quaternio leer geblieben sind, der Schreiber wurde nämlich in seiner etwas gedrängteren Schrift früher fertig als die Vorlage. Solche leeren Stellen in Handschriften sind später oft zu Nachträgen, nicht selten von deutscher Poesie oder Prosa, gebraucht worden. Die Quaternionen waren gewöhnlich am Ende, unten am Rand, bezeichnet, entweder mit einer Zahl oder einem Buchstaben, vor der Zahl steht bisweilen auch q = quaternio. Es kann aber auch vorkommen, dass in ein und derselben Handschrift die Quaternionen etwa so bezeichnet wurden: I—XII, dann noch einmal mit I anfangend bis V, und dann wohl auch einmal zählend I—III. Das hatte dann besondere, durch die Verschiedenheit der Abschreiber bedingte Gründe, ist aber stets als Ausnahme zu betrachten. Die Quaternionenbezeichnung sollte die Reihenfolge der einzelnen Hefte andeuten. Oft wurden beim Einbinden diese Zahlen ganz oder teilweise abgeschnitten und so konnte leicht bei neu erfolgtem Einbinden Unordnung entstehen. Vom zwölften Jahrhundert kommen auch die sogenannten Reclamautes auf, d. h. man setzt am Schluss des einzelnen Heftes unter die letzte Zeile das Wort mit welchem die folgende erste Seite einer neuen Lage beginnt. Eine Pagnation oder Foliation in unserem Sinne finden wir erst im 14. Jahrhundert, sie blieb aber lange Zeit sehr vereinzelt und hat sogar bei dem Buchdruck nicht gleich Anwendung gefunden.

Waren alle Quaternionen einer Handschrift geschrieben, so wurden dieselben eingebunden, indem sie über Band, Schnur oder Pergamentstreifen geheftet wurden. Der Deckel an welchem dann die Handschrift befestigt wurde, bestand gewöhnlich aus einem Lederrücken, der zwei starke Holzdeckel vereinigte. Die Aussenseiten derselben konnten auf die mannigfachste Art ausgeziert werden. In den meisten Fällen erhielten diese Deckel auch noch auf der inwendigen Seite eine Beklebung, zu der man Reste von Pergament oder bereits beschriebenes Pergament verwandte. Auf leere, so aufgeklebte Blätter konnte dann geschrieben werden. Auch wurden wohl beim Einbinden vorne und hinten der Handschrift Schutzblätter beigegeben, die dann natürlich ebenso zu Eintragungen dienen konnten.

Während im Altertum die Herstellung von Büchern gewerbsmässig betrieben wurde, in Rom namentlich die Verleger eine grössere oder kleinere Anzahl von schreibkundigen Sklaven hielten, denen die Vervielfältigung der Bücher oblag, ist dies im Mittelalter, wenigstens in dem grössten Teil desselben ganz anders gewesen. Man darf den heute geläufigen Begriff vom Buch und Buchhandel nicht auf das Mittelalter übertragen. In den meisten Fällen kam es damals doch nur darauf an, für sich selbst ein Buch zu besitzen. Das war das gleiche Bedürfnis des Einzelnen oder einer Gesamtheit (d. h. einer Kirche oder eines Klosters). Wer also ein Buch besitzen wollte, musste es sich selbst abschreiben oder abschreiben lassen, nur in den seltensten Fällen konnte er es durch Kauf oder Tausch erhalten. Erst gegen Ende des Mittelalters wurde die Gelegenheit zum Kauf eine grössere.

In den ältesten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung erhielt sich nach antikem Vorbild die Herstellung von Büchern in Italien und Gallien unverändert.

Die alten Namen *librarius* und *antiquarius* werden mit *scriba* und *scriptor* für dieselbe Thätigkeit verwandt. In einer Urkunde von c. 551<sup>1</sup> kommt unter den Zeugenunterschriften ein *Viljarith bókareis* vor,<sup>1</sup> von dem es allerdings fraglich sein wird, ob wir ihn als Schreiber betrachten müssen.<sup>2</sup> Althochdeutsch *puochâri*, mhd. *buochaere* ist dagegen sicher Schreiber, das Wort ist dann heute nur noch als Eigennamen erhalten geblieben.<sup>3</sup> Die meisten mittelalterlichen Benennungen, lateinische und deutsche, sind aber aus *scribere* abgeleitet. Später hat man wohl auch *clericus* geradezu für Schreiber gebraucht, weil die Schreibkunst ein besonderes Kennzeichen des geistlichen Standes war. So sind dann auch die Mönche im Schreiben erfahren gewesen, in den grösseren Klöstern war stets eine Schreibstube, *Scriptorium*, vorhanden, und schon frühzeitig wies man die Klostergeistlichkeit darauf hin, wie verdienstlich das Abschreiben von Büchern sei. Brauchte man doch ausser den zu kirchlichem Gebrauch bestimmten Büchern im Kloster eine ganze Anzahl von Bibeln, Psalterien, Breviarien u. s. w. für den einzelnen Mönch. Wo eine Klosterschule gehalten wurde (und das ist doch in den meisten Klöstern der Fall gewesen), war der Bedarf an Büchern natürlich noch grösser und mannigfaltiger. Da haben dann wohl auch die Klosterschüler bei der Arbeit des Abschreibens mitgeholfen. Auch Nonnen haben schon frühzeitig sich der Aufgabe unterzogen, Handschriften abzuschreiben, wir können ihre Thätigkeit vom sechsten Jahrhundert ab durch das ganze Mittelalter hindurch verfolgen. Laien haben sich in den ältesten Zeiten des Mittelalters nur selten auf die Kunst des Schreibens verstanden. Der merovingische König musste wenigstens seinen Namen schreiben können, die Kanzleibeamten der merovingischen Kanzlei, die *referendarii*, sind sämtlich Laien gewesen. Aber schon unter den Karolingern hatte sich dies geändert, die Könige verstanden nicht die Feder zu führen, das Personal der Kanzlei war ganz aus Geistlichen zusammengesetzt. Verstand ein Laie in jenen Jahrhunderten zu schreiben, wie der Geschichtsschreiber Nithart, so war er eine seltene Ausnahme, wenigstens in Deutschland.<sup>4</sup> Als aber im dreizehnten Jahrhundert in Deutschland die Städte mächtig emporstrebten, kommt es immer mehr und mehr auf, dass auch die Weltlichen schreiben lernten, die städtischen Kanzleien brauchten Beamte, in der deutschen Jugend entstand der Drang sich eine gelehrte Bildung zu verschaffen, auch für den Kaufmann erweiterte sich der Horizont und erforderte gerade dieser Stand Kenntnis des Lesens und Schreibens. Die Dichter unserer mittelalterlichen Blüteperiode haben oft genug nicht selbst schreiben können. Bekannt ist dies ja namentlich von Wolfram von Eschenbach. Später änderte sich aber dies, Hugo von Trimberg z. B. war selbst Schulmeister und ein Mann von bedeutender Bildung. Wie es mit der gelehrten Bildung der Spielleute bestellt war, wissen wir nicht, unter den Vaganten aber waren gewiss Leute genug, die eine solche genossen hatten. Die Studenten der deutschen Hochschulen verstanden selbstverständlich zu schreiben, mussten sie sich doch, wenigstens die ärmeren unter ihnen, die zum Unterricht notwendigen Bücher durch eigene Abschrift verschaffen.

Von einem eigentlichen Buchhandel in unserem Sinne kann also im Anfang des Mittelalters nicht die Rede sein.<sup>5</sup> Doch blieb Italien und hier

<sup>1</sup> Vgl. Massmann, *Die Gotischen Urkunden von Neapel und Arezzo*. Wien 1838. —

<sup>2</sup> Er hängt doch wohl auf irgend eine Weise zusammen mit dem in einer Orosiushandschrift-subskription genannten *Viliaric*, („*confectus codex in statione Viliaric antiquarii*“ *Mabillon, de re dipl.* p. 354). wird also eher als Buchhändler aufzufassen sein. — <sup>3</sup> Grimm, Wörterbuch II. 472. — <sup>4</sup> Wipo sagt im *Tetralogus*, v. 199 f. (*Mon. Germ. SS. XI. 251*): *Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur, Ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur*. —

<sup>5</sup> cf. A. Kirchhoff, *Die Handschriftenhändler des Mittelalters*. Zweite Auflage. Leipzig 1853.

namentlich Rom lange Zeit Büchermarkt, wahrscheinlich bis in das zwölfte Jahrhundert hinein. Immer hat es sich aber hier wohl um Einzelexemplare gehandelt, nicht etwa um eine ganze Zahl von Handschriften desselben Werkes. Und die meisten Bücher waren gewiss nicht feil. Wer also ein Buch zu haben wünschte, musste es sich abschreiben oder abschreiben lassen. Erhielt man es vom Besitzer zur Leihe, so war dies natürlich das Einfachste. Oft aber hat man auch zu diesem Behuf weite Reisen unternehmen müssen. Erst als die Universitäten emporblühten, entwickelte sich an dem Sitz derselben ein Gewerbe, das anfänglich mehr das Verleihen von Handschriften zum Abschreiben betrieb, dann allmählich Buchhandel wurde.

Es erhellt hieraus, dass es nur sehr wenigen Personen möglich sein konnte eine Bibliothek in unserem Sinne zu haben. Die Sammlungen, die Karl der Grosse, die Herzogin Hedwig von Schwaben, Wilhelm der Grosse von Aquitanien besaßen, werden schon damals Ausnahmen gewesen sein. Erst vom dreizehnten Jahrhundert an mehrt sich auch der Bücherbesitz der Laien. Kaiser Friedrich II. hatte eine Sammlung, deren Besitz er sich rühmen konnte. Hugo von Trimberg (gestorben c. 1309) erzählt in seinem Renner, dass er zweihundert Handschriften besäße. Auf den meisten deutschen Burgen aber wird es in dieser Beziehung sehr übel ausgesehen haben, ausser den für den Gottesdienst notwendigen Büchern, wird man auf ihnen höchstens einen französischen oder deutschen Ritterroman angetroffen haben. Am beredtesten zeugen hierfür die wenigen noch erhaltenen Handschriften unserer mittelalterlichen deutschen Dichtungen.

Dagegen sind die Bibliotheken der Kirchen und Klöster bedeutender gewesen. Manche Klosterbibliothek erfüllte für ihre Zeit den Zweck unserer heutigen öffentlichen Bibliotheken vollständig. Es genügt hier die Namen von Vivarium (des von Kassiodor gestifteten Klosters), Bobbio, Corbie, Reichenau, St. Gallen zu nennen. Am unterrichtendsten sind für den Bestand der mittelalterlichen Kloster- und Kirchenbibliotheken die Kataloge oder Verzeichnisse der Bücher derselben, von denen wir eine ganze Anzahl besitzen. In den Quellen wird die Bibliothek wohl auch *armarium*, *scrinium*, *libraria* genannt, doch überwiegt das erste Wort. Es zeigt, dass die Handschriften in Truhen oder in Schränken aufbewahrt zu werden pflegten. Bei grösseren Sammlungen war natürlich ein besonderes Zimmer zur Aufstellung nötig. Schon im zwölften Jahrhundert kannte man den Mönchsvers: *Clastrum sine armario est quasi castrum sine armamentario*. Jedoch war eine Kloster- oder Kirchenbibliothek noch lange nicht mit einer heutigen öffentlichen Bibliothek vergleichbar, denn sie konnte doch nur von den zunächst Berechtigten oder erst mit besonderer Erlaubnis des Vorstandes benutzt werden. Erst im fünfzehnten Jahrhundert scheint sich in Deutschland das Prinzip Bahn gebrochen zu haben, dass eine Bibliothek zur öffentlichen Benutzung da sei. Auch hier wirkten die Universitäten ein, die von den ersten Zeiten ihres Bestehens an auf das Vorhandensein sei es einer Gesamtbibliothek, sei es einer Fakultätsbibliothek Gewicht legten. Der Entleiher musste ein Pfand da lassen, das dem Werte des entliehenen Buches gleich kam. Gewöhnlich bestand es auch in einem Buche. Im fünfzehnten Jahrhundert entstanden auch eine ganze Reihe von Stadtbibliotheken. Dass die Bücher aber regelmässig für einen wertvollen Besitz galten, ersieht man nicht nur aus den Bücherpreisen, die auf uns gekommen sind, sondern auch aus dem Umstand, dass noch heute viele mittelalterliche Handschriften Spuren an sich tragen, dass sie einst an den Pulten des Bibliotheksraumes angekettet waren, also nicht aus ihm entfernt werden konnten oder durften.

Hingewiesen sei schliesslich auf die mannigfachen vom Text verschiedenen

Eintragungen, die sich in mittelalterlichen Handschriften finden. Dass man leer gelassene Seiten und Stellen, so wie Vorsatzblätter dazu gebraucht, ist schon oben bemerkt worden. Aber auch Katalogisierungsvermerke sind im Innern der Handschriften sowie auch auf den Deckeln derselben oft anzutreffen. Manchmal hat sich der Schreiber auf den Rändern einer Seite genannt. Manchmal findet sich auf dem Rand eines Blattes im Kodex die Angabe, dass er dieser oder jener Kirche gehöre. Oft finden sich auch Emendationsangaben, wie z. B. *contuli*. Am Schlusse nennt sich bisweilen der Schreiber, dem wir die Handschrift verdanken, oder es finden sich Verse, die er froh über die vollendete Arbeit hinsetzt. Dieser Gebrauch lässt sich vom achten Jahrhundert an durch das ganze Mittelalter hindurch verfolgen.<sup>1</sup> Und ebenso haben namentlich Vorsatzblätter in den Handschriften zur *probatio pennae* gedient, aus denen bisweilen wenigstens ein brauchbares Körnchen für die Wissenschaft herausfällt.

Ursprung aller lateinischen Schrift<sup>2</sup> des Mittelalters ist die Kapitalschrift. Anfangs nur zu Inschriften verwandt, ist sie im klassischen Altertum dann auch zur Herstellung von Handschriften, zu Mitteilungen und Aufzeichnungen wie sie das tägliche Leben verlangt, angewandt worden. Da aber jeder Buchstabe ursprünglich aus möglichst geraden Linien zusammengesetzt war, wie der Steinmetz dann alle Rundungen zu vermeiden sucht, so ergab sich beim Schreiben auf Papyrus und mit dem Schreibrohr, bald die Notwendigkeit, einmal die Formen der Buchstaben mehr abzurunden und zweitens darauf zu sehen, möglichst wenig Züge zur Bildung derselben anzuwenden. Schon in den Pompejanischen Wachstafeln und Mauerinschriften zeigt sich dies Bestreben. Durchgeführt wurde es zuerst in der Unzialschrift, die fälschlich so nach einem Ausspruch des heil. Hieronymus,<sup>3</sup> der sich tadelnd über die Zollhöhe der Buchstaben von Prachthandschriften auslässt, genannt wurde. Charakteristisch und nach obigen Grundsätzen gebildet sind die Buchstaben *a, d, e, g, h, m, q, u*. Bisweilen verliert auch *B* seinen oberen Kopf und wird *b*. Der Umwandlungsprozess der Kapitale in die Unziale, hat wie wir jetzt wissen, sich schon im dritten Jahrhundert angebahnt und im Anfang des vierten vollzogen.<sup>4</sup> Gleichzeitig lief damit ein anderes Bestreben, die Kapitalschrift dadurch noch schreibfähiger zu machen, dass man die Buchstaben kleiner gestaltete, sie möglichst mit zwei Zügen zu bilden versuchte, die einzelnen, um die Feder nicht allzu oft absetzen zu müssen, wenn es irgendwie ging, verband. Diese Schrift nennen wir *Kursive*. Auch sie muss im dritten Jahrhundert entstanden, im vierten bereits vollständig ausgebildet vorgelegen haben. Aus der Unziale und Kursive sind dann alle späteren im Mittelalter angewandten Schriften hervorgegangen, vor allem die Halb-unzialschrift.

Übrigens ist Kapital- und Unzialschrift, selbst als andere Schriftarten schon auf gekommen waren, immer noch angewandt worden und in gewissem Sinne hat ihr Gebrauch niemals aufgehört, denn sie wurde wenigstens in Überschriften oder Initialbuchstaben das ganze Mittelalter hindurch verwandt. Die alte Kapital- und Unzialschrift war aber im Verlauf der Jahrhunderte degeneriert, namentlich die Unziale hatte überaus rohe, geschmacklose Formen angenommen. So war eine Reform dringend nötig. Sie vollzog sich im Karolingischen Zeitalter, wahrscheinlich unter dem Einflusse angelsächsischer Schreiber und möglichenfalls unter der unmittelbaren Einwirkung der Kalli-

<sup>1</sup> Eine hübsche Auswahl solcher Schreibunterschriften giebt Wattenbach a. a. O. S. 416 ff. Es finden sich auch solche in deutscher Sprache, die älteste aus dem 9. Jahrh. (MSD XV<sup>b</sup>). — <sup>2</sup> Es ist natürlich unmöglich ohne Schriftproben oder Abbildungen von Buchstaben das volle Verständnis des Folgenden zu erlangen. — <sup>3</sup> Vorrede zum Hiob. —

<sup>4</sup> Vgl. Hübner, *Exempla scripturae epigraph. lat.* S. XXXVIII und 410.

graphenschule von St. Martin in Tours.<sup>1</sup> Die Schrift wurde von vollendeter Regelmässigkeit, die Formen der Buchstaben überaus fein, die Verhältnisse derselben zeigen genaueste Berechnung und Messung. In dieser Prachtschrift sind ganze Handschriften, alle zu kirchlichem Gebrauch hergestellt worden, und diente sie weiter sowohl in karolingischer Zeit als noch lange nachher zu Initialen.

Für die Weiterentwicklung der Schrift ist dann auch die Halbunziale<sup>2</sup> von grosser Wichtigkeit gewesen. Man darf jetzt mit voller Bestimmtheit behaupten, dass diese Schrift im Anfang des sechsten Jahrhunderts schon ausgebildet war. Erhalten hat sich ihre Anwendung bis tief in das neunte Jahrhundert hinein. Die Halbunziale entstand aus dem Bestreben die Unziale schreibfähiger zu machen, und man gelangte zu diesem Ziele, indem man einzelne Elemente aus der Kursive aufnahm, andererseits aber auch einzelne Unzialbuchstaben so veränderte, dass man sie bequemer und rascher schreiben konnte. Es geschah dies dadurch, dass man die Buchstabenformen kürzte, einbog oder unter die Linie zog. Man gestaltete die Buchstaben schmäler, man braucht nicht mehr soviel Platz für den einzelnen, als es in der Unziale der Fall war, man strebt auch nach einfacheren, durch Grundstriche zu erzielenden Formen, macht also bei manchen Buchstaben die gebogenen Unzialformen (die einen starken Schwung des Schreibrohres verlangten) geradlinig. Charakteristisch für die Halbunziale ist die strenge Beibehaltung des Majuskel-N gewesen. Wir können mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Halbunziale in Italien ausgebildet wurde. Frühzeitig kam sie von hier mit den von den Päpsten ausgesandten Missionaren nach England, und hier wirkte sie fruchtbringend ein auf die Weitergestaltung der Schrift. Zunächst entwickelte sich aus ihr die sogen. angelsächsische Halbunziale, aus dieser wiederum die angelsächsische Minuskel. Als dann im Zeitalter Karls des Grossen auch in der Schrift sich eine Reform anbahnte, sind es angelsächsische Schreiber gewesen, die zu Lehrern im Frankenreiche berufen worden sind. St. Martin in Tours, das berühmte Kloster dem Alcuin vorstand, wurde Sitz einer blühenden und überaus thätigen Kalligraphenschule. In ihr hat sich bis zum neunten Jahrhundert die Halbunziale erhalten, in einer Form die wir Karolingische Halbunziale<sup>3</sup> zu nennen und als eigentümliches Kennzeichen dort entstandener Handschriften zu erklären, berechtigt sind.

Die sogenannten Nationalschriften, dürfen wir hier, mit Ausnahme der irisch-angelsächsischen Schrift übergehen, weil sie zur Fixirung deutscher Denkmäler niemals angewandt worden sind. Irische und angelsächsische Mönche dagegen haben sich an den verschiedenen Orten des europäischen Festlandes festgesetzt und in den von ihnen gegründeten Klöstern fleissig geschrieben. Der Ausdruck *Scriptura Scotica* ist dann sowohl für irische als für angelsächsische Schrift gebraucht worden. Von deutschen Klöstern, in denen namentlich diese Schrift lange gepflegt wurde, sind Fulda und St. Gallen vorzugsweise zu nennen.<sup>4</sup> Charakteristisch für die irisch-angelsächsische Schrift sind namentlich die leicht miteinander zu verwechselnden Formen der drei Buchstaben p, r und s. Auch ist zu erwähnen, dass die Schreiber es lieben Initialbuchstaben durch herumgesetzte farbige Punkte auszuzeichnen.

Wichtiger ist jedoch die reine Minuskelschrift für uns. Ihr Wesen besteht darin, dass jeder Buchstabe für sich, getrennt von dem anderen ge-

<sup>1</sup> Vgl. Delisle, *Mémoire sur l'école calligraphique de Tours au IX<sup>e</sup> Siècle*. (Mémoires de l'Institut. Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. XXXII, 2, S. 29 ff.) Eine Zusammenstellung in meinen Schrifttafeln Tafel 29. — <sup>2</sup> Der Name stammt von Schönmann her und hat sich jetzt überall eingebürgert. — <sup>3</sup> Ihre charakteristischen Kennzeichen zählt Delisle auf a. a. O. S. 31. — <sup>4</sup> Vgl. Wattenbach, *Anleitung* S. 28–34.

geschrieben wird, und dass alle Buchstaben möglichst senkrecht auf der Linie stehen. Ligaturen werden nur ungemein wenig angewandt und verschwinden zuletzt so gut wie ganz.

Die Minuskel ist eine naturgemässe Weiterentwicklung der Halbunziale, mit starker Einwirkung, oder richtiger gesagt, unter Nachwirkung der Kursive, vor allem der merovingischen Kursive. Sie ist bereits in Handschriften, die wir noch der merovingischen Zeit zuzuschreiben haben, nachzuweisen, und ist deshalb schon die Annahme, als ob die Minuskel erst ein Produkt der karolingischen Zeit sei, abzuweisen. Charakteristisch für diese ältere Minuskel ist die Keulenform der über die Zeile hervorragenden Schrift von b, d, h, l, des fast stets offenen a, die eigentümliche Gestaltung des g im unteren Zuge. Die Buchstaben haben alle eine etwas breite Gestalt, was sich am auffälligsten beim o zeigt. Die Trennung der Worte ist nicht durchweg beobachtet worden, die Interpunktion nur allzuoft noch ganz willkürlich. Aus dieser ältesten Minuskel ging dann die karolingische Minuskel hervor. Wie weit bei ihrer Ausbildung die im Reiche Karls des Grossen überall unter Fürsorge des Königs entstandenen Schreibschulen, namentlich die von St. Martin in Tours, welchem Kloster Alcuin von 796 bis 804 vorstand, beteiligt waren, wird sich nicht mehr beweisen lassen, da wir mit absoluter Sicherheit keine Handschrift dem Ausgang des achten und Anfang des neunten Jahrhunderts und diesem Kloster zuweisen können.<sup>1</sup> Dagegen liegen uns aus der späteren Zeit, wohl von c. 820 ab, eine ganze Reihe von Erzeugnissen der Kalligraphenschule in Tours vor, und in ihnen neben der dieser Schule eigentümlichen, schon oben erwähnten, Halbunziale, auch eine Minuskel. Die letztere zeigt volle Ausbildung. Die runden Formen überwiegen zwar noch immer, aber es zeigt sich doch schon das Bestreben, die Buchstaben schlanker zu machen. Auch die keulenförmigen Verdickungen der Oberschäfte nehmen mehr und mehr ab und zeigen geradere Gestalt. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts ist diese Schrift überall durchgedrungen. Aus ihr entwickelten sich gegen Ende des neunten und im Laufe des zehnten Jahrhunderts zwei verschiedene Schriftformen. Die eine geht in dem, schon am Ende des neunten Jahrhunderts bemerkbaren Streben nach Zierlichkeit und nach schmalerer Gestaltung der Buchstaben noch weiter, sie drängt die Buchstaben ziemlich hart zusammen, macht gefällige Rundungen, vermeidet aber, wenn irgend möglich starken Druck und starke Umbiegung. Die andere Art, die nicht ungeschickt »nachkarolingische Minuskel« genannt<sup>2</sup> wird, macht gleichmässige, kräftige, auch stark rundliche Gestalt aufweisende Buchstaben. Schnörkel vermeidet diese Schrift vollständig, ebenso werden die Buchstaben noch nicht an den oberen oder unteren Enden ausgeziert. Beide Schriftarten haben sich durch das elfte Jahrhundert erhalten, man kann sie noch leicht unterscheiden. Die Festigkeit und Gleichmässigkeit der Züge ist in beiden in gleichem Masse vorhanden.

Im zwölften Jahrhundert beginnt ein Umschwung. Man kann ihn dahin definieren, dass die Herrschaft des Schnörkels beginnt. Anstatt der Rundungen der einzelnen Buchstaben oder Buchstabenteile, treten Brechungen und Verschlingungen auf. Auch beginnt man die Buchstabenenden durch feine Strichelchen auszuzeichnen. Immer aber zeigt sich noch in den Buchstaben

<sup>1</sup> Gegen meine Annahme, dass das Cod. Colon. 106 zwischen 796—804 im Martinskloster geschrieben, hat Wattenbach *Anleitung* 35 Bedenken geäussert. Ich habe in der Vorrede zur Neuauflage des zweiten Hefes meiner Schrifttafeln versucht zu zeigen, dass die Handschrift doch im Martinskloster entstanden ist. Eine Menge Wahrscheinlichkeitsgründe wenigstens sind dafür vorhanden. — <sup>2</sup> Von Sicking, *Das Privilegium Otto I. für die römische Kirche vom J. 962*. Innsbruck 1883.



starker Druck, feine Linien sind selten. Im dreizehnten Jahrhundert dagegen wird die Verzierungsucht immer stärker, die Züge werden schlanker, der Buchstabenschaft spaltet sich wohl am oberen und unteren Ende, ja man verziert die Buchstaben selbst da, wo es nicht notwendig ist. Die Formen zeigen trotz allen Schnörkels doch viel Brechungen.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts vollzog sich ein weiterer Umschwung. Auch hier kann man die entstandenen Schriftarten in zwei grosse Klassen teilen; in die gotische oder Mönchsschrift und in die Minuskel-Kursive. Die erstere geht aus der alten Minuskelschrift dadurch hervor, dass jede runde Biegung möglichst vermieden wird, man an ihre Stelle eine mehr oder weniger scharfwinkelige Brechung treten lässt. An den Endstellen, ja selbst bisweilen an den Brechungspunkten, werden feine Verzierungsstriche, sogenannte Haarstriche, angebracht. Die Buchstaben sind gross, fett und mit scharfem Druck geschrieben. Der Eindruck, den die Schrift macht ist kein schöner. Trotzdem ging aus dieser Schriftart unsere deutsche Druckschrift hervor.

Die Minuskel-Kursive bildet sich unter dem Bedürfnis rasch und viel schreiben zu können. Man kann sagen, dass die Minuskel des Mittelalters mehr gemalt als geschrieben wurde. Im dreizehnten Jahrhundert wurde das Schreiben immer mehr und mehr Gemeingut. Welche Gründe dies gehabt, ist leicht zu erkennen. Mit der Selbständigkeit des Fürstentums, der Städte, wuchs die Notwendigkeit eine eigene Kanzlei zu haben. Das Studium ergriff immer grössere Kreise, selbst Laien lernten jetzt in grosser Anzahl lesen und schreiben. Und endlich darf man es nicht gering anschlagen, dass im Papier ein billigerer Beschreibstoff aufkam und die Verbreiterung der Literatur erst damit ermöglicht wurde. So entsteht dann ganz folgerichtig eine neue Schreibweise. Der Ursprung derselben ist noch nicht aufgeklärt, nur ist es wahrscheinlich, dass sie in Italien, vielleicht schon in der Kanzlei Friedrich II. aufgekommen ist. Das Charakteristische dieser Schrift ist, dass die einzelnen Buchstaben dicht aneinander gestellt sind und dass sie vermittelt der auslaufenden Verzierungsstriche mit einander verbunden erscheinen; dass man in ein und demselben Grundzug möglichst Brechungen vermeidet, dass die über die Zeile hervorragenden Schäfte der Buchstaben wenn irgend anständig mit einem Kopf (oder Schleife) gebildet werden. Diese Schrift erhielt sich fast unverändert vom vierzehnten Jahrhundert an das ganze fünfzehnte hindurch. Aus ihr hauptsächlich ist unsere heutige deutsche Schreibschrift hervorgegangen.

Mit der ursprünglich zur Fixierung lateinischer Schriftwerke ausgebildeten Schrift, übernahm man auch das Abkürzungssystem.<sup>1</sup> Freilich hatte man es bei der deutschen Sprache mit ganz anderen Verhältnissen zu thun und konnte deswegen die Fülle von lateinischen Abkürzungen nicht verwenden. So ist dann deutsch fast ganz ohne Abkürzung geschrieben worden. Am häufigsten finden sich *un* mit herübergesetztem Strich für *unde*, und der Strich durch den Buchstaben oder der neben den Buchstaben gesetzte geschlängelte Strich für *er*. Auch einfacher Strich über einem Vokal zur Andeutung des zu ergänzenden *m* oder *n* kommt vor. In der Schrift des neunten Jahrhunderts findet sich auch bisweilen das runische Zeichen *p* und *V*.

Die Initialornamentik ist in deutschen Handschriften dieselbe wie in lateinischen. Für Initialen wurde vom Schreiber Raum gelassen und die Initialie entweder in demselben ganz fein vorgezeichnet, so dass sie später

<sup>1</sup> Sehr interessante Bemerkungen darüber bringt Sickel, *Acta regum et imperatorum Karolinarum*, Wien 1867, I, 305 ff.

von der aufgetragenen Farbe bedeckt wurde, oder sie wurde am Rande vorgezeichnet, und konnte beim Einbinden mit abgeschnitten werden u. a. m.

Bisweilen ist aber die Initiale auch nicht vorgeschrieben und dann wohl falsch ergänzt worden. Seit dem zwölften Jahrhundert ist es nach italienischen Vorbildern Sitte geworden, die Initialen abwechselnd rot und lichtblau zu machen, oder eine rote mit lichtblauen Strichen zu verzieren und umgekehrt. In früherer Zeit hat man die Initialen fast nur mit Rot gemacht. Zu bemerken ist, dass seit dem dreizehnten Jahrhundert auch oft Anfangsbuchstaben von Sätzen oder Zeilen mit einem roten Strich noch besonders ausgezeichnet wurden.

Dass in den mittelalterlichen deutschen Handschriften auch oft Malereien vorkamen, ist bekannt genug. Es gehört dies aber weit mehr in das Gebiet der Kunstgeschichte als der Paläographie.

Ein Durchlesen der fertig gestellten Handschrift zum Behuf der Verbesserung etwaiger vom Schreiber begangener Fehler, lässt sich auch bei vielen deutschen Handschriften nachweisen. Besserungen konnten dann durch Überschreiben, Ergänzungen am Rande u. s. w. vorgenommen werden. War ein Buchstabe oder ein Wort zu tilgen, so wurde es entweder ausgestrichen oder durch darüber-, resp. darunter-, resp. darunter- und darübergesetzte Punkte als wegfallend bezeichnet. Ergänzungen wurden durch besondere Verweisungszeichen kenntlich gemacht, ebenso Umstellungen. Dasselbe geschah auch bisweilen bei Glossen, wenn dieselben nicht gleich über die Linie, sondern an den Rand geschrieben wurden. Zu beachten ist natürlich in jedem Einzelfall, ob Verbesserungen, Ergänzungen u. s. w. vom Schreiber aus eigener Kenntnis oder auf Grund der Vorlage, beziehentlich eines anderweitigen Exemplars, vorgenommen wurden. Von Zahlen waren anfänglich nur die lateinischen üblich, die arabischen Ziffern werden in deutschen Handschriften nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert nachweisbar sein.

Nur Weniges sei anhangsweise über die Urkunden gesagt. Im Allgemeinen genügt es jetzt auf Bresslaus ausgezeichnetes Buch *Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien*. Erster Band, Leipzig 1889 zu verweisen.<sup>1</sup>

Während die Kenntnis der Paläographie sich in stetigem Fortschritt entwickelt hatte, war im Gebiet der Urkundenlehre, man kann sagen, schon seit Mabillon, ein Stillstand eingetreten. Erst in unserem Jahrhundert, zum Teil erst in den letzten fünf und zwanzig Jahren, ist Abhilfe geschaffen worden. Theodor Sickel ging voran, eine ganze Anzahl jüngerer Forscher sind in seine Fussstapfen getreten. Erst jetzt kann man behaupten, dass wir allmählich eine wissenschaftliche Urkundenlehre erhalten. Der Germanist wird freilich die Urkunde anders betrachten als der Jurist und der Historiker. Für die letzteren ist die Urkunde eine geschichtliche Quelle, für den Germanisten — wenn er nicht auf dem Standpunkt des Literarhistorikers steht — nur ein Sprachdenkmal.

Urkunden in deutscher Sprache sind erst seit dem dreizehnten Jahrhundert bekannt. Als älteste im Original noch vorhandene Urkunde hatte man bis vor kurzer Zeit die von König Konrad IV. am 25. Juli 1240 erlassene, die

<sup>1</sup> Bresslau verzeichnet auch, sei es in dem seinem Werk vorangeschickten Bücherverzeichnis, sei es an verschiedenen Stellen seines Buches selbst, die verschiedenen früher erschienenen Bücher über Urkundenlehre, sowie die in der Neuzeit herausgekommenen Abbildungen von Urkunden. Von letzteren mache ich nur auf die von Sickel und Sybel herausgegebenen Kaiserurkunden in Abbildungen aufmerksam. Bis jetzt sind davon neun Lieferungen erschienen. Man kann sich aus denselben auch am Besten über die eigentümliche Schrift der Kaiserurkunden unterrichten.

einen Vergleich zwischen Kaufbeuren und Folkmar von Kemenathen bestätigt,<sup>1</sup> angesehen. Jetzt muss dafür eine Urkunde gelten, welche am 12. November 1221 von den Brüdern Johann und Ludwig von Mülinen ausgestellt worden ist.<sup>2</sup> Aber immer sind in den ersten sechszig Jahren des dreizehnten Jahrhunderts Urkunden in deutscher Sprache sehr selten, erst von da nimmt ihre Zahl zu, in Sachsen werden sogar vor dem Jahr 1270 gar keine nachweisbar sein. Aus der deutschen Reichskanzlei ist erst am 1. Februar 1275 eine deutsche Urkunde wiederum hervorgegangen. Von da ab mehren sich die Fälle, namentlich sind die Privaturkunden hier vorangegangen, während in der Reichskanzlei es bis auf die Zeiten Heinrich VII. ganz vereinzelt vorkam, unter diesem König dann wieder ganz unterblieb, während in der Regierungszeit Ludwig des Baiern allmählig es immer häufiger geworden ist, dass die kaiserliche Kanzlei die Urkunden in deutscher Sprache ausfertigte.

Was nun die Urkunden des früheren deutschen Mittelalters betrifft, so ist es bekannt, dass sie alle in lateinischer Sprache ausgefertigt sind. Trotzdem sind sie ein wichtiges Denkmal auch für die Erkenntnis der germanischen Sprachen. Allerdings steht eine Urkunde wie die ganz deutsche Würzburger Grenzbeschreibung<sup>3</sup> vereinzelt da, aber manchmal finden sich doch auch in den Urkunden deutsche, zur Erklärung beigesetzte Worte,<sup>4</sup> und dann sind die Urkunden namentlich wichtig für die in ihnen uns entgegen tretenden deutschen Eigennamen. Freilich wird dabei stets zu beachten sein, in welcher Gestalt uns die betreffenden Urkunden überliefert sind, ob im Original oder in Kopie, und wird natürlich, wenn das letztere der Fall ist, stets zu untersuchen sein, ob der Abschreiber seine Vorlage getreu wiedergeben konnte und wollte, oder ob er sich Veränderungen erlaubt hat. Auch bei Originalen wird stets zu untersuchen sein, in welchem Dialekt der Schreiber die Namen wiedergibt. Es ist weiter zu beachten, dass trotz mancher neuen Publikation, doch ein sehr grosser Teil der Urkunden nur in alten schlechten Drucken vorliegt. Für die Kaiserurkunden sind von alles umfassenden Sammlungen, die den heutigen wissenschaftlichen Anforderungen genügen, die in der Abteilung der *Monumenta Germaniae historica*, Kaiserurkunden veröffentlichten Urkunden aus der Zeit Otto I. und Otto II. zu nennen,<sup>5</sup> alle anderen aus der Reichskanzlei geflossenen Urkunden müssen wir aus Einzeldrucken<sup>6</sup> zusammenlesen, über welche am Besten die Böhmerschen zum Teil in Neubearbeitung vorliegenden Regesten, so wie die von Stumpf-Brentano gegebenen Verzeichnisse Auskunft erteilen. Eine Zusammenstellung derselben findet man in Dahmann-Waitz, *Quellenkunde der deutschen Geschichte*,<sup>7</sup> S. 27 ff.<sup>7</sup>

<sup>1</sup> Druck in Huillard-Bréholles, *Historia diplom. Friderici II*, 5, 1200. Abbildung in den *Kaiserurkunden in Abbildungen*, Lief. VI, Tafel 19. Vgl. jedoch Bresslaus Bedenken a. a. O. S. 604, n. 1. — <sup>2</sup> Nach Bresslau a. a. O. S. 988 (vgl. auch *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde*, 14, S. 445) gedruckt im *Anzeiger für Schweizerische Geschichte* 1888, Nr. 3, S. 230. — <sup>3</sup> Müllenhoff und Scherer, *Denkmäler*<sup>2</sup>, Nr. 64.2. — <sup>4</sup> Z. B. Urkunde Otto I. für Utrecht, 944 Nov. 26 (Mon. German. Kaiserurkunden I, 144: *bestias insuper quę Teutonica lingua elo aut scelo appellantur*. In dem Weissenburger Landfrieden Friedrich I, 1179 Februar 18 (Böhmner Acta Imperii selecta S. 130 f.) steht z. B. (S. 130) *venatores et ferarum indagatores, quos weidelude dicimus*. S. 131 (letzte Zeile) *et qui eos hospitantur qui dicuntur cern*. — <sup>5</sup> Ich übergehe hier die gänzlich verunglückte Ausgabe der merovingischen Königsurkunden u. s. w. von K. Pertz. — <sup>6</sup> Mit Ausnahme der Urkunden Friedrich II, die von Huillard-Bréholles in der *Historia diplomatica Friderici II*. herausgegeben sind, soweit sie damals diesem Forscher zugänglich waren. — <sup>7</sup> Ebenda werden auch von S. 28 an die hauptsächlichsten Urkundensammlungen aufgeführt.

V. ABSCHNITT.  
SPRACHGESCHICHTE.

1. PHONETIK

VON  
EDUARD SIEVERS.

Allgemeine Literatur: A. M. Bell, *Visible Speech*, London 1867. — E. Brücke, *Grundzüge der Physiologie u. Systematik der Sprachlaute*<sup>2</sup>, Wien 1876. — A. J. Ellis, *On Early English Pronunciation*, Lond. 1869 ff. — J. A. Lundell, *Det svenska landsmålsalfabetet*, in den Svenska Landsmälen 1, 13 ff. — E. Seelmann, *Die Aussprache des Lat. nach physiol.-histor. Grundsätzen*, Heilbr. 1885. — E. Sievers, *Grundzüge der Phonetik*<sup>3</sup>, Leipz. 1885 (mit Literaturverzeichnis). — H. Sweet, *Handbook of Phonetics*, Oxf. 1877; *History of English Sounds*, Oxf. 1888 (daneben eine Reihe wichtiger Spezialabhandlungen). — J. Storm, *Englische Philologie*, Heilbr. 1881; *Norsk Lydskrift med Omrids af Fonetiken*, in der Norvegia 1, 132 ff. — F. Techmer, *Phonetik*, Leipz. 1880 (mit Literaturverzeichnis); *Naturwiss. Analyse u. Synthese der hörbaren Sprache*, Internat. Zs. f. allg. Sprachwiss. 1, 69 ff. — M. Trautmann, *Die Sprachlaute*, Leipz. 1884—86. — W. Vietor, *Elemente der Phonetik u. Orthoepie des Deutschen, Engl. u. Franz.*<sup>2</sup>, Heilbr. 1887. — J. Winteler, *Die Kärenzer Mundart*, Leipz. 1876. — Vieles Einzelne in Techmer's Internat. Zeitschr. für allgem. Sprachwissenschaft, Leipz. 1884 ff., Vietor's Phonetischen Studien, Marburg 1888 ff., und den Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen, Stockh. 1879 ff.

**W**ie für alle empirischen Wissenschaften, so bildet auch für die Sprachwissenschaft die genaue Untersuchung und Feststellung des ihr unterliegenden Objektes in all seinen empirisch gegebenen Formen die erste Aufgabe. Dabei ist es von vorn herein klar, dass diese untersuchende Thätigkeit zunächst analytischer Art sein muss; denn es handelt sich bei der Sprache um sehr komplizierte Gebilde, deren letzte Elemente nirgends isoliert vorliegen, mithin nur durch Abstraktion gewonnen werden können. Erst nachdem diese Elemente durch fortschreitende Analyse deutlich erkannt und sicher festgestellt sind, kann und darf man auch zu synthetischer Darstellung des Baues einer Sprache oder der Sprachen überhaupt vorgehen.

Fragen wir nun weiter, was denn als die eigentliche empirisch gegebene Grundlage der Sprachanalyse zu gelten habe, so ergibt sich leicht, dass Sprache in concreto die Summe der einzelnen Äusserungen ist, welche von den sprechenden Individuen mittelst der Sprechwerkzeuge gemacht werden: anderes,

wie namentlich geschriebene Äusserungen, kommt als sekundär oder als blosses Ersatzmittel für die gesprochene Sprache erst in zweiter Linie in Betracht.

Eine jede gesprochene Äusserung ist nun weiterhin zunächst eine in sich geschlossene Lautmasse, welche in einem gegebenen Zusammenhange (sei es der Rede, sei es der Situation überhaupt) einen bestimmten Sinn (Gedanken oder Stimmung) zum Ausdruck bringen soll und in diesem Sinne von dem Hörenden verstanden wird. Ohne Rücksicht auf die etwaige logische Gliederung wie auf die Länge des Gesprochenen lässt sich eine jede solche Äusserung als Satz bezeichnen: denn für die Verständlichkeit der Äusserung in ihrem Zusammenhang ist es gänzlich gleichgültig, ob sie etwa aus einem einzigen 'Wort' oder einer einzigen 'Silbe' besteht (vgl. Äusserungen wie *ja, nein, hier, dort*; ferner Interjektionen u. dgl.), oder ob sie eine längere oder kürzere Reihe sogen. 'Wörter' oder, allgemeiner gesagt, Teilglieder des Sinnes enthält, die zu einander in einem bestimmten logischen Verhältnis stehen.

Für die wissenschaftliche Sprachbetrachtung ist hiernach die Satzanalyse die erste Aufgabe.

Dieselbe kann aber wiederum von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen. Man kann z. B. den Satz, der einen begrifflich teilbaren Inhalt besitzt, logisch oder begrifflich in Wörter zerlegen, d. h. aus ihm die Träger der Einzelbegriffe aussondern aus denen sich der Gesamthalt des betreffenden Satzes aufbaut. Die Gesamtanalyse der erreichbaren Sätze einer Sprache im engeren Sinne lehrt uns so den Wortschatz derselben kennen. Anhangsweise gehört hierher die begriffliche Seite der Wortbildungslehre. Andererseits kann man den Satz analysieren mit Rücksicht auf die Bindemittel, welche die Beziehungen der Wörter zu einander ausdrücken. Das wäre syntaktische Analyse. In ihr Gebiet fallen z. B. die Lehre von den Funktionen der einzelnen Endungen, die Lehre von der Wortstellung, die Lehre vom Satzaccent sofern es sich um die Unterscheidung verschiedener Satzarten u. dgl. handelt. Hieran schliesst sich dann die Formenlehre oder Flexionslehre, welche sich mit der äusseren Gestalt der flexivischen Bindemittel des Satzes beschäftigt. Endlich aber kann die Satzanalyse, von dem Inhalt und der grammatischen Form des Gesprochenen ganz absehend, ihr Augenmerk lediglich auf dessen Lautmassen und ihre Erzeugung richten. Das führt zu der Disziplin der allgemeinen Phonetik. Auch diese ist ein notwendiger Bestandteil der Sprachwissenschaft. Nur auf Grund genauer phonetischer Erkenntnis lässt sich eine Lautlehre im engeren Sinne des Wortes aufbauen, und auch ein grosser Teil der Syntax ist ohne phonetische Einsicht nicht zu verstehen.

Für diese phonetische Analyse mit Rücksicht auf ihre Verwendung für die Sprachwissenschaft einige Gesichtspunkte zu geben ist die Aufgabe der folgenden Erörterungen.

## 1. DAS MENSCHLICHE SPRACHORGAN UND SEINE THÄTIGKEIT.

§ 2. Das menschliche Sprachorgan besteht aus zwei wesentlich verschiedenen Teilen mit wesentlich verschiedener Funktion. Diese sind:

a) Der Respirationsapparat oder Luftapparat, d. h. die Lungen mit dem dazu gehörigen Muskelsystem, welches die Einziehung der Luft in die Lungen und die Ausstossung aus denselben regelt. Gesprochen wird fast ausschliesslich mit ausströmender Luft. Man kann also in Kürze sagen, dass die Aufgabe des Respirationsapparates ist den zum Sprechen nötigen Expirationsstrom zu liefern. Die Expiration geschieht beim Sprechen in kürzeren oder längeren, nach Zeitdauer und Stärke regulierten Stössen, die wir Expirationsstösse nennen.

b) Der Sprechapparat im engeren Sinne. Derselbe besteht aus drei dem Luftapparat vorgelagerten Teilen: dem Kehlkopf, dem Mundraum und dem Nasenraum. Die beiden letzteren fasst man auch unter dem Namen Ansatzohr zusammen. Kehlkopf und Ansatzohr dienen dazu, durch Bearbeitung des aus den Lungen kommenden Expirationsstroms die verschiedenen Schälle zu schaffen, aus denen sich die Sprache zusammensetzt. Die Bearbeitung geschieht entweder durch schallbildende Hemmung des Luftstromes (dadurch dass man den Luftstrom durch eine Enge hindurchtreibt, wie bei *f*, *s*, *ch*, oder ihn für einen Augenblick ganz absperrt, um ihn hernach explodieren zu lassen, wie bei *p*, *t*, *k*), oder durch resonatorische Modifikation eines irgendwo erzeugten Schalles. Beide Arten der Einwirkung des Sprechapparates auf den zum Sprechen dienenden Luftstrom sind bei allen Sprachschällen mit einander verbunden.

§ 3. Der wichtigste Bestandteil des Kehlkopfes sind die Stimmbänder und der zwischen ihren Rändern liegende Spalt, die Stimmritze oder die Glottis. Beim Sprechen können die Stimmbänder vier wesentlich verschiedene Stellungen einnehmen:

a) Die Stimmritze ist weit geöffnet wie beim Atmen. Der Expirationsstrom geht dann durch ohne in ihr einen Schall zu erzeugen.

b) Die Stimmritze ist soweit verengt, dass der durchgehende Luftstrom die Stimmbänder in Tonschwingungen versetzt. Der so erzeugte Ton heisst Stimmton oder Stimme.

c) Die Stimmritze ist soweit verengt, dass der durchgehende Luftstrom an ihren Rändern nur ein reibendes Geräusch, das sogen. Flüstergeräusch oder die Flüsterstimme hervorbringt.

d) Die Stimmritze ist geschlossen. Dieser Schluss dient teils dazu, den Expirationsstrom momentan abzusperren, teils dazu die Luft unterhalb der Stimmritze anzustauen und hernach durch plötzliche Öffnung explodieren zu lassen.

§ 4. Der Mundraum wirkt teils als Ganzes (als Hohlraum, Resonanzraum) resonatorisch, teils dient er durch stufenweise Verengung bis zum völligen Verschluss zur Bildung von Schällen. Um diese Wirkungen im Einzelnen verfolgen zu können, bedarf man einer Übersicht über seine Gestalt und seine beweglichen Teile.

a) Der Mundraum ist zwischen dem festen Oberkiefer und dem beweglichen Unterkiefer eingebettet. Letzterer bewegt sich auch beim Sprechen um zwei feste Drehpunkte. Den Winkel den Ober- und Unterkiefer mit einander bilden und dessen Scheitel in jenen Drehpunkten liegt, nennt man den Kieferwinkel.

b) Nach aussen zu ist der Mundraum begrenzt durch die Lippen, welche teils passiv den Bewegungen des Unterkiefers folgen (passive oder neutrale Lippenlage), teils durch einen eigenen Muskelapparat aktive Bewegungen ausführen können. Von den letzteren gibt es drei verschiedene Arten: α) Spaltförmige Ausdehnung der Lippenspalte durch Zurückziehen der Mundwinkel, wie gelegentlich beim hellen *i*; β) Rundung, d. h. eine mehr oder weniger ringförmige oder ovale Verengung der Mundöffnung wie bei *u*, *o*, *ü*, *ö*; γ) Vorstülpung, wie zum Teil ebenfalls bei *u*, *o*, *ü*, *ö* und gewissen Arten des *sch*.

c) Im Unterkiefer ruht die äusserst bewegliche und grösster Gestaltveränderung fähige Zunge. Man unterscheidet bei ihr die Zungenspitze, das Zungenblatt, d. h. den oberen Streifen der Vorderzunge unmittelbar hinter dem Zungenrand, und den Zungenrücken, den man wieder in einen vorderen, mittleren und hinteren Teil zerlegen kann. Die Bewegungen der Zunge

sind teils selbständig, teils folgt sie den Bewegungen des mit ihr zusammenhängenden Kehlkopfs, so dass sie bei aufsteigendem Kehlkopf vorgeschoben, bei sinkendem Kehlkopf zurückgezogen wird.

d) Am Oberkiefer sind folgende Teile zu unterscheiden: α) die Zähne; β) die Alveolen der Oberzähne, d. h. der nach hinten convex gewölbte Teil des Oberkieferknochens in welchem die Oberzähne stecken; γ) der daran sich anschliessende, concav gewölbte harte Gaumen oder vordere Gaumen, der etwa bis zur Mitte des Mundes reicht; δ) der weiche Gaumen oder hintere Gaumen, eine bewegliche Muskelplatte zwischen Mundraum und Nasenraum, durchzogen von dem Muskelring des vorderen Gaumenbogens und auslaufend in den Muskelring des hinteren Gaumenbogens. In seiner Mitte hängt nach hinten das Zäpfchen oder die Uvula noch etwas über den Rand des hinteren Gaumenbogens herab.

Eigene Bewegungen hat von diesen Teilen nur der weiche Gaumen; er kann nach vorn und unten an den hinteren Zungenrücken, oder nach hinten und oben an die hintere Rachenwand (§ 4, c) angepresst werden, oder zwischen beiden frei schweben.

e) Durch die Öffnung zwischen Zunge und weichem Gaumen erblickt man bei weit geöffnetem Munde die hintere Rachenwand, welche den Mundraum nach hinten zu begrenzt. Sie verläuft nach oben in die Wandung des Nasenraumes, nach unten in die der Speiseröhre, welche unmittelbar hinter dem Kehlkopf und der Luftröhre liegt.

§ 5. Der Nasenraum liegt oberhalb des Mundraums, durch harten und weichen Gaumen von diesem getrennt, und mit Ausnahme des letzteren von lauter festen Wänden umgeben. Er dient fast ausschliesslich als Resonanzraum, selten zur Erzeugung von Reibegeräuschen (bei stimmlosen Nasalen). Seine Kommunikation mit Kehlkopf und Mundraum wird durch die Stellungen des weichen Gaumens geregelt. Bis zur Rachenwand gehobenes Gaumensegel sperrt den Nasenraum von Mundraum und Kehlkopf ab, bis zum Zungenrücken gesenktes lässt Kehlkopf und Nasenraum kommunizieren mit Ausschluss des Mundraums; freischwebendes Gaumensegel bedingt Kommunikation aller drei Hohlräume.

§ 6. Artikulation und Ruhelage. Das Sprechen geschieht durch planmässig und kunstvoll geregelte Gegenwirkungen des Luftapparats und Sprechapparats (§ 2). Für diese Regelung in allen ihren Teilen gebraucht man neuerdings den Ausdruck Artikulation. In engerem Sinne bezieht man jedoch auch jetzt noch dieses Wort auf die spezifischen Einstellungen des Sprechapparates, welche durch Bearbeitung des bereits mit regeltem Drucke aus dem Luftapparat kommenden Luftstromes die einzelnen Sprechschälle erzeugen. Man spricht also z. B. auch von der Artikulation eines *a*, *f*, *s* lediglich mit Rücksicht auf die bei ihrer Bildung vorhandenen Stellungen des Sprechapparates, ohne des zur thatsächlichen Hervorbringung dieser Schälle notwendigen Luftstroms zu gedenken.

Während des ruhigen Atmens befindet sich der Sprechapparat in der sogen. Ruhe- oder Indifferenzlage, welche bequemes Durchströmen des Atems gestattet. Diese Ruhelage ist die natürliche Grundlage für die einzelnen Artikulationsbewegungen des Sprechapparats, und wird mit Rücksicht darauf auch als Artikulationsbasis bezeichnet. Sie zeigt bei den einzelnen Individuen wie bei grösseren Sprachgenossenschaften starke Schwankungen, auf denen ein guter Teil des spezifischen Charakters der betreffenden Sprache beruht. Die Feststellung der Artikulationsbasen gehört daher mit zu den wichtigsten Aufgaben der Phonetik.

## 2. DER SATZ UND SEINE GLIEDER.

§ 7. Silben und Sprechakte. Ein gesprochener längerer Satz stellt sich unserem Gehöre zunächst dar als eine rhythmisch gegliederte Reihe von Schällen. Aus dieser sondert das Ohr weiterhin eine grössere oder geringere Anzahl von Teilstücken aus, die wir als Silben bezeichnen. So nennen wir z. B. den Satz *kommst du?* zweisilbig, den Satz *kommst du mit?* dreisilbig u. s. w. Es gibt aber auch einsilbige Sätze, wie *komm!* *geh!* *ja*, *nein* u. dgl.

Über dieser Gliederung des Satzes in Silben steht aber noch eine andere, durch welche der Satz erst den ihm anhaftenden rhythmischen Charakter bekommt. Die Einzelsilben eines mehrsilbigen Satzes pflegen nicht gleichwertig zu sein; vielmehr sind sie in der Regel gruppenweise so geordnet, dass sich schwächer gesprochene Silben mit einer stärker gesprochenen zu einer höheren rhythmischen Einheit verbinden. So haben wir in dem Satze *kommst du | morgen | wieder?* dreimaligen Wechsel von stärkerer und schwächerer Silbe, oder drei Silbengruppen, in denen jedesmal die erste Silbe als die stärkste dominiert. Nach ihrer Ähnlichkeit mit den musikalischen Takten pflegt man solche Gruppen Sprechakte zu nennen.

In Hinsicht auf seine phonetisch-rhythmische Gliederung zerfällt der längere Satz mithin zunächst in Sprechakte und diese können sich wieder in Silben zerlegen. Das Minimalmass eines Satzes ist ein Sprechakt, das Minimalmass eines Sprechaktes ist eine Silbe. Bei einem einsilbigen Satz wie *komm!* fallen also die Begriffe Satz, Sprechakt, Silbe tatsächlich zusammen.

§ 8. Sprechakt und Wort. Der rein phonetisch-rhythmische Begriff des Sprechaktes ist nicht mit dem logisch-etymologischen Begriff des Wortes zu verwechseln. Im Zusammenhang der Rede fallen Wortgrenze und Taktgrenze zwar oft zusammen, wie etwa in dem Satze *sie | kommen | morgen | wieder*; aber dies ist nur zufällig, und in wohlgegliederter Rede, namentlich im Verse, soll es nicht zu oft eintreten; denn die Häufung von begrifflicher und rhythmischer Trennung (Wort- und Takttrennung) an derselben Stelle prägt die Trennungseinschnitte zu scharf aus und lässt somit die einzelnen Teile des Satzes zu sehr auseinanderfallen. Bei Kreuzung von Wort- und Takttrennung dagegen wird der begriffliche Bruch zwischen Wort und Wort durch die rhythmische Bindung und der rhythmische Bruch innerhalb des Wortes durch die begriffliche Zusammengehörigkeit der getrennten Stücke gemildert und dadurch ein vollkommenerer Wohlklang des Satzes erzielt.

Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, dass abgesehen von logisch oder rhetorisch besonders pointierter Sprechweise, wie sie namentlich dem gelehrten und schulmässigen Vortrage eigen ist, die rhythmische Gliederung des Satzes mächtiger zu sein pflegt als die etymologisch-logische nach Worten und grammatisch zusammengehörigen Wortgruppen. Besonders deutlich tritt dies wieder im Verse hervor.

§ 9. Über die Silbenzahl und die Gliederung der Takte lassen sich keine allgemeingültigen Bestimmungen geben. Wächst die Zahl der Silben, so zerlegt sich der Sprechakt unwillkürlich in kleinere rhythmische Gruppen, vgl. z. B. Satzstücke wie *lustige | Leute* mit solchen wie *lustige Ge|stellen* u. dgl. In wie weit man hier etwa selbständige Takte ansetzen soll, ist sehr oft gänzlich zweifelhaft.

§ 10. Begrenzung der Silben (Drucksilben und Schallsilben). Die Zerlegung der Rede in Silben welche unser Ohr vornimmt, beruht auf der Wahrnehmung von Diskontinuitäten in der Stärke der gehörten Schälle. Diese kommen in verschiedener Weise zu Stande:



a) Primär oder willkürlich durch Minderung und Verstärkung des beim Sprechen angewandten Nachdrucks, d. h. der Kraft mit welcher die zum Sprechen verwendete Luft aus den Lungen ausgetrieben wird (Expirationsstärke). Ein mit gleicher Stimmstärke beliebig lange ausgehaltener Vokal ( $\bar{a}$ ) macht z. B. nur den Eindruck einer Silbe; ebenso ein allmählich, aber gleichmässig anschwellender oder verklingender, oder anschwellender und verklingender Vokal ( $\bar{a}$ ,  $\bar{a}$ ,  $\bar{a}$ ). Spricht man aber den Vokal abwechselnd lauter und leiser, auch ohne die Stimme ganz abzubrechen, so zerfällt der Vokal in so viel 'Silben' als Minderungen der Schallstärke vorgenommen werden, und in die Momente geringster Schallstärke verlegen wir die Grenzen der Silben. In ähnlicher Weise kann man auch Folgen von ungleichen Lauten mehr oder minder willkürlich auf verschiedene Weise in Silben zerlegen, z. B. die Folge *a-i-a* dreisilbig als *a-i-a* sprechen, oder zweisilbig als *ai-a*, *a-ia* oder *ai-ia* u. dgl. Silben, welche diesergestalt durch willkürlich geregelte Druckminima der Expiration begrenzt werden, nennen wir expiratorische Silben oder Drucksilben, ihre Grenzen expiratorische Grenzen oder Druckgrenzen. Wir deuten dieselbe durch - zwischen den Grenzlauten an.

b) Sekundär oder unwillkürlich durch den Wechsel von Lauten von grösserer und geringerer Schallfülle auch bei gleichmässiger Stärke der Expiration. Laute wie *i*, *u*, *l* z. B. sind bei gleicher Druckstärke weniger laut (besitzen weniger Schallfülle) als etwa *a*; denn bei dem letzteren kann die in der Kehle erzeugte Stimme wegen der weiten Öffnung des Mundes frei und ungehemmt erschallen, während die geschlossenere Stellung des Mundes bei *i*, *u*, *l* eine gewisse Dämpfung der Stimme hervorbringt. Daher können Folgen wie *aia*, *aua*, *ala* für das Ohr nicht einsilbig gesprochen werden, denn zwischen den beiden schallstärkeren *a* stehen die schallschwächeren *i*, *u*, *l*, und somit ist für das Ohr die massgebende Diskontinuität der Schallstärke gegeben, welche die genannten Komplexe als zweisilbig auffassen lässt. Silben welche so durch Minima der natürlichen Schallfülle unabhängig von der frei geregelten Druckstärke begrenzt werden, nennen wir Schallsilben, ihre Grenzen Schallgrenzen. Wir bezeichnen die letzteren durch ' über dem Laut geringster Schallfülle, z. B. *aia*, *aua*, *ama* u. dgl.

Die grösste Schallfülle besitzen die Vokale, innerhalb deren die Schallfülle sich im wesentlichen nach der Weite der Mundöffnung abstuft. Ihnen folgen die Liquidae und Nasale, diesen die Spiranten. Den Beschluss endlich bilden die Verschlusslaute. Möglich sind also einsilbige Folgen wie *mla*, *mra* oder *alm*, *arm*, aber nicht *lma*, *rma* oder *aml*, *amr*, weil hier die schallschwächeren *m* zwischen den schallvolleren Nachbarlauten *l*, *r* und *a* wieder den Eindruck der Diskontinuität der Schallstärke hervorrufen.

§ 11. Verhältnis von Druck- und Schallsilben. Aus dem Gesagten ergibt sich, dass Druck- und Schallgrenzen im Einzelfall sich decken können, dass sie aber im Prinzip keineswegs an einander gebunden sind. Eine Lautfolge wie *a*, *i*, *a* enthält zwar notwendig bei einheitlicher Expiration zwei Schallsilben (*aia*), aber daneben lässt sie sich expiratorisch auch noch beliebig anders zerlegen (*a-ia*, *ai-a*, *ai-ia* *a-i-a*, § 5 a).

Im Bühnendeutschen herrscht die Gewohnheit Silben durch Druckgrenzen zu trennen bei allen langen Silben: *hā-be*, *hal-te* u. dgl.; dagegen pflegen wir Wörter wie *alle*, *Kammer*, *fasse* als *al-*, *kam-er*, *fass* bloss mit Schallgrenze zwischen den beiden Silben, also expiratorisch einheitlich zu sprechen. Dieselbe Gewohnheit findet sich auch in andern modernen germanischen Sprachen, soweit dieselben ihre 'Tonsilben' besonders kräftig zu sprechen pflegen. In andern Sprachen — und so auch noch in manchen deutschen, namentlich oberdeutschen und speziell schweizerischen Mundarten — gilt als Regel dass

alle Nachbarsilben auch durch Druckgrenzen geschieden werden. Die Zusammenziehung zweier Nachbarsilben zu einer expiratorischen Einheit, die nur durch eine Schallgrenze noch in zwei Teile zerlegt wird, scheint danach eine verhältnismässig neue und wenig verbreitete Erscheinung zu sein.

§ 12. Silbe und Einzellaute. Jede Silbe, einerlei ob Druck- oder Schallsilbe, kann ein- oder mehrteilig sein, je nachdem der Sprechapparat während der Dauer der Silbe in derselben Stellung verharrt oder verschiedene Stellungen einnimmt. Die einzelnen Elemente die wir so innerhalb der Silbe unterscheiden können, nennen wir Sprachlaute: etwas ungenau, da beim Sprechen oft auch lautlose Momente (Pausen) vorkommen, welche mit in Rechnung gezogen werden müssen.

1) Eigentliche Sprachlaute sind wesentlich dreifacher Art:

a) Stellungslaute, bei denen der Sprechapparat während der Dauer des Lautes in einer festen Stellung verharrt, z. B. *a*, *l*, *f*, *s*.

b) Gleitlaute oder Übergangslaute. Diese entstehen während der kontinuierlichen Übergangsbewegung des Sprechapparats aus einer Stellung in die andere. So besteht die Lautfolge *ala* nicht nur aus den drei Stellungslauten *a*, *l*, *a*, sondern sie beginnt mit dem Stellungslaut *a*, dann folgt der Gleitlaut von *a* zu *l*, dann der Stellungslaut *l*, dann der Gleitlaut von *l* zu *a*, endlich der Stellungslaut *a*. Diese Gleitlaute werden meist unbezeichnet gelassen, weil sie sich als Bindeglieder zwischen den einzelnen Stellungslauten meist von selbst ergeben.

c) Platzlaute oder Explosionslaute entstehen durch plötzliche Aufhebung eines Verschlusses im Sprechapparat, der zur Stauung und Verdichtung der hinter ihm befindlichen Expirationsluft geführt hatte, z. B. bei *p*, *t*, *k*. Folgt auf einen Explosionslaut noch ein anderer Sprachlaut, z. B. bei *pa*, *ta*, *ka*, so schliesst sich an das Explosionsgeräusch selbst wieder ein Gleitlaut an.

Die Explosionslaute sind, wie man leicht sieht, weder Stellungs- laute noch Gleitlaute, da sie weder mit dauernder noch mit kontinuierlich wechselnder Organstellung hervorgebracht werden. Wegen ihres momentanen Charakters nehmen sie eine besondere Stellung ein; sie werden danach oft auch momentane Laute genannt, während man die Stellungslaute mit Rücksicht auf ihre Dehnbarkeit auch als Dauerlaute bezeichnet.

2) Unterbrechungen im Ausströmen der Expirationsluft treten notwendig ein, sobald im Sprechapparat irgendwo ein Verschluss hergestellt wird. Solche Prohibitivstellungen des Sprechapparats gehen also allen Explosionslauten notwendig voraus. Für die Silbenbildung rangieren sie den Stellungen der Stellungslaute gleich, da sie sowohl fest sind und sich beliebig lange unverändert aushalten lassen, als gut markierte Gleitlaute vor sich haben können. Sie führen zu völligen Pausen der Schallbildung, wenn nicht während ihrer Dauer im Kehlkopf ein Schall erzeugt wird. So enthält die Prohibitivstellung des stimmlosen *p* in der Folge *apa* eine Pause, dagegen nicht die des stimmhaften *b* in der Folge *aba*, da hier während der ganzen Dauer jener Stellung die Stimme ertönt.

Wegen der gegenseitigen Gebundenheit von Prohibitivstellung und Explosion hat man sich daran gewöhnt, bei der praktischen Ausscheidung der Einzellaute aus der Silbe beide Elemente unter dem Namen der Verschlusslaute oder Explosivlaute zusammenzufassen, ja eventuell selbst noch den zur Verschlussstellung führenden Gleitlaut mit heranzuziehen.

§ 13. Sonant und Konsonant. In der mehrlautigen Silbe dominiert stets ein Laut, und zwar der schallkräftigste. Er bildet für sich allein schon eine Silbe, wenn man die übrigen Laute abstreift; so z. B. das *a* in den Silben *mainst*, *ainst*, *ains*, *ain*, *ai*, welche keine grössere Silbenzahl enthalten

als das einfache *a*. Hier ist also das *a* silbenbildend oder silbisch, die übrigen in derselben Silbe hinzutretenden Laute sind unsilbisch. Statt silbisch und unsilbisch gebraucht man auch die Ausdrücke Sonant und Konsonant, resp. sonantisch und konsonantisch.

Man hüte sich das Wort Konsonant in seiner Beziehung auf die Silbenbildung mit Konsonant als Gattungsnamen für die den sog. Vokalen herkömmlich gegenübergestellte Gruppe von Sprachlauten zu verwechseln. Vokale wie Konsonanten der alten Terminologie können sowohl silbisch wie unsilbisch sein, die üblichen Vokalzeichen drücken aber gewohnheitsmässig meist silbische Vokale, die üblichen Konsonantzeichen meist unsilbische 'Konsonanten' aus. Im folgenden wird im Zweifelsfall unsilbischer Charakter eines Lautes durch *̣*, silbischer durch *̤* ausgedrückt werden (z. B. *ofṇ* : *ofn̤* = 'offne' und 'offne' zwei oder dreisilbig, doch ohne *ə* zwischen *f* und *n*).

c) Der Sonant ist der eigentliche Mittel- und Höhepunkt der Silbe. Er kann sowol im Silbenanlaut als im Silbenauslaut stehen, es können ihm aber auch Konsonanten anlautend vorausgehen oder auslautend folgen.

§ 14. Einzellaute und Silbengrenzen. a) Ein einfacher Konsonant zwischen den Sonanten zweier benachbarter Schallsilben (bühnend. *alle, Kammer, fasse* § 51, 2) gehört weder zur einen noch zur andern Silbe ausschliesslich. Man kann nur sagen, dass in ihm die Schallgrenze liegt oder er die Schallgrenze bildet.

b) Druckgrenzen können dagegen bei gleicher Lautfolge nach Belieben vor, in und hinter den die Sonanten trennenden Konsonanten gelegt werden.

α) Druckgrenze vor dem Konsonanten haben wir im Bühnendeutschen gewöhnlich bei langem Sonanten: *hö-le, na-me*. Der Sonant wird hier mit deutlichem Decrescendo gesprochen, um das Druckminimum der Silbengrenze zu erreichen. Bei kurzem Sonanten pflegt das Bühnendeutsche (wenigstens wenn die erste Silbe stark betont ist) die Druckgrenze zu verwischen; es kennt also nur Formen wie *foł̣, aṃ* (geschr. *volle, Amme*). In den Dialekten (namentlich in Süddeutschland und der Schweiz) findet sich dagegen auch sehr gewöhnlich Druckgrenze nach kurzem Sonanten (schweiz. *hö-ḷ, nā-ṃ* u. dgl.), und ebenso herrscht die Gewohnheit, auch nach kurzem Sonanten einfachen Konsonanten durch Einschlebung einer Druckgrenze vor demselben zur Folgesilbe zu ziehen ausserhalb des Deutschen und einiger anderer germanischen Sprachen fast ausschliesslich. Diese Art der Konsonantverteilung darf danach, gegen die deutsche Gewohnheit, als die normale betrachtet werden.

β) Druckgrenze in dem Konsonanten. Am leichtesten erkennt man diese Art der Silbentrennung in Folgen wie *ai-ia, au-ua*. Hier wird die erste Hälfte des *i, u* decrescendo gebildet, bis das Minimum des Druckes erreicht ist, die zweite Hälfte crescendo bis die Stimme in dem zweiten Sonanten wieder bei ihrer vollen Stärke anlangt: also *ai-ia, au-ua*. Der Konsonant wird hier deutlich in zwei Hälften zerlegt, deren erste expiratorisch zur ersten und deren zweite expiratorisch zur zweiten Silbe gehört. Diese Spaltung der Konsonanten bezeichnet man herkömmlicherweise als Geminat-ion. Geminat-ion ist also in keiner Weise gleichbedeutend mit langem Konsonanten, so oft sie sich auch geschichtlich begegnen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Wie wenig Konsonantenquantität und Silbentrennung mit einander zu tun haben, geht z. B. daraus hervor, dass ein Livländer, der zugleich ehstnisch spricht, folgende fünf verschiedene Ausspracheformen der Lautfolge *e, m, a* besitzt und prinzipiell von einander scheidet: *e-ṃa, e-ṃa, e-ṃa, e-ṃa, e-ṃa*; also zwei Bindeformen für kurzes *m*, zwei für einfaches langes *m* und die Geminat-ion, welche natürlich auch eine gewisse Längung voraussetzt.

γ) Druckgrenze hinter dem Konsonanten wird kaum anders angewandt als bei langsamem Sprechen (und besonders Lesen) und gleichzeitigem Bestreben, die Wortgrenzen scharf hervortreten zu lassen, also in Fällen wie nhd. *nahm er*, *fiel um*, engl. *an aim* im Gegensatz zu *a name* (phonetisch *nām-ēr*, *fi-l-um*, *ən-ē-m* gegen *ə-neim* u. s. w.). Bei geläufigerem und nicht durch etymologische Erwägungen bedingtem Sprechen wird dagegen auch hier der Konsonant stets zum Folgenden gezogen (*nā-mēr*, *fi-lum*, engl. *ə-neim* = *an aim* wie = *an aim* etc.).

b) Auch die Lagerung der Druckgrenze bei trennender Konsonantgruppe ist vielfach schwankend. Im Allgemeinen wird sie so gelegt, dass die Konsonanten in einer individuell oder subjektiv bequemen Weise auf die beiden Nachbarsilben verteilt werden. Im Deutschen ist es üblich, von zwei trennenden Konsonanten einen zur ersten und einen zur zweiten Silbe zu ziehen, z. B. *Hal-me*, *Kas-ten*; dies gilt aber keineswegs für alle Sprachen. Selbst auf germanischem Boden werden, z. B. im Englischen, Gruppen wie *lj*, *nj* u. dgl. regelmässig zum Anlaut der Folgesilbe gezogen, z. B. engl. *filial*, *onion*, *genious*, wo der Deutsche geneigt ist, fehlerhaft *fil-jəl*, *ən-jən*, *džin-jəs*, statt *fi-ljəl*, *ə-njən*, *dži-njəs* abzutheilen. Alles in Allem erwogen scheint im Grossen und Ganzen überall, wieder vom modernen Deutschen und einigen ähnlich trennenden Sprachen abgesehen, die Neigung zu bestehen, so viel Konsonanten zum Folgenden zu ziehen als sich irgend im Silbenanlaut sprechen lassen. Auch für das Altgermanische wird man danach für Fälle wie *kumi*, *kunja* u. dgl. die gleiche Silbentrennung *ku-ni*, *ku-nja* anzusetzen haben.

Nur im Verse scheinen, wie die Positionsregeln zeigen, hier zum Teil andere Trennungen, namentlich zu Gunsten der durch den Ictus getroffenen Silben, eingetreten zu sein.

### 3. DIE GRUPPEN DER SPRACHLAUTE.

§ 15. Die Sprachlaute lassen sich vielfach nach Gruppen zusammenordnen, welche durch gewisse den Einzelgliedern der Gruppe gemeinsame Merkmale zusammengehalten werden. Diese Gruppierung kann von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus vorgenommen werden, und die einzelnen Gruppen können sich vielfach kreuzen, wie das z. B. die folgende Tabelle veranschaulicht:

|   |   |    |   |   |
|---|---|----|---|---|
| p | b | f  | v | m |
| t | d | s  | z | n |
| k | g | ch | ʒ | ŋ |
|   |   |    |   |   |

Hier enthält die erste Horizontalreihe sogen. Labiale, die zweite Dentale, die dritte Gutturale; die erste vertikale Kolumne Verschlusslaute, die zweite Spiranten (jede in zwei Abteilungen, stimmhaft und stimmlos), die dritte Nasale. Man kann aber auch die Verschlusslaute und Nasale zu einer Gruppe zusammenfassen, weil sie da Mundverschlüsse zeigen, wo die entsprechenden Spiranten Mundengen haben; oder man kann die Reihe *p*, *t*, *k* und *f*, *s*, *ch* zu der Gruppe der stimmlosen zusammenfassen und sie der Gruppe der stimmhaften *b*, *d*, *g* + *v*, *z*, *ʒ* + *m*, *n*, *ŋ* gegenüberstellen u. s. w. Die Gruppierung ist also nicht ein für allemal eine feste, sondern hat nach den Bedürfnissen des Einzelfalls zu wechseln.

Für die Gruppierung im Einzelnen sind hauptsächlich zwei verschiedene Gesichtspunkte massgebend gewesen: a) der genetische, welcher die Laute nach den gemeinsamen Bildungsfaktoren gruppiert, und b) der akustische, welcher den akustischen Gesamtwert der Sprachlaute zum Ausgangspunkt macht. Insofern auch dieser akustische Wert regelmässig aus bestimmten Kombinationen der einzelnen Bildungsfaktoren resultiert, hat sich die theoretische Phonetik mit Recht mehr und mehr bestrebt, ihn auch genetisch zu erklären und zu fixieren. Unsere Terminologie für die einzelnen Gruppen der Sprachlaute ruht aber zu einem guten Teile noch auf der älteren zunächst mehr oder weniger rein akustischen Scheidung der Sprachlaute durch das Ohr, und bis die hieran anknüpfenden bequemen und einfachen Gruppennamen durch ebenso bequeme und einfache genetische Namen ersetzt werden, kann man sie ohne Schaden weiter beibehalten, sobald man nur zu jedem die richtige genetische Definition hinzufügt.

§ 16. Gruppierung nach den Artikulationsstufen des Kehlkopfs:

- 1) Laute mit weit geöffneter Stimmritze oder stimmlose Laute.
- 2) Laute mit zum Tönen verengter Stimmritze oder stimmhafte Laute.
- 3) Laute mit zum Flüstern verengter Stimmritze oder geflüsterte Laute.

Zu diesen gehören in gewissem Sinne auch die Kehlkopfreibelaute oder -spiranten (*h* [ʔ], arab. ح), insofern zwischen Kehlkopfreibelaut und Flüsterstimme nur graduelle Unterschiede bestehen.

4) Kehlkopfverschlusslaute (der einfache Kehlkopfverschlusslaut ' , arab. hamza, und Laute mit gleichzeitigem Mundverschluss, wie gewisse *k, t, p*, § 36, 2).

Stimnton, Flüsterstimme, Kehlkopfspiranten und -Verschlusslaute nennt man mit Rücksicht auf ihre Bildung im Kehlkopf auch Kehlkopflaute.

§ 17. Gruppierung nach den Artikulationsstufen (Verengungsgraden) des Ansatzrohrs ergibt:

1) Öffnungslaute, bei denen das Ansatzrohr irgend eine Öffnung zeigt. Sie zerlegen sich je nach der Grösse dieser Öffnung im Verhältnis zu der Stärke des schallbildenden Luftstroms in

a) Öffnungslaute ohne schallbildende Enge oder Sonorlaute (z. B. die meisten Vokale, Nasale, Liquidae);

b) Öffnungslaute mit schallbildender Enge (Reibeenge): Reibelaute oder Spiranten (z. B. *f, s, ch, v, z, ʒ, j*, auch spirantische Nebenformen mancher Vokale, Liquidae etc.).

2) Verschlusslaute oder Explosivlaute, genauer betrachtet Kombinationen von Prohibitivstellung und schallbildender Explosion (Tenues wie *k, t, p*, Mediae wie *g, d, b*).

§ 18. Gruppierung nach Artikulationsstellen des Ansatzrohrs:

1) Lippenlaute oder Labiale mit den Unterabteilungen der Bilabialen oder reinen Labiallaute, bei denen nur die beiden Lippen gegen einander artikulieren, wie bei *p, b, m*, und der Labiodentalen, bei denen sich die Unterlippe gegen die Oberzähne stemmt, wie bei *f, v* und deren Verbindungen wie *pf, mʃf*.

2) Zungengauumenlaute oder Linguopalatale. Sie zerfallen in drei Gebiete:

a) Laute der Zungenspitze. Bei ihnen artikuliert entweder der äusserste Zungensaum selbst (koronale Artikulation), oder dieser ist ein wenig abwärts gebogen, sodass der Rücken der Zungenspitze artikuliert (dorsale Artikulation).

Je nach der Stelle der gegenüberliegenden durch Zähne, Alveolen und Gaumendach gebildeten festen Wand gegen welche die Zungenspitze artikuliert,

unterscheidet man wieder interdendale, postdentale, supradentale oder alveolare (zusammen schlechthin als dentale bezeichnet) und cerebrale Laute, letztere mit zurückgebogener Zungenspitze gebildet. Innerhalb einzelner dieser Gebiete sind noch vordere und hintere Varietäten zu unterscheiden.

Mit all diesen Unterabteilungen kombiniert sich eventuell noch, bei den /-Lauten und Dentalen und Palatalen vor /, eine laterale Artikulation (§ 44, 1).

b) Laute des vorderen und mittleren Zungenrückens und des harten Gaumens oder Palatale, in vordere und hintere Varietäten gespalten.

c) Laute der Hinterzunge und des weichen Gaumens oder Gutturale. Auch sie zerfallen wiederum in Unterabteilungen je nachdem die Artikulationsstelle weiter nach vorn oder nach hinten liegt.

3) Velarlaute, bei denen das Gaumensegel gegen die hintere Rachenwand artikuliert. Hierher fallen die Explosivlaute die man in Worten wie *Atha*, *abmachen* beim Übergang vom *t* zu *n* und *b* zu *m* hört (vgl. § 44, 2).

Anm. Die Terminologie schwankt namentlich stark bezüglich der hier als guttural und velar bezeichneten Laute. Manche gebrauchen *velar* für die zwischen Zunge und Gaumensegel gebildeten 'Gutturale' und nennen dann die durch Artikulation von Gaumensegel und Rachenwand gebildeten 'Velarlaute' vielmehr faukal.

§ 19. Gruppierung nach Nichtbeteiligung und Beteiligung des Nasenraums an der Lautbildung ergibt je nach der Stellung des Gaumensegels (§ 4 d) 1) reine Mundlaute mit Absperrung des Nasenraums, 2) Mundnasenlaute oder nasalierte Laute mit Ausfluss der Expirationsluft durch Mund und Nase; 3) reine Nasenlaute oder Nasale mit Absperrung des Mundraums.

§ 20. Gruppierung nach den Stärkeunterschieden der schallbildenden Expiration ergibt die Klassen der Fortes und Lenes. Der Stärkeunterschied ist dabei entweder primär, d. h. durch Regelung von Seiten des Luftapparates bedingt, oder sekundär, d. h. durch Schwächung des Expirationsstromes durch eine ihm auf seinem Wege entgegengesetzte Hemmung hervorgebracht. So ist z. B. die schallbildende Reibung an einer Mundenge bei den stimmhaften Spiranten an sich geringer als bei den entsprechenden stimmlosen, weil ein Teil der Expirationskraft durch die Hemmung im Kehlkopf, die Stimmbildung, absorbiert wird. Daneben kann man aber auch stimmlose wie stimmhafte Reibelauten durch primären Druckunterschied nach Belieben als Fortes oder als Lenes hervorbringen.

§ 21. Nach ihrem akustischen Gesamtwert lassen sich die Sprachlaute zerlegen in:

1) Geräuschlaute mit Bildung eines Reibegeräusches an einer Artikulationsenge oder eines Platzgeräusches durch Sprengung eines Verschlusses. Diese Gruppe umfasst also die Abteilungen der Spiranten und Verschlusslaute von § 17, 1, b und 2. Sie können sowohl stimmlos als stimmhaft sein, aber auch im letzteren Falle wird das Geräusch als das wesentlichere von den beiden schallbildenden Elementen empfunden.

2) Sonorlaute, d. h. Öffnungslaute ohne schallbildende Enge im Ansatzrohr, § 17, 1, a. Der Name ist ursprünglich bloss mit Rücksicht auf die stimmhaften Formen dieser Öffnungslaute gewählt, bei denen die Stimme das einzige schallbildende Element ist (Sonorlaut = reiner Stimmlaut). Mit demselben Rechte aber wie man z. B. von stimmlosen Vokalen, Liquiden, Nasalen spricht (deren Namen ursprünglich auch nur reine Stimmlaute bezeichnen sollten) darf man diesen eigentlichen oder stimmhaften Sonoren auch stimmlose Nebenformen zur Seite stellen. Sie haben entsprechend der

weiten Öffnung des Ansatzrohrs den Charakter schwacher Hauchlaute, deren minimale Geräusche durch den Anfall des Expirationsstromes an die Wände des Ansatzrohrs entstehen.

Für die Sprachgeschichte und speziell die germanische ist diese Scheidung von Sonoren und Geräuschlauten von besonderer Wichtigkeit. Bei der folgenden Übersicht über die Sprachlaute im Einzelnen sollen daher auch sie wie andere in der grammatischen Terminologie hergebrachte praktische Gruppennamen zur Grundlage der Einteilung gemacht werden.

#### 4. DIE SPRACHLAUTE IM EINZELNEN.

##### A. DIE SONORLAUTE.

§ 22. Die Sonorlaute zerfallen in die hergebrachten Klassen der Vokale, Liquidae und Nasale. Bei den reinen Vokalen und Liquiden ist der Nasenraum durch Hebung des Gaumensegels abgesperrt; bei den nasalierten Vokalen und Liquiden hängt das Gaumensegel schlaff herab; bei den Nasalen ist der Mundraum nach vorn zu abgesperrt.

Vokale und Liquidae unterscheiden sich durch dorsale und marginale (koronale und laterale) Artikulation.

Von den Spiranten unterscheiden sich die Sonoren durch den Mangel eines deutlichen Engenreibungsgeräusches. Durch Steigerung des Expirationsdrucks oder Verminderung des Lumens ihrer Artikulationsenge kann sich deshalb bei Sonorlauten mit stärkerer Engenbildung auch ein solches Reibungsgeräusch einstellen, d. h. ein Sonorlaut in eine Spirans übergehen. Umgekehrt entwickeln sich oft Sonorlaute aus Spiranten durch Erweiterung ihrer Artikulationsenge oder Schwächung des Expirationsdruckes. Bei manchen Lauten, wie *r*, *l*, ist ein Wechsel zwischen sonorer und spirantischer Aussprache ganz häufig.

§ 23. Die Vokale im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind reine Stimm-laute, deren Verschiedenheit durch resonatorische Einwirkung des verschieden gestalteten Mundraums auf die Stimme bedingt sind. Beteiligt sind bei der Bildung dieses Resonanzraums die Zunge und die Lippen. Erstere artikuliert dorsal und bildet nach dem gegenüberliegenden Gaumen oder dessen absteigender Fortsetzung nach hinten, der Rachenwand, hin charakteristische, wenn auch oft sehr flache und kaum wahrnehmbare Erhöhungen. Durch die so entstandenen Einengungen des Mundraums wird derselbe in zwei kommunizierende Hohlräume zerlegt, deren Resonanz, einzeln oder geteilt, in erster Linie für die Bestimmung des Vokalklanges massgebend ist. Die Lippen sind bei der Vokalbildung entweder passiv, oder sie können gerundet, vorgestülpt oder spaltförmig erweitert werden. Zungen- und Lippenthätigkeit sind von einander unabhängig, die Zungenthätigkeit aber ist der wichtigere Faktor. Nach ihr sind daher die Vokale in erster Linie zu klassifizieren. Unter den von diesen Gesichtspunkten aus aufgestellten Systemen hat das des Engländers Bell die sicherste empirische Grundlage und praktisch die grösste Bedeutung.

§ 24. Nach dem Orte der Engenbildung zwischen Zunge- und Mundwölbung unterscheidet dies System drei Hauptreihen:

1) Gutturale oder hintere Vokale (*back vowels*), durch Artikulation des hinteren Zungenrückens gegen den weichen Gaumen und die Rachenwand hin gebildet; Beispiele: *a*, *o*, *u*.

2) Palatogutturale oder gemischte Vokale (*mixed vowels*), gebildet durch einen weiter nach vorn liegenden Teil des Zungenrückens etwa gegen

die Grenze des harten und weichen Gaumens. Beispiele: russ. *y*, der Laut des engl. *ir* in *sir*, *bird*.

3) Palatale oder vordere Vokale (*front vowels*), gebildet durch Artikulation des Zungenrückens gegen den harten Gaumen. Beispiele: *i*, *e*, *ä*, *ü*, *ö*.

Für die Sprachgeschichte kommt namentlich der Unterschied von gutturalen und palatalen Vokalen in Betracht, besonders wegen der Verschiedenheit ihrer Einwirkung auf begleitende Konsonanten. Palatogutturale Vokale scheinen sich auf germanischem Boden erst relativ spät entwickelt zu haben.

§ 25. Nach dem Grade der Erhebung der Zunge an und vor der Artikulationsenge werden die drei Hauptstufen der hohen, mittleren und tiefen Vokale (*high, mid, low vowels*) unterschieden. Eine solche Artikulationsreihe bilden beispielsweise *i*, *e* und das *ä* in engl. *air*, oder *u*, *a* und das *ä* in engl. *fall*.

§ 26. Nach dem Grade der Spannung der Zunge unterscheidet Bell enge und weite Vokale (*narrow und wide vowels*). Dieser Unterschied deckt sich zum Teil mit der hergebrachten Einteilung der Vokale in geschlossene und offene. Ob er wirklich auf Unterschiede der Spannung oder auf sonstige Gründe zurückzuführen ist, ist noch nicht ausgemacht; bei einigen Parallelreihen von engen und weiten Vokalen (namentlich den Palatalen) sind sicher Spannungsunterschiede vorhanden.

Zu beachten ist, dass im Germanischen dieser Unterschied sehr oft mit Quantitätsunterschieden zusammengeht. Lange Vokale sind überwiegend geschlossen oder eng, kurze überwiegend offen oder weit; man vgl. z. B. bühnendeutsches *i* : *ī*, *e* : *ē*, *o* : *ō*, *u* : *ū*, engl. *ä* : *ā* in *air* : *man*.

§ 27. Was die Lippenartikulation der Vokale anlangt, so verbinden sich Rundung und Vorstülpung am häufigsten mit gutturaler Zungenstellung (gerundete Gutturalvokale, wie *o*, *u*). Gerundete Palatalvokale wie *ö*, *ü* sind im Germanischen späteren Ursprungs (Umlautsvokale). Ihre Zungenstellung entspricht oft nicht der Zungenstellung der ungerundeten Vokale mit denen sie die grösste Klangähnlichkeit haben. So wird im Deutschen das *ü* meist nicht mit der Zungenstellung des *i*, sondern der des *e* gebildet, *ö* nicht mit der des *e*, sondern der des *ä* u. s. w.

Spaltförmige Ausdehnung der Lippen ist in den germanischen Sprachen wenig verbreitet und auch da nur etwa bei Palatalvokalen zu finden.

§ 28. Von den Liquidae sind die *l*-Laute charakterisiert durch die seitliche Ausflussöffnung des Schalles (laterale Artikulation). Sie werden einseitig oder doppelseitig gebildet. Durch Hebung des Zungenkörpers entstehen heller klingende, durch Senkung derselben dunkler klingende Varietäten. Wird der hintere Teil der Zunge nach dem weichen Gaumen hingedrängt, so entstehen gutturale *l*. Ausserdem zerlegen sich die *l* wieder in Unterarten je nach der Art wie und dem Orte wo sich die Zungenspitze anstammt, also in interdental, postdentale, supradentale, palatale, cerebrale *l* (§ 18, 2) mit koronaler oder dorsaler Artikulation u. s. w.

§ 29. Die *r*-Laute oder Zitterlaute umfassen nach der herkömmlichen Bedeutung dieser Namen sehr Verschiedenes, das eine einheitliche Definition nicht zulässt. Die hauptsächlichsten Unterarten sind das alveolare oder schlechthin Zungenspitzen-*r*, mit gerollten und ungerollten Varietäten, die weiter nach vorn oder weiter nach hinten gebildet werden können (alveolare und gingivale *r*), das cerebrale ungerollte *r* mit rückgebogener Zungenspitze, und das gerollte uvulare oder Zäpfchen-*r*, auch gutturales *r* genannt. Im Germanischen ist es sicher ein späteres Substitut für eines der Zungenspitzen-*r*. Als noch jüngerer Ersatz tritt dafür oft die überweite gutturale Spirans *ʒ* ein. Endlich wird auch der knarrend, d. h. intermittierend,



gebildete Stimmton als Kehlkopf-*r* bezeichnet, der oft an Stelle von Vokal *r* sich entwickelt.

§ 30. Die *r* und *l* können auch spirantisch gesprochen werden, gehören also dann in die Klasse der Geräuschlaute.

Wechsel von *r* und *l* deutet vielleicht auf Abwesenheit des Rollens hin, das wir jetzt als eigentliches Charakteristikum der Zitterlaute empfinden. Am leichtesten ist eine Berührung bei den cerebralen *r* und *l*.

§ 31. Die durch die Absperrung des Mundkanals bei geöffnetem Nasenraum charakterisierten Nasale zerlegen sich nach dem Orte und der Art der Absperrung in labiale *m*, Zungenspitzennasale *n* (mit den Unterabteilungen der interdentalen, postdentalen u. s. w. mit koronaler oder dorsaler Artikulation, § 18, 2), palatale *ɲ*, gutturale *ŋ*.

§ 32. Nasalisierte Vokale und Liquidae haben bei gesenktem Gaumensegel dieselbe Zungenstellung wie die nicht nasalierten. Oft aber geht mit dem Eintritt der Nasalierung auch eine Veränderung der Mundartikulation zusammen, vgl. z. B. schwäb. *b̃nde*, *h̃nd* aus *binden*, *hund*.

§ 33. Stimmlose Sonore (§ 21, 2) entstehen aus den reinen Stimmlosen, wenn man bei bleibender Ansatzrohrstellung die Stimme fortfallen lässt. Sie sind erst in neuerer Zeit genauer untersucht worden. Stimmlose Vokale pflegen wir durch *h* zu transkribieren; doch entsprechen z. B. die deutschen *h*-Stellungen keineswegs überall den Stellungen der folgenden stimmhaften Vokale, vielmehr sind unsere *h* meist stimmlose Gleitlaute von der Ruhestellung zur Stellung des Folgevokals hin. Stimmlose Liquidae und Nasale kommen besonders in der Nachbarschaft stimmloser Geräuschlaute vor. Auch neben ihnen treten sehr gewöhnlich spirantische Nebenformen auf (vgl. § 30).

#### B. DIE GERÄUSCHLAUTE.

§ 34. Die Spiranten sind ihrer Artikulation nach:

1) Labiale und Labiodentale (§ 18, 1), wie mitteld. *w* gegen *f*, nord- und südd. *we*.

2) Zischlaute, in drei Hauptgruppen: a) Interdentale und postdentale (stimmlos *ʃ*, stimmhaft *ʒ*) mit flacher Vorderzunge (Beispiele das engl. harte und weiche *th*); — b) die eigentlichen *s*-Laute (stimmlos *s*, stimmhaft *z*) mit Bildung einer Rinne in dem artikulierenden Zungenblatt und mit zahlreichen Varietäten nach koronaler und dorsaler Artikulation einerseits und nach der Artikulationsstelle andererseits, z. B. postdentale und supradentale oder alveolare *s* u. dgl.; — c) die *sch*-Laute (stimmlos *ʃ*, stimmhaft *ʒ*) mit noch nicht ganz aufgeklärter Artikulation; durchschnittlich mit etwas zurückgezogener Zunge und oft mit Vorstülpung oder Rundung der Lippen gebildet, übrigens in ähnlichen Varietäten wie die *s*-Laute.

3) Die *ch*-Laute, palatal (*ich*-Laute) stimmlos *x*, stimmhaft *j*, oder guttural (*ach*-Laute), stimmlos *x*, stimmhaft *ɣ* mit verschiedenen Unterarten.

4) Die spirantischen *l*, *r* (und Nasale).

Sämtliche Spiranten können mit verschiedener Weite der Reibeenge gebildet werden. Je mehr das Lumen derselben verringert wird, um so schärfer werden die Reibegeräusche. Die weiten Varietäten haben dagegen schwächere Reibungsgeräusche, und bei überweiter Bildung der Enge können dieselben ganz verloren gehen, sodass Sonore an Stelle der Spiranten erscheinen.

§ 35. An Verschlusslauten unterschied die ältere Grammatik nach Massgabe des griech. und lat. Lautbestandes die drei Klassen der *Tenues*, *Mediae* und *Aspiratae*. Sehen wir von den letzteren zunächst ab, so be-

zeichnet Tenuis und Media in jenen Sprachen den Unterschied von stimmloser Fortis und stimmhafter Lenis, wie noch jetzt in den romanischen Sprachen, dem Neugriechischen u. s. w. In den germanischen Sprachen aber hat sich neben jenen beiden Gruppen noch eine dritte Gruppe, die der stimmlosen Lenes, entwickelt, die, weil meist aus stimmhaften Lenes, also Medien im alten Sinne des Wortes, hervorgehend und als diesen nächstverwandte empfunden, als stimmlose Medien bezeichnet zu werden pflegen. Andere ziehen dafür den Namen schwache Tenuis vor.

Am richtigsten ist es vielleicht die Verschlusslaute zunächst nach der Art einzuteilen wie die Aufhebung des Verschlusses bewerkstelligt wird:

1) Sprenglaute. Bei ihnen wird der Verschluss durch einen plötzlichen, auf den Moment der Verschlusslösung konzentrierten Luftstoss geradezu gesprengt; das Platzgeräusch hat dadurch einen scharf abgestossenen Charakter. Dieser Art sind heutzutage z. B. die Tenuis der romanischen und slawischen Sprachen, des Neugriechischen u. s. w., und somit ist es nicht unwahrscheinlich, dass der alte Name Tenuis eben einen solchen Sprenglaut bezeichnen sollte. Da die Sprengung eine gewisse Druckstärke voraussetzt, so begreift es sich, dass Sprenglaute nur als Fortes und nur stimmlos auftreten (§ 20).

2) Lösungslaute, bei denen der Verschluss nicht so sehr durch Sprengung, als (mindestens vorwiegend) durch eigene, freiwillige Muskelwirkung der schliessenden Teile gelöst wird. Dieser Art sind sowohl die stimmhaften Mediae als jene stimmlosen Lenes, die sich so in der That den 'Medien' näher stellen als den 'Tenuis'. Eine Art stimmloser Fortes dieser Gattung bilden die Laute, welche in vielen Gegenden Mitteldeutschlands für anlautende *h, d, g* wie anlautende *p, t, (k)* gebraucht werden. Der Druck dieser Lösungsfortes kann ebenso stark sein wie bei den Sprengfortes, den Tenuis, aber seine grösste Stärke liegt nicht im Momente der Explosion, sondern im Innern der Pause, die dieser vorangeht. Auch bei starkem Druck hat die Explosion bei ihnen einen dumpferen und matten Klang als bei den Sprengfortes.

§ 36. Unterarten der Tenuis sind: 1) Tenuis mit offenem Kehlkopf; bei ihnen wird der sprengende Luftstoss durch Kompression der Luft von den Lungen aus bewirkt; — 2) Tenuis mit Kehlkopfverschluss. Bei ihnen wird gleichzeitig mit der Herstellung des Mundverschlusses auch die Stimmritze geschlossen und die Luft in dem so gebildeten rings umschlossenen Hohlraum teils durch Hebung des Kehlkopfs, teils durch Zusammenpressung der übrigen beweglichen Teile seiner Wandung, namentlich Anpressung der Zunge, verdichtet. Mund- und Kehlkopfverschluss explodieren sodann ebenfalls gleichzeitig.

§ 37. Aspiraten entstehen aus reinen Verschlusslauten dadurch, dass man zwischen die Explosion und den folgenden Laut einen Hauch einschleibt. So stehen neben den reinen Tenuis (wie roman. slaw. griech. *p, t, k*) die Tenuis aspiratae, wie z. B. die bühnendeutschen anlautenden *p, t, k*, genauer *p̣, ṭ, ḳ*, deren Hauch ohne Weiteres dem *h* gleichzusetzen ist. In weitem Umfange besass daneben das Indogermanische auch Mediae aspiratae, die jetzt selten und bisher nur in den neuindischen Sprachen beobachtet sind. Ihre Artikulation ist nicht ganz aufgeklärt. Teilweise scheint bei ihnen die Stimme im Moment der Explosion ganz abzusetzen; der anschliessende Hauch ist dann stimmlos wie der der Tenuis aspiratae. Andererseits aber scheint auch eine Art Mittelstellung der Stimmritze zwischen Hauch- und Stimmstellung angewendet zu werden, wie wir sie z. B. gelegentlich beim leisen Seufzen und Stöhnen gebrauchen. Dieser Hauch kann wohl als ein stimmhafter bezeichnet werden. Gelegentlich sind auch Aspiraten aus stimmlosem Explosivlaute mit diesem stimmhaften Hauch beobachtet worden.

§ 38. Ihrer Artikulationsstelle nach zerfallen die Verschlusslaute in die § 18 aufgezählten Unterabteilungen: Labiale und Labiodentale *p, b*, Dentale *t, d* mit den üblichen Varietäten, Palatale *c, ʒ*, Gutturale *k, g* u. s. w.

## 5. ZUR KOMBINATIONSLEHRE.

§ 39. Stimmeinsätze. 1) Manche Sprachen lieben es, frei anlautende, namentlich betonte, Vokale mit dem Kehlkopfverschlusslaut ' zu beginnen. Mit diesem festen Einsatz sprechen wir z. B. auch im Deutschen gewöhnlich unsere Vokale im isolierten Anlaut, 'a, 'e, 'i, 'o, 'u u. s. w. Im Innern des Satzes pflegt aber dieser Einsatz zu verschwinden. Nur beim Bestreben, die etymologische Worttrennung deutlich hervortreten zu lassen, wenden wir ihn auch im Satzinnern öfters an, also z. B. *da 'er, fiel'er*, bei natürlicherer Sprechweise aber *da-er, fi-l'er* u. s. w.

Bei Konsonanten ist der feste Einsatz wenig üblich; man hört ihn wohl in ärgerlichem ablehnendem 'nein, und bei unsilbischen Vokalen, z. B. schwäb. 'ea 'ja'.

Im Ganzen scheint der feste Einsatz in den indogerm. Sprachen ziemlich modernen Ursprungs zu sein, und es ist sehr zweifelhaft ob man ihn mit dem griechischen Spiritus lenis identifizieren darf, wie das oft geschehen ist. Elisionen und Kontraktionen von Nachbarvokalen sowie das Herüberziehen wortauslautender Konsonanten zum Anlaut des folgenden Wortes (Liaison) sind Kriterien für Nichtanwendung des festen Einsatzes.

2) Leiser Einsatz besteht darin, dass man die Stimmbänder von vorn herein genau in die zum Ansprechen der Stimme nötige Stellung bringt, ohne die vorübergehende Zusammenpressung die man beim festen Einsatz beobachtet. Im Deutschen bedienen wir uns dieses Einsatzes bei isoliert anlautenden Vokalen wohl im Singen, auch bei wenig betonten Vokalen, in anderen Sprachen ist er der Normaleinsatz aller freien Anlautsvokale. Für stimmhafte Konsonanten ist er allgemein üblich.

3) Gehauchte Einsätze stellen sich ein wenn die Expiration beginnt ehe die Stimmbänder ihre zum Tönen erforderliche Einstellung erreicht haben. Ein leise gehauchter Einsatz dieser Art stellt sich leicht ein, wenn man versucht, einen Vokal kräftig, aber ohne den festen Einsatz zu singen; auch hört man ihn im Deutschen öfter in dem bedauernden *oh*, dem erstaunten *ah* u. dgl. Im Englischen ist er viel verbreiteter. Stark gehauchte Einsätze pflegt man durch *h* oder den Spiritus asper ' anzudeuten. Im Unterschied von den übrigen haben diese meist etymologische Bedeutung, im Germanischen als Reste der gutturalen Spirans *x*. Dass das deutsche *h* eine stimmlose Kehlkopfspirans sei, d. h. dass bei der Aussprache des *h* die Stimmritze eine Zeit lang in einer Mittelstellung zwischen Atemöffnung und Flüsterstellung festgehalten werde, kann nicht für sicher gelten. Über *h* als 'stimmlosen Vokal' s. § 33.

§ 40. Die verschiedenen Formen der Stimmeinsätze kehren am Schlusse als Stimmabsätze wieder. So bedienen wir uns des festen Absatzes z. B. in ärgerlich gesprochenem *da', na'*, dem zweifelnden *ja'* u. ä., des gehauchten Absatzes ebenfalls oft bei stark betonten kurzen Vokalen, wie *já, dá*. In manchen Sprachen ist leise gehauchter Absatz selbst bei Vokalen allgemein gebräuchlich, d. h. die Stimmstellung wird einen Moment vor dem Erlöschen der Expiration oder der Umstellung des Ansatzrohrs für einen neuen Laut aufgegeben. Besonders häufig sind leise gehauchte Absätze bei auslautenden stimmhaften Spiranten; soweit diese nicht ganz stimmlos werden,

pfeilen sie aus einem stimmhaften Anfangsstück und einem (schwachen) stimmlosen Endstück zu bestehen, da die Stimme wiederum aussetzt, ehe die Expiration zu Ende ist.

§ 41. Für gewisse Lautfolgen haben sich in der Grammatik traditionelle Namen ausgebildet. An wichtigerem kommt hiervon etwa folgendes in Betracht:

1) Einsilbige Gruppen aus silbischen und unsilbischen Vokalen. Nachbarvokale können entweder auf zwei Silben verteilt oder in eine Silbe zusammengezogen werden. Im letzteren Fall fungiert einer derselben sonantisch, der andere konsonantisch, z. B. in Fällen wie *ai*, *ar*, *au*, *ia*, *ea*, *ua*, welche Gruppen wie *ar*, *al*, *ra*, *la* vollkommen gleichartig sind. Einen unsilbischen Vokal in solchen Kombinationen pflegt die Grammatik als Halbvokal zu bezeichnen, namentlich wenn er vor dem Sonanten steht (also bei *ia*, *ua*), weniger konsequent wenn er diesem folgt (*ai*, *au*). Für die einsilbigen Gruppen von zwei Vokalen besteht daneben herkömmlicher Weise der Name Diphthong, der überdies auch nicht konsequent angewendet wird. Man unterscheidet ferner auch wohl echte und unechte Diphthonge wie *ai*, *au* gegen *ie*, *uo*; bei ersteren ist der Konsonant zugleich der Laut geringerer Schallfülle (§ 10, b), bei letzteren kehrt sich das Verhältnis um, daher sie weniger leicht einsilbig zu halten sind und sich leicht in zweisilbige Gruppen wie *ie*, *uo* oder *ie*, *uo* umsetzen. Diphthonge von der Folge Sonant – Konsonant nennt man auch fallende Diphthonge (*ai*, *au*), die von der Folge Konsonant + Vokal steigende Diphthonge (*ia*, *ua*), wie in franz. *roi*, engl. *will*, *wet* u. s. w.). Andere beziehen den Namen Diphthong nur auf 'fallende Diphthonge' und ziehen für 'steigende Diphthonge' die Bezeichnung 'Halbvokal + Vokal' vor.

Bei der Analyse dieser einsilbigen Vokalgruppen ist besonders auf die genaue Bestimmung ihrer Komponenten, d. h. ihrer Anfangs- und Schlusslaute Gewicht zu legen. Es laufen hier besonders leicht Täuschungen mit unter, zumal in diesen Gruppen oft Vokallaute auftreten, welche sonst, d. h. isoliert, nicht in den betreffenden Sprachen vorkommen.

Alle diese Bestimmungen gelten mutatis mutandis auch von den Triphthongen oder dreilautigen einsilbigen Vokalfolgen.

2) Die Folge von Verschlusslaut mit homorganer Spirans pflegt man Affrikata zu nennen, sobald sie ein und derselben Silbe angehören, d. h. mit demselben Expirationsstoss hervorgebracht werden. Beispiele sind etwa deutsches *pf*, *z* (= *ts*), schweiz. *kx* u. dgl. In diesen Gruppen kann die Stärke und Dauer der Spirans sehr wechseln. Geringe Reibungsgeräusche heften sich oft unwillkürlich an die Explosion von Verschlusslauten (namentlich Aspiraten) an, und so ist eine feste Grenze zwischen diesen und den Affrikaten nicht zu ziehen.

§ 42. Für die Berührung von Nachbarlauten gilt im Allgemeinen die Regel, dass alle beiden Lauten gemeinschaftlichen Artikulationsbewegungen nur einmal ausgeführt werden, und dass der Übergang von der einen Stellung zur andern auf thunlichst einfachem Wege vollzogen wird. Diese Neigung führt oft zu gegenseitiger Beeinflussung der Artikulationen der Nachbarlaute oder auch zu einer Abkürzung der eigentlich zu erwartenden Reihe von Artikulationen. Als Hauptfälle dieser Art sind etwa die folgenden zu betrachten.

§ 43. Mischung der spezifischen Artikulationen von Nachbarlauten ist namentlich das Resultat der Einwirkung von Vokalen auf benachbarte Konsonanten. Sie tritt am häufigsten ein wenn der Konsonant dem Vokal vorausgeht; man spricht dann von der Vorausnahme der Artiku-

lation des Vokales. Die Mischung selbst kann zweifacher Art sein. Entweder werden Teile des Ansatzrohrs welche bei der spezifischen Artikulation des Konsonanten unbeschäftigt sind, direkt in die Stellung gebracht die sie bei der Bildung des folgenden Vokals einnehmen müssen (z. B. bei *mi* die bei der Bildung des *m* unbeteiligte Zunge in die *i*-Stellung), oder es tritt ein Kompromiss zwischen den Artikulationsstellungen des Konsonanten und des Vokals ein (z. B. bei *li* so dass der vordere Zungenkörper bei der Bildung des *l* bereits annähernd in die Palatalstellung des *i* gebracht wird). Die Hauptformen dieser Mischung sind:

1) Palatalisierung oder Mouillierung, d. h. die Veränderung, welche ein beliebiger Konsonant durch die Vorausnahme der Zungenartikulation eines palatalen Vokals erfährt. Je stärker ausgeprägt die Palatalartikulation des Vokals ist, um so stärker wird auch die Palatalisierung des Konsonanten sein; am weitesten geht also die Einwirkung eines *i* (oder *j*), weniger weit die eines *e* oder *ä*. Übrigens verhalten sich die verschiedenen Sprachen in Beziehung auf Palatalisierung sehr verschieden; die modernen germ. Sprachen kennen ausgeprägte Palatalisierung nur in verhältnismässig seltenen Fällen, während sie in den slawischen Sprachen in weitestem Umfang herrscht. Dass ihr Gebiet im Germanischen früher ausgedehnter gewesen ist, lehrt z. B. der Umlaut, der nur durch vorgängige Palatalisierung zu erklären ist.

Bei den Labialen wird die spezifische Lippenartikulation durch die Palatalisierung nicht gestört (höchstens tritt eine geringe Verschiebung der Lippenstellung ein, wenn die betreffenden Vokale gleichzeitig mit spaltförmiger Ausdehnung der Lippen gesprochen werden). Bei allen Zungengaumenlauten muss dagegen ein Kompromiss der Zungenstellung eintreten, welcher häufig zu völliger Verlegung der Artikulationsstelle führt (Übergang von Gutturalen in Palatale).

2) Gutturalisierung, d. h. Zurückziehung des Zungenrückens nach dem weichen Gaumen und der Rachenwand hin, tritt seltener als deutlich ausgeprägte Erscheinung auf. Am leichtesten ist die Gutturalisierung bei Labialen (in *mu* kann die Zunge ohne Störung der *m*-Artikulation während der Dauer des *m* bereits in der *u*-Stellung stehen); bei Zungengaumenlauten ist dagegen die Vorausnahme gutturaler Zungenstellung wieder nur durch Kompromiss möglich.

3) Rundung oder Labialisierung besteht in der Vorausnahme der Lippenrundung oder Vorstülpung gerundeter Vokale (§ 27). Diese Vorausnahme stört nur die Artikulationsformen der Labiale, nicht die der übrigen Laute.

4) Verbindung von Palatalisierung und Rundung findet sich als Resultat der Einwirkung gerundeter Palatalvokale wie *ü*, *ö*; Verbindung von Rundung und Gutturalisierung ebenso in der Nachbarschaft gerundeter Gutturalvokale wie *u*, *o*.

5) Auch spezifische Konsonantstellungen können in ähnlicher Weise gemischt werden. So begegnen gelegentlich *pl*, *bl* resp. *kl*, *gl* mit Doppelverschluss, d. h. gleichzeitiger Bildung eines Labial- resp. Gutturalverschlusses und eines *l*-Verschlusses durch die Zungenspitze, *pr*, *br*, *kr*, *gr* mit Hebung der Zungenspitze zur *r*-Stellung während der Dauer des Labial- resp. Gutturalverschlusses, u. dgl. mehr.

#### § 44. Verlegung der Explosionsstelle von Verschlusslauten.

1) Laterale Explosion. Vordere Linguopalatale, namentlich die sogen. Dentale, verlegen vor *l* ihre Explosionsstelle an die Seiten der Zunge, d. h. dorthin wo sich die Ausflussöffnung der Zunge befindet: *edle*, *atlas* u. s. w. Bei Palatalen tritt dies nur ein, wenn auch das *l* palatal ist. Auch gutturales

*k* vor gutturalem *l* erfährt bisweilen laterale Explosion an den Seiten der Hinterzunge.

2) Nasale Explosion, d. h. Substitution des velaren Explosivlautes, tritt bei allen Verschlusslauten vor homorganem Nasal (*pm, tn, kn* u. s. w.) ein: *abmachen, Aetna*; vgl. auch Assimilationen wie nhd. *lipm, haku* = *Lippen, hacken*.

§ 45. Öffnung von Verschlusslauten ohne Expiration tritt häufig bei Gruppen von Verschlusslauten auf, indem man den Verschluss für den zweiten Verschlusslaut herstellt, ehe der des ersten gelöst ist. Hier findet keine eigentliche Explosion statt, höchstens hört man ein leises Öffnungsgeräusch, wenn die Verschlussstelle des ersten Lautes vor der des zweiten liegt. So spricht man bühengemäss im Deutschen wohl Wörter *lehte, Akte* mit deutlicher Doppelexplosion, gewöhnlich aber mit Unterdrückung des ersten. Doch darf die letztere Aussprachsweise wohl als jung gelten. Übergänge wie die von indog. *pt, kt, tt* in *ft, ht, st* sprechen für deutliche Doppelexplosion bei den alten Gruppen.

## 6. ACCENT UND QUANTITÄT.

§ 46. Damit eine Lautreihe als Silbe, eine Silbenreihe als Takt, eine Taktreihe als Satz empfunden werde, ist es notwendig, dass die Glieder der einzelnen Reihen einerseits durch ein gemeinsames rhythmisch-melodisches Band zusammengehalten werden, andererseits in einem bestimmten Über- und Unterordnungsverhältnis zu einander stehen. Diesen Bedingungen wird genügt durch die planmässige Abstufung der einzelnen Glieder nach Stärke, Tonhöhe und Dauer, oder indem man die beiden ersten unter einem gemeinschaftlichen Namen zusammenfasst, durch die Regelung von Accent und Quantität.

### A. ACCENT.

§ 47. Der Name Accent ist in sehr verschiedenem Sinne gebraucht worden, und bezeichnet auch jetzt noch Grundverschiedenes. Das lat. *accentus* als Übersetzung des griech. *προσῳδία* bedeutete zunächst «das zum Sprechen Hinzugesungene», also die Melodie des Gesprochenen. Die antike Accentlehre fast demgemäss wesentlich nur die beim Sprechen gebrauchten Tonintervalle ins Auge. Bei modernen Sprachen wie dem Deutschen wird das Wort Accent gemeinhin zunächst auf die Abstufungen des Nachdruckes bezogen, mit denen die einzelnen Satzglieder, besonders Silben, gesprochen werden. In demselben Sinne reden wir von Betonung, Tonsilben, unbetonten Silben u. dgl. Unsere gesamte landläufige Terminologie ist also eine bildliche, indem Namen welche von Tonhöhenunterschieden hergeleitet sind, zur Bezeichnung von Stärkeunterschieden verwendet werden.

Beide Gebrauchsweisen sind einseitig. Die antike Nomenklatur und Theorie ignoriert die Stärkeabstufungen der sprachlichen Gebilde, die landläufige moderne dagegen die Abstufungen der Tonhöhe. Beide Arten von Abstufungen gehen aber in allen Sprachen neben einander her: es gibt weder Sprachen ohne Stärkeunterschiede noch Sprachen ohne Tonhöhenunterschiede, nur sind die einen in dieser, die andern in jener Sprache schärfer ausgeprägt und haben deshalb auch in der Theorie zuerst Beachtung gefunden.

In Ermangelung einer weniger zweideutigen knappen Terminologie wird man freilich im Deutschen die alten Namen einstweilen weiterführen müssen. So soll auch im Folgenden das Wort Accent noch als Gesamtname für Stärke- und Tonhöhenabstufung der Sprachgebilde gebraucht werden.

Die Accentlehre in diesem Sinne zerlegt sich dann weiter einerseits in die Lehre von der Stärkeabstufung (expiratorischer, dynamischer, emphatischer Accent) und der Tonhöhenabstufung (musikalischer, chromatischer, tonischer Accent), andererseits in die Lehre von den Abstufungen der verschiedenen sprachlichen Gebilde (Silbenaccent, Wortaccent und Satzaccent).

§ 48. Unter expiratorischem Satzaccent verstehen wir die Stärkeabstufung der einzelnen Sprechakte unter einander. Sie ist im Prinzip ausserordentlich frei, und der Stärkeunterschied zwischen den einzelnen Takten eines Satzes ist in den verschiedenen Sprachen gewohnheitsmässig sehr verschieden. Die germanischen Sprachen gehören im Allgemeinen zu denjenigen welche grosse Abstände im Taktandruck anwenden.

Im Einzelnen kommt für die Beurteilung der Stärkeunterschiede in Betracht die bis zu einem gewissen Grade gewohnheitsmässig feststehende Abstufung benachbarter Takte bei ruhigem Sprechen, welche mehr unwillkürlich zur Vermeidung der Monotonie des Gesprochenen dient, und die willkürlich wechselnde Abstufung, welche zu Modifikation des Satzinhalts, d. h. zur Hervorhebung einzelner Teile seines Begriffsinhaltes, verwendet sind. Letztere dient wesentlich logischen Zwecken.

§ 49. Für die Stärkeabstufung der Silben eines Taktes gelten im wesentlichen dieselben Bestimmungen wie für die Abstufung der Takte untereinander. Im Bühnendeutschen ist der Abstand 'betonter' und 'unbetonter', d. h. stärkerer und schwächerer, Silben von einander z. B. wieder ziemlich bedeutend, während in andern Sprachen die einzelnen Silben des Taktes mehr mit annähernd gleicher Stärke gesprochen werden.

Als Tonsilbe des Taktes gilt die stärkste Silbe desselben; die übrigen, schwächeren, können untereinander wieder verschieden abgestuft sein, sodass man also den Starksilben oder Tonsilben des Taktes mittelstarke und schwache gegenüberstellen kann. Man sagt auch dass die Starksilbe des Taktes den Hauptton, etwaige mittelstarke Silben einen Nebenton tragen, dagegen schwache Silben unbetont sind. Die Ausdrücke Hochtön und Tieftön, welche durch Lachmann in die deutsche Accentlehre in dem Sinne von Hauptton und Nebenton eingeführt sind, bleiben besser der Unterscheidung von musikalisch hohen und tiefen Tönen vorbehalten.

§ 50. Die Lehre vom expiratorischen Wortaccent, d. h. von den gewohnheitsmässig feststehenden Stärkeabstufungen der Silben isoliert gesprochener Wörter, gehört nicht in die Phonetik, sondern in die Grammatik. Um zu einem richtigen Bilde der Satz- und Taktabstufung zu gelangen, muss man aber auch diese in den Kreis der Beobachtung einziehen. Es ist dabei besonders zu beachten, dass die Abstufung des isolierten Wortes sehr oft verschoben wird, wenn dasselbe als rhythmisches Teilstück in einen Satz oder Takt eintritt.

§ 51. Unter expiratorischem Silbenaccent verstehen wir die von der Expirationsstärke abhängende Stärkeabstufung der einzelnen Laute einer Silbe, oder mit anderen Worten die Expirationsabstufung oder -Bewegung innerhalb der Silbe mit Rücksicht auf die einzelnen Laute derselben. Hierbei ist zweierlei zu unterscheiden:

1. Die Expirationsbewegung der Silbe an sich. Dieselbe ist:

a) eingipflig, d. h. continuierlich, und zwar entweder continuierlich absteigend, oder continuierlich aufsteigend, oder continuierlich aufsteigend und wieder absteigend. In der Silbe *āl* beginnen wir mit dem stark gesprochenen Sonanten *a*, dem sich der schwächer gesprochene Konsonant *l* anschliesst; in *la* haben wir die umgekehrte Folge von Expirationsstärke, in *laī* zunehmende und abnehmende.

b) zweigipflig, d. h. die Abnahme vom Momente grösster Druckstärke ist nicht ganz kontinuierlich, sondern auf einen Moment der Abnahme kann wieder ein Moment geringer Verstärkung folgen, vorausgesetzt dass die Diskontinuität der Schallstärke dadurch nicht so gross wird, dass die Lautmasse uns als zweisilbig erscheint. Eine scharfe Trennung von 'zweigipfligen Silben' und Gruppen von zwei Silben ist danach nicht möglich. Wir bezeichnen die zweigipflige Exspiration durch ~.

Dieselbe ist namentlich in sogen. 'singenden' Mundarten weit verbreitet und verbindet sich oft mit musikalischer Zweitönigkeit, indem auf dem zweiten Gipfel der Silbe ein neuer Ton einsetzt. Dem bühnend. *jā*, *mān* stehen z. B. thür. sächs. *jā*, *mān*, oder engl. *dō*, *mān*, gegenüber.

2) Die Expirationsbewegung der Silbe in ihrem Verhältnis zu den Einzellauten derselben. Der Augenblick stärksten Drucks fällt naturgemäss in den Sonanten. Vorsonantische Konsonanten werden daher crescendo, nachsonantische decrescendo gesprochen, die Sonanten selbst meist ebenfalls decrescendo. Letzteres ist um so deutlicher wahrnehmbar je länger die Sonanten sind, vgl. *dā* und *dä*, *fāl* und *fäl* u. dgl.

Für den Gesamthabitus der Silbe ist von grosser Bedeutung die relative Stärke des Sonanten im Verhältnis zu den etwaigen Konsonanten, und speziell seine Intensität in seinem Endmomente, wo er, sei es durch eine Pause, sei es durch einen folgenden Konsonanten, gleichsam abgeschnitten wird. Man unterscheidet danach Silben mit stark und mit schwach geschnittenem Accent. Den ersteren Accent deuten wir durch ' , den zweiten durch ' an.

Stark geschnittenen Accent haben in der bühnendeutschen Aussprache stark betonte Silben mit kurzem Sonanten, schwach geschnittenen Accent betonte Silben mit langem Sonanten und schwächere Silben. Wir sprechen also z. B. Wörter wie *dä*, *Fall*, *fallen*, *Latte* als *dä*, *fäl*, *fäl'n*, *lätz*, aber *dä*, *fahl*, *fahle*, *Lateln* als *dä*, *fäl*, *fä-l*, *lä-teln*. Stark geschnittener Sonant am Silbenende, wie in *dä*, bricht bei nahezu voller Stärke plötzlich ab, während schwach geschnittener mehr allmählich verklingt. Folgt auf stark geschnittenen Sonanten ein derselben Silbe zugehöriger Konsonant, so partizipiert derselbe, wenigstens in seinem Eingange, an der grossen Druckstärke des Sonanten, hat also fortisartigen Charakter, während ein Folgekonsonant nach schwach geschnittenem Sonanten mehr als Lenis erscheint (vgl. z. B. die *l* in *fäl* und *fäl*).

Die Verteilung der beiden Accente welche das Bühnendeutsche aufweist ist keineswegs als allgemein verbreitet anzusehen. Deutsche Mundarten kennen auch den schwach geschnittenen Accent auf silbenauslautender Kürze, namentlich vor Lenes (z. B. schweiz. *lî-sə*, *gè-bə*) und selbst in geschlossenen Silben wie *hàlm*, *hàltn*. Ausserhalb des Deutschen ist der schwach geschnittene Accent noch viel weiter verbreitet, ja man darf annehmen, dass der stark geschnittene Accent des Bühnendeutschen und anderer moderner germanischer Idiome zum grossen Teil erst auf sekundärer Entwicklung beruht.

§ 52. Zu den Unterarten des expiratorischen Silbenaccents gehört im Hinblick auf die durch ihn veranlasste Spaltung des Silbenexspirationsstosses der sogen. Stosston des Dänischen und Lettischen, der sich auch in einzelnen deutschen Mundarten zu finden scheint. Er besteht in der Einschlebung eines sog. Stosses, d. h. eines momentanen Kehlkopfverschlusses, in die Silbe. Der Stoss trifft entweder den Schluss des Sonanten, oder fällt in den Eingang eines auf diesen folgenden Konsonanten.

§ 53. Unter musikalischem (chromatischem, tonischem) Silbenaccent versteht man die verschiedenen Arten der Stimmführung innerhalb der einzelnen Silbe. Ebenen Ton, d. h. gleichbleibende Tonhöhe, haben



wir z. B. in Fällen wie dem Unentschiedenheit ausdrückenden  $j\bar{a}$ , fallenden Ton in dem einfach bejahenden  $j\bar{a}\wedge$ , steigenden Ton in dem fragenden  $j\bar{a}/$ , steigend-fallenden Ton in dem ironischen  $j\bar{a}\wedge$ , fallend-steigenden Ton in dem zornigen  $j\bar{a}\vee$ . Bei wechselnder Tonhöhe kommt neben der Richtung der Stimmbewegung auch noch das im Einzelfall durchlaufene Intervall in Betracht.

An der Stimmbewegung nehmen nicht nur die Sonanten, sondern alle stimmhaften Laute Teil. Zweitöniger Accent verbindet sich gewöhnlich mit zweigipfliger Expiration<sup>1</sup>; dann fällt der erste Teil des Doppeltones auf den Hauptgipfel, der zweite auf den Nebengipfel der Silbe.

<sup>1</sup> Zweitönige Accente mit zweigipfliger Expiration sind der Circumflex des Griechischen und der sog. geschliffene Accent des Litauischen. Der sog. gestossene Ton des Litauischen ist dagegen ein einfach fallender Ton bei eingipfliger Expiration; er ist also nicht mit dem § 52 besprochenen Stosston zu verwechseln.

§ 54. Musikalischer Wort- und Taktaccent. Hier sind besonders drei Punkte zu beachten: 1) die Richtung der Stimmbewegung: gebrochenen Tonfall haben Nachbarsilben mit ungleichem Silbenaccent (steigend-fallend oder fallend-steigend), gleichlaufenden Tonfall solche mit gleichem Silbenaccent (beide fallend oder steigend); 2) die Tonhöhen der einzelnen Silben und ihre Intervalle (Unterscheidung von Hoch- und Tieftönen oder Hoch-, Mittel- und Tieftönen, die eventuell noch weiter zu spalten sind); 3) die Anordnung in welcher die einzelnen Intervalle etwa gewohnheitsmässig auf einander folgen.

Alle diese Punkte kommen sowohl für die musikalische Charakteristik des Wortes (d. h. einer etymologisch zusammengehörigen Silbenreihe) wie des Taktes (d. h. einer rhythmisch zusammengehörigen Silbenreihe auch ohne Rücksicht auf ihren etymologischen Zusammenhang) in Betracht. Für beide, d. h. sowohl für den musikalischen Wortaccent wie den musikalischen Taktaccent, lassen sich traditionelle Gewohnheiten beobachten, die oft in Gegenwirkung treten und dann zu einem bestimmten Ausgleich führen müssen. Als Grundlage des Kompromisses dient der traditionelle Wortaccent, die etwaige Umformung geschieht unter dem Einfluss der Neigung zu gewissen Taktmodulierungen.

Mit den Stärkeabstufungen der Silben eines Wortes oder Taktes steht die Abstufung ihrer Tonhöhen nicht in innerem Zusammenhang. Die Behauptung, Starksilben müssten auch den Hochton haben, beruht, so häufig und sicher sie auftritt, lediglich auf einem augenfälligen Irrtum.

§ 55. Der musikalische Satzaccent. Auch dem Gesamtsatz kommt endlich eine besondere, dem musikalischen Accent der Einzelwörter oder Takte übergeordnete, Melodie zu. Diese musikalische Charakteristik des Satzes setzt sich im Einzelfalle wieder aus verschiedenartigen Elementen zusammen, insbesondere 1) der eigentlichen Modulierung des Satzes, bei der namentlich für den Satzschluss (d. h. die Schlüsse der verschiedenen Satzarten) bestimmte Gewohnheiten zu bestehen pflegen, und 2) der Gesamtstimmelage des Satzes, welche auch ihrerseits zum Ausdruck verschiedener Stimmungen und logischer Verhältnisse dienen kann.

#### B. QUANTITÄT.

§ 56. Die Dauer der Sprechakte kann eine sehr verschiedene sein. Im Allgemeinen mögen die Einzeltakte eines Satzes zu ungefährer Gleichheit der Dauer hinneigen, aber eine schärfere Regelung der Taktlänge tritt doch erst in der gebundenen Rede, im Verse, ein. Das absolute Zeitmass der

Takte wechselt stark nach dem allgemeinen Tempo der Rede oder einzelner Teile derselben. Da dieses wiederum grossenteils von der die Rede beherrschenden Stimmung abhängig ist, so bringt erregtere Rede und wechselnde Stimmung auch grössere Schwankungen der Taktdauer mit sich. Bei ruhiger und namentlich gleichgültiger Sprechweise sinken Tempo (und Rhythmus) leicht zu gleichförmiger Eintönigkeit herab. In der affektlosen Sprache des Alltagsverkehrs werden sich demnach die Wirkungen einer gleichförmigen, nur durch rhythmischen Neigungen bedingten Taktirung am stärksten geltend machen.

§ 57. Die Silbendauer. 1) Die Unterscheidung von kurzen und langen Silben in der landläufigen Theorie ist zum Teil willkürlich und wesentlich nach metrischen Bedürfnissen zurecht gemacht. Nach dieser Theorie sind Silben (ungenauer 'Vokale') entweder von Natur (*φύσει*, *natura*) oder durch Konvention (Satzung, *θέσει*, *positione*) lang oder kurz. Dieser Unterschied hat mit der absoluten Dauer der Silben wenig zu thun. Vielmehr bedeutet lang hier soviel als dehnbar, kurz soviel als undehnbar, immer vom Sonanten ab gerechnet. In diesem Sinne können als kurz nur offene Silben auf kurzen Sonanten gelten, d. h. Silben, die hinter dem kurzen Sonanten eine Druckgrenze haben. Silben mit langem Sonanten sind ohne weiteres dehnbar durch Verlängerung des Sonanten, geschlossene Silben (d. h. Silben ohne Druckgrenze hinter dem Sonanten) durch Verlängerung des schliessenden Konsonanten. Alle Schallsilben (*alle*, *Fasse*, *Kummer* = *ab*, *fasa*, *kumər*) sind als geschlossen dehnbar, können also metrisch für lang gelten.

Eine scharfe Scheidung zwischen dieser metrischen Art von Kürze und Länge (genauer Undehnbarkeit und Dehnbarkeit) ist also nur möglich in Sprachen mit ausgebildetem Druckgrenzensystem. An der nhd. Bühnensprache lässt sich daher diese Unterscheidung nicht wohl demonstrieren, da alle betonten Silben lange Sonanten, oder bei kurzen Sonanten durchlaufende Expiration haben, also geschlossen sind. Von den Mundarten aber haben viele, namentlich süddeutsche und speziell schweizerische die alte Unterscheidung gewahrt.

Schwankungen in der gewohnheitsmässig angenommenen Geltung als Kürze oder Länge (z. B. das Schwanken in der Behandlung von Muta + Liquida als positionsbildend und nicht positionsbildend u. dgl.) gehen auf Verschiedenheit der Silbentrennung im Verse (§ 14) zurück.

b) Die absolute Dauer der Silben hängt bis zu einem gewissen Grade von der Anzahl der in ihr vereinigten Laute und deren gewohnheitsmässig feststehenden Quantitäten im Einzelnen ab. Doch bleibt trotz dieser Abhängigkeit für Schwankungen in der Dauer der einzelnen Silbe noch ein grosser Spielraum übrig je nach dem Tempo in dem dieselbe genommen wird. Dies Silbentempo wiederum richtet sich teils nach dem allgemeinen Tempo der Rede, teils nach der Anzahl und den Betonungsverhältnissen der Silben eines Sprechtaktes. Aus der Neigung, den Sprechtakten ungefähr gleiche Dauer zu geben, folgt nämlich, dass die Dauer der einzelnen Silben um so grösser ist, je weniger Silben einen Takt bilden, und um so geringer, je mehr Silben in einem Takt unterzubringen sind (vgl. etwa die dreifache Abstufung der Länge der Silbe *heil* in den drei Sprechtakten *heil*, | *heilig*, | *heil'ge*, | ); ferner dass, je mehr Zeit durch eine aus irgend einem Grunde überdehnte Silbe eines mehrsilbigen Taktes absorbiert wird, um so weniger für die anderen Silben des Taktes übrig bleibt. Überdehnung einzelner (betonter) Silben kann daher zu völliger Unterdrückung anderer (unbetonter) Silben desselben Taktes führen, wie sie sich z. B. in den auch in den germanischen Sprachen häufigen Synkopierungen unbetonter Vokale besonders nach langer (d. h. dehnbarer) Silbe zeigt.

Als Normalmass der Silbendauer lässt sich für die germanischen Sprachen etwa dasjenige aufstellen, welches die Silben im zweisilbigen Sprechakte haben. Diese Normallänge erscheint dann im einsilbigen Takt gesteigert (überdehnt; Überlänge), im mehrsilbigen gemindert.

§ 58. Die Quantität der Einzellaute ist ebenso schwankend, wie die der Takte und Silben. Die gewöhnliche Zweiteilung nach Kürze und Länge genügt nicht, da fast überall bei Sonanten wie Konsonanten mehr als zwei Quantitätsstufen fest entwickelt sind. Die Anzahl der zu unterscheidenden Stufen (etwa Überkürze, Kürze, Halblänge, Länge, Überlänge) und das Verhältnis ihrer Zeitmasse ist nur für den Einzelfall genauer festzusetzen.

Die Quantität der Laute im Einzelworte ist bis zu einem gewissen Grade fest überliefert (traditionelle Quantitätsabstufung), andererseits von rhythmischen Einflüssen, namentlich wieder von Tempo und Silbenzahl des Taktes, abhängig (rhythmische Quantitätsabstufung). Traditionell ist z. B. der Gegensatz zwischen *ā* und *a* in nhd. *Lamm* — *lahm* (= *lām*, *lām*), rhythmisch bedingt dagegen die Überlänge des *ā* im einsilbigen Takt *lām* gegenüber der einfachen Länge im zweisilbigen Takt *lā-mā*, oder die Länge resp. Überlänge des *m* von *lām* oder *lām* gegenüber der Kürze in *lāms* u. s. w. Zur Grundlage für die Bezeichnungen der verschiedenen Stufen empfiehlt es sich diejenigen Zeitmasse zu nehmen, welche im zweisilbigen Takt üblich sind, also z. B. wie eben geschehen das *ā* von *lā-mā* als 'lang', das von *lām* als 'überlang' zu bezeichnen.

## 7. LAUTWECHSEL UND LAUTWANDEL.

### A. ALLGEMEINES.

§ 59. Die traditionelle Aussprache der einzelnen sprachlichen Gebilde pflegt sich im Laufe der Zeit zu verändern. Die Resultate solcher Veränderungen bezeichnet man als Lautwechsel, mit Rücksicht darauf, dass die Gesamtveränderungen der Aussprache etwa einer Silbe oder eines Wortes sich aus den Änderungen zusammensetzen, welche die einzelnen Laute der Silbe oder des Wortes erfahren haben. Ein solcher Wechsel von *a* und *e* liegt z. B. im ahd. *gesti* gegen früheres *gasti* vor, ein Wechsel von unbetontem *i* und *e* in mhd. *geste* gegen ahd. *gesti*, ein Wechsel von *n* und *m* in ahd. *piligrim* gegen lat. *peregrinus*, ein Wechsel von *re* und *er* in mnd. *bersten* gegen and. *brestan*, u. s. w.

Diese Beispiele lassen bereits erkennen, dass ein Lautwechsel auf verschiedene Weise zu Stande kommen kann. Von *re* in *er*, von *n* zu *m* gelangt man nur durch einen Sprung; zwischen den Stellungen von *a* und *e* aber liegen die Stellungen einer langen kontinuierlich abgestuften Reihe von Zwischenvokalen, die eine Brücke für den Übergang bilden können und in dem Falle von *gasti* — *gesti* tatsächlich gebildet haben. Hiernach ergeben sich zwei Hauptarten des Lautwechsels.

§ 60. Springenden Lautwechsel zeigen Fälle wie *brestan* — *berstan*, *peregrinus* — *piligrim*. Die deutlichsten Beispiele sind die Metathesen und sogen. Dissimilationen, die sich kaum anders als durch die Annahme wiederholt vorkommender und deshalb schliesslich mehr oder weniger allgemein rezipierter Versprechungen erklären lassen. Ferner gehört ein Teil der Assimilationen hierher, so die des *n* an den wortanlautenden Labial in *peregrinus* — *piligrim*, der Umsprung eines vorgerm. Gutturals in einen Labial unter dem Einfluss eines in demselben Worte stehenden Labials, wie in germ. \**wolfa*-Wolf, aus \**wolpa*- für \**wolqa*-, u. dgl.

Dem springenden Lautwechsel haftet oft der Charakter des Zufälligen und

Unsteten an. Wenn manche Veränderungen dieser Art trotzdem mit grosser Regelmässigkeit auftreten, so liegt das nur darin, dass gewisse Versprechungen sehr nahe liegen und sich deshalb auch gegen oder ohne unsern Willen häufig einstellen.

Eine besondere Art des springenden Lautwechsels bildet die sogen. Lautsubstitution bei der Herübernahme fremder Wörter, welche Laute enthalten die der entlehrenden Sprache fehlen. Solche Laute werden bei der Entlehnung — und dies geschieht naturgemäss mit grosser Konsequenz — durch ähnliche, und zwar die nach dem Sprachgefühl der Entlehnenden nächstliegenden Laute ersetzt (vgl. etwa deutsch *Genie*, gespr. *seni* mit frz. *génie*, d. h. *zeni* u. dgl.) In der Regel ist jedoch der Sprung bei solchen Substitutionen nicht allzu bedeutend.

§ 61. Die zweite Hauptart ist der Lautwechsel durch allmähliche Verschiebung der Artikulation, wie in *gasti* — *gesti*. Den Verschiebungsprozess selbst, im Gegensatz zu seinem Resultat, dem Lautwechsel, nennt man Lautwandel; es ist nur eine abgekürzte Sprechweise, wenn man etwa sagt, bei *gasti* — *gesti* liege ein Lautwandel von *a* zu *e* vor, statt ein durch Lautwandel entstandener Wechsel von *a* mit *e*. Lautwandel im eigentlichen Sinne des Wortes umfasst also teils die im einzelnen Individuum unbewusst und in kleinsten, fast unmerklichen Etappen fortschreitende Verschiebung der beim Erlernen des Sprechens erworbenen Artikulations- oder Sprechbewegungen, teils die ebenfalls minimalen Verschiebungen in der Sprechweise, welche bei der Übertragung des Sprechens von einem Individuum auf das andere oder von einer Generation auf die andere vorkommen.

Diese Art des Lautwechsels — und ihr fällt weitaus die grösste Masse aller lautlichen Veränderungen der Sprache zu — zeichnet sich im Gegensatz zu dem springenden Lautwechsel durch ungemeine Stetigkeit aus; ja insofern der Prozess des Lautwandels nicht durch besondere Einflüsse gekreuzt und gestört wird, müssen seine Ergebnisse unter gleichen Bedingungen stets dieselben sein. Man nennt deswegen den Lautwechsel durch Lautwandel geradezu lautgesetzlich, d. h. man erwartet, dass der irgendwo thatsächlich konstatierte Lautwechsel regelmässig und ausnahmslos in allen Fällen sich zeige, welche denselben Bedingungen unterliegen wie diejenigen, welche zur Konstatierung der Thatsache geführt haben. Lautgesetze in diesem Sinne müssen ausnahmslos sein. Die zahlreichen scheinbaren Ausnahmen, welche diesem Satze entgegenstehen, sind teils nicht rein lautlicher, sondern analogischer Art, teils erklären sie sich durch zu weite Fassung der Regeln, welche die für den Eintritt des Lautwechsels massgebenden Bedingungen nicht genügend spezialisierten, teils gehören sie dem Gebiet des springenden Lautwechsels an, dem man selbstverständlich eine Gesetzmässigkeit überhaupt nicht zuschreiben kann. Die Grenzlinie zwischen springendem Lautwechsel und lautgesetzlichem Wandel im Einzelfall sicher zu bestimmen, kann freilich Schwierigkeiten machen.

Anfangs- und Endglied eines Lautwandlungsprozesses können weit von einander abstehen. Dann ist aber auch der Prozess selbst ein komplizierter und lässt sich meist mit Sicherheit in eine Reihe successiver Einzelakte zerlegen, deren Addition erst jenen grösseren Endabstand ergibt. Gleichzeitige Veränderung eines Lautes oder einer Lautgruppe nach mehr als einer Richtung ist im Allgemeinen nicht anzunehmen. Bei der folgenden Besprechung einer Anzahl wichtigerer Lautwechsel werden daher im Allgemeinen nur jene einfachen Verschiebungen erörtert werden.

§ 62. Eine allgemeingültige, streng systematische Klassifizierung der Arten des Lautwandels ist ebenso unmöglich wie die Aufstellung eines

allgemeingültigen Lautsystems, weil hier wie dort die Einteilungsmomente sich vielfach kreuzen, ohne dass dem einzelnen Momente ohne weiteres und für alle Fälle der Vorrang bei der Gruppierung zugesprochen werden könnte. Auch hier muss es genügen, Gruppen aufzustellen, die durch ein gemeinsames Band zusammengehalten werden.

1. Spontan nennen wir diejenigen einfachsten Verschiebungsakte, welche lediglich der freien Willkür des Sprechenden ihren Eintritt verdanken, ohne an irgend eine andere Bedingung geknüpft zu sein. Beispiele spontanen Lautwandels sind etwa die Entrundung gerundeter Vokale (Übergang von *ü, ö* in *i, e* durch Wegfall der Lippenartikulation), der Übergang von indog. *o* und *ā* zu germ. *a* und *ō*, die meisten Einzelakte der germanischen Lautverschiebung (z. B. die Verschiebung von indog. *b, d, g* zu *p, t, k*), die Fixierung des Starktons auf die Wurzelsilbe u. s. w. Bedingt heisst dagegen derjenige Lautwandel welcher noch an andere Bedingungen als die blosse Willensthätigkeit des Sprechers geknüpft ist. So ist z. B. der Übergang des ahd. *-i* in *gesti* zu mhd. *-e* in *geste* durch die Nachdruckslosigkeit der Schlussilbe, der Umlaut von ahd. *gasti* zu *gesti* durch das Vorhandensein des *i* in zweiter Silbe, die Verkürzung des *ll* in nhd. *falle* (= *fäl*) gegen mhd. *falle* (= *fal-l*) durch die Verschiebung der Druckgrenze bedingt. Eine besondere Unterabteilung des bedingten Lautwandels ist der kombinatorische, dessen Eintritt von der Einwirkung eines Nachbarlautes abhängig ist. Als Beispiel kann wieder der Umlaut von *gasti* zu *gesti* dienen.

2. Nach der Verschiebung der einzelnen Artikulationsfaktoren an sich unterscheidet man Lautwandel durch Veränderung der Artikulationen des Sprechapparats, resp. seiner einzelnen beweglichen Teile (Veränderung der Artikulationsstellungen oder räumliche Verschiebung) und durch Veränderung der Expiration (namentlich dynamische Verschiebung). Hierzu treten dann Veränderungen der Dauer (quantitative Verschiebungen).

3. Eine Gruppe für sich bildet der Lautwandel durch zeitliche Verschiebung zweier zusammenwirkender Artikulationsfaktoren, welche an sich keine oder doch keine wesentliche Veränderung erleiden. Beispiele sind etwa die sogen. westgerm. Geminatio (z. B. westgerm. *\*kūn-nia* aus germ. *\*kū-nia*: alle Artikulationen des Sprechapparats wie die Zweiteiligkeit der Expiration bleiben bestehen, aber die ursprünglich vor dem *n* stehende Druckgrenze ist in das *n* hineinverlegt) oder die Entwicklung von Gruppen wie *ānd* aus *añd* (genauer wol *ānd* aus *āñd*: bei gleichbleibender Silbenlänge, Expiration und Artikulationsfolge ist die Umstellung von der *a*-Stellung zur *n*-Stellung später erfolgt, und daher das *a* um so viel gedehnt als das *n* an Dauer verloren hat); oder endlich Assimilationen wie *adna* zu *an-na* durch vorzeitige Senkung des Gaumensegels). Wie man sieht, können durch zeitliche Verschiebung sowohl quantitative als qualitative Veränderungen hervorgebracht werden.

#### B. WICHTIGERE EINZELFÄLLE.

§ 63. Wechsel von Sonant und Konsonant (§ 13). Konsonanten (namentlich sonore) werden notwenig silbisch (werden 'vokalisiert') wenn sie ohne stützenden Sonanten so neben Laute geringerer Schallfülle treten, dass sie durch diese von dem nächsten Sonanten getrennt sind. So erwachsen aus germ. *\*akra-*, *\*fozla-*, *\*maipma-*, *\*taikni-* die got. Formen *akr*, *fugl*, *maipm*, *taikn* mit silbischem *r*, *l*, *m*, *n*, aus germ. *\*harja-*, *\*balua-* die ahd. Formen *hari*, *balu*.

In anderen Stellungen herrscht freierer Wechsel. Vokalisierung eines Konsonanten durch Sonantenausfall kann auch unmittelbar vor einem anderen

Sonanten eintreten: vgl. nhd. *brīn*, *blād* neben *berīn*, *bolād* 'beritten, beladen'; leicht tritt aber auch hier Umbildung zum Konsonanten als Folge ein. Nhd. Formen wie *berīne*, *bolādne* aus *berīn*, *bolād* verhalten sich ganz wie z. B. got. *sôkja*, d. h. *sôkia* aus germ. dreisilbigem \**sôkiô*, so auch wohl spät ahd. *glouben*, *gnâda* für \**glouben*, \**gnâda* aus *glouben*, \**gnâda*. Die Gruppen Kons. + *ri*, *li* + Vokal setzen sich gern in Kons. + *ʀj*, *lj* um, vgl. got. *hōstuljōs* aus \**hōstljōs* für \**hōstliōz* neben Formen wie *haimôþlja*, *hulfrjōm* für \**haimôþlia*, \**hulfrjōm*; ahd. -*sidillo* aus \*-*sidiljo* für \*-*sidljo* aus germ. \**sidliô* u. dgl. Fallende Diphthonge deren erster Komponent ein Vokal geringer Schallfülle ist (also besonders unechte Diphthonge, § 41, 1) setzen sich leicht in steigende um, vgl. etwa altn. *bjuga*, *gjóta*, *bjarga*, *skjaldar* aus \**beyga*, \**geota*, \**bearga*, \**skealdar*. — In den einzelnen Sprachen und Sprachperioden sind diese Wechsel öfter an bestimmte Bedingungen, wie Quantität der vorausgehenden Silbe, Zahl und Beschaffenheit der silbentrennenden Konsonanten u. s. w., gebunden. Weiteres hierzu s. in § 71.

§ 64. Wechsel von Stellungslaut und Gleitlaut (§ 12). Meist ist hier der Stellungslaut das ursprüngliche, so dass es sich also meist um Reduktionen von Stellungslauten zu Gleitlauten handelt. Wir bezeichnen dieselben durch *◌* unter dem reduzierten Laut (*la*, *ma* u. s. w.). Am häufigsten werden sonore Konsonanten im Silbenanlaut zu blossen Gleitlauten reduziert, d. h. Expiration und Stimme setzen erst in dem Momente ein, wo der Übergang zur Stellung für den folgenden Laut beginnt. Im Nhd. sind die anlautenden *m*, *n*, *r*, *l* und das mitteld. bilabiale *w* fast durchgehends so reduziert, oft auch das südd. *j* und labiodentale *w*. Bei stimmlosen Spiranten ist es schwerer festzustellen ob sie diese Reduktion erleiden, so lange noch ein deutliches Reibungsgeräusch erzeugt wird. Im Ganzen haben alle sogen. kurzen Konsonanten die Neigung gleitlautartigen Charakter anzunehmen.

Einfache Stimmgleitlaute oder Gleitvokale haben wir oft in den sogen. geschwächten *e* moderner germ. Sprachen; hier wird nicht eine bestimmte Vokalstellung eingehalten, sondern die Organe gehen aus der Stellung eines vorausgehenden Konsonanten auf dem kürzesten Wege zu der des folgenden über (nebenbei erfährt auch der Stimmton dieser *e* eine Schwächung). Auch für Diphthongen treten oft Gleitvokale von der Stellung des ersten zu der des zweiten Komponenten auf.

§ 65. Wechsel von Fortis und Lenis ist teils spontan, teils vom Silbenaccent abhängig. Zum spontanen Wechsel gehören z. B. die Verschiebungen der stimmhaften Lenes indog. *b*, *d*, *g* zu den germ. stimmlosen Fortes *p*, *t*, *k*, zum bedingten die Schwächung der urgerm. *f*, *s*, *þ*, *x* zu den stimmhaften Lenes *ð*, *z*, *d*, *ʒ* beim grammatischen Wechsel, oder die Steigerung alter einfacher Lenes zu geminierten Fortes durch die Verschiebung der Silbengrenze bei der westgerm. Geminatio (westgerm. \**kún-nja*- aus \**kù-nja*- u. dgl.), die sehr häufige Schwächung der Fortes *p*, *t*, *k* in den Verbindungen wie *sp*, *sk*, *st*, *ft*, *ht* u. s. w. Gelegentlich treten auch Laute von mittlerer Stärke auf, welche weder ausgeprägte Fortes noch ausgeprägte Lenes sind; dies gilt z. B. oft von den *p*, *t*, *k* der eben angeführten Lautgruppen, den mitteld. *b*, *d*, *g* u. s. w.

§ 66. Wechsel stimmhafter und stimmloser Laute beruht auf zeitlicher Verschiebung von Stimmeinsatz und Ansatzrohrartikulation. Den Übergang stimmloser Laute zu stimmhaften hat man früher oft Erweichung genannt; den umgekehrten Prozess kann man als Stimmreduktion bezeichnen; zum graphischen Ausdruck dafür diene *◌*: *þ*, *ʒ*, *ŋ*, *ð* drücken also stimmlose *l*, *r*, *m*, *b* aus, welche und insofern sie aus stimmhaften hervorgegangen sind. Einfache Geräuschlaute unterliegen diesem Wechsel (abgesehen von

der Stellung im Auslaut) im Allgemeinen nur, wenn sie zugleich Lenes sind. So blieben die Fortes *f, s, þ, x* im Nachlaut der indog. Tonsilbe beim sogenannten grammatischen Wechsel stimmlos, während sie in unbetonten Silben zunächst zu Lenes herabsanken und dann in die stimmhaften Spiranten *ð, z, d, ʒ* übergingen. Als Beispiel für Stimmreduktion können die nhd. stimmlosen Mediae *b, t, g* dienen.

Geminierte stimmhafte Geräuschlaute neigen im Germanischen zum Stimmverlust; so werden beispielsweise die westgerm. *bb, dd, gg* bei der hochdeutschen Lautverschiebung früher und in weiterem Umfang stimmlos (zu *pp, tt, kk*) als die einfachen *b, d, g*. Geminierte stimmlose Geräuschlaute und stimmlose Fortes überhaupt unterliegen direkt, d. h. ohne vorhergehende Schwächung zu einfacher Lenis, wohl nie der Erweichung.

Im Auslaut werden stimmhafte Geräuschlaute besonders häufig stimmlos, wenigstens in ihrem letzten Teil. So hat das engl. *had* noch Stimme nach dem *d*-Verschluss, aber die Explosion ist stimmlos, und Formen wie *has* zeigen ein schwaches *s* das in seinem Eingang stimmhaft, in seinem Ausgang stimmlos ist. Selbst wenn der ganze Laut stimmlos wird, bleibt ihm zunächst sein Charakter als Lenis (§ 20), und die Steigerung zur Fortis, wie wir sie etwa in nhd. *lant* 'Land' gegen *landes* haben, ist ein davon unabhängiger Akt.

Eigentümlich und nicht genügend aufgeklärt ist die Neigung mancher Sprachen (auch deutscher Mundarten), wortauslautende stimmlose Geräuschlaute vor folgendem Vokal im Zusammenhang des Satzes zu erweichen, während dieselben im Wortinlaut vor Vokalen unversehrt bleiben.

Sehr gewöhnlich ist endlich der Wechsel stimmloser und stimmhafter Laute in Konsonantgruppen. Namentlich wird die Berührung stimmhafter und stimmloser Geräuschlaute gern durch eine Assimilation vermieden; vgl. etwa deutsches *ixbin* oder *ijbin* mit *du bist, ixkan* 'ich bin, du bist, ich kann'. Auch bei Sonoren vor und nach stimmlosen Geräuschlauten ist die Stimmreduktion sehr gebräuchlich, vgl. deutsch *blau* und *plan, gnade* und *knapp, balde* und *alt*, oder schärfer ausgeprägt engl. *grow* und *crow, glow* und *slow, bride* und *pride, send* und *sent* u. dgl. Die Assimilationen selbst können regressiv und progressiv sein.

§ 67. Wechsel von Sonoren und Geräuschlauten ist ausserordentlich häufig.

1) Geräuschreduktion von Spiranten kann erfolgen entweder durch Erweiterung der Reibeenge bei gleichbleibendem Exspirationsdruck, oder durch Druckminderung bei gleichbleibender Enge. Besonders leicht tritt dieselbe bei stimmhaften Spiranten ein, weniger oft bei stimmlosen, deren Geräusche an sich schärfer ausgeprägt sind als die durch die Hemmung des Luftstroms im Kehlkopf geschwächten Geräusche der stimmhaften. Wir bezeichnen die Geräuschreduktion durch *˘*, z. B. *t˘* = engl. *th* in *the, brother*.

2) Übergang von Sonoren zu Geräuschlauten kann umgekehrt eintreten durch Verkleinerung der Artikulationsenge oder Steigerung des Atemdrucks. Geräusche treten hier um so leichter auf, je enger die Ausflussöffnung des betreffenden Lautes an sich ist, also bei Vokalen wie *i, u*, der Liquida *r*, weniger oft schon bei *l* und den Nasalen, und wiederum leichter bei stimmlosen als bei stimmhaften, weil bei den ersteren der Luftdruck im Munde an sich grösser ist. Besonders häufig stellt sich daher dieser Übergang da ein, wo stimmhafte Sonore durch Stimmreduktion, § 66, stimmlos werden.

§ 68. Wechsel von Spiranten und Verschlusslauten (§ 17). Die verschiedenen Fälle sind am besten gesondert zu betrachten.

1) Übergang stimmhafter Spirans in stimmhaften Verschlusslaut ist auf germanischem Boden weit verbreitet. So ging z. B.

das germ. *d* im Westgerm. in *d*, die germ. *ð*, *ʒ* einzelsprachlich vielfach in *b*, *g*, das germ. *þ* durch *d* hindurch einzelsprachlich vielfach in (rein dentales) *d* über. In einer Art lebendigen Wechsels finden wir *d* und *d* in den heutigen englischen Mundarten. Darf man aus den hier geltenden Verhältnissen schliessen, so bildet den Berührungspunkt stimmhafte Spirans mit Geräuschreduktion (§ 67, 1) einerseits und stimmhafte Media mit voll tönendem Stimmton, aber gelinder Explosion andererseits. Der Sprung ist dann sehr gering: die Gleitlaute sind für beide Laute nahezu dieselben und im Moment der Stellung dominiert beiderseits für das Ohr der Stimmton, das schwache Explosionsgeräusch der Media verklingt dagegen.

2) Der Übergang stimmhafter Verschlusslaute in stimmhafte Öffnungslaute vollzieht sich in genau umgekehrter Weise, d. h. auch hier treten zunächst wohl stets Öffnungslaute ohne deutliches Reibungsgeräusch an die Stelle einer Media mit schwacher Explosion. In der Regel tritt an die Stelle des Verschlusslautes die homorgane Spirans, also z. B. *ð*, *d*, *ʒ* für *b*, *d*, *g*; daneben stehen aber auch Übergänge wie der von *d* zu *r*, der nicht durch eine Spirans vermittelt zu sein braucht.

3) Übergang stimmloser Spiranten in stimmlose Verschlusslaute ist verhältnismässig selten. Der bekannteste Fall ist der Übergang des germ. *þ* zu *t* in den skand. Sprachen ausser dem Isländ. und im irischen Englisch; aus dem Deutschen gehört hierher vielleicht das oberd. *k'* = ahd. *ch*-, wenn nämlich letzteres nicht die Affrikata *kx* ausdrückte. Als Zwischenstufe zwischen Spirans und Verschlusslaut ist vielleicht überall Affrikata anzusetzen; der Entwicklungsgang wäre dann: Vorschlag eines Mundverschlusses (wie in mhd. *pfn*- aus *fn*: *pfnehen*, *pfnast*, *pfniisel*), Schwächung des spirantischen Teils zum Hauch (wie in md. *inpāhen*, *inpallen*, d. h. *inpāhen*, *inpallen* aus *intfāhen*, *intfallen* mit bilabialem *f*).

Stärker verbreitet ist dieser Übergang bei gewissen Konsonantgruppen. Ganz gewöhnlich wandelt sich *hs* in *ks*, vgl. altn. *vaxa*, ags. *weaxan*, nhd. *wachsen*, d. h. *waksn*, mit got. *wahsjan*, ahd. *wahsan*, oberd. (schweiz. öst.) *waxsə*.

Der Wechsel *fs* > *ps* findet sich im Nord. (*repsa* neben *refsa*, *ups* aus *ufs*, got. *ubizwa*) und gelegentlich im Deutschen (*leipse*, *repsen*, *wepse* aus und neben *lefse*, *refsen*, *wefse*), der Übergang von *ft* > *pt* scheint auf das Nord. beschränkt zu sein. Überall wo *f* zu *p* wird, scheint bilabiale Aussprache vorgelegen zu haben. Der dem Nord. eigene Übergang von *ht* zu *tt* mit Dehnung des vorhergehenden Vokals (er findet sich auch in deutschen Mundarten, und hat da, z. B. schwäbisch, eine Parallele in dem Übergang von *hs* in *s* mit Vokaldehnung) hat mit den übrigen Wechseln dieser Art nichts gemeinsames; er beruht sichtlich auf allmählicher Schwächung des *h* und Verschiebung der Silbengrenze.

4) Übergang stimmloser Verschlusslaute in stimmlose Spiranten scheint sich im Germanischen auf zwei verschiedene Weisen zu vollziehen.

a) Für die Spiranten welche durch die hochd. Lautverschiebung entstehen wird die Entwicklungsreihe Tenuis: Aspirata: Affrikata: Spirans anzunehmen sein. Sämtliche Stufen dieser Reihe liegen noch in deutschen Dialekten vor, z. B. für den Anlaut vollständig in der Labialreihe: nfrk. mfrk. *punt*, rheinfrk. hess. *p'unt*, in den übrigen Dialekten entweder *pfunt* oder *funt*; in der Gutturalreihe fehlt hier meist die Affrikata: nfrk. mfrk. *kan*, gemeind. *k'an*, alem. *xan* (doch z. B. elsäss. *kxan*), in der Dentalreihe fehlen Aspirata und Spirans: nfrk. *toe*, hochd. *zu*. Für gleiche Entwicklung im Inlaut sprechen namentlich Fälle wie ahd. *helpfan* — *helfan*, welche u. a. verschiedene Entwicklungsstufen in ein und derselben Mundart darstellen. Lebendiger Wechsel



von starker Aspirata und Affrikata begegnet in lebenden Mundarten nicht selten, z. B. im Dänischen und irischen Englisch, wo *t* vor palatalen Vokalen ziemlich deutliche Affrikata, vor andern stark aspirierte Tenuis ist, u. dgl. Die Affrikation ist die Folge verlangsamten Übergangs zur Stellung des folgenden Öffnungslautes, die Aspiration beruht auf spontaner Verschiebung der Expiration. Infolge dieser Drucksteigerung treten die auf diesem Wege entstehenden Spiranten denn auch stets als Fortes (resp. Geminaten) auf. Umstände welche der Aspirierung erfahrungsgemäss hinderlich sind (z. B. die Stellung des Verschlusslautes hinter einem Konsonanten: nhd. *sp-*, *st-* oder *sp-*, *st-* gegen *p'*, *t'*, *k'*) hindern oder hemmen daher auch die Affrizierung mehr oder weniger vollständig: daher denn bei der hochd. Lautverschiebung Tenuis nach Konsonanten und in der Geminaton hinter einfachen Tenuis nach Vokalen zurückbleiben.

b) Daneben besteht direkter Übergang von der Tenuis (oder schwachen Aspirata) zu Spirans durch unvollkommene Verschlussbildung. Hierher gehören offenbar moderne Fälle wie irisch-engl. *mè-xià*, *thià*, *blà-xià* 'making, eating, blacking', wahrscheinlich aber auch die Verschiebung der 'mod. Tenuis zu germ. *f*, *þ*, *x*. Der Lockerung des Verschlusses muss als Vorstufe wohl schwache Bildung desselben vorausliegen. Es ist deswegen z. B. wohl denkbar, dass die Verschiebung im Wortanlaut und im Wortinnern nach einer Druckgrenze, aber nicht bei einer Geminata eintritt, welche kräftige Verschlussbildung fordert. Hiernach könnten germ. geminierte *tt*, *pp*, *kk* wie in *Chatti*, got. *skatts*, ags. *hoppian*, an. *smokkr* recht wohl der Verschiebung widerstanden haben welche einfache *p*, *t*, *k* zu *f*, *þ*, *x* wandelte.

§ 69. Wechsel von Mundlauten mit Nasen- und Mundnasenlauten (§ 19) setzt zeitliche Verschiebung der Gaumensegelartikulation voraus. Aus Vokalen entstehen so Nasalvokale, aus Verschlusslauten Nasale, u. s. w. Beispielsweise geht *mā* aus *ma* durch Verspätung des Verschlusses, *am* aus *am*, oder *amna*, *anna*, *ayna* aus *abna*, *adna*, *agna* durch Vorausnahme der Öffnung, *a* aus *q*, *abna* aus *amna* durch Verspätung der Öffnung, *amna*, *anna*, *ayna* aus *amba*, *anda*, *ayaga* durch Verspätung des Verschlusses der Gaumensklappe hervor.

Einfacher Nasalvokal aus Vokal + Nasal (*ata* aus *anta* durch *anta*) zeigt daneben auch eine Verschiebung der Mundstellung: die Öffnung des Vokals ist beibehalten und der Mundverschluss des Nasals dadurch in Wegfall gekommen. Parallel damit geht der Verlust eines Mundverschlusses bei altn. *fn* aus *mn* (*nefna*, d. h. *nebna*, aus *nemna*, got. *namjan*); die Vermittelung bildet wohl nasaliertes *þ*, das vielleicht durch Schreibungen wie *nemfna* angedeutet werden soll. Umgekehrt ist die Öffnung einer Spirans durch den Mundverschluss eines Nasals ersetzt bei dem häufigen Wechsel von germ. *in* mit *mn* (ags. *emne* aus *\*ebne*, geschr. *efne*; altn. *jamnan* aus *jabnan*, geschr. *jafnan*); auch hier wird *þ* die Brücke bilden.

§ 70. Wechsel der Artikulationsstelle kann alle Laute betreffen und ist äusserst mannigfaltig. 1) Von sprunghaften Veränderungen dieser Art ist ausser dem in § 60 angeführten noch die Vertretung eines Kehlkopfverschlusses (Stosstons, § 52) durch einen Mundverschluss zu erwähnen, die in gewissen westmitteld. Mundarten sehr gewöhnlich ist (dial. *iks*, *uks* aus *is*, *us* 'Eis, aus'; siebenb. *bræokt*, *slæogdrn* aus *brūt*, *slūdern*, 'Braut, schleudern', mit palat. Verschluss *tseft*, *sned'dn* *lett* aus *z't*, *sn'den*, *lū'do* 'Zeit, schneiden, Leute'; desgl. ndrhein. *tsik*, *lūk* für *\*tsikt* *\*lūkt* aus *z't*, *lu'do*. In englischen Mundarten wird umgekehrt ein Mundverschlusslaut oft durch ' ersetzt.

2) Die allmählichen Verschiebungen sind teils spontan teils bedingt. Spontaner Vokalwechsel kann z. B. bestehen in Entrundung gerundeter

oder Rundung ungerundeter Vokale, Übergang von höheren zu niederen, engen zu weiten, gutturalen zu palatogutturalen und palatalen Vokalen und umgekehrt. Spontan kommen ferner vor Schwankungen innerhalb der verschiedenen Arten der Dentale einschliesslich der Cerebrale, Wechsel von *r* und *l*, *d* und *r*, *z* und *r*, Übergang von Gutturalen in Palatale u. dgl.

3) Die meisten dieser Wechsel kommen auch bei bedingtem Lautwechsel vor. Einige besondere Fälle mögen hier noch namhaft gemacht werden.

a) Vokalwechsel bedingt durch Verschiedenheit der Tonhöhe. Zur Hervorbringung höherer Töne wird der Kehlkopf gern gehoben, zur Hervorbringung tieferer gern gesenkt, und die Zunge folgt diesen Bewegungen unwillkürlich ein wenig nach. Bei hohem Ton erfahren die Vokale daher leicht eine Erhöhung resp. Verschiebung, bei tiefem eine Senkung resp. Zurückziehung der Zunge; vgl. z. B. hohes zweifelndes *ja'* mit tiefem zweifelndem *ja'*. Bei steigendem Ton fällt dann die Hebung, bei fallendem die Senkung, bei gebrochenem Ton Hebung und Senkung oder Senkung und Hebung in den Vokal, der so zu einem mehr oder weniger deutlichen Diphthongen gespalten wird. Wie weit im Einzelnen der Einfluss dieser Tonbewegung auf den Vokalwechsel geht, d. h. wie weit derselbe nicht spontan ist, haben Spezialuntersuchungen festzustellen.

b) Vokalwechsel bedingt durch Stärke und Dauer. Hierher fallen besonders die Verstümmelungen von Vokalen unbetonter Silben, die zugleich in rascherem Tempo genommen zu werden pflegen. An die Stelle voller Vokale treten infolge schlaffer und hastiger Artikulation zunächst dumpfere Varietäten mit weniger ausgeprägter Stellung, schliesslich einfache Stimmgleitlaute (§ 64), die sich lediglich nach der jeweiligen Lautumgebung richten.

c) Vokalwechsel bedingt durch Einfluss von Nachbarlauten.

α) Die Differenz zwischen den Stellungen benachbarter Vokale wird gern vermindert, sei es durch einseitige, sei es durch gegenseitige Annäherung. Sehr gewöhnlich ist dieser Prozess bei Diphthongen: *aɛ* oder *æɛ* aus *ai*, *aɔ* oder *au*, *ɑɔ* aus *au*, *ie*, *uɑ* aus *ia*, *ua* u. dgl. Vollkommene Ausgleichung führt zu Kontraktionen, wie *ɛ* oder *a* aus *ai*, *ā* oder *ō* aus *au* u. dgl. Weiterhin gehören hierher die sog. Umlaute (einschliesslich des *a*-Umlauts oder der sog. Brechung), soweit diese als Endresultat wieder einfache Vokale an Stelle einfacher Vokale oder einfache Vokale an Stelle von Diphthongen aufweisen. Seltener wirkt hier der umlautende Vokal direkt (ahd. *sājen* = mhd. *sājen*), gewöhnlicher treten Konsonanten als Vermittler auf, indem sie die spezifische Stellung des umlautenden Vokals durch Artikulationsmischung (§43) in sich aufnehmen und so mit der des umzulautenden Vokals in Kontakt bringen. — Diese Wechsel enthalten übrigens verschiedene Prozesse. Bei den meisten sog. *u*-Umlauten (wie an. *hondum* aus *handum*) handelt es sich um Voraussetzung der *u*-Rundung bei bleibender Zungenstellung. Der *i*-Umlaut besteht in der Regel in einer Verschiebung gutturaler Vokale zu Palatalen gleicher Höhe, seltener (wie beim Umlaut des *a* zu *e* im Ags.) in einer Hebung der Zunge; beim *a*- und *u*-Umlaut tritt (abgesehen von etwaiger Rundung beim letzteren) nur Ausgleichung der Zungenhöhe ein (ahd. *helfu* aus *\*helfu* bringt den mittleren Vokal *e* auf die Höhenstufe des hohen Vokals *u*; ahd. *stega*, germ. *\*bozana*- ahd. *bogan* gegen germ. *\*stigā*-, älteres germ. *\*buzana*- die hohen Vokals *i*, *u* auf das Niveau des mittleren Vokals *a*; etymologisches *i* bleibt ahd. vor dem hohen Vokal *u*, sinkt aber vor den mittleren Vokalen *a*, *o* meist zu *e* herab: *hirtju*, aber *hirtēa*, *hirtēo* u. dgl.).

β) In ähnlicher Weise wie Konsonanten mit Voraussetzung spezifischer Vokalartikulation können auch Konsonanten ohne solche kraft ihrer eigenen spezifischen Stellung auf Vokale einwirken, indem der Kontrast zwischen

dieser und der Stellung des Vokals durch Annäherung gemildert wird. Hierher fallen die sog. Brechungen des *i*, *u* vor *r*, *h* im Gotischen, der sog. Palatalumlaut des Ags., der Übergang von *e*, *o* zu *i*, *u* vor Nasal + Konsonant im Germanischen, die Begünstigung der Kontraktion von Diphthongen durch gewisse Konsonanten (z. B. der Kontraktion von *au* zu *ô* vor Dentalen und *h*, von *ai* vor *h*, *r*, *w* im Ahd.) u. a. m.

d) Diphthongierung einfacher Vokale unter dem Einfluss von Nachbarlauten zeigt sich z. B. in den sog. Brechungen des Ags., Fries., Altn. (ags. *feallan*, *beorgan*, *feohtan*, afrs. *tsiurke*, *riucht*, an. *bjarga*, *hjalpa* etc.), und in den Epenthesen, denen auch die ags. sogen. *u*- und *o*-Umlaute (ags. *ealu*, *feolu*, *miolu*) zugehören. Die Brechung ist nichts anderes als das deutliche Hervortreten des Gleitlautes vom Vokal zu einem Konsonanten stark konträrer Artikulation (gutturales *l* und *x*, *r* mit starker Rück- oder Aufbiegung der Zunge). Bei der zweiten Gruppe liegt dagegen eine zeitliche Verschiebung der beiden Artikulationselemente vor die in einem durch Vokaleinfluss modifizierten Konsonanten (§ 43) vereinigt sind.

e) Konsonantwechsel. Neben den einfachen Artikulationsmischungen, über welche § 43 zu vergleichen ist, kommen hier vorzugsweise noch Assimilationen in Betracht, deren Resultat die Herstellung vollkommener Homorganität ist. Diese können nur unter Opferung der spezifischen Artikulationsstelle des unterliegenden Lautes eintreten. Im Germanischen sind diese Assimilationen meist regressiv, seltener progressiv (wie an. *ll* aus *lj*, germ. \**manns*, \**fullās* aus \**mamevōs*, \**fulnōs*). Am leichtesten unterliegen der Assimilation im Allgemeinen die Laute mit Verschlussbildung durch die Zungenspitze (*t*, *d*, *n*).

#### § 71. Einschiebung und Ausstossung von Vokalen.

1) Entwicklung von Vokalen aus silbischen Liquiden und Nasalen, wie in germ. *ul*, *ur*, *um*, *un*, *un* aus indog. *l*, *r*, *m*, *n*, *ŋ*, oder ahd. *ul* (-*ol*, -*al*), -*ar*, -*um* (-*am*), -*an* aus älterem -*l* u. s. w. Hier bewirkt zunächst eine Verspätung des Eintritts der spezifischen Mundstellung des *l*, *r* etc. deutlicheres Hervortreten des schwachen unsilbischen Stimmgleitlautes der zu dieser Stellung führt. Weiterhin kann dann der Gleitlaut die Funktion des Sonanten an sich ziehen (dies geschieht durch Kräftigung der Stimme während der Bildung des Gleitlautes) und sich zu einem Stellungslaut entwickeln. Diese beiden letzten Akte werden in der Regel ziemlich gleichzeitig sein.

2) Vokalentwicklung zwischen ursprünglich unsilbischer Liquida oder Nasal + Konsonant, wie ahd. *alah*, *beraht*, *burug*, *starab*, nhd. dial. *balix*, *burix*, *halb*, *finf*, *starap* 'Balg, Burg, half, fünf, starb' setzt zweigipflige Aussprache der so erweiterten Silben voraus. Hier können die einzelnen Laute der Silbe so verteilt sein, dass der Gipfel der Nebensilbe in die Liquida oder den Nasal hineinfällt; dann wird deren Schluss decrescendo gebildet, hat konsonantische Funktion, und eine Vokalentwicklung tritt nicht ein. Bei schärferer expiratorischer Trennung der beiden Silbenstöße zwischen Vokal und Konsonant rückt aber der Gipfel der Nebensilbe leicht in den Schluss der Liquida und des Nasals, der nun, da der Laut als im Silbenanlaut stehend crescendo gebildet wird, als Sonant mit dem folgenden Konsonanten in unmittelbaren Kontakt tritt. Bei der Umstellung der Organe von Sonanten zum Konsonanten kann sich dann durch zeitliche Verschiebung am Schlusse der Liquida oder des Nasals ebenso ein Gleitvokal entwickeln, wie bei Nr. 1 am Eingang derselben, und zwar je leichter, je grösser der Weg ist den die Organe bei der Umstellung zu durchmessen haben. Bei der Folge von Liquida oder Nasal + homorganem Kons., wie *ld*, *rt*, *nd*, *mb* u. dgl., findet daher eine Vokalentwicklung nicht statt, weil die zur Ermöglichung einer Gleitlautbildung notwendige Umstellungsbewegung fehlt.

In Fällen wie ahd. *aram*, *charal*, nhd. *arəm*, *karl* aus *arm*, *karl*, wo zwei sonore Konsonanten zusammenstehen, kann es fraglich sein, aus welchem der beiden Laute sich der Secundärvokal entwickelt hat. Vermutlich ist indess hier der zweite Sonorlaut zunächst silbisch geworden, und die Weiterentwicklung fällt unter Nr. 1.

3) Auf genau umgekehrtem Wege erfolgt die Absorption von Vokalen durch benachbarte Laute, namentlich Liquide und Nasale, welche dadurch sonantisch werden, wie etwa nhd. *apfl*, *lesn*, *atm* gegen ahd. *apful*, *lesan*, *atun*. Hier sinkt der Stellungsvokal mit kräftiger Stimme zunächst zum gemurmelten Gleitvokal herab, der dann seine sonantische Funktion an den folgenden Stellungslaut abgibt, ja selbst ganz unterdrückt werden kann (nhd. *handſ*, *hatn*, *lipm*, *hakn*, aus *handel*, *hatten*, *lippen*, *hacken* ohne gesonderte Explosion des Verschlusslautes). Natürlich können auch andere Laute als Liquide und Nasale durch Absorption eines Vokals silbisch werden; beim Verstummen des Mittelvokals von engl. *possible*, *visible* ergeben sich z. B. dreisilbige *po-ſ-bſ*, *vi-ſ-bſ* mit silbischem *s*, *z*, welche Expirationsform und Dauer der ursprünglichen Silbe *si*, *zi* bewahren; in *præk-t-kſ*, *p-t-to* 'practical, potato' liegen geradezu silbische *t*, *p* vor.

4) Vokalsynkope unterscheidet sich von der Absorption nur dadurch, dass sie eine Verminderung der Silbenzahl hervorbringt. Bei nhd. viersilbigem *ba-lā-dn-na* aus *beladene* sprechen wir z. B. von Absorption, bei dem verkürzten *ba-lād-na* hingegen von Synkope. Synkope in diesem Sinne setzt sich also stets aus zwei Akten zusammen: Absorption eines Vokals und Verschiebung der Silbenbildung und Quantität (in *ba-lād-na* hat ja die Mittelsilbe dieselbe Dauer wie die beiden Silben *lā-dn* in *ba-lā-dn-na*). Es ist wichtig dies im Auge zu behalten, weil man nur so den Einfluss der Quantität betonter Silben auf Vokalsynkope verstehen kann, der in den germanischen Sprachen vielfach zu Tage tritt. So hängt wahrscheinlich die westgerm. Synkope von Mittelvokalen nach langer Silbe mit einer Neigung des Westgermanischen zur Überdehnung langer betonter Silben zusammen. Werden in Formen wie *al-di-ro*, *hō-ri-da* die ersten Silben überdehnt, so müssen die beiden folgenden in entsprechend rascherem Tempo genommen werden, um die überlieferte Taktlänge nicht zu stören, und dies führt zunächst zur Absorption des Mittelvokals (*\*al-dro*, *hō-ri-da*), dann weiter zu bequemerer Verteilung der Expiration (*al-dro*, *hō-ri-da*). In solchen Fällen ist also die Neigung zur Verschiebung der Silbenquantität das erste Agens, und daher erhalten sich Formen wie *ne-ri-da* ungestört, weil eine Dehnung der kurzen offenen Silbe *ne-* nicht möglich war (§ 57, a). Diese Anschauung wird durch die Betrachtung der Synkopierungen moderner Idiome durchaus bestätigt, welche insbesondere den Satz als zweifellos erscheinen lassen, dass bei Verlust einer zählenden Silbe ihre Dauer und Expirationsform derjenigen Silbe zugelegt wird, in der sie aufgeht.

§ 72. Einschlebung und Ausstossung von Konsonanten findet sich namentlich als Resultat zeitlicher Verschiebung beim Übergang von Halbschlusslauten (Nasalen und *l*) zu andern Lauten. Eilt in Folgen wie *amfa*, *anxa*, *alsa*, *ansa*, *alra*, *amra*, *anra* die Schliessung der Gaumenklappe resp. der Seitenöffnung des *l* der Lösung des Mundverschlusses voraus, so stellt sich durch den so erzeugten momentanen Vollverschluss des Mundes ein Verschlusslaut als Übergang ein: *ampfa*, *ankxa*, *altsa*, *antsa*, *aldra*, *ambra*, *andra* u. s. w. Auch aus *ms* und *ns* entwickelt sich leicht *m̥ps* (lat. *sumpsi*, got. *swumfs* aus *\*swum̥ps* für *\*swum̥sl*) und *n̥ks*. Auch zwischen Nasal und nicht homorganem Verschlusslaut entwickelt sich leicht ein dem Nasal homorganer Verschlusslaut (lat. *sumptus*, ahd. *kumft* aus germ. *\*kum̥fti* für *\*kum̥pti-*

aus \**g<sub>m</sub>ti* u. dgl.). Die umgekehrte Verschiebung führt zum Ausfall. Auch vor einem Halbschlusslaut zeigen sich oft ähnliche Erscheinungen, z. B. nhd. dial. *lē-m*, *sā-ŋ* für *lē-bm*, *sā-gŋ* 'leben, sagen', engl. *ofn*, *lisn*, *grisl* für *oftn*, \**listn*, \**grisl* 'often, listen, gristle'.

Seltener treten Verschlusslaute sekundär in andern Konsonantenverbindungen auf, im Germ. z. B. *t* zwischen *s* oder *ʃ* und *r*. Der Grund des Einschubs liegt hier daran, dass man beim Übergang nahe an einer Verschlussstellung vorübergeht und bei geringer räumlicher Verschiebung der artikulierenden Teile leicht unwillkürlich zu wirklicher Verschlussbildung gelangt.

§ 73. Quantitätswechsel von Einzellauten findet insbesondere auf zweierlei Art statt:

1) Quantitätswechsel bedingt durch Silbendehnung und -kürzung hängt bis zu einem gewissen Grade mit der expiratorischen Betonung zusammen, insofern betonte Silben (soweit es die Taktgliederung gestattet) zur Dehnung, unbetonte zur Kürzung neigen. Dehnung wie Kürzung können sowohl Sonanten als Konsonanten treffen. Kurze Sonanten pflegen in den älteren Sprachperioden nicht dehnbar zu sein. Silbendehnung kann daher nur durch Längung eines silbenschiessenden Konsonanten erfolgen, während kurze offene Silben ihre ursprüngliche Kürze wahren. Die später eintretenden Dehnungen kurzer Sonanten (nhd. *tā-gā* aus *tā-gā*) setzen sicher schwach geschnittenen Silbenaccent voraus; öfter wechseln daher bei eintretender Silbendehnung Dehnung des Vokals bei bleibender Silbengrenze (*bō-tā* aus *bō-tā*) und Verschiebung der Silbengrenze mit Dehnung des Konsonanten bei bleibender Vokalquantität (*blēt-tār* aus *blē-tār*, sekundär dann *blēttār*) mit einander ab.

2) Quantitätsverschiebung innerhalb der Silbe bei gleichbleibender Silbendauer (oder doch unabhängig von den unter Nr. 1 erwähnten Verschiebungen der Silbendauer). Diese kann nur in geschlossenen Silben auftreten. Die Verschiebung besteht in dem Wechsel von kurzem Vokal + langem Konsonanten mit langem Vokal + kurzem (kürzerem) Konsonanten und umgekehrt, z. B. ags. *āld*, *hūnd* aus *ald*, *huñd*, umgekehrt *brōhte* aus *brōhte* u. dgl. Beide Fälle entstehen durch zeitliche Verschiebung der Umstellung vom Vokal zum Konsonanten. Dehnung des Vokals tritt am häufigsten vor sonorem Konsonanten, Kürzung vor stimmloser Fortis auf, und weiterhin scheinen sie mit dem expiratorischen Silbenaccent zusammenzuhängen, insofern Dehnung nur bei schwach geschnittenem, Kürzung am ehesten bei stark geschnittenem Accent zu verstehen ist.

Dass diese beiden Arten des Quantitätswechsels sich im Einzelnen vielfach kreuzen können, ist leicht ersichtlich.

## V. ABSCHNITT.

# SPRACHGESCHICHTE.

---

## 2. VORGESCHICHTE DER ALTGERMANISCHEN DIALEKTE

VON

FRIEDRICH KLUGE.

---

**P**lan und Ausführung der vorliegenden Behandlung des Altgermanischen betreffend habe ich vorausszuschicken, dass ich mit Rücksicht auf den mir zur Verfügung gestellten Raum nicht auf eine kritische Widerlegung abweichender Anschauungen anderer eingehen konnte; man erwarte nirgends eine historische Darstellung von überholten Anschauungen früherer Generationen; ich gebe nur sichere oder doch wahrscheinliche Resultate — resp. was mir als solches erscheint — und zwar jederzeit mit den Materialien, auf welche meine Auffassung sich gründet. Das gleiche gilt von den Litteraturangaben; ich konnte auf Angabe der weitschichtigen sprachvergleichenden Litteratur um so eher verzichten, als jetzt der reichhaltige, zudem bibliographisch so wohl orientierende *Grundriss der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen* von Brugmann die Ergebnisse der neueren wie der älteren idg. Linguistik übersichtlich und klar zusammengefasst hat. Von Noreens *Utkast till Förklaringar i urgerm. Judlära* (Upsala 1888) — dem ersten Versuch einer selbständigen, auf sprachvergleichender Grundlage basierten Lautlehre des Gemein-germ. — hat mir leider erst der Vokalismus vorgelegen und wesentliche Dienste geleistet. Auf diese beiden Hilfsmittel wie auf Braunes *Sammlung von Grammatiken der altgerm. Dialekte*, die jedem Arbeiter auf den einschlägigen Gebieten so wesentliche Dienste thun, weise ich hier mit schuldigem Dank besonders hin.

Die Knappheit des Raumes hat mich auch bestimmt, die einzelnen als Belege vorgeführten germ. oder idg. Dialektworte nicht über das ganze Gebiet zu verfolgen; ich begnüge mich meist mit einem Dialekt, wo nicht besondere Gründe, etwa die geographische Verbreitung einer Erscheinung ein anderes Verfahren empfehlen.

Der Plan der vorliegenden Abhandlung schliesst alles aus, was zur Charakteristik der Einzeldialekte dient; so wird die für den hd. Lautcharakter so bedeutsame zweite Lautverschiebung, die Entstehung des altsächs. oder des

ags. Vokalismus, die Behandlung der langen Vokale im ahd. Auslaut u. a. hier nicht behandelt, obwohl diese Erscheinungen vor der Zeit kontinuierlicher Überlieferung eingetreten sind. Ausser den allen altgerm. Dialekten gemeinsamen Thatsachen sprachlichen Lebens, d. h. ausser der Charakteristik der germ. Sprachart gegenüber dem zugrunde liegenden gemeinindogermanischen Typus suche ich zu bieten, was über den Einzeldialekt hinausreicht, ihn mit einer Gruppe anderer altgerm. Dialekte verbindet.

## INHALT.

### I. EINLEITUNG.

§ 1. Gemeineuropäisches. § 2. Keltische Berührungen. § 3. Germanisch-römische Beziehungen. § 4. Lateinische Lehnworte im Altgermanischen. § 5. Der älteste germanische Lautcharakter. § 6. Griechische Beziehungen. § 7. Slavolettische Beziehungen. § 8. Germanischer Einfluss auf die finn.-lapp. Sprachen. § 9. Dunkle Beziehungen.

### II. KONSONANTISMUS.

§ 10. Die Lautverschiebung. § 11. Ausnahmen der Lautverschiebung. § 12. Der grammatische Wechsel und Verners Gesetz. § 13. Die urgerm. Spiranten. § 14. Die indogerman. Gutturale. § 15. Die unverschobenen Konsonanten. § 16. Geminaten. § 17. Metathesen.

### III. ACCENT.

§ 18. Die indogerm. Betonung und ihre Wirkungen im Germanischen. § 19. Der germ. Hauptton. § 20. Der germ. Tieftton. § 21. Der Satzaccent.

### IV. VOKALISMUS.

§ 22. Die indogerm. und germ. Vokalentsprechungen. § 23. Der Wurzelablaute. § 24. Der Suffixablaute und die Mittelvokale. § 25. Die Ausbildung des germ. Vokalismus. § 26. Chronologisches.

### V. AUSLAUTGESETZE.

§ 27. Chronologisches. § 28. Das urgerm. Auslautgesetz.

### VI. OST- UND WESTGERMANISCH.

§ 29. Ostgermanisch. § 30. Nordisch-westgermanische Übereinstimmungen. § 31. Westgerm. Auslautgesetz. § 32. Synkope. § 33. Die westgerm. Konsonantendehnung. § 34. Die westgerm. Halbvokale.

### VII. KONJUGATION.

§ 35. Das *δ*-Präsens. § 36. Das *mi*-Präsens. § 37. Das Perfektum. § 38. Der Aorist. § 39. Die Präteritopräsentia. § 40. Verbalnomina. § 41. Das schwache Verbum. § 42. Die Stammbildung der Deverbativa. § 43. Die Personalendungen. § 44. Die Modusbildung. § 45. Das Passiv.

### VIII. DEKLINATION.

§ 46. Kasus-suffixe. § 47. Ablaut und Accent. § 48. Vokalische Stämme. § 49. Konsonantische Stämme. § 50. Pronominal- und Adjektivdeklinaton. § 51. Pronominalstämme. § 52. Die ungeschlechtigen Pronomina.

### IX. NOMINALE WORTBILDUNG.

§ 53. Flexionstypen. § 54. Konsonantische Suffixe. § 55. Kompositionssuffixe. § 56. Koseformen. § 57. Komposition. § 58. Komparation. § 59. Adverbia. § 60. Zahlwörter.

### I. EINLEITUNG.

§ 1. Gemeineuropäisches. Das Germ. hat seine nächsten Verwandten an den idg. Völkern Europas, deren engere Zusammengehörigkeit zuerst

Lottner KZs. 7, 18 mit festen Kriterien erwiesen hat. Während das Ind. und das Pers. die idg. Vokale *ē* und *ō* durch *ā* ersetzen, bewahren die europäischen Dialekte des Idg. — einschliesslich des Germ. — in geregelter lautgesetzlicher Übereinstimmung die idg. Urvokale *ō ē ā*, wie man seit G. Curtius, Ber. d. sächs. Gesellsch. 1864, S. 9 immer mehr erkannt hat. Auf das europ. *l*, das im Ostidg. durch *r* vertreten ist, hat Lottner KZs. 7, 19 hingewiesen.

Von hoher Bedeutung für nahe Zusammengehörigkeit der europ. Indogermanen ist der Wortschatz. Besonders fällt die Ausbildung einer landwirtschaftlichen Terminologie, die dem Arischen fremd ist, ins Gewicht. Im Ind. und im Pers. fehlen die verbreiteten europ. Verbalwurzeln *ar* 'pflügen', *mē* 'mähen', *m̥l* 'mahlen', *sē* 'säen', *og* 'eggen', *mlg* 'melken'. Nomina wie *agro* 'Feld', *swlk prkā* 'Furche', *woghni woghnsno* 'Pflugschar', *gr̥no* 'Korn', *rāphā* 'Rübe, Rettig', *kromiso* 'Zwiebel', *bhāgo* 'Buche', *salik wītivā* 'Weide', *porkos* 'Schwein', *em̥pt bhū* 'Biene', *k̥rsn-* 'Hornisse', *wepsua wopsū* 'Wespe', *g(e)rano gr̥w* 'Kranich', *(s)trozdu-* 'Drossel' u. a. sind für das Europ. charakteristisch. Sonst seien noch Einzelheiten aufgeführt wie *awo-* 'Grossvater', *ghmon* 'Mann', *w̥dho-* 'Wort', *mori mari* 'Meer', *sal(d)* 'Salz', *teutā* 'Volksstamm', *k̥lni- k̥lnā-* 'Hügel', *ōlénā* 'Elle', *kr(ē)pi* 'Schuhwerk', *lēgh* 'liegen', *oinos* 'einer', *aljos* 'anderer'.<sup>1</sup>

Während die europ. *ō ē* und *l* — weil schon grundsätzlich — nichts für eine europ. Ursprache einer arischen Sprachinheit gegenüber erweisen, zeugen solche Lautkriterien zusammen mit der angedeuteten Ausprägung eines europ. Wortschatzes jedenfalls für engere Berührungen der europ. Dialekte unter einander, vielleicht geradezu für nähere Sprachverwandtschaft. Fick, der in seiner wertvollen Schrift *Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas*, Göttingen 1873, mit Scharfsinn den idg. Wortschatz durchmustert — unsere Zusammenstellungen haben derselben manches entnommen — stellt die Europäer als geschlossene, verwandtschaftlich eng verbundene Einheit den Ariern gegenüber, nachdem ein Jahr früher Joh. Schmidt (*Die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen*, Weimar 1872) die Stammbaumtheorie abgewiesen und eine Theorie kontinuierlicher Übergänge (Wellentheorie) aufgestellt hat. Joh. Schmidt erkennt überall Übergänge, Nachbardialekte gehören stets enger zu einander, jede Sprache bildet das Mittel zwischen ihren Nachbarn. Diese Theorie beruht auf zahlreichen evidenten Thatsachen, welche die Bedeutung geographischer Berührungen zum erstenmal aufgeklärt haben. Aber durch Joh. Schmidts Theorie wird die Stammbaumtheorie keineswegs abgethan, wie 1876 Leskien (*Deklination im Slavischlit. und Germ.*) zeigte; doch ist ein strikter Beweis für die Notwendigkeit der Annahme einer näheren Verwandtschaft der europ. Sprachen gegenüber dem Arischen noch nicht erbracht und wird sich vielleicht kaum je erbringen lassen; vgl. Brugmann in *Teichm. Zs.* 1, 226.

Mehrere Beziehungen, die wir am besten mit Joh. Schmidts Theorie der sprachlichen Kontinuität erklären, verbinden das Germ. mit seinen östlichen und westlichen Nachbarn: kelt. *\*landā* 'Fläche' (Thurneysen, *Keltoroman.* 65), germ. *landa-*, aslov. *lędina*; altir. *dligim* 'ich verdiene', got. *dulgs*, aslov. *dlügū* 'Schuld'; bret. corn. *er* 'Adler', got. *ara*, asl. *orilū*, lit. *erėlis* 'Adler'; altcorn. *ocet*, ahd. *egida*, apreuss. *aketes* 'Egge'; gall. *br̥wa* 'Brücke', an. *brú* aslov. *brūvi*; altir. *uball*, ahd. *apful*, aslov. *ablūko*, lit. *obūlis*.

Es lässt sich jedoch auch nicht läugnen, dass das Germ. auch mehrere enge Berührungen mit einzelnen andern idg. Sprachen zeigt. So hat Joh.

<sup>1</sup> Alle angeführten Worte kommen auch im Germ. vor; wegen *kr(ē)pi* 'Schuhwerk' in gr. *κρηπίς* lit. *kurpi* vgl. an. *hrifingr* spät ae. *(h)rifeling*.



Schmidt *Verwandschaftsverh.* 50 mit Recht auf einige Worte hingewiesen, die bloss als germ. und als arisch zu erweisen sind: got. *hairus*, skr. *śarus*; ahd. *triogan*, zend. *drušaiti*, apers. *duruš*, skr. *druh*; got. *aigan*, skr. *îç*; ahd. *wunsc*, skr. *vāncā* 'Wunsch'; got. *aihsa*, skr. *uksin*, zend. *uxtan*; got. *manna*, skr. *manus*; got. *gēns*, skr. *jāni*; got. *fijan*, skr. *piy*; ahd. *hrēllen*, skr. *çratháy*; ae. *folde*, skr. *prthivī*; an. *hærr*, skr. *caru* 'Kessel' (: kelt. *qorio*). Auf Berührungen zwischen Lateinisch und Germanisch hat Lottner KZs. 7, 163 hingewiesen: lat. *hordeum* (grdf. *\*ghrzdco-*), ahd. *gërsta*; lat. *farr*, got. *bariz-eins*; lat. *ador*, got. *atisk*; ferner lat. *arcus* 'Bogen', ae. *earh* 'Pfeil'; lat. *hasta*, got. *gazds*; lat. *ferrum*, ae. *bræs* (grdf. *bhrso-*); lat. *acies*, ahd. *ęcka*; ferner lat. *annus*, got. *apn*; lat. *haedus*, got. *gauts*; lat. *gelu*, got. *kalds*; lat. *habere tacere silere*, got. *haban fahan silan*; lat. *sapio capio*, ahd. *seffu heffu*; lat. *vado*, ahd. *ratu*; lat. *longus*, got. *laggs*. Es kann nicht geleugnet werden, dass bedeutungsame Übereinstimmungen unter den aufgeführten sind; die Verwandtschaft von got. *mann-* mit skr. *manu-* und von got. *haban* mit lat. *habere* fällt schwer ins Gewicht.

§ 2. Keltische Berührungen. Der Verwandtschaftsgrad von Kelten und Germanen ist schwer zu bestimmen. Der Wortschatz liefert nur zweideutige Kriterien, lässt Erklärung durch nachbarliche Berührungen so gut zu wie solche durch nähere Verwandtschaft. Für einige gemeingerm. Worte steht Entlehnung aus dem Kelt. fest. Der Übergang von idg. *ē* (lat. *rig-em*) in *i* (Brugmann I, § 74) beweist für germ. *rik* 'König' (got. *reiks*) und *rikja-* 'Reich' Entlehnung — und zwar vorhistorische vgl. den Cimbrenamen *Mallorix* — aus urkelt. *rig-* (altir. *ri* gen. *rig* und *rigē*) vor der germ. Lautverschiebung (Osthoff, *Perfekt* p. 10) und ahd. *ambaht* ist wohl gleichzeitig aus dem kelt.-lat. *ambactus* entlehnt, dessen kelt. Ursprung durch Thurneysen *Keltoroman.* 30 über jeden Zweifel gehoben ist (præfix *amb* ist ungerm.). — Neben solchen Gleichungen finden sich nun auch Übereinstimmungen im Wortschatz, bei denen die Annahme von Urverwandtschaft und von Entlehnung gleiche Berechtigung hat; es sind Worte, welche die germ. Lautverschiebung mit durchgemacht haben: germ. *aīfa* 'Eid', altir. *oeth* (grdf. *\*oito-*); germ. *gīsla* 'Geisel', altir. *giall* (grdf. *ghéislo-*); altir. *luige* 'Eid', got. *liugan* (Wz. *leugh*); gall.-lat. *dinun* (urkelt. *dīnos*), germ. *tīna-*; bret. *treb* 'Dorf', germ. *þorpa-*; altir. *brig*, germ. *burg* (grdf. *bhrgh-*); kelt. *Hercynia* (aus *\*perkunia*), got. *faīrguni* Much ZfdA. 32, 462; gallolat. *isarno-* (altir. *iarn*), germ. *isarna-*; altir. *luaide* 'Blei', ahd. *lōt*; altir. *lethar*, ahd. *ledar*; gall. (Pausan.) *marka* (altir. *marc*) 'Pferd', germ. *marka-*; gall. *rēda* 'Wagen', germ. *ridan* 'fahren'; keltiber. (Plin. Hist. Natur. 33, 40) *viria*, an. *vitrr*, ae. *vitrr*; germ. *ūra-* (*ūru-*?) = gall. (Macrob. Satir. VI, 4) *ūrus*; germ. *weisund wesand* war auch urkelt.

Bei derartigen Worten sucht man vergebens nach festen Kriterien zur Entscheidung der Frage, ob Urverwandtschaft oder ob nachbarlicher Austausch die Gemeinsamkeit solcher Wortmaterialien bedinge. Daneben besitzt das Germ. eine zweite Schicht von Worten, welche von den kelt. Entsprechungen nicht durch die Lautverschiebung getrennt sind: ae. *tēmsian*, ndl. *tems* stimmen zu einem kelt. *\*tamisio-* Thurneysen, *Keltoroman.* 80; got. *kēlikn* = gall. *kēliknon* KBeitr. 2, 108; ahd. *charro charra* = gall.-lat. *carrus* (altir. *carr*); ahd. *charrūh* = gall.-lat. *carrūca*; ahd. *pfēririt* = gall.-lat. *paraverēdus* (beachte gr. *πάρινος* bei Jul. Apost.) ae. *cræt* = altir. *cræt* 'Wagenkasten'. Diese zweite Schicht enthält mehrere Worte, die sich auf Wagenkunst beziehen, während die ältere Schicht mehr kriegerische Terminologie aufweist.

Wenn wir nun auch nicht fehl gehen in grossem Umfang Entlehnung aus dem Kelt. ins Germ. anzunehmen, so scheint für manche andere Übereinstimmungen doch auch die Annahme geboten, dass Kelten und Germanen

gemeinschaftlich infolge ihrer nachbarlichen Berührung altidg. Erbmaterialien bewahren, wo keiner von dem andern entlehnt zu haben braucht: altir. *sét* 'Weg', got. *sinþ*; altir. *étain* 'erreiche', germ. *finþan*; altir. *fid* 'Baum', ahd. *witu*; altir. *rádim* 'spreche', got. *rôðja*; altir. *rún* 'Geheimniß', ae. *rún*; altir. *orbe* 'Erbe', got. *arbi*; altir. *gnia* 'Diener', ahd. *knabo*; altir. *gél* 'Gans', germ.-lat. *ganta*; altgall. *magō* 'Sohn', germ. *\*magwa-*; altir. *menic* 'häufig' (grdf. *menekko*), got. *manags* Ebel, KBeitr. 2, 171; ahd. *dicchi*, altir. *tiug*; altir. *scáth* 'Schatten', got. *skadus*. Auffällig ist die mir von Thurneysen mitgeteilte Bedeutungsgleichheit von cymr. *rhydd* 'frei', got. *freis* (R. Celt. 2, 327). Vgl. noch D'Arbois de Jubainville, *Celtés et Germains*, Paris 1886.

Ebenso beweiskräftig und zahlreich sind Worte, welche dem Germ. mit dem Italokelt. gemeinsam sind: lat. *porca*, hd. *furche*, kelt. *\*prkâ* (Thurneysen, *Keltoroman*. 74); lat. *piscis*, altir. *lasc*, got. *fisks*; wz. *bhlô* in lat. *flô*s, altir. *bláth*, got. *blôma*; lat. *celo*, altir. *celim*, ahd. *hila*; lat. *cribrum*, altir. *criathar*, ae. *hriddar* (grdf. *kreithr-*); lat. *cornu*, altir. *corn*, got. *hauru*; lat. *vâtes*, altir. *faith*, ae. *wóp-bora*; lat. *caecus*, altir. *caech*, got. *haihs*; lat. *vêrus*, altir. *fir*, ahd. *wâr*; lat. *fodio* 'grabe', cymr. *bedd* 'das Grab', ahd. *bet(θ)* 'Ackerbeet' (Franck, EtWb. s. *bed*); lat. *vastus*, altir. *fás*, ahd. *wuosti*; lat. *ad*, altir. *ad*, got. *at*; lat. *aqua*, got. *ahva*, kelt. *-apa*; lat. *lacus*, altir. *loch*, ae. *lagu*. Ich erinnere noch an den oben erwähnten Nachweis Lottners KZs. 7, 49, dass das Lat. mehrere kulturgeschichtlich wertvolle Worte nur mit dem Germ. gemeinsam hat.

Eine ebenso wichtige wie auffällige Berührung zwischen Lat.-Kelt.-Germ. besteht nach Thurneysen Revue Celt. 6, 312 in den Accentgesetzen (s. unten §§ 18. 19): übereinstimmend lassen diese Sprachen alte Ultimabetonung fallen und führen Betonung auf der ersten Wortsilbe durch (im Lat. hat dieses Gesetz eine jüngere Einschränkung durch das Dreisilbengesetz erfahren); speziell zum Kelt. stimmt das Germ. im wesentlichen in der Unbetontheit der Verbalpartikeln beim Verb, wo das Lat. ursprünglich eine abweichende Betonung gehabt hat. Das Nähere darüber s. § 19. Beim Verb scheint nur das Kelt. zur germ. Infinitivbildung auf *an* eine Parallele zu liefern: altir. *blegun*, ahd. *mêlchan* und altir. *lêcun*, ahd. *lîhan* (grdf. *\*leigono?*). In altir. *blu*, lat. *fio*, as. *biu* zeigt sich die bekannte Sprachgruppe in Übereinstimmung; vgl. auch die Präfixe lat. *com-*, altir. *com-*, got. *ga-*?

Ein weiterer wichtiger Punkt, der die nahe Berührung zwischen Germanen und Kelten erweist, ist die Bildung von Eigennamen. Zwar zeigt das Germ. hier auch Berührung mit dem Skr. und dem Griech.<sup>1</sup> So hat Kögel, Litteraturbl. 3, 108 idg. *wesu* durch einen Hinweis auf ahd. *Wisumâr*, gr. *Εὐκλής*, skr. *Vasubhûti*, kelt. *Ves-cleves* (Tomaschek, Bb. 9, 93) erwiesen; idg. *ekwo* 'Ross' steckt in ae. *Eômdâr*, gr. *Ἰππομέδων*, skr. *Açvamîdhas*, kelt. *Epopennus*; vgl. idg. *wlko* in ahd. *Wolf-gêr*, gr. *Λυκόγρον*; KLUTO in skr. *Çrutamagha*, gr. *Κλυτομύδης*, ae. *Hlophere*, kymr. *Clotri*. Aber von solchen weiterreichenden Bildungselementen für nom. propr. abgesehen teilt das Germ. eine Reihe anderer nur mit dem Kelt., ohne dass Italier und Slaven daran teil nehmen: KATU- in gall. *Catu-volcus -rix -mârus*, ahd. *Hadu-rîh -mâr*; TEUTO- in gall. *Teutomatus*, ahd. *Diotrih*; SEGHO- SEGHI- in gall. *Sego-vax -mârus* ahd. *Sigufrið -mâr*; ÊSU- in kelt. *Êsu-nertus*, ahd. *Âs-birin -ulf*; endlich DHAGHO- in kelt. *Dagovassus*, ae. *Dæzbold -friþ*. Auch zweite Kompositionselemente sind dem Kelt. und Germ. gemeinsam: MÂRO : MÊRO (Osthoff, PBB. 13, 431) in kelt. *Adiatu- Cuno- Nemeto-mârus*, altgerm. *Segi- Chatu-mêrus*; RIG : RIK in kelt.

<sup>1</sup> Speziell zum Skr. stellt sich idg. SNTYO in got. *Suniafrid* skr. *Satya-vrata*, idg. PRIYO in ahd. *Fri-bald* skr. *Priya-mêdha*, idg. PELU in ahd. *Filu-mâr* skr. *Puru-mêdha*.

*Orgeto- Dubno- Vercingeto-rîx*, ahd. *Fridu- Diot-rih*; WOLKO in gall. *Catu-volcus*, ae. *Cēnwealh*.

Diese Zusammenstellungen, die auf Ch. W. Glücks wichtiger Schrift *Die bei Caesar vorkommenden kelt. Namen* München 1857 beruhen, beweisen im ganzen gewiss für eine nahe Zusammengehörigkeit von Kelten und Germanen, die wir am richtigsten mit Joh. Schmidts Kontinuitätstheorie erklären. Einzelnes beruht wohl auch darauf, dass die Germanen Gebiete occupierten, auf denen zuvor Kelten sesshaft waren. So erklärt sich ja auch die auffällige Übereinstimmung von Völkernamen: germ.-lat. *Chatti Chatthi* (ahd. *Hessi*) = brit. (Caesar) *Cassi* Müllenhoff, *ZfdA* 23, 7; kelt.-lat. *Brigantes* eigtl. 'monticulae' = germ.-lat. *Burgundi(ones)*; über germ. *Walhōz* = lat. *Volcae d'Arbois* Rev. Celt. 2, 287. Über die speziell deutschen Ortsnamen kelt. Ursprungs zu handeln ist hier nicht der Ort; darüber s. Bacmeister *alemannische Wanderungen*.

§ 3. Germanisch-römische Beziehungen. Es ist selbstverständlich und wird zudem hinlänglich bezeugt, dass die Germanen bei ihren intensiven Berührungen mit den Römern auch Fühlung mit dem röm. Idiom gewannen. Arminius verstand lateinisch, *ut qui romanis in castris ductor popularium meruisset* Tac. Ann. II, 10; ein des Lateins kundiger Germane wird auch Ann. II, 13 erwähnt. Aus diesen und andern von Budinski *Ausbreitung der lat. Spr.* 152 beigebrachten Zeugnissen ergibt sich Kenntnis des Lateins schon für die Frühzeit der germanisch-römischen Berührungen. Budinski verweist noch auf des Plinius' Panegyricus 56, wonach die Rechtspflege des Kaiser Trajan in Germanien teilweise ohne Dolmetscher geschehen sein muss.

Die römischen Heere waren voll germ. Elemente; unter den julisch-claudischen Kaisern bestehen germ. Kohorten und Leibwachen; an zahlreichen geschichtlichen Ereignissen auf italischem Boden haben Germanen einen Anteil. So kommt es, dass uns zahlreiche germ. Eigennamen überliefert sind, welche uns formell und stofflich einen Einblick in den germ. Sprachzustand im Beginn unserer Zeitrechnung gewähren. Allerdings ist auch das Eigennamenmaterial beschränkt: wir vermissen Dynastiennamen, Patronymica, Spitz- und Kurznamen. Der erste sichere Kurzname begegnet bei Vopiscus im Leben Aurelians (Scr. Hist. Aug. II, p. 15) *Gothorum ducem Cannabam sive Cannabauden*; *Charietto* bei Amm. ist der Bildung nach wohl Kurzname (cf. *Heinzo Cuonzo*), ist aber ohne Vollnamen überliefert. Ein Zeugnis für Doppelnamen ist der Germane *Scrapion*, der eigentlich *Agenarich* hiess, Amm. 16, 12. Der erste Neckname erscheint bei Prokop B. G. I, 18 *Οὐισανδός Βανδαλιος*. Die Ursache für den immerhin beschränkten Umfang der altgerm. Namen in der röm. Überlieferung dürfte in der auffälligen Latinisierung liegen, die den germ. Namen durch Römer oder durch Germanen zuteil wurde. Auf Inschriften der Stadt Rom (Corp. Inscr. Lat. VI, 2) — um nur diese zuzuziehen — begegnen mehrfach lat. Namen von germ. Sklaven und germ. Gardisten (Mommsen, N. Arch. f. ält. d. Gesch. 8, 351 und Rosenstein, Forsch. z. d. Gesch. 24, 376) wie *Bassus*, *Macer*, *Valens*, *Hilarus*, *Nereus*, *Alcimachus*, *Linus*, *Nobilis*, *Pactinus*, *Phoebus*, *Posthumus*, *Severus*, auch *Ti. Claudius Chloreus*, Corp. Inscr. VI, 2, 4337—4344, 8802—8810. Dass der Cheruskerfürst Arminius, welcher nach Vell. Paterc. II, 118 römischer Eques war, in der Geschichte den unzweifelhaft lat. Namen einer röm. Gens trägt, hat zuerst K. Aue, *Grenzboten* 34, 312 erkannt (vgl. auch Germ. 28, 344); unter den Angehörigen des Arminius trägt sein Bruder Flavius einen röm. Namen; von geschichtlichen Persönlichkeiten sei noch Claudius Civilis der Bataver genannt. Nur sehr vereinzelt begegnen germ. Namen, »deren Inhaber bei der Erteilung des röm. Bürgerrechts in üblicher Weise die Namen

der erteilenden Kaiser den ihrigen vorgesetzt haben« (KBeitr. III, 205); Dr. Brandis in Weimar macht mich auf Corp. Inscr. Lat. III, Nr. 4453 aufmerksam, wo ein rex Germanorum Namens *Septimius Aistomodius* mit seinen beiden Brüdern *Septimii Philippus* et *Heliodorus* erscheint: die Brüder haben lat. Namen, der König neben dem lat. Cognomen seinen echt germ. Namen. Bei dieser Verwendung von lat. Namen fällt es uns auf, dass sich bisher in der altgerm. Überlieferung noch kein sicherer Nachklang eines lat. Namens gefunden hat, während das Romanische — darüber fehlt es noch an chronologischen Untersuchungen — zahlreiche germ. Namen aufweist.

Krieg und Militär, Rechtspflege und Handelsverkehr sind die Faktoren, welche eine Berührung des Germanischen und des Lateins notwendig bedingen; wir dürfen daher die gegenseitige Beeinflussung der Sprachen seit der Zeit des C. Julius Caesar datieren.

Caesar spricht von röm. Kaufleuten bei den Ubiern und Sueven (B. Gall. IV, 23) und Tacitus bezeugt bei manchen germ. Stämmen röm. Handel (O. Schrader, *Handelsgesch.* 82 ff.). Ein beliebter Handelsartikel war gewiss der Wein. »Zwar in Caesars Zeiten schlossen sich die Germanen noch ab gegen die fremden Weine (BG. II, 15; IV, 2), aber schon nicht mehr als Tacitus schrieb (Germ. 23), und dann kam durch das Geschenk des Kaiser Probus (Vopiscus Prob. 18) der Weinbau nach Deutschland, und wieder nach nicht gar langer Zeit wurden die gepriesenen Rebberge der Mosel deutsches Eigentum« Wackernagel, *ZfdA* 6, 262. Bedenkt man noch, wie intensive Bekanntschaft germ. Söldner im Süden bereits sehr frühe mit dem Wein machten — Appian B. Civ. II, 64 ist ein klassisches Zeugnis dafür — so werden wir nicht zögern für lat. *vinum* eine der frühesten germ. Entlehnungen anzunehmen; und wir dürfen zugleich vermuten, dass diejenigen altgerm. Lehnworte, die sich auf Weinkultur beziehen, nicht viel später bei den Germanen in Aufnahme kamen; vgl. lat. *calix bicarium mustum lorea vindemiae pressa trajectorium acetum miscere misculare*. Hier erklärt sich auch got.-germ. *kaupôn* 'kaufen' aus lat. *caupo*. Dass der röm. Handelsverkehr auf germ. Boden nicht immer in den besten Händen war, zeigen z. B. die *scurrae* als Händler bei Amm. XXIX, 4 (daher auch as. *mangôn* aus lat. *mango*) Schrader, *Handelsgesch.* 99. — Mit dem Pelzhandel (Schrader 86) wird ein uns sonst nicht bezeugtes germ. *reno* im Süden bekannt, während uns gleichzeitig röm. Kaufleute das lat. *decuria* übermitteln. — Aus Tac. Germ. V ergibt sich, dass röm. Münzen unter den Germanen zirkulierten und wir haben damit einen Anhalt, die Entlehnung von lat. *moneta siliqua assarius denarius \*tremissis (manu-cussa?)* zeitlich zu fixieren und wir begreifen zugleich die germ. Neubildung einer Münzbezeichnung ahd. *cheisuring*, ae. *cäsering* aus lat. *Caesar*.

Im germ. Kriegsapparat fiel den Römern eine Nomenklatur auf, die aus der Soldatensprache auch in die Litteratur Eingang fand. *Varritus* bei Amm. — abweichend in Bedeutung und Laut von dem *barditus* bei Tacitus, vgl. die Literatur bei Baumstark zu Germ. 3 — das Kriegsgeschrei bedeutend, ist noch unerklärt. Auch *framea*, seit Tac. mehrfach bezeugt (*AfdA* VII, 213), harret noch der Erklärung. Die germ. Überlieferung kennt weder *framea* noch *varritus* noch *barditus*. *Catti* 'vineae militares' bei Veget. R. Milit. III, 15 — *militari barbaricoque usu* — ist handschriftlich nicht hinlänglich beglaubigt, sonst hätte man damit den frühesten Beleg für das gleichbedeutende *Katze*, das Hildebrand DWb. sowie Du Cange s. 2 *catus* belegen. Bei Vegetius und inschriftlich schon im 2. Jahrhundert begegnet das germ. *burgus* 'castellum parvulum', das in allen roman. Gebieten und darüber hinaus herrschend wurde (*burgus* masc. Corp. Inscr. III Nr. 8. 3653; *burgum* neutr.? Corp. Inscr. VIII Nr. 4799). Germ. Ursprungs ist kaum *drungus* 'vagans globus, globus

hostium' (Veget. R. Milit. III 15, 19 und Vopisc. Prob. c. 19), das wie *burgus* auch ins Griech. drang<sup>1</sup>. Lat. *bandum* 'signum, vexillum' (Paul. Diac. bei Diez s. *banda*) — zweifellos germ. Ursprungs — wird durch Prokop II B. Vand. 2 (τὸ σημεῖον, ὃ δὴ βάνδον καλοῦσι Ῥωμαῖοι) für das Spätlat. bezeugt (cf. got. *bandwa*). Ein germ.-got. *carrago* 'Wagenburg' (für \**carr-hago*, gebildet wie ae. *bord-haga* 'Schildburg') überliefert Amm. 31, 7 (Trebellius Gallien. 13 und Claud. 8). Wir werden wohl nicht fehl gehen einige gemeinroman. Lehnworte als etwa gleichzeitige Entlehnungen aus dem Germ. zu fassen, obwohl lat.-gr. Zeugnisse dafür fehlen; sie werden wie *framea burgus* und *bandum* eigentl. der Soldatensprache angehört haben: gemeinroman. *brando* 'Schwert', *helmo* 'Helm', *gonfanone* (ital. *gonfalone*) 'Fahne', *mariscalco* 'Hufschmied', *sperone* 'Sporn', *baldo* 'keck'. Anderseits drangen in den ersten Jahrhunderten auch zahlreiche Worte der staatlichen und militärischen Begriffssphäre ins German.; man denke an *Caesar* (inschriftl. *Caisar*), *milites militare*, *signum* 'Feldzeichen', *draco* 'Kohortenzeichen' (Pogatscher, QF. 64, 43), *bucina pīlum petrarius balistra manganum catapultā*; wir fügen hinzu *fibula balteus spinula pallium tunica camisia orarium*, ferner *telonium-tolonium*, *tributum*, *carcer catena manica exilium mancus*, schliesslich *vicus portus villa villare colonia castra strata lacus mons*.

Wir wissen aus der antiken Überlieferung, deren Zeugnisse Baumstark zu Germ. VI zusammenstellt, dass den Römern es auffiel, dass die Germanen ihre Schilde bunt bemalten; wir haben damit wohl einen Anhalt, die Übernahme von germ. Farbenbenennungen ins Roman. zu erklären: gemeinroman. *blanco brūno grisio blavo falvo* (ital. *bianco grigio biavo falbo*). Den Römern fiel auch die germ. Haarfarbe auf; das gemeinroman. *blondo*, für das man häufig germ. Ursprung vermutet hat, dürfte die intern germ. unbezeugte Benennung der Haarfarbe gewesen sein; zur Sache vgl. Baumstark zu Germ. IV, wo Sueton im Leben des Caligula c. 47 nachzutragen ist. Wie den Römern die germ. Haarfarbe auffiel (*rutilus* oder nach Gallen I, p. 168, XV, p. 185 πυρρός, nicht ξανθός) — man denke auch noch an Isidors *granos et cinnabar Gothorum* — so konnte den Germanen auch die römische Haartracht auffallen, sie konnten lat. *crispus* übernehmen, auch lat. *capillus*; und germ. *kahwa* 'kahl' entstammt aus diesem Gesichtspunkt eher dem lat. *calvus* (= skr. *kalva* zend *kaourva*) als dass mit Hildebrand DWb. s. *kahl* Urverwandschaft von hd. *kahl* mit aslov. *golū* 'nackt, bloss' anzunehmen wäre.

Die Fauna und Flora der germ. Gebiete fiel den Römern ebenso sehr auf wie den Germanen die südliche. Seit Caesar lernten die Römer das germ. *alces* und dann das kelt.-germ. *ūrus* und *vison* kennen. Das nach Diez-EtWb s. *ganta* auch im Roman. bezeugte germ. *ganta* nennt Plinius NH X, 53 (das Belegmaterial für *ūrus vison ganta* s. bei O. Keller *Tiere des class. Alt.* 53. 303) und aus seinem Bericht erschen wir, warum das germ. Wort nach Rom vordrang. Germ. *gl̥sum* Tac. (*glacsum* Plin. vgl. Müllenhoff ZfdA 23, 23) wurde im Süden bekannt. Eine germ. Speise wurde in Rom mit ihrem germ. Namen bekannt und beliebt: μέλκα im 2. Jahrhundert bei Gallen X p. 468 (ἐδέσματα τε τὰ οὕτως ἐψηγμένα πολλάκις ἐθαύσω συγχωροῦντα με λαμβάνειν αὐτοῖς. ἐν οἷς ἐστι καὶ ἡ μέλκα τῶν ἐν Ῥώμῃ καὶ τοῦτο ἐν εὐδοκιμούντων ἐδεσμάτων ὥσπερ καὶ τὸ ἀφρόγαλο). Für die parallele Übernahme des lat. *caseus* ins Germ. könnte Plinius NH XI, 41 sprechen. Doch kennt schon Caesar BG VI, 22 Käse bei den Germanen (echt germ. an. *ostr* finn. *juusto* bei Thomsen 57). In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts treffen wir germ. *taxo* (eigentlich *pahso* n-Stamm) und *biber* bei lat. Autoren (vgl. den Laterculus des Polemius

<sup>1</sup> Ebel KBeitr. 2, 171 hält *drungus* für gallisch (= altir. *drong* 'Schaar').

Silvius in den *Abhandlg. d. Sächs. Gesellsch.* II, 267). Der röm. Name des Dammwilds lat. *dama* stellt sich ein bei den Germanen. An südlichen Tieren werden *Esel* und *Maultier*, *Pfau* und *Strauss* wohl am frühesten mit ihren lat. Namen benannt. Auf Einfluss der südlichen Geflügelzucht geht die Entlehnung von *mutare*, *pituita*. Mit dem oben berührten Bericht des Plinius über die germ. *gantae* erklärt sich wohl auch die frühe Entlehnung von lat. *pluma culcita culcitra pulvînum*. Auch die lat. Obst- und Gemüseamen zumal im Westgerm. mögen schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung den Germanen geläufig geworden sein: *pirum cerasus prunum persicum castanea cotonea; buxum; spelta avena vicia pisum cicer; caulis radix napa porrum unio beta cucurbita; cuminum apium panicum malva foeniculum mentha milium sinapi piper planta*. Auf den Ackerbau beziehen sich die ins Germ. gedungenen *culter stipula secula vannus flagellum*, auch *propago putare impulare* \**introsecare*. Damit zusammen hängt der Einfluss der südlichen Küche und die Entlehnung von lat. *coquina*. Auch lat. Terminologie der Bäckerei findet sich ein wie *pistor pistrina focaria simila*. Für die Entlehnung von vulgärlat. *molina* (Amm. Marc.) erinnert Heyne DWb. s. *Mühle* an Ausonius, *Mosella* 362, wodurch röm. Mühlen im röm. Moselgebiet erwiesen werden. Und durch die Nachricht des Amm. Marc. XV, 11,1, wonach *domicilia curatius ritu romano constructa* in den Maingegenden standen, die Kaiser Julian a. 360 niederbrennen liess, ergibt sich ein fester Termin für die Entlehnung der auf den Steinbau bezüglichen Nomenklatur wie *vallus murus postis pilarium palum porta porticus spicarium solarium turris scindula tegula calx mortarium puteus vivarium*, auch *mons lacus strata platea*. Man denke an den häuslichen Apparat wie ihn die entlehnten *pensile fornax (extufare)* oder *facula lucerna candela* oder *mensa* charakterisieren, auch an röm. Luxusartikel, durch Bezeichnungen für Schuhwerk (vgl. ahd. Gl. *rûmisce scuohâ* 'sandalia') wie *soccus solea subtalaris sutor* repräsentiert; auf Wollarbeit bezieht sich die Entlehnung von *colucula cardus pecten fullo*. Der Verkehr mit röm. Geschäftsleuten — auf ital. wie auf germ. Boden — den diese mannigfachen Entlehnungen voraussetzen und der nach p. 306 durch hinlängliche Zeugnisse feststeht, äussert sich bes. noch in der Übernahme zahlreicher Gefässbenennungen etc.: *saccus sacculus culleus; arca cista scrinium; canistrum panarium sporta corbis; pyxis; discus scutella; amphora bulgea cuppa cucuma gabata galleta catinus orca urceus olla buttis baccinus labellum flasca bicarium calix*. Dazu kommt die Entlehnung für Bezeichnungen von Massen und Gewichten wie *milîa* oder wie *pondo modius uncia*. Auf Schifffahrt und Fischfang an Rhein und Donau mögen die entlehnten *ancora sagena navis remus* weisen. Das rhein. (ahd.) *salmo* geht auf spätlat. *salmo* (Auson.) zurück; der *alse* hat den lat. (kelt.) Namen *alausa* bei Auson. In England findet sich entlehntes *tracta* und *ponto*, auch *lacus*.

Für die Möglichkeit echt germ. Worte als Nachbildungen zu lat. Vorbildern zu fassen stehen keine alten Belege zur Verfügung; vielleicht beruhen ac. *frumgâr* ahd. *hunteri* auf lat. *primipilus primipilaris centurio* und ahd. *anabôs* auf lat. *incus*. Sicher können nur die westgerm. Benennungen der Wochentage aus lat. Vorbildern erklärt werden: *sunnûnda; sunninday, mâninday tîvesday þonaresday frijaday* sowie *wôdneday*; auch ahd. *mittiwohha* = *media hebdomas*. Dass die siebentägige Woche und die Bezeichnung der Wochentage seit dem Anfange unserer Zeitrechnung im röm. Reich geläufig (*Saturni dies* bei Tibull) und unter Constantin mit dem Christentum gesetzlich wurde, darüber vgl. L. Ideler *Handb. der Chronol.* II, 178. Gleichzeitig mit der Entlehnung der lat. *cuprum aciale* mag das westgerm. *quicksilber* dem lat. *argentum vivum* nachgebildet sein.

#### § 4. Die lat. Lehnworte im Altgerm. Wilh. Wackernagel *KZ.*

Schr. III, 252; W. Franz *die lat. Lehnwörter im Ahd.*, Strassburg 1883; A. Pogatscher QF. 64. Durch diese wertvollen Untersuchungen, zu denen die Dissertation Güterbocks sowie Gust. Meyers Behandlung der lat. Lehnwörter im Alban. (Gröbers *Grundriss d. roman. Philol.* I 804) wichtige Parallelen liefern, ist eine zusammenfassende Behandlung der lat. Lehnmaterialien im Altgerm. ermöglicht. Das folgende Glossar gibt einen Einblick in Umfang und Verbreitung der in Frage kommenden lat. Lehnwörter.

- accumbere* got. *anakumbjan*.  
*acētum* got. *akeit*, Schweiz. *äxxis*, ital. *aceto*, altir. *acat*, aslov. *ociti*.  
*\*alcum*: mdd. *stik*, ahd. *eggih* masc.  
*\*acidum*? ae. *ēced*, andd. *ēkid*.  
*aciale* ahd. *fechil* aus *\*aciale* (Diez I *acciajo*).  
*amphora* *ampora* westgerm. *ambor* in ae. *ombor*, ahd. *ambar* m. Sievers EST. 8, 154.  
*ancora* ae. *pnor* ahd. *anchar* masc.  
*apium* ahd. *epfi* amfrk. *eppi*.  
*aqueductus* Schweiz. *akt*, hess. *adux*, westfäl. *āke*.  
*aquarium* mndl. mndd. *aker* (Diez II c *eau*).  
*arbor* ahd. *albhāri* mhd. *alber*.  
*arca* got. *arka*, ahd. *archa*, ae. *carc* f. (*arc* m.), alban. *arke*.  
*asinus* lautgesetzlich got. *asilus*, ahd. *psil*.  
*assārius* got. *assārjus* (NT. ἀσάριος).  
*\*astricus* ahd. *estrich*.  
*atramentum* ahd. *attarminza* (afz. *errement*).  
*Augustus* got. (= vulgärlat.) *Agustus*, *augustus* (mensis) ahd. *agusto*.  
*auricalcum* ahd. *örchalch*.  
*avēna* ahd. *evina*, mndl. *evene* (andd. *evenin*).  
*baccinus* ahd. *bēcchi bykkin* neutr.  
*ballistra* ahd. *balstar*.  
*balsamum* got. *balsan*.  
*ballus* (*ballius* Probi App.): Grdf. *\*ballis* in ahd. *balz* (ae. *belt*).  
*bēta* ahd. *biega*, ae. *bēte*.  
*bicārium* ahd. *bühhāri*, andd. *bikeri* masc.  
*bōlētus* ahd. *buliz*, westfäl. *bülte*.  
*būcina* ahd. *bühhila*.  
*buccula* mhd. *buckel* (ahd. *bucula* Gl. II, 706).  
*bulga* westgerm. grdf. *\*bulggja* ahd. *bulke* ae. *bylge* (Diez I *bolgia*).  
*bulia* ae. *būla* (dazu ahd. *bülle*?).  
*butina* Pogatscher p. 5 ahd. *butin* ae. *byden*.  
*butem* (*būtem*?) ae. *būt* Angl. 9, 264.  
*būtūrum* ae. *būtre* Pogatscher 97.  
*buttis* ae. *bytt* (ital. *botte*, alban. *bute*).  
*buxum* *buxus* ae. *box*.  
*Caesar* got. *kaisar*, ahd. *cheisur*, andd. *kēsur* (ae. *cāsere*).  
*calcatatorium* Gl. II 701<sup>54</sup> *kelketron*.  
*caldarium* ae. *ēldre*.  
*(caliga)* ahd. *chljisa*?  
*calix* ahd. *chljih*.  
*calvus* ahd. *chalo*, ae. *cealo*.  
*(calx)* *calc-em* ahd. *chalch*, ae. *cealc*, andd. *calc*.  
*camera* ahd. *chamera*, andd. *kamera*.  
*caminum* ahd. *chemi(n)*, Schweiz. *xemi*.  
*camisia* ae. *cimes* (alban. *kemise*).  
*campus* ahd. *chamfs*, ae. *cūmp* (Diez I *campo*).  
*canālis* ahd. *chanali* ndl. (Kil.) westfäl. *kalle* (alban. *kenel* G. Meyer 812).  
*candela* ahd. *kentil(stab)* ae. *cōndel*.  
*canistrum* elsäss. *känsterle* DWb.  
*(capillus)* dazu got. *kapillōn* 'scheren'.  
*cappo* amfrk. *kappo*.  
*capsa* ahd. *chafsa* (*cheysa*).  
*carcerem* (*carcere* Probi Append.) andd. *kar-kāri* ahd. *charchāri* m., got. *karkara* stfm.  
*carēnum* ae. *čren čyren*.  
*(cardus)* ahd. *charla*.  
*carnarium* ahd. *charnāri*.  
*cāseus* Diez I *cascio* ahd. *chāsi*, ae. *čyse*.  
*(castanea)* Grdf. *castinia* ahd. *chfstinna*, ae. *čisten* (*beām*).  
*castellum* andd. *kastel* n, ae. *castel*.  
*castra* ae. *časter* fem. (altir. *caer*).  
*catapulta* ae. *bolit* ahd. *bolz*.  
*catēna* ndl. *ketene*.  
*catillus*? got. (Gen. Pl.) *katilē* usw. s. *catinus*.  
*catinus* ahd. *chggj(n)* neutr.  
 ? got. *\*katilus*, ahd. *chggjil*, ae. *čytel*.  
*caucus* ae. *ceac* (altir. *cuach*).  
*caulis caulem* ahd. *chōl* (*chōlo*).  
*campo* ahd. *choufo*; dazu germ. got. *kaupōn*, ahd. *chouffōn koufen* (vgl. oben *capillus*).  
*causa* ahd. *chōsa* ae. *ceās*. — *causari* ahd. *chōsōn*.  
*cavea* ndl. *koof*, nhd. DWb. *kaue* aus *\*kauja* (vulgärlat. *cavia* Probi App. 198).  
*cellarium* ahd. *chēllāri* 'kellāri', andd. *kelleri* (alban. *keklër*) Pogatscher p. 58.  
*čēpa* ae. *čipe* (alb. *kepe*) Pogatscher p. 85.  
*cerasus* fehlt; dafür *ceresia* in ae. *čyrse* ahd. *chirsa*; Grdf. *crēsia* in alemann. oberschwärzwäld. oberelsäss. *kriese xriesi*.  
*(ricer)* ahd. *chihlhurea*.  
*cippus* ahd. *chippa* andd. ae. *cipp* (ir. *cepp*).  
*circus* ahd. *chirch* in *umbi in chirch* Gl. I 84.  
*cista* ahd. *chista*, ae. *čest čist*.  
*clōstrum* ae. *clūstor* n. as. *kliustar*.  
*(coclear)* *coclearium* Probi App. (Diez I *cucchiajo*) ae. *cuclere*.  
*(colus)* grdf. *conuc(n)la* (Diez I *conocchia*) ahd. *chunchala* (südwestdeutsch *kunkel*).  
*conile*? ahd. *quēnala konala* ae. *cu nelle*.  
*(coquere)* ahd. *chohhōn*.  
*(coquina)* *cočina* ahd. *chuhhina* ae. *cyčene*.  
*(cocus)* *cocus* Probi App. ahd. *choh* andd. *coc* (ae. *cōc*).  
*corbis* ahd. *churb*, plur. *churbi*. — lat. *corbem* ahd. *chorp*.  
*coriantrum* ahd. *chullintar*.  
*cornus* ae. *corntrēov* ahd. *kornulhoum*.  
*corticem* mndl. *kork*.  
*colomea* ahd. *cozzan cottana quodana* ? lat. *cydomia* ahd. *chulina*; vgl. ae. *cod- god-æppel*.  
*crispus* (*crispus*) ahd. *chrisp*, ae. *crisp* *cyrsp*.  
*crucea* ahd. *chrucchea* ae. *crýce*.  
*cubitus* got. *kubitus*.

*cūcūma* ahd. *chūhmo chūhma* aus \**chūh(h)ūma*.  
*(cucurbīta)* \**cūrbīta* ahd. *churbiz* m. n., ae. *cyrfel* masc.  
*culcita culcitra* DWb. *kolte kolter*. \**cussinum* ahd. *chussi(n)*.  
*culina* ae. *cylm*.  
*culleus* ae. *cylle* masc. an. *kyller*.  
*culler* ae. *culler* mndl. *kouler* siebenbürg. *külir* (kymr. *cwllir* Pogatscher p. 99) cf. DWb. s. *Kolter*.  
*cuminum* ahd. *chunūn*, ae. *cymen* (ahd. *chunūl*).  
*cuppa* ahd. *choff chupf*, ae. *copp cuppe*.  
*cuprum* ahd. *chupfar* mhd. *kupfer kopfer koffer*; lothring. mfränk. siebenbürg. *koffer*, ndl. *koper*, ae. *copor*.  
*curtus* ahd. *churz*, ndd. Ps. *kurt*, ndl. *kort*. (\**excurtus*) \**scurtus* ahd. *scort* (alb. *skurtz* Gustav Meyer 811).  
*dāma* ahd. *tām* n. (*tāmo* m.) Groeber II, 100.  
*decānus* ahd. *tēhhān*.  
*decima* as. *dēgmo*.  
*decumāre* ahd. *tēhhamōn tēhmōn*.  
*decūria* DWb. s. *decher* (westf. *diske*).  
*dēnārius* ae. *dīnor dīnere*.  
*discus* ahd. *tisc*, ae. *disē* m. 'schüssel'.  
*draco* ahd. *trahho*, ae. *draca* Pogatscher p. 43. Prob. Append. *dracco* ahd. *traccho*.  
*ēlectrum* ae. *elohtr* Pogatscher p. 89.  
*elephant-em* (Mittelform *elpānt-* vgl. *amphora*) ae. *ylpend* (ahd. *helfant-bein*).  
*(emplastrum)* \**plāstrum* ahd. *pflāstar*, mhd. *pflāster* (Zacher Martins Gudr. 530); westf. *pflāster* zeigt ā (*pflāstar* AdGl. I 618<sup>35</sup>).  
*encaustum* mfrk. ndl. *inkes*.  
*extruncare* vgl. ahd. *strunzere*, baier. *strunzen*.  
\**excurtus* s. *curtus*.  
*excocla* ahd. *scotlo*.  
*exilium* ahd. *ihsilī* fem.  
*expendere* ahd. *spenlōn*, ae. *ā-spendan*.  
\**extusare* (Bugge Rom. 4, 355) ae. *stofian*.  
*facula* ae. *fæcclē*; aber andd. *fakla* ahd. *facchala* (Grdf. *faccla*) aus vulgärlat. *facia* Probi App. 198.  
*falco* ahd. *falcho* (alban. *faikua*).  
*fascia (fāscia?)* got. *fāski* n. = ahd. *fāsci* n. (schweiz. *fāš*).  
\**falsicare* ahd. *falscōn* 'fälschen'.  
*fāvōnius* ahd. *fōn(n)o fōn(u)a*, schweiz. *fōhn*.  
*fenestra* ahd. *fēnstar* n. (fem. im Lothring. Mfrk.).  
*fibula* ae. *fif-le*.  
*ficus* ae. *fic*.  
*flagellum* ahd. *flēgīl* me. *feil* (ae. *flizel*).  
*(flebotomum)* \**flēma* ae. *flēyme*, ahd. *fliedma*, nhd. *flēde fließme flete*; Diez I *fīama*.  
*flūmen* me. *flūm*, mhd. *vlūm*.  
*focātia* (Diez I *focaccia*) ahd. *fohhanza*.  
*foeniculum* ahd. *fēnahhal finahhal* Franz p. 36.  
*fornācem* ahd. *furnāche*.  
*fructus* ahd. *frucht*.  
*fullo* ae. *fullere*, mndl. *volre*.  
*furca* andd. *furka* ae. *force*.  
*gabata* ahd. *gēbiza (gēbīta)* Franz p. 9.  
*galleta* ahd. *gellīva*.  
*gemma* ahd. *gimma* fem., ae. *gimmi* masc.  
*Graeci* got. *Krēkōs*, ahd. *Chriahhā*, ae. *Crēcas*.

*hastula* ae. *aestel* (altir. *astal*).  
*(h)ircus* ahd. *irah* siebenbürg. *irich*.  
*(impulare)* \**impudāre* mhd. *impfōn*. \**impuare*, ae. *impian* ahd. *impfōn* cf. *putare* (Franz p. 17).  
*insula* (gemeinroman. *isula*) ahd. *isila*.  
\**introseccāre* got. *intrusgjan*.  
*labellum?* ahd. *labal*, ae. *leafel* m.  
*lacus* ae. *lacu* fem.  
*lagēna* ahd. *lāgella*, mhd. *lāgel*.  
*lāmīna* westf. *lāmmal*, mhd. *lāmel lāmel*.  
*larix laricem* mhd. *lērich*.  
*laurus* ahd. *lōr-boum* mhd. *lēri*.  
*lens* ahd. *linsi?*  
*lilia*; as. *lilli* aus \**lilja*.  
*lōrea* ahd. *lūrva*.  
*lūcerna* got. *lūkarn* neutr. a-Stamm (altir. *lucharn*, alban. *lukērg*).  
*lupina* ahd. *luffina* Gl. II, 338. 699 (auch *lūvina*).  
*malva* ae. *meatve*.  
*mancus* mndl. *manc*; ae. *mancian* mndl. *manken*.  
*manganum* (cfr. *sabanum*) Diez I *mangano* mhd. *mange*.  
*(mango)* ae. *mangian*, as. *mangōn*.  
ahd. *mangāri*, ae. *mangere*.  
*mānica* ahd. *mēnikha* (alban. *mēnge*).  
*manu-cussa* ahd. *manchus* ae. *mancus*.  
*martius (mensis)* westf. *merle* ahd. *marzo mērzo*.  
*maurus* ahd. *mōr*.  
\**mātrina* ndl. *meter* (Diez II c *marraine*).  
*matla* ae. *matte meatta*, nhd. mhd. *matze*.  
*mēnsa* got. *mēsa-* ahd. *mīas* mn. ae. *mīse* f.  
*menha* ahd. *minza* (auffällig *munza* mit *ū*), ae. *mintē* (alban. *mēndergē*).  
*meretrix* ae. *millestre* für \**mīrtrige* (ir. *mer-trech*).  
*mērita* mndl. *merle*, westf. *merdel*.  
*(mica)* *micca* ndl. ndd. *mikke*.  
*mīlia (passuum)* ahd. *mīlla*, ae. *mīl*.  
*(miliārium)?* mhd. *mīler*.  
*mīlites* ahd. *mīlizzā*, ae. *mīlīte*; *militare* got. *mīlītōn* lies \**mēlītōn*.  
*mīlīum* ahd. *mīlli* (ae. *mīl?*).  
*miscere* ahd. *miscen*, ae. *mixian* Heyne DWb. *miscu'are* (Diez I s. *misciare*) ahd. *miscelōn*, schweiz. schwab. *mīst*; vgl. Gröber 4, 117.  
*misellus* ahd. *misal(suht)* Gröber 4, 118.  
*modius* ahd. *mutti* andd. *muddi* ae. *mydd* n. (*nola*) *molina* ahd. *mulīna*, ae. *myln*, alban. *muliri*.  
*monēta* ahd. *muniz* m. *munizza* f., andd. *munita* f., ae. *mynet* n.  
*(mons)* *mōnt-em* ae. *mūnt*.  
*moratium* mhd. *mōraz*.  
*mortārium* ae. *mōrtēre* (Diez I *mortaio*).  
*mōrum* ahd. *mūrhoum* amfrk. *mūlberi*.  
*mūlus* ahd. ae. *mūl*.  
*mūrus* ahd. *mūra* (ital. *mūra*) Franz 52.  
*mūstium* ahd. ae. *most* ae. *must* (alban. *mušt*).  
*mūtare* ahd. *mūzzōn* ae. *mūtian* (Diez II c *muer*).  
*nōpus* ae. *nēp* m. (an. *nēpa*) Gröber 4, 128.  
*nāvis nāvem* schweiz. (mhd. nhd.) *nauē*.  
*(ōlla)* \**ōla* ahd. andd. *ūla*; vgl. *Roma*.  
*ōrārium* got. *aūrāli* n. ae. *ōrel* mn.



*orca* andd. *ork*, ae. *orc* m. (elsäss. *örcklin*).  
*pāctum* ahd. *pfāhta*. \**pactāre* mhd. *pfahen*.  
*Podus* ahd. mhd. *Pfāt*.  
*palātium* ahd. *pfalanze* *pfalanza* ae. *palent*.  
*palliolum* ahd. mhd. *pfellöl*, mhd. *pfell* m.  
*pallium* mhd. *pfelle* (ahd. *pfelli*).  
*pālus* ahd. *pfāl* (Pl. *phāli* Gl. II 726) ae. *pāl* m.  
*pānārium* andd. *pāneri*, ahd. *pfānāri*.  
*panicum* mhd. *pfenich* andd. *penik*.  
*pāpāver* ae. *popæz* *papæz* für \**papāger*?  
*\*patrinus* mhd. *pfiter* (Diez II c. *parrain*).  
*pāvo* ahd. *pfāwo* ae. *pāwa* (contrahiert *peā*).  
*pēcten* ae. *pihten* (vulgärlat. *pectinis* Probi App.).  
*pellicia* ae. *pilēte* *pylē*.  
*penna* ahd. *silar-phin* m. ae. mhd. *pinn*.  
*pensum* ae. *pislic* Pogatscher.  
*pensile* ahd. *pfisal* ae. *pisle* (Diez II c. *poile*).  
*pepo* ahd. *pēthemo* *pfēdamo* mhd. *pfēben* *pfēdem* (Grdf. *petmo* für *pepmo*).  
*persicum* Diez I *persica* ahd. *pfersih* ae. *persoc* m. Franz 61 (*persica* Probi App.).  
*petrāria* ahd. *pfētarāri*, mhd. *pfēterāre*.  
*pila* ae. *pil(stoc)*. \**stampe*.  
*pilārium* ahd. *pfilāri*.  
*pilum* ahd. mhd. *pfil* m., ae. *pil* m.  
*piper* n. ahd. *pfēfur*, ae. *pipor* masc.  
*pirum* ae. *peru* (*pirie*).  
*pistor* *pistrina* ahd. *pfistur* *pfistrina* (statt *pistor* gemeinrom. *pistrinarius*).  
*pisum* ae. *pisu* schwf. Gröber 4. 438.  
*(pitula)* 1) \**pippila* me. mnd. (Kil.) *pippe*.  
 2) \**pipila* schweiz. *pfifli*(s).  
 3) \**pippila* henneb. *zifli*.  
*pix* *picem* ae. andd. *pic* neutr.  
*plātēa* Gr. 443 got. *plapja* für \**platja*? Holtzmann adGr. 31.  
*planta* *plantare* ahd. *pfanza* *pfanzōn* ae. *plante* *plantēan*.  
*plūma* ae. *plūmfēdere*, ahd. *plūmfēdera*.  
*plūmārius* ahd. *pfūmāri*.  
*ponderare* vgl. ae. *pundern* mndd. *punder*.  
*pondo* got. *pund*, ahd. *pfunt*, ae. *pund*.  
*ponto* ae. *punt*.  
*porrum* ahd. *pforro*, ae. *porr*.  
*porta* andd. *porta*, westfäl. *pārte*, mhd. (ndrh.) *porze* ae. *port*.  
*pōrticus* ahd. *pforzih* m., ae. *portū* mn.  
*pōrtus* ae. *port* mn.  
*pōstis* *pōstem* ae. *post* m., ahd. *pfost* m.  
*(praebenda)* *prōveruda* (mit *proventus* gemischt), ahd. *pfuonta*.  
*pressa* ahd. Notk. *frēssa* mnd. *perse* ae. *perse*.  
*(propago)* \**propāo* ahd. *pfroffo* *preffa* *propfa*.  
*(propagāre)* \**proppāre* mhd. *pfropsen* aus \**pfropfōn* (Diez I *propaggine*).  
*(prunum)* \**prūma* schweiz. *frūme*, tirol. *pfraim*. luxemb. *pfraum*, mndd. westfäl. *prūme*, ndl. *pruim*, mhd. *pfūme*.  
*plūma* ae. *plūme* (*plūn* LfdA 33. 251).  
*\*plūmea* ae. *plyme*.  
*pulsāre* mhd. *pfulsen*.  
*pulvinar* *pulvinus* ahd. *pfulicwā(n)* ae. *pyle*.  
*pungere* ae. *pynēgan*.  
*pūlare* mnd. mndd. *poten* mfrk. *possen* siebenbürg. *pōss(t)z(n)*.

*pūteus* ahd. *pfuzzi*, westfäl. *pütt*, ae. *pytt*.  
*(pyxis)* \**buxis* ahd. *buxsa*; Grdf. \**buxem* ae. *box*?  
*quartarium* an. *civeartern* Pogatscher.  
*rādix* *rādicem*: ahd. mhd. *rētih* aus *rādic*;  
 ahd. *rātih*, mhd. *rätlich* aus \**rādic*, (alban. *rike*) Pogatscher p. 40.  
*Ravenna* ahd. *Kabana*.  
*recuperāre* ahd. *irkoharōn*, ae. *ācofrian*.  
*rēmus* mnd. mhd. (rhein.) *rieme*, alban. *rem*.  
*Rōma* as. got. ahd. *Rūma* vgl. ahd. *rūmisc*.  
*Rōmāni* got. *Rumōneis*, ahd. *Rūmliuti* *Rūmāre* (= ae. *Rōmware*) Franz p. 49.  
*rosa* ae. *rōse* (jünger ahd. *rōsa*) Pog. 93.  
*sabanum* got. *saban*, ahd. *saban* (*sabo*).  
*sacculus* *sacellum* ahd. *sāhhil*.  
*saccus* got. *sakkus* ahd. *sac* ae. *sacc* (ir. *sacc*).  
*sacerdos* vulgärlat. *sacerdus* ae. *sācerd*.  
*sāgēna* ahd. andd. *segina* frs. *seine* ae. *signe*.  
*(sagma)* Grdf. *sauma* ahd. *soum* ae. *scām* (Diez I *salma*).  
*salmuria* ae. *sælnyrie* Gröber 4. 120.  
*saltare* ahd. *salzōn*, ae. *sealtian*.  
*sāpa* ahd. *saf*, ae. *sæp* neutr.  
*Sāturni dies* (dem Roman. fremd, altir. *dia sathairm*, alban. *šetung*), ae. *sēternesdag*, ndl. *zaterdag* fries. *saterdei* westfäl. *sāter-dāy* (md. oberd. fehlend).  
*scamellum* ahd. *scamol*, andd. *fōtscamel* ae. *scēamol*.  
*(scandula)* *scindula* ahd. *scintala*.  
*scirpus* ahd. *sciluf*.  
*scribere* ahd. *scriban* andd. *skriban*.  
*scrinium* ahd. *scrim* ae. *scrin*.  
*scurtus* s. *curtus* (Diez I *scorciare*).  
*scutella* ahd. *scuzgila* (*scuzgil* m.?) andd. *scutala*.  
*sēcula* ahd. *sikhila* f. ae. *sicol* m.  
*sēcūrus* ahd. *sikhūr(i)*, ae. *sicor*, as. *sikur*.  
*sēricum* ae. *syrice* *seoluc* *seole*. — ahd. *serih* aus \**sarica* (frz. *sarge*) Franz p. 29.  
*sextārius* (Diez I *sestiere*) ahd. *sichtāri* ae. *sester*.  
*(signum)* \**signum* ae. *sēgn* 'Feldzeichen'.  
*siliqua* ahd. *siliha*.  
*simila*? ahd. *simila* *sēmala* (Diez I *sēmola*).  
*simiuncula* mnd. *simminkel*.  
*sināpi(s)* nf. ahd. *sēnap*, ae. *senep*, got. *sināp* (Pogatscher p. 81).  
*soccus* ahd. ae. *soc*.  
*sōlārium* ahd. *sōlāri* andd. *soleri* ae. *solēre*.  
*sōlea* got. *sulja*; ahd. *sola* ae. *solu* aus \**sola* (frz. *sole*).  
*sorbus* \**sorbea* ae. *syrfe*.  
*spatha* ae. *spadu* andd. *spado*.  
*spelta* ahd. *spēlsa* (*spēlla* Franz 38) ae. *spēlt* mn.  
*spicārium* ahd. *spihhāri*.  
*spinula*? ahd. *spīnula* *spīnala*.  
*spongia* ahd. *spunga*, ae. *spynēge* (ital. *spugna*, alban. *spuag*).  
*sporta* ae. *spyrte* aus \**sporlea*?  
*(stipula)* westgerm. Grdf. *stuppla*, ahd. oberd. *stupfala* mndd. mnd. *stoppel* (spätlat. *stupla*).  
*strāgulum* ae. *strāgl*.  
*strāta via* ahd. *strāzza*, ae. *strēt* fem.  
*strigilis* ahd. *strigil*.  
*struppus* ae. *stropp*.

*struthio* ae. *strýla* (\**strúis* = ahd. *strúz*).  
*stuppare* ahd. *stopfēn*, andd. *bestuppōn*.  
*subtilāres* (*calcei*) ahd. *sustellāri*, ae. *sustellere*.  
*sutor* ae. *sūlere*.  
*tābula* ahd. *zabal* n. andd. *tafla* f. (ae. *taefel*).  
*tīgula* ahd. *ziagal* m., ae. *tigle* fem., alban. *tiēgulē*. — \**tegilla* ae. *tigēle* Pog. p. 20.  
*telonium* *toloneum* Probi App. andd. *tolna* ae. *tolne* andd. *tol* ahd. *zol*?  
*tessera*? ae. *teosol* m. 'Würfel'.  
*thēca* (Diez II c *taie*) ahd. *ziahha* ne. *tick* (altir. *tiach*).  
*thēsaurus* Grdf. *trēsōro* ahd. *triso triso*.  
*tolonarius* ahd. *solandri* ae. *tolnere*.  
*tornare* ae. *tyrnan*.  
*trajecōrium* ahd. *trahlāri*, ae. *tracter*.  
*tremissis* m. ae. *trims* m. ahd. *trimissa*.  
*tributum* ahd. *tribuz*, ae. *trifot* (genus unbest.).  
*tripodem* mndl. *treft* Kil. *treft* 'ollae sustentarulum'.  
*rūcta* ae. *trūht* (ital. *trēta*, alban. *troftē*).

*tunica* ae. *tūnce* = altir. *tonach*.  
*(turris) turrem* ae. *torr* (jünger ahd. *turri*).  
*uncia* got. *unkja* (Aret. Urk.), ae. *ynce*.  
*ūnio* ae. *ynne*.  
*urceolus* elsäss. *erke* (Dasypod. *örckelin*).  
*urceus* got. \**aurkjus* (gen. plur. *aurkjē*)?  
*vāllus* *vāllus* hd. ndd. *wall*, ae. *weall* m.  
*vannus* f. ahd. *wanna* (jünger ae. *fonn*).  
*(vasculum)* \**flasca* (Diez I *fiasco*) ahd. *flasca* ae. *flaxe*.  
*Verona* mhd. *Bērn* aus \**Bērene* \**Bērana*.  
*vicia* ahd. *wiccha*.  
*vicus* ae. *wiē* f. andd. *wik*, ahd. (Otrf.) *wich* m. (*villa*) \**vīla* ahd. *wīl* in Ortsnamen.  
*(villare)* \**vīllare* ahd. *wīllāri* in Ortsnamen.  
*vindemiae* ahd. (\**vintimne*) *windema* Gl. II 701  
*vindemiare* ahd. *windemōn* (grdf. \**vintimmedōn*) schweiz. *wimme*.  
*vinum* got. *wein*, an. *vin*, ae. *win* neut.  
*vinus* vulgärlat. = ahd. *wīn* masc.  
*vinitōr-em* ahd. *wīnzūri-l* aus \**vīn(i)tōri*.  
*vivarium* ahd. *wīwāri* andd. *wīwēri*.

Dieses Verzeichnis, bei dessen Ausarbeitung ich von meinen Kollegen G. Goetz und W. Meyer lebhafte Förderung erfahren habe, deutet vielfach den Hintergrund an, durch den die germ. Entlehnung irgend illustriert werden kann. Deutet es einerseits die aussergerm. Verbreitung von lat.-roman. Worten an, um die Reichssprache in Provinzen nicht-lateinischer Zunge damit zu charakterisieren — so wird andererseits das Verhältnis speziell zum Vulgärlat. bündig hervorgehoben; dazu bietet vor allem der unter dem Namen des 'Appendix zum Probus' bekannte grammatische Traktat (Gramm. Lat. ed. Keil IV, p. 197, 198), auf den mich Prof. G. Goetz hinweist, merkwürdige instruktive Parallelen; daneben dienen Hinweise auf Diez' EtWb. sowie auf die gediegene Behandlung einzelner lat. Worte in Groebers bekannten Artikeln in *Wölfflins Archiv* zur weiteren Orientierung. Unser Glossar enthält einige streitige Fälle; ich will hier diskutabel Dinge nicht als erledigt betrachten; diskutabel mit Rücksicht auf Chronologie sind die wohl spät entlehnten ahd. *fēnstar*, *spēntōn*; diskutabel bezüglich der etymologischen Herkunft vielleicht *kahl*, *Kampf*, *mischen*. Ausgeschlossen sind aus der vorliegenden Liste die § 2 behandelten *carrus* *carruca* *paraveredus*, von denen es unentschieden ist, ob das Germ. sie direkt dem Kelt. oder aber dem Lat.-Roman. verdankt; bei *paraveredus* ist allerdings lat.-roman. Vermittlung am wahrscheinlichsten.

Was unser Glossar umfassen will, ist das Lehnmaterial, das vor der Zeit der hd. Lautverschiebung, die wir mit Wackernagel kl. Schr. III, 260 für das 7. Jahrhundert ansetzen, auf den verschiedenen germ. Gebieten sich eingestellt hat; ausser Betracht liegen im wesentlichen die kirchlichen Lehnworte einer jüngeren Periode. Kriterien für das Alter der Entlehnung waren ausserdem die reingutturale Aussprache des lat. *c* vor *e* und *i* sowie die Konformität der Quantität der Tonvokale bei Worten, die im Lat. und im Germ. den gleichen Accent tragen. Damit ist freilich ein Zeitraum von mehreren Jahrhunderten umschrieben, aber hierbei wird man sich beruhigen müssen, weil — vom Got. abgesehen — germ. Sprachdenkmäler für diesen ganzen Zeitraum fehlen, uns also auch die Möglichkeit genommen ist genauere chronologische Bestimmungen zu machen. Bei einzelnen im Lat. selbst erst spät auftretenden Worten wie *molina* *tremissis* *cuprum* wäre durch die lat. Literatur ein chronologischer Anhalt gegeben, wenn wir nicht annehmen müssten, dass diese Worte lange vor ihrem literarischen Erscheinen schon in der Vulgärsprache vorhanden gewesen wären. Und gerade die Vulgärsprache haben wir als Quelle

der germ. Entlehnungen anzuerkennen: das wird bewiesen durch die Übernahme der vulgärlat. *molina conucula stipula facula cuprum* gegen die hochlat. *mola colus stipula fax aes cyprum* und die folgende grammatische Untersuchung bestätigt durch wesentliche Punkte den vulgärlat. Charakter der altgerm. Entlehnungen.

Was die geographische Herkunft der lat. Lehnwörter betrifft, so fehlt bisher jede Sicherheit für Mutmassungen. Das wichtigste, vielleicht das einzige Kriterium ist die Verbreitung der Worte im Roman.; vgl. über *Kriese-Kirsche Käse* u. a. mein Etwb; über *trichter* und *pistor pistrinarius* Mussafia *Nordital. Ma.* 189. 190, über *stipula stipula* ebenda 157. Dass dies Kriterium nicht ausreicht, zeigt das urspr. im Nordwesten eingebürgerte *saturni dies*, das im Roman. bisher überhaupt nicht nachgewiesen ist.

Durch die Arbeiten von Franz und Pogatscher steht fest, dass die lat. Vokalquantität im Germ. bleibt, wenn der Accent in beiden Sprachen derselbe ist; so in *asinus camera draco lacus tabula modius puteus cicer piper vicia pilum vinum dama palus remus pluma prunum murus mulus struthio morum lorca Roma*; in Bezug auf solche Tonvokale stimmt das Germ. mit den lat. Ansätzen — auch vor Doppelkonsonanten u. s. w. — völlig überein; nur in einem Punkt scheint durch das Germ. eine lat. Quantität erweisbar, für welche ein lat.-roman. Beweis unmöglich: ahd. *fâsci*, dessen Länge<sup>1</sup> völlig gesichert ist, weist auf lat. *fâscia* (got. *fîski*, kaum \**faskja*); andd. *plâstar*, dessen Länge durch das moderne Westfäl. gesichert ist, weist auf *emplâstrum* (andd. *Pâska*, dessen Länge gleichfalls aus dem Westfäl. folgt, und an. *Pâskar* beruhen ebenso auf *Pâska* got. *Pîska*). Lange Vortonvokale des Lat. werden gekürzt in lat. *radicem securus bôletum ôrarium pânarium sôlarium* nach Franz, in lat. *dênarius* nach Pogatscher; got. *airâli* aus lat. *ôrarium* (nicht aus lat. *ôrâte*) beweist das hohe Alter der Kürzung; auffällige Ausnahmen sind westfäl. *zâtêrsdâx* (ae. *sêternesdæg*) aus *Sâtûrni dies* sowie ahd. *lâgella* aus lat. *lâgêna*; aber ae. *rædic* aus *radica* Pogatscher. Vortonige *i* und *u* bleiben nach Franz und Pogatscher in den entlehnten *spicarium vivarium pilarium*. Synkope vortoniger *ê* zeigen *ceresia* (alem. *zriesi*), \**excurtus* (ahd. *scurz*), *meretricem* (ae. *miltestre*), *elephantem* (ae. *ylpend*). Die Anlautsverkürzung bei der Entlehnung von lat. *augustus* ist vulgärlat., auffälliger ist die Anlautsbehandlung in lat. *catapulta emplastrum episcopus*. Die Synkope von nachtonigen kurzen Vokalen in *stup(u)la fac(u)la* entstammt dem Vulgärlat.; daneben fallen got. *asilus* = lat. *asinus*, got. *Kaisar* aus *Caesarem* ohne Synkope des Mittelvokals auf. Auf alter Synkope beruht vielleicht der Eintritt dunkler Mittelvokale für lat. *i* (*e*) in ahd. *sēmala pfasal* ae. *tunuce persoc seoloc eosol* (ae. *munuc* = ahd. *munich*). — Sehr sonderbar ist ahd. *spēnala* als Lehnwort aus *spīnula* (\**spīnula* wird verlangt), wenn nicht vielmehr Urverwandtschaft (mit Ablaut *i:ei*) vorliegt. — Noch muss der lat. langen Tonvokale gedacht werden, welche durch die germ. Verschiebung des Accents unbetont geworden sind. Sie haben wie got. *akeit* lat. *acētum* und ahd. *sihhūr* lat. *secūrus* lehren, ihre lat. Quantität bewahrt; vgl. ahd. *chuhhina eggich pfulwēi chezzî bæcchî chumî mulî chemî*. Daher wird auch got. *sināp aurāli* und weiterhin unbezeugte \**muineit* 'moneta', \**tribūt* 'tributum', \**katein* 'catena', \**būleitus* 'bōletus' usw. anzusetzen sein; die westgerm. Sprachen geben nicht immer klaren Einblick in die Quantitätsverhältnisse der Mittelsilben.

Für den Konsonantismus beachte man ahd. *chōh chōhhōn chuhhina* aus vulgärlat. *cocus cocere cocina* (hochlat. *qu*), ndl. *aker* aus *acarium* für *aquarium*. Verkürzung von Geminaten erscheint in ahd. *ûla wîla*. Vor dem lat. Accent

<sup>1</sup> Möller KZs. 24, 510 nimmt sekundäre Dehnung an.

ist sie Regel, wie ahd. *sehhil wîlâri* \**kêlâri* und ae. *pilete* erweisen; daher ae. *teosol* mit Pogatscher aus *tessella?* über *kêllari* ist auf Pogatscher zu verweisen; beachte aber auch ahd. *gellita*, *pfipfz*. In der Tonsilbe hält sich nach kurzem Vokal (*saccus soccus gemma bultis culleus* u. s. w.) auch im Germ. die lat. Geminata. — Unsere Tabelle enthält mehrfache Beweise dafür, dass die westgerm. Konsonantendehnung erst nach der Übernahme der lat. Lehnmaterialien wirkte; vgl. die Lautbehandlung von ae. *pytt* ahd. *ecchil wiccha* *epfi*, sowie *stufala chupfar facchala* (vgl. auch *mîlia bulgea*). — Die gutturale Aussprache des *c* vor *e i* erweisen got. *aurkjus unkja* ahd. *becchî wiccha chista* u. s. w.; für *ty* erweisen ae. *pytt belt strÿta* ndd. *merte* 'März' die reine *t*-Aussprache ohne Assibilierung. — In lat. Tonsilben verklingen Nasale in *mensa pensum pensile insula*; dabei fällt die (westgerm.?) Nasalierung von lat. *focâtia palâtium* (*piscatio* ahd. *fiscenza*) auf. Unerklärt ist der Eintritt von *l* für *r* in lat. *prunum scirpus môrum* (*tessera?*); vielleicht ist, wie schweiz. *chîlihha* für *chirihha*, *bîlche* für *Birke* zeigt, der Lautwandel lokal deutsch und nachher durch Entlehnungen verschleppt; in got. *airâlî* liegt Dissimilierung aus lat. *ôrârium* vor (vgl. ahd. *piligrîm* aus *peregrînus*).

Von der höchsten Bedeutung für die altgerm. Lautgeschichte ist das Verhalten der lat. Flexion hinsichtlich der germ. Auslautgesetze, es ergibt sich dass überall feste Beziehungen anzuerkennen sind für Divergenzen, die auf den ersten Blick unerklärlich sind.

Die lat. *o*-Stämme masc. gen. werden im Got. charakterisiert durch *aggilus apastaulus diabaulus alpiskauþus*; wertvollere Beweise als diese christlichen Lehnworte liefern got. *asilus sakkus assarjus*; aus dem Ahd. kommen die Übertritte in die *i*-Deklination in Betracht: plur. *tisci secchi mûli pfâli* dürfen aus *u*-Flexion gedeutet werden; das betonte *û* von ahd. *churz scurz* dürfte auch auf *û* der Ableitung beruhen; ahd. *sîhhûri* neben *sîhhûr* beruht auch auf alter *u*-Flexion (got. \**stikûrus*). Man beachte auch got. Eigennamen wie *Krispus Agustus* u. s. w.; aber got. *Krêkôs* dürfte von dem lat. plur. *Graeci Graecos* ausgehen. Dass die westgerm. Sprachen die *u*-Formen nicht mehr im vollen Umfang zeigen, hängt mit ihren jüngeren Auslautgesetzen und ihrem Flexionssystem eng zusammen.

Eine völlig abweichende Behandlung erfahren die neutralen *o*-Stämme des Lat. bei germ. Entlehnung: got. *wein akeit saban balsan aurâlî* zeigen keine Spur von *u*-Flexion (got. *falhu leipu*); ahd. *sëgan* ae. *sëgen* beruht auf \**sgno*, nicht \**signû*. Diese divergierende Behandlung von Masc. und Neutr. lässt sich nicht aus den identischen obliquen Kasus, sondern nur aus der Verschiedenheit des Nom. Sing. erklären; und zwar sind den germ. *wîn akît saban ôrâlî* vulgärlat. Formen *vîno acêto sabano orârio* zu Grunde zu legen; vgl. got. germ. *pund* aus lat. *pondo* und vielleicht mit Pogatscher p. 104 ae. *punt* aus lat. *ponto*.

Diese Konformität der Lehnworte mit den Auslautgesetzen wird noch bestätigt durch die Behandlung der lat. Feminina auf *â*; sie zeigen alte Synkope des *â*, womit zugleich Übertritt unter die Neutra verbunden ist: instructiv sind got. *mês lukarn* aus *mensa lucerna*; dazu got. \**fâski*, für das ohne Gewähr ein schw. \**faskja* angesetzt wird, gleich ahd. *fâski* aus lat. *fâscia*. Im Westgerm. treffen wir an Stelle von lat. Fem. auf *a* Neutra wie ahd. *zabal tām fenstar saf* oder wie ae. *mynet* aus lat. *tabula dama fenestra sapa monêta*; an Stelle von Neutren sind Masc. geworden ahd. *ziagal muniz* ae. *zimm ombor oncor*. Es ist nun nicht ausgeschlossen, dass neben den Nominativformen mehrfach auch der ganze Flexionstypus des Lat. bei der Übernahme mitgewirkt hat zur Erhaltung des lat. Femininums wie bei *arca cista molina coquina camera catena solea stipula strata* (dazu auch *castra milia*); ae.

*mynet* n. lat. *moneta*, aber ahd. *munizza* fem. lat. *monetum*? ebenso ae. *zimm* m. neben ahd. *gimma* f. Eine solche Doppelheit von Grundformen sehen wir vielfach bei der Übernahme von lat. *i*-Stämmen und Konsonantenstämmen. Für Fälle wie got. *Kaisar* ae. *munt cealc pic* ahd. *chelih* \**lērih rēti* kann nicht von den lat. Nominativen *Caesar mons calx pix calix larix radix* ausgegangen werden; das Fehlen des Umlauts im Ae. beweist dass vulgärlat. *Caesare mōnte calce* zu Grunde liegt; auf *ē* in der Endung weisen auch ae. *torr* (aus *turrem*, nicht *turris*), ae. ahd. *post* aus *postem* (nicht *postis*); dagegen weist ahd. *churb* auf *corbis* neben *chorb* aus *corbem*; vgl. ae. *bytt büt* aus *buttis buttem*. Die lat. *n*-Stämme verraten Einwirkungen von der Nominativform, die durch das *ā* von ahd. *pfāwo* Franz p. 62 und durch das *cc* in ahd. *traccho* bemerkbar wird; auch ahd. *choufo* lat. *caupo*; im übrigen bleibt auch im Germ. die *n*-Flexion bewahrt (mit Ausnahme von ae. *punt* aus lat. *ponto*?). Auffällig ist ahd. *linsi* aus lat. *lens*.

Dass auch bei den masc. *o*-Stämmen des Lat. (got. *asilus sakkus*) nicht bloss von der Nominativform auszugehen ist, bleibt möglich; es findet sich kein unzweideutiger Beleg für echten germ. *o*-Stamm; zu den Gen. Plur. got. *aurkjī katilē* kann vielleicht \**aurkjus* \**katilus* (cf. *aggilē* zu *aggilus*) vorausgesetzt werden. Unser *Kupfer* (DWB s. v.), das im Nhd. als Masc. mundartlich erscheint, dürfte vielleicht auf lat. \**cuprus* masc., dagegen die verbreitete Form mit *o* als Tonvokal auf das Neutrum *cupro* hinweisen.

§ 5. Ältester germ. Lautcharakter. Der Eindruck, den die Sprache der Germanen auf die Römer machte, wird gelegentlich von antiken Schriftstellern erwähnt. Nirgends ahnt man, dass unverwandtschaftliche Beziehung die Germanen mit den Italern und den Griechen verbindet. Sie selbst wie ihre Sprache gelten in dem gleichen Grade als barbarisch wie etwa später die Hunnen oder wie die Stämme Afrikas. W. Wackernagel hat GdDL<sup>2</sup> 4 Urteile römischer Schriftsteller über den germ. Lautcharakter zusammengestellt. *Montium altissimi Tauunus et Retico, nisi quorum nomina vix est eloqui ore romano* Mela III, 3. — *Quid memorem Bructeros? quid Chamavos? quid Cheruscos Vangiones Alamanos Tubantes? bellicum strepunt nomina et immanitas barbariae in ipsis vocabulis adhibet horrorem* Nazarii Panegyri. Constant. 18; und Julianus Apostata vergleicht den Gesang von Volksliedern bei den rechtsrheinischen Germanen τοῖς κρωγμοῖς τῶν τραχὺ βοῶντων ὀρνίθων im Eingange seines Misopogon.

Wenn wir nun die Frage erheben, wodurch der germ. Lautcharakter den Römern so schwer und zugleich so unangenehm erschien, so dürfte folgende Erwägung hier am Platze sein. Einzelne germ. Laute der Urzeit waren den Römern aus dem Griechischen geläufig: griech. *χ* und *θ* deckten sich wohl im wesentlichen mit den germ. *χ* und *þ*; eher wohl nahmen die Römer an den tönenden Spiranten *γ* *δ* *b* des Germanischen Anstoss. Das Punctum saliens dürften jedoch Konsonantenverbindungen wie *χτ ft pt χς fs χν fn vl sl gw hw tw dw þw ur* gewesen sein: germ. *χaptlōs* (PBB 9, 151), *a(n)χtumēroz* (ZfdA 9, 246) oder auch Doppelspiranten wie in agerm. *χauxōs* (ZfdA 3, 189) waren klassischen Organen unbequem, unaussprechbar, solche Worte wurden von den Römern nostrifiziert (*Chatti* oder *Catti*, *Actumerus*, *Chauci*), wie überall bei fremdsprachlichen Berührungen 'Lautsubstitutionen' auftreten. Verba wie *þaxai* 'schweigen', *þwaɣa* 'waschen', *fañya* 'fangen', Nomina wie got. *þeihwō* (vorgot. \**þinxwōn*), *þwahl* (*þwaɣla*-) 'Bad', *hliftus* 'Dieb', *þlauhts* 'Flucht' u. s. w. — *vix est eloqui ore romano*!

Wollen wir uns eine klare Anschauung darüber bilden, welches der germ. Lautstand zur Zeit der Berührung mit den Römern war, so bestätigen uns die von den alten Autoren überlieferten Eigennamen und Stoffnamen, dass

in der That — wie soeben vermutet wurde — der echt germ. Lautcharakter bereits ausgebildet war. Die Lautverschiebung — dieses wichtigste Kriterium fürs Germanische — war völlig durchgeführt, und so war auch im wesentlichen jene lautliche Härte und Rauheit der Sprache gegeben, von der Pomponius Mela und Nazarius wissen. Wir müssen allerdings von *Trutons* und *alces* absehen, die wohl keltische Lautsubstitution zeigen (Müllenhoff Altert. K. II, 114 ff.). Idg. *k* erscheint als *ch-χ* (ZfdA 9, 246) in *Cherusci Chatti Chauci Chamavi Chusuarii Χουρουεγ* (an. *Hordar* Zeuss 152) *Χασιουγισος Χασιουρηος Chariovalda*; lat. Autoren schreiben dafür auch *c(Catti)*; Spiritus Asper ergibt Vell. Paterc. *Attuarii*; *Hariobaudes*; *Ἀστύγγοι* Dio Cass. Über den Lautwert des *ch* = *h* ist Kern *Germ. Woorden* p. 5 nicht zu übersehen. — Das echt-germ. *f* in *Frisiones Canninefates Fosi Fenni Αουν-φουρδον Τουλιφουρδον* (auch *framca*?); unklar ist *Gepides Gepedes* = ae. *Gifedas*, langobard. *Gibidi* Zeuss 436. — Für germ. *p* zeugt Tac. *Nerthus* = an. *Njördr* (vgl. skr. *nṛtu* als Götterattribut?), *Mars Thingus* Scherer *Sitzgsb. d. Berl. Acad.* 1884, XXV; *t* als röm. Lautsubstitution zeigen *Catumerus Cannine-fates*. — Verners Gesetz resp. der gramm. Wechsel war zur röm. Zeit durchgeführt vgl. Suffix *-ung* in *Juthungi* aus *-nko*; *d* aus *p* = *t* steckt in *-φουρδον* 'Furt' = *\*pṛtu* und in *Burgundiones* (kelt. *Brigantes*); bes. wertvoll ist *Hermun-duri* neben *Thuringi* Zeuss 102\*\*; *w* aus *gw* *hw* erscheint in *-avia* (aus *\*aγiαja* *\*aγwela* zu got. *ahwa*) in *Scadin-avia* ae. *Scēden-tz* und in *Austr-avia Bat-avia*. — Lautgeschichtlich instruktiv ist die von Wackernagel adWb.<sup>1</sup> 283 erkannte Identität von *Chatti* ahd. *Hessi*, wodurch urgerm. *pt* = germ. *ss* erwiesen wird. Für tönendes *z* fehlt ein Beweis (*gl̥sum* *-γαιδος* *-gæsus*). *b d g* stehen konform den späteren Lauten in *Teutoburgiensi Asciburgium Inguio- Burgundiones (Cauca)landensi -φουρδον Suēbi Langobardi Scadinavia Segi- Sugambri*. — Echt germ. Tenues stecken in *Istaevones*, *Αωνίας* 'Lippe', *Twihanti* nld. *Twente*, *Bat-avia*, *Chattuarii* ae. *Hetware*. — Dass die Lautverschiebung bei der sprachlichen Berührung von Germanen und Römern schon vollzogen war, lehren auch die lat. Lehnworte im Germanischen, von denen kein einziges die urgerm. Lautverschiebung aufweist (vgl. germ. *kaisor* *pund strāta munit* u. s. w.); got. *raþjō* kann, als Entlehnung aus lat. *ratio* gefasst, auf roman. Assiblierung deuten, und got.-germ. *Krêkôs* 'Griechen' mag Lautsubstitution zeigen.

Auch der Vokalismus der von den Römern überlieferten germ. Elemente lässt darüber keinen Zweifel zurück, dass der germ. Vokalismus zur Römerzeit bereits galt. Für idg. *o* erscheint *a* in Tonsilben vgl. *Lango(bardi* = lat. *longus*; *χαριο-* = got. *harja-* aus *korio-* (air. *cuire*); *land* (*Caucalandensis*) aus *londho-*. In tonlosen Silben steht noch *o* (*Chariovalda Inguiomērus Langobardi*); Amm. Marc. hat bereits in got. Namen *ā* (*Alaricus Alatheus Ariaricus* u. s. w.) gegen nicht-got. *ō* (*Gundomadus Chonodo-marius Hariobaudus Vadomarius Mallobaudes Teutomēres* u. s. w.). — Germ. *ê* zeigen *Suēbi -mērus gl̥sum* Tac. (Plinius *glacsum* ZfdA 23, 23); für altes *ê* erweist Zeuss 761 das jüngere *â* in dem Namen des Alemannen *Chonodomarius* bei Amm. Marc. (bei Jul. Apost. *Χνδομαῖριος*); Müllenhoff ZfdA 7, 529 kennt *â* noch in dem Namen des Marcomannen *Βαλλομαῖριος* (um 170), des Quaden *Τωβομαῖριος* (um 213) und der Alemannen *Vadomârius Fraomârius* (4. Jahrh. Amm. Marc.); diese und andere Belege s. auch PBB 11, 18. Auffällig ist, dass in lat. Lehnworten *ê* im Westgerm. nie als *â* erscheint; lat. *ê* ist in germ.-lat. Tonsilben offenes germ. *ê* = ahd. *ia* Möller KZs. 24, 510, wie die Behandlung von lat. *mensa rēmus bēta tēgula* zeigt; dafür tritt bei germ. Accentverschiebung *î* ein vgl. got. *akeit* = lat. *acētum* und dazu die Behandlung von lat. *bōlētus monēta catēna sagēna*; beachte alem. *χriesi* aus *krēsia* gegen ahd. *chrisa* aus *\*chirissa* *\*chirissa* = roman. *cerēsia*. — Lat. *â* wird in keinem einzigen Falle wie idg. *â* behandelt

(vgl. *pålum strâta câseus pâvo Sîturnus assârius* u. s. w.); unsicher ist die Beurteilung von got. *Rumôneis* = lat. *Români* Möller KZs 24, 508, wo noch an *Dînubius* = ahd. *Tuonouwa, brâca* = ahd. *bruoh* erinnert wird. — Germ. *ur* (= idg. *r*) zeigt sich früh in *Teutoburgiensi Ascii-Quadri-burgium Burgundiones burgus* sowie in *Λουπ-Τουλι-φουροδον* (cf. ahd. *burg furt*). — Germ. *un* = idg. *n*-Sonans steckt in *Burgundiones Segismundus Hermunduri Juthungi Greutungi*; eine Grundform *onx* scheint unbezeugt; ob man aus der Behandlung von lat. *pondo montem* = ae. *pund munt* einen Schluss auf urgerm. *onx* (\*-*mondus*) machen darf, ist sehr zweifelhaft. Möller setzt KZs 24, 510 urgerm. *ō* für diese Fälle voraus mit seiner Formulierung: »Lat. *ē* und *ō* fallen derselben Wandlung zu *i* und *ū* anheim vor *n, m* + Konsonant und vor folgendem *i*«; dadurch kommt Symmetrie in die Behandlung des Vokalismus; vgl. *pondo-pund, montem-munt, molina-mulin, modius-mudfuz, corbis-kurp: korb, gemma-gimm* u. s. w. Idg. *ē* erscheint in den germ. Elementen der antiken Überlieferung als *ē* und *i*, wo in jüngerer Zeit ausschliesslich *i* gilt; wie ahd. *gemma* auf lat. *gemma*, so beruhen ahd. *sigi irmin* auf lat. *segi ermin*; solche alte *ē* stecken in *Segimerus Segimundus Erminones Gepides; Fenni* 'Finnen' (Leffler NTidskr. 2, 157. 274). Aber vor *ng* erscheint *i* (*Inguaeo Inguiomêrus*), ebenso in unbetonter Silbe (*Herminones*, aber auch *Seges-tes*). Neben diese Zeugnisse aus Tacitus stellt Amm. Marc. *Sigismundus* u. s. w. — Idg. *eu* erscheint in *Teuto-* (= *pseudo-*), *Greutungi*. — Germ. *ai* erscheint meist als *ae* Weinhold ZfdA 21, 5, wie lat. *Caesar* germ. *Kaisor* ist. — Ablaut zeigt sich zwischen *Hermun-duri: Herminones, Juthungi Greutungi: Tervingi* im Suffix.

Dafür dass auch der germ. Accent schon im Beginn unserer Zeitrechnung gegolten hat, zeugt die frühe Existenz der Allitteration. Müllenhoff weist ZfdA 7, 527 an Familienbenennungen nach, dass schon zu Tacitus' Zeit Allitteration bestanden hat: *Segetes-Segimêrus-Segimundus-Σεγιμαχος; Thusnelda-Thumelicus; Vannius-Vangio; Viduarius-Vitrodorus* u. s. w.; dsgl. *Inguacones-Herminones-Istaevones* u. s. w. Da somit die Glieder einer germ. Familie schon in röm. Zeit durch allitterierende Namen ausgezeichnet wurden, hat gewiss auch damals schon allitterierende Poesie geherrscht, und der germ. Accent ist die Grundlage der allitterierenden Poesie. Dazu kommt ein lautliches Kriterium: idg. *ō* erscheint in Tonsilben als *a*, in unbetonten Silben aber als *o*: *Lango(bardi) Χυριο(γαυιος-μηρος)* für vorgerm. *longho- korio-*, und diese doppelte Behandlung setzt den germ., nicht den idg. Accent voraus. — Sonst ist in Mittelsilben (*Venedi Veleda Seges-tes*) altes *ē* für jüngeres *i* beachtenswert.

Noch bleibt das Verhalten der Endungen zu betrachten. Der Parallelismus, den die germ. Elemente der antiken Überlieferung hinsichtlich der Flexionsform mit der lat. Sprache zeigen, lässt uns ohne Zuhülfenahme der im vorigen § entwickelten weiteren Kriterien schliessen, dass die späteren Auslautsgesetze noch nicht gewirkt haben. Die lat.-germ. *o*-Stämme laufen parallel: *glêsum Tac., Segimundus Segimêrus* u. s. w. — *i*-Stamm ist *Albis* = an. *Elfr* aus *Albiz* Bugge NArk. II, 210 sowie *\*alcis* plur. *alces* (Caes. BG) = an. *elgr* aus vorgerm. *alktis; ūrus Nerthus Segimundus* können mit den entsprechenden an. *u*-Stämmen identisch sein, ebensogut aber alte *a/o*-Stämme vertreten. Konsonantische Stämme wie *rik-* erscheinen in der älteren Zeit auf *-rix* (*Boiorix Malorix* u. a.), wofür erst spät *-ricus* (*Theudericus*); aber daneben fällt germ. *burg* = lat. *burgus* auf. Das in spätlat. Glossen (Loewe Prodr. 341) bezeugte *brûta* (für urgerm. *\*brûdiz*) beruht wie das späte *-ricus* auf Entlehnung nach der Periode der Auslautsapokopierungen.

Synkope im Wortinnern, zumal in der Kompositionsfuge zeigt *Mars Thingsus* (germ. *þingiso-†*); *Chasuarii Chatualda Chattuarii* u. s. w. sind kaum mit Sicher-

heit zu beurteilen, ob urgerm. *χασο-warjōz* *χatto-warjōz* u. s. w. anzunehmen ist. Die inschriftlich bezeugten dat. plur. *vatvims* Kern *Germ. Woorden* 32 und *aplms* Much *ZfdA* 31, 355 scheinen dem got. Auslautgesetz konform zu sein (Suffix *-mis?*). Andere Flexionsformen sind unsicher bezeugt. Alten Gen. Plur. vermutet J. Grimm (*Zwei entd. Gedichte* S. 15) in *\*Idisiaviso*, ebenso unsicher ist *Canninē-fates* (cf. got. *-faps*). In *Eudoses* Tac. Germ. 40 vermutet Möller PBB 7, 505 einen urgerm. Plur. auf *ōsez* (fries. *ar*).

§ 6. Griechische Beziehungen. Nach Zeuss sind die Bastarnen das erste deutsche Volk, welches auf dem Schauplatz der Geschichte auftritt — in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts vor Chr. und zwar im Kriegsdienste des makedon. Königs Perseus gegen die Römer. Aber diese frühe Berührung von Germanen mit dem gr. Idiom auf der Balkanhalbinsel — auf dem nördlichen Ufer der niederen Donau lag die Heimat der Bastarnen — hat sprachlich keinerlei Spuren hinterlassen. Und dass die Germanen zu den Römern früher intensive Beziehungen hatten als zu den Griechen, das zeigt sich u. a. auch an der germ. Benennung der Griechen got. *Krēkōs* = lat. *Graecos* (an. *Girker* = aslov. *Grŭkŭ*).

Ob etwa späterhin der Aufenthalt germanischer Stämme auf der Balkanhalbinsel zu näheren Berührungen mit der gr. Sprache geführt hat, lässt sich nicht entscheiden. Unsere älteste literarische Quelle — die Bibeltexte des Ulfila — zeigt gr. und lat. Wortmaterialien von geringer Beweiskraft: wir wissen nicht, ob die bei Ulfila begegnenden Lehnworte wirklich populär waren; sie können auch zum Teil ebenso gut von lat. wie von gr. Herkunft sein. Mit dem röm. Reich breitete sich auch lat. Nomenklatur aus, und das Griechische nahm im Beginne unserer Ära lat. Lehnworte zumal für staatliche und militärische Begriffe wie für Handel und Wandel auf (im NT begegnen z. B. *Καῖσαρ κεντρορίων κήρυξ λεγιών κονσταντία κολωνία μίλιον μόδιος κοδράντης ἀσσάριον δηνάριον πραιτώριον ταβαίρη χρίστης μεμβράνα*). Einzelne der gr.-lat. Lehnworte bei Ulfila scheinen gr. Stempel zu tragen wie *alfistaülē*; bei anderen wie *praitōriain* kann man an dem volksgemässen Lautcharakter zweifeln. Die Behandlung einiger gr. Eigennamen bei Ulfila wie *Apcincis Kaurinþō* Cal. *Jairupula* (Ulf. *Jairaiþaupūlis*) dürfte auf die lebendige Sprache hinweisen.

So unsicher jede Beziehung ist, wenn lat. und gr. Worte identisch sind, so erwiesen ist gr. Herkunft, wenn das Lateinische und die roman. Sprachen versagen. Für got. *aurahi* behauptet Wackernagel Kl. Schr. III 261 Entlehnung aus gr. *ἀουρή*, aber weder lautlich noch begrifflich passt dieses Wort in den Rahmen der gr. Beziehungen (das gr. NT hat zudem *μνήμα* für got. *aurahi*). Es kommen aber andere sichere Entlehnungen für das westgerm. in Betracht, wobei lat.-roman. Vermittlung völlig ausgeschlossen. Die betreffenden Worte gehören sämtlich der kirchlichen Terminologie an; es ist Rud. Raumers Verdienst, in einem scharfsinnigen Aufsatz *ZfdA* 6, 401 diese Beziehungen und ihren Zusammenhang mit dem Arianismus klar erkannt zu haben (vgl. Kraft, *Die Anfänge d. christl. Kirche I*, 336 über den *Arianismus bei den Germanen*), nachdem bereits Walafrid Strabo den Aufenthalt der arianischen Goten in *Graccorum provinciis* für die deutsche Entlehnung der gr. *κυριαχόν* und *παππῆας* verantwortlich gemacht hatte (*ZfdA* 25, 99).

Raumer hält mit Recht an der seit Walafrid Strabo häufig angenommenen, häufiger noch verworfenen Erklärung von ahd. *chirihha* (nach R. Hildebrand DWb. s. *Kirche* bald nach 700 belegbar) aus gr. *κυριαχόν* fest: während der Katholizismus des roman. Abendlandes nur *ecclesia* kennt, fehlt ihm gr. *κυριαχόν*; ein got. *\*kȳrikō* *\*kȳreikō* ist vorauszusetzen; die Endung got. *ō*, die natürlich nicht aus einem dem ersten christlichen Jahrtausend gänzlich fremden



*κυριακή* 'Kirche' erklärt werden kann, deckt sich mit dem auf gr. -ov beruhenden *ô* in got. *sabbatô atwaggêljô* (*sigljô*); \**Kyrikô* f. : *κυριακόν* = *atwaggêljô*: *ἐὺαγγελιον*. Die lautliche Behandlung von westgerm. *kirika* schwf. steht somit in bestem Einvernehmen mit den got.-gr. Beziehungen. Das nach Raumer unzweifelhaft aus gr. *πῆννῆς* entlehnte ahd. *pfaffo* ist uns zufällig erhalten geblieben im Kalender und der Urkunde als got. *pāpa*; das katholisch-abendländische *pāpa* (ae. *pāpa* ne. *pope*) 'pontifex' kann lautlich und begrifflich nicht als Quellwort für ahd. *pfaffo* 'Geistlicher' dienen; übrigens got. *pāpa* schw. : gr. *πῆννῆς* = got. *sātana* schw. : gr. *Σατανᾶς*? got. \**Wulfila*: *Ὀυλφίλας* und ahd. *pfaffo*: got. *papa* = ahd. *hano*: got. *hana*. Weiterhin wird das baier.-östr. (mhd. nhd.) *pfinstac* mit Schmeller BWb als Entlehnung des gr. *πέμπτη* 'Donnerstag' erklärt werden müssen, obwohl die zugehörigen apreuss. *pentinx* magy. *péntek* asl. *petükü* in der Bedeutung 'Freitag' erscheinen.

Dies sind diejenigen Lehnworte, bei denen lat.-roman. Herkunft ganz ausser Betracht liegt. Wir haben diese Worte hier als urgerm. resp. gemein-germ. Lehnworte besprochen, aber genau genommen haben wir für das Westgerm. zunächst Entlehnung aus dem Got. anzunehmen, und das Got. seinerseits hätte aus gr. *πῆννῆς* *κυριακόν* *πέμπτη* entlehnt. Das Got. hatte jedoch ebenso wohl lat. Kirchenbeziehungen; got. *aiþiskauþus diabauþus aggilus* dürften vielleicht ebensogut lat. Ursprungs sein wie griech. Ursprungs, und die im Westgerm. früh eingebürgerten *biskop* *diobul* *angil* können wir wohl nur mit der ersten christlichen Lehnsschicht, d. h. mit dem got. Arianismus kombinieren; und von ahd. *fimschusti* mhd. *pfingsten* = got. *patnêkustê* dürfte ähnliches anzunehmen sein.

Aus einer solchen ersten Periode christlicher Lehnworte können wir es uns mit Raumer auch erklären, wenn das Germ. sich von einer abendländischen Nomenklatur so frei gehalten hat wie bei lat. *paganus*; dieses dem Roman. und dem Slav. gemeinsame Wort (ital. *pagano* frz. *païen* aslov. *poganŭ*) drang nicht ins Germ., weil das Germ. seit Ulfila einen festen Terminus für denselben Begriff geschaffen: got. \**haiþins* (aus dem fem. *haiþnô* zu folgern) nehmen wir mit Raumer p. 407 als Ausgangspunkt für das germ. *heide*, da es unwahrscheinlich ist, dass alle Germanen selbständig auf diese Übertragung des christlichen Begriffes verfallen seien. So mag sich as. *dôþian* ahd. *louffen* aus got. *daupjan* herleiten (vgl. auch AfdA 7, 408), während das lat.-roman. *baptizare* keine alte Aufnahme fand. Und wenn im Westgerm. die heidnische Benennung *Ostern* üblich blieb (got. *Pâska* Hel. *Pâscha* an. *Pâskar* stimmen zum jüdisch-christlichen Namen), so mag die Zähigkeit derselben sich aus ihrer frühen Verwendung im christlichen Sprachgebrauch erklären — und die Toleranz, von der das Wort zeugt, ist eher arianisch als römisch.

Noch ein Wort muss hier zur Sprache kommen, das wie mhd. nhd. *pfinstac* eine beschränkte Verbreitung hat: das ahd. *sambaz-tac* nhd. *samslag*. Es ist oberdeutsch, zieht sich aber am Rhein bis ins hessische Gebiet hinein; aus dem lat.-roman. *sabbatum* lässt es sich nicht begreifen. Auch ahd. *sambaz-tac* gehört — das Kriterium ist die hd. Lautverschiebung — der ersten christlichen Schicht an; wie mhd. *pfinstac kirche pfaffe* hat es im Osten seine Verwandtschaft: aslov. *sabota* rumän. *sămbătă* ungar. *szombat*, welche zugleich das unverschobene *t* zeigen. Das Got. zeigt *sabbatô sabbataun* (ein Nomin. \**sabbatus* ist unbezeugt, aber auch unbegreiflich), während wir \**sambatô* \**sambatus* erwarten; aber Ulfila steht vielfach unter litterarischen Einflüssen, während wir seinen Goten Formen zutrauen dürfen, die von den schriftlichen Einflüssen unabhängig waren. Die Existenz einer got. Form \**sambatu-* (cf. \**sabbatus*?) hat auch noch weitere Stützen im Orient: Th. Nöldeke weist mich auf pers. *samba* hin, wozu semit. Formen stimmen; daher wir für die erste Schicht

der christlichen Terminologie got. *\*sambatus* = vorhd. *sambatu-day* annehmen dürfen, die aus einem nicht nachgewiesenen griech.-arianischen *\*ἀμβάρον* (got. *\*sambatô*) zunächst stammen dürften.

Wenn dieses Zusammentreffen mit orientalischen Sprachen auch sehr auffällig ist, so darf wohl an die Thatsache erinnert werden, dass Ulfila selbst von einer christlichen Familie aus Kappadokien stammte, welche zur Zeit des Valerian und Gallien (267) mit vielen andern von einem Haufen plündernder Donaugoten geraubt und in die Knechtschaft geschleppt wurde; auch war »Ulfilas Gehülfe und Nachfolger, der Bischof Selenas, von väterlicher Seite Gote, von mütterlicher ein Phrygier, und die Acta S. Sabae beweisen, dass zwischen den Christen unter den Donaugoten und der Kirche Kappadokiens auch noch hundert Jahre später ein Zusammenhang und Verkehr stattfand« (G. Kaufmann ZfdA 27, 217).

§ 7. Slavolettische Beziehungen. »Die unmittelbare Zusammengehörigkeit des Deutschen und Slavolettischen ist schon im Jahre 1837 von Zeuss (*D. Deutschen u. d. N. S.* 18 ff.), ebenso von J. Grimm GDS 1030 und mit den Mitteln der neueren Wissenschaft von Schleicher gestützt worden (Kuhns Beitr. I, 12, 107)«. So 1872 Joh. Schmidt *Verwandtsch.* p. 4 ff., wo die Stichhaltigkeit der bis dahin vorgebrachten Gründe einer eingehenden Kritik unterzogen wird. Mit Recht lehnt Joh. Schmidt alles vorgebrachte ab mit Ausnahme des Zusammentreffens got. *wulfam* aslov. *vlukomü* lit. *vilkams*; dieses allerdings höchst bedeutsame Zusammentreffen des *m*-Suffixes ist denn auch das einzige übereinstimmende, das A. Leskien in seinem mustergültigen wertvollen Buche '*Die Deklination im Slavolit. u. Germ.*' Leipzig 1876 im Bereiche der Deklination zwischen Slavolettisch und Germanisch anerkennt. Anderweitiges trägt Joh. Schmidt p. 7 zusammen: besonders wichtig sind die Zahlworte got. *ainlif twalif þúsundi* lit. *vėnolika dvylika* asl. *tyśaśta* (s. unten § 60). Brugmann erinnert noch an den Wandel von *sr* in *str*, worin das Germ. mit dem Slavischen zusammenzutreffen scheine und an die nahen Berührungen, welche die Funktion des Adjektivsuffixes *isko* im Germ. und im Slavolett. zeigt (Techmers Zs. I, 234. 248).

Weiter kommen wichtige Übereinstimmungen im Wortschatz in Betracht. Wir stellen im Anschluss an Joh. Schmidts wertvolle Listen p. 36 hier einige Worte zusammen, bei denen die Möglichkeit näherer Verwandtschaft offen ist (die germ. Worte zeigen Lautverschiebung, soweit möglich): an. *berr* aslov. *bošū* lit. *básas*; ahd. *chnētan* aslov. *gnetā*; ahd. *glat* asl. *gladiükū* lit. *glodūs*; ahd. *māscā* lit. *māzgas* 'Knoten'; ahd. *houweu* asl. *kovā* 'schmiede'; ahd. *chiuweu* asl. *živa* 'kaue' (wz. *giw?*); got. *batrga* asl. *brēga*; ahd. *eiscōn* asl. *iskati* lit. *jėszkoti*; ahd. *liugu* asl. *lūžā* 'lüge'; ahd. *hovar* lit. *kuprā* 'Höcker'; ahd. *węcki* lit. *vāgis* 'Keil'; lit. *lygus* preuss. *poligu* got. *galeiks*; lit. *kėmas* got. *haims*; lit. *laszišā* ahd. *lahs*; asl. *losi* an. *elgr* 'Elch'; asl. *strela* ahd. *strāla*; asl. *rebro* 'Rippe' ahd. *rippi*; asl. *žrūny* got. *quatrnus*; aslov. *celū* got. *hails*; asl. *brūzda* 'Zügel' ae. *brizdel*; asl. *blėdū* 'blass' ae. *blāt*.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, dass einige Berührungen speziell mit dem Nordgermanischen bestehen: nordgerm. *alu(þ)* 'Bier' asl. *olū* lit. *alūs*; an. *dregg* preuss. *dragios* 'Hefe'; ae. *ryze* an. *rugr* (aus *\*rugiz*) aslov. *rūši* lit. *rugys*; an. *þidurr* lit. *tetervas* aslov. *tetrėv*; an. *þomb* (Grdf. *tompā*) lit. *timpā*; ahd. *hovar* lit. *kuprā*; an. *kauss* 'Schädel' lit. *kiušzė*? Auffällig ist an. *Mjølner* 'Thors Hammer' neben asl. *mlünij* 'Blitz'.

Anderseits zeigt das Germanische ein paar Berührungen speziell mit dem Preussisch-Litauischen; vgl. got. *ainlif twalif* mit lit. *vėnolika dvylika*; got. *haims* 'Dorf' mit lit. *kėmas* 'Dorf' preuss. *caymis*; got. *galeiks* mit lit. *lygus* preuss. *poligu* 'gleich'; ae. *clýppan* ahd. *chlāftara* lit. *glóbti* 'umarmen'; germ.

*lisan* lit. *lėsti* 'Körner auflesen'; ahd. *węcki* lit. *vągis*; got. *falla* lit. *pūlu* 'falle'; ahd. *māsa* lit. *mezgū* 'stricke'; ahd. *harmo* lit. *szermiū* 'Wiesel'; vgl. Joh. Schmidt *Verwandsch.* 43.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Entlehnungen, so ist zunächst hervorzuheben, dass kein einziges gemeingerm. Lehnwort aus dem Slavischen bekannt ist; man weiss bisher nur von Entlehnungen in Nachbargebieten: an. *prámr torg tulkr* ahd. *turniz židalāri* können natürlich nicht urgerm. und gemeingerm. Entlehnungen aus dem Slavischen sein; von got. *plinsjan* und kintus Lottner KZs. 11, 172 ist noch dazu sehr fraglich, ob sie nicht umgekehrt ins Slavische gedrungen sind. Dagegen ist nun die Zahl alt-slav. Entlehnungen aus dem Germanischen bedeutend. Vielfach zeigen die slav. Worte eine scheinbar ältere Lautform, so dass man den Verdacht hegen kann, es habe die Entlehnung vor der urgerm. Lautverschiebung stattgefunden; aber wir werden hier — wie bei den germ. Worten der antiken Überlieferung — mit Lautsubstitution rechnen müssen; zumal die germ. *χ q p* erleiden so Substitution; über das *p* für germ. *f* in asl. *plūkū postiti ploskva* u. s. w. vgl. Möller *Ac. Volksepos* p. 54.

Wir wenden uns zur speziellen Betrachtung der älteren Schicht germ. Lehnworte im Slavischen, worüber wir uns meist an die Materialien bei Miklosich *Fremdwörter in den slav. Spr.* halten. Vermissen wir in der unverwandten Schicht begrifflich zusammenhängende Wortgruppen, so finden wir bei den germ. Lehnworten allerdings feste Kategorien.

1) Staatlich-kriegerische Begriffe: apreuss. *rikis* 'König' got. *reiks*; lit. *kūningas* 'Pfarrer' (eigentlich 'Herr'); asl. *kūngū kūnci* 'Fürst' westgerm. *kuning*; asl. *cēsari* got. *kaisar* (ae. *cāstre*); asl. *ljudije* 'Leute' ahd. *liuti*? asl. *plūkū* 'Kriegsschaar' westgerm. *folk*; asl. *mič* 'Schwert' got. *mēkeis*; lit. *szarvėi* got. *sarvėa*; asl. *brady* andd. *barda*; asl. *slēmū* (*chlēmū*) 'Helm' germ. *helma* J. Schmidt KBeitr. V, 467; asl. *brūnja* got. *brunjō*; russ. *drot* (aus *\*dirotū*) ae. *darof*; asl. *bugū* 'Armband' westgerm. *baug*; asl. *usergū* 'Ohrring'; asl. *\*chomatū* nhd. *hamen* 'Kummet'; asl. *trāba* 'tuba' ahd. *trumba*; russ. *lynū* 'Mauer' westgerm. *tūn*; russ. *valū* 'vallum' westgerm. *wall*.

2) Begriffe des Handels und Verkehrs (Schrader *Handels- und Waarenkunde* Jena 1886, 92): asl. *kupiti kupovati* germ. *kaupjan kaupōjan*; asl. *sklęzi* got. *skilliggs*; asl. *pēngū* westgerm. *\*paning*; asl. *cęta* 'obolus' got. *kintus*; asl. *skoti* 'Vieh' got. *skatts*; asl. *nuta* 'Rind' ahd. *nōz*; asl. *qborū(kū)* apr. *teumbaris* 'Eimer' ahd. *ambar* ae. *ambor*; asl. *kotilū* got. *katilus*; asl. *kublū* ahd. *kubili*; asl. *sakū* 'Sack' got. *sakkus*; asl. *ungija unici* got. *ugkja*; asl. *ociti* got. *akeit*.

3) Worte für Ackerbau und Viehzucht, Feld und Wald, Haus und Hof: asl. *nuta* 'Rind' germ. *nauta*; asl. *plugū* 'Pflug' andd. *plōg*; asl. *črēda* 'Herde' got. *hātrda*; asl. *chlērū* 'Stall' got. *\*hlīwa-* (statt *hlīja-* mit Holtzmann AdGr. I, 39); asl. *lukū* 'Lauch' germ. *lauka-*; asl. *chrūtū* 'Hund' ahd. *rudo*; asl. *chrašti* 'Käfer' got. *framstei*; asl. *\*buky* 'Buche' ahd. *buohha*; asl. *chlēmū* 'Hügel' an. *holm*; asl. *bręgū* 'Ufer' ahd. *bęrg*; asl. *chyzū* got. *-hūs*; asl. *istiūba* 'Zelt' ahd. *stuba*; asl. *črēmū* 'Zelt' ahd. *chrām* (aus *kr-ma-*)? asl. *čędo* 'Kind' ahd. *kind*; asl. *hlēbū* 'Brot' got. *hlaiba-*; asl. *olū* 'Bier' ae. *calu*; asl. *bljudo* 'Tisch, Schüssel' got. *binda-*; asl. *klędzi* 'Brunnen'.

4) Worte für Künste und Fertigkeiten: asl. *lękarī* 'Arzt' got. *lękeis* (asl. *lękū* 'Medizin'); asl. *buky* 'Buchstabe' got. *bōka*; asl. *listi* 'List' got. *lists*; asl. *chadogū* 'erfahren' got. *handugs*; asl. *plęsati* 'tanzen' got. *plinsjan*.

5) Kirchlich-religiöse Begriffe: asl. *postiti* 'fasten' got. *fastan*; *chabiti sę* 'sich enthalten' got. *gahaban*; *gonoziti* 'erretten' got. *gamasjan*; asl. *crūky* 'Kirche' westgerm. *\*kirika*; asl. *popū* 'Geistlicher' got. *papa*; asl. *almužino* 'Almosen' ahd. *almuosan*; asl. *sabota* 'Samstag' ahd. *sambaz-tac*.

Aus dem germ. Material im Slavischen lernen wir einige Worte kennen, die innerhalb des Germanischen unbezeugt sind: asl. *kladzi* 'Brunnen' aus got. \**kaldigga-* zu an. *kelda* = finn. *kaltio*; asl. *usergû* aus got. \**ausi-hrigg?* Beachtenswert ist noch, dass die älteste germ. Lehnsschicht wegen einiger lat. Elemente wie aslov. *valû sakû ocilu cêsari* u. A. — erst nach der Übernahme der lat. Lehnworte ins Germ. dem Slav. zugeführt sein können.

Besondere Beachtung verdient noch das *y* im Auslaut germ. Lehnworte im Aslov., das dem urgerm. *ô* im Auslaut der *ô*-Feminina entspricht Mahlow 151, Möller PBB 7, 487: *crûky* 'Kirche', *raky* 'Grab', *brady* 'Barte', *loky* 'Lache' *buky* 'Buchstabe' u. a. aus urgerm. *kiriko arko bardo lakkô boko?*

§ 8. Germanischer Einfluss auf die finnisch-lappischen Sprachen. Nachdem schon der Schwede Joh. Ihre im Vorwort zu *Gloss. Suiogeticum*, Upsala 1769 und der Däne Rask in seiner Preisschrift *om det gamle nordiske eller isl. Sprags oprindelse*, Kopenhagen 1818 nahe Berührungen zwischen dem got.-nord. und dem finn.-lapp. Wortschatz aufgedeckt hatten, zeigte F. Dietrich 1851 in Höfers Zs. f. d. Wiss. d. Sprache III, 32, dass das Lappische unter die ältesten Erkenntnisquellen für das Germanische zu stellen ist, und W. Thomsen hat dann in seinem gelehrten und bewunderungswürdig orientierenden Buche *Über den Einfluss der germ. Sprachen auf die finnisch-lappischen*, Halle 1870 alles gründlich erörtert und zusammengefasst, was er über die Beziehung des Germanischen zum Finnisch-Lappischen ermittelt hat. Thomsen erweist im Finnischen eine älteste Schicht von Entlehnungen aus dem Germanischen, deren Charakteristikum die Bewahrung der vollen Endungen ist, und schliesst daraus, dass die Völker des finn. Stammes wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in Mittellussland oder eher in den jetzigen Ostseeprovinzen in der unmittelbarsten Berührung mit Germanen gewohnt haben. Die altgerm. Lehnworte im Finnisch-Lappischen erstrecken sich 1) auf Staats- und Kriegswesen; vgl. finn. *kuningas* urwestgerm. *kuningaz* (auch ins Slavolettische gedrungen p. 321), finn. *ruhtinas* urwestgerm. *druhtinaz*; *airut* 'Bote' got. *airus*; 2) auf Kulturprodukte und Fertigkeiten: *kulta* got. *gulfa-*; *kaltio* 'Brunnen' an. *kelda* (aus \**kaldjô*); *rengas* 'Ring' ahd. *hrinc* aus \**hringaz*; *nakla* 'Nagel' (got. *nagljan*); *satula* 'Sattel'; *akana* 'Spreu' got. *ahana*; *lammas* 'Lamm' got. *lamb*.

Dass das Germanische die Grundsprache für diese Entlehnungen ist, erschen wir u. a. auch daraus, dass einzelne derselben früh auch in andere Sprachen aufgenommen sind, die dem Germanischen geographisch benachbart sind: ins Slav. wie *kuningas* (lit. *kuningas*), ins Roman. wie *alan* 'Elle' (roman. *alna*).

Die Frage, ob dialektische Provenienz der einzelnen Entlehnungen zu erweisen oder ob gemeingerm. Substrata anzunehmen sind, ist offen; Thomsen nimmt urostgerm. Entlehnung an und beobachtet sowohl mit dem Gotischen wie mit dem Nordischen Berührungen S. 106: mit dem Gotischen bringt er das *a* von Femininis wie finn. *akana* (got. *ahana*), *mulda* 'Staub' (got. *mulda*) u. s. w. zusammen; zum Nordischen — allerdings zugleich auch zum Westgermanischen stimmt das *u* von Femininis wie finn. *arkku panku*; zum Westgermanischen stimmt *kuningas* (an. *konungr*) = ahd. as. *kuning*.

Worin der eminente sprachgeschichtliche Wert der germ. Lehnworte im Finnisch-Lappischen besteht, hat Thomsen nach dem Vorgange von F. Dietrich gezeigt: sie erweisen Endungen, welche sich vielfach mit den konstruierbaren urgerm. Grundformen decken; in Bezug auf die Endungen steht die Sprache der ältesten Runeninschriften zunächst: finn. *armas* 'lieb, theuer', *kernas* 'willig', *sairas* 'krank' oder Maskulina wie *ruhtinas* 'Fürst', *kuningas* 'König' oder neutrale *as*-Stämme wie *lammas* 'Lamm', *mallas* 'Malz' zeigen den Vokal der alten germ. Endung *az* voll erhalten (run. *HoltingaR* u. s. w.); entsprechend

den runischen Neutren *horna staina* zeigt das Finn. *kulta* 'Gold', *viina* 'Wein', *patja* 'Unterbett', *lattia* 'Fussboden'; auch *kaunis* 'schön', *iuris* 'teuer' stimmen zu urgerm. \**skauniz* \**diuriz*, finn. *ruis* 'Roggen' zu urgerm. \**ruyz* (an. *rugr*); finn. *vantus* 'Handschuh' zu urgerm. \**wantuz* (an. *votr*). So ergeben sich auch gelegentlich aus jenen Entlehnungen wertvolle Kriterien zur Bestimmung der urgerm. Formen. Die finn. Form *saippio* 'Seife' dürfte mit oberdeutsch *seife* aus urgerm. \**saipjon* erklärt werden; finn. *ahjo* 'Esse' repräsentiert ein germ. \**asjō* = ahd. *essa*; für finn. *viiko* 'Woche' weist Möller KZs. 24, 500 auf ae. *weice*; für ahd. *malz lant hort* machen finn. *mallas lannas porras* alte neutrale *os*-Stämme wahrscheinlich, obwohl das German. solche hier nicht bestätigt. Finn. *kuuppias* 'Kaufmann' setzt für das Germanische ein unbezeugtes \**kaupjaz* voraus.

§ 9. Dunkle Beziehungen. Welches die voridg. Bevölkerung Nord-europas vor den Kelten und vor den Germanen waren, darüber schweigt die Überlieferung. M. Rieger hat die von Müllenhoff ZfdA 11, 284 erwiesene Tatsache, dass der Name *Hün* — doch wohl als Völkernamen — vor dem geschichtlichen Auftreten der Hunnen am Ende des 4. Jahrhunderts bei den Germanen geläufig war, in geistvoller Weise dazu benutzt eine Vermutung über den Namen der norddeutschen Aborigines zu wagen: er will eine Reminiscenz an sie in den norddeutschen Hünengräbern erkennen und vermutet, dass *Hünōz* die Benennung eines voridg. Volkes in Norddeutschland war (Arch. f. hess. Gesch. 15, 4). Ob Germanen auf dem norddeutschen Boden noch Nicht-Indogermanen angetroffen, darüber lässt sich nichts mutmassen. Vielleicht beruhen kelt.-germ. Übereinstimmungen wie in altir. *uball* ae. *æppel* ahd. *apful* (lit. *obūlis*) 'Apfel' auf einer aboriginen Benennung.

Innerhalb des germ. Wortschatzes zeigen sich einzelne Züge, die auf fremdem Einfluss beruhen, ohne dass sich derselbe fixieren liesse. Man möchte dafür zum Teil die nordeurop. Aborigines verantwortlich machen. Aber daneben ist die Möglichkeit hervorzuheben, dass die Germanen nach dem Verlassen der idg. Urheimat, auf der Wanderung in die späteren Sitze fremde Völker getroffen haben und von deren Sprachen beeinflusst worden sind; es können nicht-idg. Sprachen gewesen sein, und ich vermute fremdartigen Sprachcharakter für germ. *silubra-* und *hanapi-* (aslov. *širebro konoplje*); die Heimat des Hanfes (lat. *cannabis* griech. *κάνναβις*) ist nach V. Hehn am kaspischen und Aralsee zu suchen. Vielleicht auf die gleiche Heimat weist die Übereinstimmung von got.-germ. *paida* mit thrak. *βαιτη* Herod. IV, 64 (Wackernagel ZfdA 6, 297); germ. *līna-* zählen wir mit Fick (oben p. 305) zu den europ. Worten. Unsicher zu beurteilen ist germ. *migon mēyon* 'Mohn'; über ahd. *arawēiz* (griech. *ὀρόζος* lat. *erium*?) ist von anderer Seite Aufschluss zu erhoffen. Den Namen der Rübe *rāphu rēphā rāphā* haben wir § 1 erwähnt. Zu den dunkeln Lehnworten zählen wir noch ahd. *sambuoh* 'Säfte' und *chanzwagan* 'Lastwagen'.

Wie hier unklare Beziehungen vorliegen, legen auch einige auffällige Tiernamen Mutmassungen über Entlehnung nahe. Entlehnungen dunkeln Ursprungs sind got.-germ. *ulbandus* (cf. griech. *ἐ-λεφαντ-* Grdf. *lbhant lebhant*), germ. *kattuz* (an. *kōttr* ahd. *chazza*), hd. *ratte ratze?*, hd. *gamuz*; vgl. noch ahd. *fincho* engl. *finch* pink mit ital. *pincione*.

Auffällig ist ahd. *louwo lēwo* (Willir. *lēwo*) aus \**laujon-* (neben griech. *λεων-* fem. *λέαινα*, asl. *lŭvŭ*). An. *fil* und ahd. *helfant(hein)* als junge Entlehnungen seien nur erwähnt als nicht hergehörig.

Die Einreihung von got. *alēwa- smakka- peika- baira-bagms* ist unsicher, weil die Verbreitung der Worte über das Gotische hinaus mangelt (asl. *smoky* kann got. Ursprungs sein).

Die merkwürdige Übereinstimmung von anglofries. *bræs* engl. *brass* und lat. *ferrum* (gemeinsame Grdf. *bhrso*) verdient besondere Hervorhebung, wenn Schrader *Sprachvergl.* 292 mit Recht hebr. *barezel* vergleicht; man dürfte dann wohl phöniz. Ursprung annehmen für das lat. wie für das ae. Wort. Das gewiss fremdländische gemeingerm. *apon-* 'Affe' möchte man auch gern als phöniz. Handelswort deuten; Graff I, 159 erinnert an Hesychs ἀββάνας.

Zu den ältesten germ. Lehnworten rechne ich auch die reiche Sippe der germ. Bezeichnungen für 'Krug', in der sich die mannigfaltigsten lautlichen Berührungen zeigen: im Wortinnern wechseln *ð* und *û* sowie *kk* : *k* : *ç* = *s* : *xx* : *γ*  
 KROKKA : KRUKKA an. *krukka* ae. *crocca* — KRUKA ae. *crûce* ndl. *kruik* ndd. *krûke* — KROÇA KRUÇA me. *crôs* mndl. *crocs* mhd. *krûse* — KRÖXXA : KRUGA ae. *crohha* ae. *crôg* ahd. *chruog* *chrugula*.

Sichere aussergerm. Beziehungen älterer Verwandtschaft fehlen völlig. In dem folgenden Falle bestehen ausserhalb lautlich zugehörige Worte: lat. *cûpa* griech. *κύβος* skr. *kûpa* *kumbha* zend *χumba* stellen sich ahd. *chumpf* *chopf* *chuwfa* *chumf* *chubili* andl. *kûvîn* ae. *cumb* *cýf*. Auch die vielgestaltige Sippe got. *puggs* ae. *poca* *pohha* ae. *püss* ahd. *pfoso* dürfte entlehnt sein.

2) Es kommt innerhalb des Germanischen nicht selten vor, dass Worte in doppelter Form — mit und ohne Lautverschiebung — bestehen; diese Lautvariation weist auf Entlehnung für die unverschobene Form; es liegt für die zu nennenden Belege kein Grund vor, ausseridg. Einwirkung anzunehmen; es wäre sogar denkbar, dass die Entlehnung innerhalb des Ugermanischen selbst stattgefunden, wenn man die Vermutung acceptiert, dass ein oder mehrere germ. Stämme länger auf der idg. Lautstufe beharrten als die anderen. Mit ahd. *radôn* 'gehen' vergleicht sich ae. *ƿaƿ* 'weg' *ƿaƿpan* 'gehen' (mhd. *pfallen*); die lautlich nahe Berührung mit griech. *πάρος* altir. *dth* 'Furt' (= \**páta*) bespricht Schrader *Handelsgesch.* 13, wo das westgerm. *ƿaƿ* als kelt. vermutet wird.

## II. KONSONANTISMUS.

§ 10. Die Lautverschiebung. 1. Die idg. Aspiratae. Durch das Altindische als solche bezeugt, in den andern idg. Sprachen entweder zu den betreffenden Verschlusslauten oder zu den betreffenden Spiranten geworden, nahmen sie vorgermanisch einen weiten Raum ein (über die Vertretung in den idg. Sprachen s. Brugmann I § 322 ff.); das Germanische verwandelt sie lautgesetzlich in die entsprechenden Reibelaute.

a) Die idg. Mediae Aspiratae *gh bh dh* sind urgerm. *γ b d*, wofür nach § 13 auch die tönenden Verschlusslaute eintreten können: got. *guma* ae. *zuma* aus idg. *gh̥men-* (lat. *homo*); got. *agis* ae. *æge* aus idg. *agh̥es-* (gr. ἄχος); an. *miðr* aus germ. *midjaz* = idg. *médhyos* (skr. *mádhyā*); an. *mjodr* 'Met' aus germ. *medu* = idg. *médhu-* (gr. μέθυ skr. *mádhu*); as. *klioban* aus idg. Wz. *gl̥ubh* (gr. γλίφω); ahd. *nibal* aus idg. *nebholā* (gr. νεφέλη; lat. *nebula* skr. *nābhas*); got. *baltran* *bauan* zu idg. Wz. *bher bhū* (skr. *bhar bhū* gr. φέρω φέρω); an. *vefa* skr. Wz. *vabh*; ae. *beofaƿ* = skr. *bibh̥ti*; as. *liof* ae. *liof* zu skr. *luh*.

b) Die idg. Tenues Aspiratae (Brugmann I § 475. 553) stehen unter demselben Gesetz wie die reinen Tenues, d. h. werden zu tonlosen Spiranten verschoben: ahd. *feim* skr. *phēna* 'Schaum'; ahd. *riha* skr. *rēkha* 'Reihe'; ahd. *huof* (s. skr. *gapha*) 'Huf'; got. *hwafō* skr. *kwath*; got. *wiþôn* skr. *vyath* *vīth*; got. *skapjan* gr. ἀσκηγῆς; mhd. *liederlich* gr. ἰλιούργος; mhd. *hinken* skr. *khañj*; an. *meifr* 'Stange' skr. *mīthis*; ahd. *rad* (aus \**rapa-*) skr. *rātha*; ahd. *flado* (aus \**flapan-*) gr. πλάσσαν; got. *halts* skr. *khōga* 'lahm'; ahd. *hadara* 'Lumpen' (skr. *githira* 'locker, lose'). Der von Bezzenberger-Göttl. Gel. Anz. 1883. 394 verteidigte Wandel der idg. tonlosen Aspiratae in Tenues scheint in einigen Fällen sicher zu sein: an. *flatr* skr. *prthu*; got. *haira-is* 'ihr beide tragt' skr. *bhārathas*; ae. *flint* gr. πύτρης; ahd. *chranz* zu skr. *granth* 'binden'.

2. Die idg. Verschlusslaute. a) die tonlosen *k t p*: sie werden zu tonlosen Spiranten *χ φ f* (die litterarische Vertretung von *χ* ist *h*): got. *haur̃n* lat. *cornu*; got. *hīlan* lat. *c. lāre*; got. *halrtō* lat. *cord-*; ae. *þeccan* lat. *tegere*; ae. *þynne* lat. *tenuis*; got. *þreis* lat. *tres* gr. *τρεῖς*; got. *fōtus* lat. *pes* gr. *πούς* (skr. *pād*); ahd. *fruo* gr. *πρωή*; got. *fill* lat. *pellis*; got. *fisks* lat. *piscis*. -- Beispiele für den Inlaut: got. *brôþar* skr. *bhrātṛ-*; got. *teiha* lat. *dico*; got. *tiuha* lat. *dico*; got. *fathu* skr. *pāṇu*; got. *tithun* gr. *διῶ* skr. *dāṇa*; ahd. *nēvo* skr. *nāpat*; ahd. *zahar* gr. *δάξω*; got. *finf* gr. *πέντε* skr. *pāñca*.

b) Die idg. tönenden Verschlusslaute *g d b* werden zu tonlosen verschoben: ae. *þeccan* lat. *tegere*; got. *qinô* gr. *γωνή* (skr. *gnā*); got. *akrs* gr. *ἀγρός* skr. *ajra*; as. ahd. *wērck* gr. *ἐργον*; got. *kniu* gr. *γόνυ*; got. *qiman* skr. *gam*; got. *hairtō* lat. *cord-* gr. *καρδιά*; got. *sitan* lat. *sedere* skr. *sad*; ae. *sweete* 'süß' gr. *ῥόδον* skr. *svādū*; got. *twai* lat. *duo* gr. *δύο* skr. *dvā*; got. *at* lat. *ad*; got. *tamjan* gr. *δαίδαω*; got. *ihun* gr. *ἔδομαι* skr. *ad*.

Bezüglich des vorgerm. *b* ist hervorzuheben, dass es nur sehr wenige verbreitete Worte mit idg. *b* gibt: ndd. *slap* (got. *slāpan* 'schlafen') zu aslov. *slabū* 'schlaft' (lat. *labi* 'gleiten'); got. *faiwþ* lat. *tribus* kelt. *treb-* in *Atrebates*; mndd. *lippe* lat. *labium*; ae. *slīpor* lat. *lūbricus*. Über *p* für *q* aus idg. *gw* s. § 14. In einigen der Provenienz nach unsichern vorhistorischen Lehnworten begegnet germ. *p*: got. *paida* (gr. *παῖς*), ae. *hæneþ* (gr. *παραῖς*). Sonst findet sich gemeingerm. *p* noch in einigen jüngeren, meist lat. Lehnworten wie got. *pund* (lat. *pundo*), ae. *pipor* (lat. *pipper*). — Über germ. *st* aus vorgerm. *sd* vgl. § 13.

Der Verlauf unserer Darstellung entspricht der mutmasslichen Chronologie der Lautverschiebung. Bei der weitverbreiteten Umwandlung der Mediae Aspiratae in tönende Reibelaute dürfen wir vielleicht sogar die Vermutung aufstellen, dass dieser erste Verschiebungsprozess (Paul PBB I 199) bereits vorgerm., d. h. während des Zusammenhanges mit andern idg. Stämmen stattgefunden hat; doch ist diese Annahme nicht zwingend, und man kann anderseits für intern germ. Verschiebung eine Chronologie aufstellen, wonach der erste Verschiebungsakt in der Aspirierung der Tenues (idg. *k t p* zu urgerm. *\*kh \*th \*ph*) zu suchen wäre; es könnten dann die neuen tonlosen Aspiraten mit den altererbten zusammengefallen und weiterhin gemeinschaftlich dem Übergang in tonlose Spiranten erlegen sein, wie gleichzeitig die tönenden Aspiranten zu tönenden Spiranten wurden.

Unsere Behandlung der lat.-röm. Beziehungen (§ 5) hat in gleicher Weise wie die Lautgebung der germ. Lehnworte im Finnischen (§ 8) und im Slavobaltischen (§ 7) ergeben, dass im Beginn unserer Zeitrechnung die Lautverschiebung mitsamt dem § 12 zu behandelnden Vernerschen Gesetz völlig durchgeführt war. Das einzige got. *Kriahôz* ahd. *Kriahla* = lat. *Graecos*, das bei der von Paul dafür in Betracht gezogenen Möglichkeit PBB I, 197 für sehr junge Verschiebung der idg. Medien sprechen könnte, ist nicht beweiskräftig, da das anlautende germ. *k* ebensogut Substitut für den lat. Verschlusslaut *g* sein kann (das Altgermanische hatte im Anlaut nur *γ ʒ*). Die nachbarlichen Beziehungen zwischen Kelten und Germanen fallen schon vor die Zeit der Lautverschiebung (*Volcae* = germ. *Valhöz*); ist an. *Harfada* wirklich dem Namen *Carpathi* gleich und der Name *Finnen* (*Fenni*) dem Namen *Quänen* (Bremer LittBl. 1889), so ergibt sich immerhin, dass die Lautverschiebung erst in der relativ jungen germ. Heimat gewirkt hat; die Identität von ae. *hæneþ* = gr. *καραῖς* und got. *paida* = thrak. *παῖς* weist vielleicht auch auf solche Chronologie hin.

§ 11. Ausnahmen der Lautverschiebung. Wo die im § 10 vorgeführten Regeln durchbrochen werden, liegen entweder kleinere Sonderregeln vor oder es sind die scheinbaren Anomalien aus Differenzen zu erklären, welche aus der Zeit vor der Lautverschiebung datieren.

a) Vorgerm. Störungen: vielfach lassen sich Wechsel der idg. Verschluss-

laute beobachten, derart dass in der Ursprache Mediae und Tenues neben einander bestanden haben müssen. Seit Zimmer QF 13, 287 nimmt man vielfach sekundäre Entstehung von idg. Medien aus idg. Tenues in nasaler Umgebung an. Feste Regeln über diesen Wechsel lassen sich nicht gewinnen; für das Germanische werden Differenzen der Dialekte unter einander und nach aussen hin auf diese Weise verständlich: got. *taikns* zu *teihan* (die idg. Wz. *dik* mit der Nebenform *dig* cf. lat. *dignus*); ae. *faen* 'Betrug' neben got. *faihō* (idg. *pik* mit der Nebenform *pig*); as. *drukno* 'trocken' neben ae. *drýze* (idg. Wz. *dhruk* neben *dhruk*); ähnlich gr. *μῑγγυμι* zu skr. Wz. *miḡ*; lat. *dignus* zu *dico* ua.; germ. *manþjan* (ahd. *mendan*) aus Wz. idg. *mant* (aber mit Erweichung skr. *mand*) 'sich freuen'; ae. *hunþan* 'jagen' zu got. *hinþan* 'fangen'; auch lat. *mendax* zu *mentiri*. Es sind somit eine Reihe sicherer Fälle vorhanden, bei denen Nasalierung mitspielt.

b) Zu den vorgerm. Störungen zählen wir die scheinbaren Abweichungen der normalen Konsonantensprechung, welche in der Sonderentwicklung der verwandten Sprachen bedingt sind; vor allem kommt hier das im Griechischen und im Sanskrit beobachtete Gesetz in Betracht, wonach eine Wurzel nicht mit Aspirata an- und auslauten kann: got. *biudan* entspricht dem skr. *budh* gr. *πυθ*, insofern alle drei regelmässig aus idg. Wz. *bhūd* entwickelt sind; ebenso beruhen got. *bindan* skr. *bandh* gr. *πενθερός* auf der idg. Wz. *bhendh*; got. *deigan* skr. *dih* gr. *τεῖχος* lat. *figulus* auf der idg. Wz. *dligh*; ahd. *driogan* skr. *druh* auf idg. *dhriugh*; ahd. *buog* skr. *bāhū* gr. *πῑχυν* auf idg. *bhāghū*; ahd. *gēbal* auf Grdf. *ghebhala* gr. *κεφαλῆ*. Ausser diesen und ähnlichen von Grassmann KZs. 12, 81 erkannten scheinbaren Ausnahmen der Lautverschiebung bei doppelter Aspirata in der Wurzel wären noch mehrfache Einzelgesetze der übrigen idg. Sprachen zu erwähnen, durch welche das Lautverschiebungsgesetz scheinbar gestört wird; so ist z. B. im Skr. *h* für *g* in einigen Fällen eingetreten: skr. *aham* aber gr. *ἐγώ* = got. *ik*, skr. *hanu* aber gr. *γένυς* got. *kinnus*, skr. *duhitar* aber gr. *θυγάτηρ*, skr. *māhi* (*majmān*) aber gr. *μέγυ* an. *mjök* KZs. 11, 177. Über derartige Einzelgesetze der verwandten Sprachen ist auf Brugmann I zu verweisen.

c) Zu den intern germ. Störungen der Lautverschiebung gehören die Konsonantenverbindungen *kt pt tt* und *sk st sp*; das zweite Element dieser Verbindungen bleibt unverschoben, in *kt pt* tritt Spirans *χt ft* ein (die Verbindung *tt* ist besonders zu behandeln): vgl. got. *ahtau* gr. *ὀκτώ*, got. *nahts* gr. *νυκτ*; ahd. *sehto* 'der Sechste' gr. *ἑκτος*; got. *rahts* lat. *rectus*; ahd. *nift(ila)* lat. *neptis* skr. *napti*; got. *hliftus* gr. *κλέπτης*; got. *finfta* gr. *πέμπτος*; got. *hafts* lat. *captus*. Beispiele für idg. *sk st sp* = germ. *sk st sp*: lat. *vastus* ahd. *weusti*; lat. *piscis* got. *fisks*; lat. *hostis* got. *gasts*; ahd. *spchôn* lat. *con-spicio*; got. *speiwan* lat. *spūere*. Für idg. *skh sth sph* gilt germ. *sk st sp*: ahd. *spaltan* nach Pv. Bradke = skr. *sphōt sphuṭ* 'spalten'; ahd. *spurnan* skr. *sphur*; got. *skaidan* aus idg. *sqhuit* (gr. *σχιζω*); ahd. *stân star* skr. *sthā sthira*; ahd. *stollo* skr. *sthūmā* 'Säule'; ahd. *first* skr. *prsthā* 'Gipfel'. - Wir schliessen hieran die Behandlung von idg. *ks, ps*, die im Germ. als *hs fs* erscheinen: got. *tahswa* = lat. *deivus*, got. *sahs* = idg. *seks*; ahd. *wahs* idg. *wokśū* (gr. *ὀξύς*); ahd. *ahsa* 'Achse' aus idg. *aksā* (lat. *axis*); got. *auhsa* aus idg. *uks-* (skr. *ukšan*); ahd. *fahs* 'Haar' (skr. *pakṣa*); — ahd. *lifs* aus vorgerm. *lips-*; ae. *waefs* aus vorgerm. *wopsu-* (lit. *vapsà*). Ähnlich wird *t* vor *s* zu *s*; vgl. Suffix *sni* in got. *anabūsns* aus vorgerm. *-bhūsni* (zu got. *biudan*); got. *usbeisns* aus *-bhitsni* (zu got. *beidan*); auch ae. *wrasen* (ahd. *reisan*) aus *wraitsna* (zu ae. *werldan*); ferner ahd. *brōsma* 'Brocke' aus *bhroutsmen-* (ae. *brēotan*?); ahd. *rosamo* aus *rutsmen-* (Wz. idg. *rūdh*); ae. *pnādrēsn* 'timor' aus *-ētsni* (eigtl. *ps*, daraus *ss*; über den Wandel von *ss* in *s* s. § 16).



d) Germ. *ft ht* beruhen jederzeit auf idg. *kt pt*: in allen Fällen, wo *t* als Suffix als eine Wurzel auf Gutturale und Labiale tritt, war vorgerm. *kt pt* gesetzlich: got. *waurhts* 'gewirkt' aus idg. *wrktō-s* Wz. *wrg* (gr. *ῥῥον*); got. *dhūhtar* aus idg. *dhuktr* (: gr. *θυάτρη*). Daher got. *-gifts* zu *giban*, *sauhts* zu *sukan*, *rahts* (lat. *rectus*) zu lat. *regere*, got. *gaskasts* zu *skapjan*, *brāhts* *bauhts* u. s. w. zu *briggan þuggjan bugjan* u. s. w.

Eine Ausnahme bildet got. *gahugds* sowie die schwachen Praeterita as. *habla sagda*, die auf einem älteren Gesetz (idg. *gh + t*, *bh + t* = idg. *ghdh bhdh*) zu beruhen scheinen.

e) Idg. *t + t* hat im Germ. zunächst Verschiebung zu *þt* erfahren, eine Lautstufe, welche in lat. *Cati Chatti Chalthi* durchschimmert; in den altgerm. Dialekten ist dafür durchweg *ss* eingetreten: ahd. *Hissi*; vgl. got. *gaweiss* zu *waitan* (aus *wait-to-s*); got. *gayss* zu *gipan* (Grdf. *gweiti*); got. *hwassaba* zu *hwatjan* (Grdf. *gotto* Wz. *god*); weiteres über *ss* s. § 16.

f) Ein von Brugmann I § 527 aufgestelltes Gesetz '*t + k* im Wortinnern ergibt germ. *sk*' gründet sich auf Fälle, bei welchen ebensogut das germ. *sk* aus idg. *t + sk* gedeutet werden kann: an. *heiskr* 'bitter' kann aus idg. *bhoit-ko-s*, aber auch aus idg. *bhoit-sko-s*, ahd. *rasc* 'schnell' entweder aus idg. *rot-ko-s* oder *rot-sko-s* (altir. *rethim* 'laufe') gedeutet werden.

§ 12. Der gramm. Wechsel und Verners Gesetz. Während die idg. Grundsprache nur einen tonlosen Reibelaut (*s*) besitzt, weist das Germanische infolge der Verschiebung der idg. Tenuis und Tenuis Aspiratae (*t-th p-ph k-kh*) noch *ɣ f þ* auf; dieselben gelten ursprünglich gesetzlich an allen Stellen des Wortkörpers, haben aber unter dem Einfluss der vorgerm. Betonung, die nach § 18 im Urgermanischen noch herrschte, teilweise eine sekundäre Verschiebung zu den tönenden Spiranten (*ɣ d b z*) erfahren. «Die nach Vollzug der germ. Lautverschiebung vorhandenen vier harten Reibelaute *h þ f s* sind ausser in den Verbindungen *ht hs ft fs sk st sp* erweicht, wenn der nächst vorhergehende Sonant nicht nach der idg. Betonung den Hauptton trug». Diese von Paul PBB 6, 538 aufgestellte Formulierung der berühmten Entdeckung Verners KZs. 23, 97 sei zunächst nach der Richtung hin illustriert, dass wir Beispiele anführen, in denen die tonlosen Spiranten bei ursprünglicher Accentuierung des zunächst vorhergehenden Sonanten haften geblieben sind: got. *faihu* skr. *paçu*; got. *taihun* skr. *dācu* gr. *δέξα*; got. *brôþar* skr. *bhrātr*; ahd. *nēvo* skr. *nāpāt*; got. *simf* skr. *pāñca* gr. *πέντε*; got. *wulfs* skr. *vṛka* gr. *λύκος*. Die im Sanskrit bewahrte idg. Betonung lässt sich also auch im Germanischen erkennen, sobald eine Silbe auf einen tonlosen Spiranten ausgeht: got. *qīþ-us* aus idg. *gweþ-us*; got. *hals-a* 'Hals' aus *\*kólso-* (lat. *collum*); got. *nīhs* 'nahe' aus *nēgo-* u. s. w. — Ist die von einem tonlosen Reibelaut geschlossene Silbe ohne Accent gewesen, so entsteht dafür tönender Reibelaut, weswegen idg. *patēr svekrū kasō* zu germ. *fader sveyrū hazo* führen und zwar durch die Mittelstufe *fapēr sveyrū (hasō)* hindurch. Die so entstandenen tönenden Spiranten können nach § 13 mit Medien *g d b* resp. mit *r* wechseln: got. *hund* aus *hundō* = *hunþō* = gr. *ἕκατόν* skr. *catā*; got. *hardus* aus *\*harþū* = gr. *ῥατὺς*; got. *jugga-* für *junjā-* aus *\*juwenzō* (skr. *yuvacā* lat. *iuvenus*); ahd. *sawigar* skr. *ṣaṣṛū*; an. *ylgr* 'Wölfin' skr. *vṛkt*; got. *tigus* gr. *δένας*; got. *þrūlja* skr. *ṭṛīlya*; got. *fiþwōr* skr. *catwāras*; ae. *snoru* = skr. *snusā*; ae. *hara* 'Hase' = skr. *ṣaṣā*. Diese und andere Belege bei Verner a. a. O.

Beispiele für die Erweichung von *þ f χ* = idg. *th ph kh* sind wohl an. *fold* skr. *prthivī*; ae. *hrēddan* skr. *crathūy*; ae. *and* 'und' skr. *athu*; an. *mon-dull* zu skr. *manthā*; ahd. *nagal* skr. *nakhā*; mhd. *hübel* zend *kaofa* 'Berg'.

Da nach § 18 der vorgerm. Accent variabel war, d. h. innerhalb gewisser Formensysteme nach festen Normen wechselte, so können Wortstämme resp. Verbalwurzeln im Auslaut bald tonlose bald tönende Spiranten aufweisen. Diesen Wechsel nennt man seit Holtzmanns AdGr. 1868 grammatischen Wechsel, insofern er innerhalb der verbalen Stammbildung auftritt: ahd. *ziohan zōh*

*zugumēs gizogan, zīhan zīh zigumēs gizigan, dīhan gidigan*, ae. *seopan seāp sudon zesoden*, *forlēosan forlēas forluron forloren*, *drēosan zedroren*. Der hier zu Tage tretende Wechsel im Wurzelauslaut ist durch das Vernersche Gesetz erklärt; den darnach vorauszusetzenden idg. Accentwechsel zeigt das Altindische, darüber s. unten § 37. Dass auch die Factiva im Verhältnis zu den primären Verben grammatischen Wechsel zeigen (ae. *lōdan zu līpan*, got. *frawardjan zu wairpan* u. s. w.), ist auch durch die ind. Accentuation gerechtfertigt Verner KZs. 23, 120. Auch Doppelformen wie got. *ḡahan* : ahd. *dagēn*, ahd. *frāhēn* : *frāgēn* erklären sich durch alten Accentwechsel. — Derselbe Wechsel von tonlosen und tönenden Spiranten ist auch für die nominale Stammbildung bedeutsam; vgl. an. *ylgr* (skr. *vr̥kī*) mit got. *wulfs* (skr. *v̥r̥ka*); ahd. *swigar* (skr. *ṣvaçr̥ū*) mit ahd. *swēhur*; an. *haugr* 'Hügel' mit got. *hauhs* 'hoch'; Materialien s. *Stammbildungslehre* p. 105. Da auch innerhalb der Deklination Accentwechsel die einzelnen idg. Formen trennte (gr. *νόδα* : *ποδός*, skr. *mānuṣ* Locativ *manāu*, *sāna* Ablativ *sanāt* ua.), so kann ein Nomen innerhalb des Germanischen auch grammatischen Wechsel aufweisen § 47. — Unsere bisherigen Belege sind alle dem Wurzelauslaut entnommen; dasselbe Gesetz gilt aber auch von allen tonlosen Spiranten in Suffixen; aber die strenge Regel lässt sich hier nicht erkennen, weil hier zahlreiche Analogiewirkungen eingetreten sind; zu Gunsten einer Uniformierung sind nach dem Eintritt der germ. Accentgesetze entweder Formen eliminiert oder ursprünglich geregelte Doppelformen unverständlich geworden; z. B. sollten ursprünglich oxytonierte Maskulinstämmen wie gr. *νοστής* skr. *sūnūs* im Germanischen tonloses *s* als Nominativcharakter haben; aber alle Nominative (Sg. und Pl.) haben im Germanischen *z* gehabt nach dem Muster der paroxytonierten wie *wulfaz* (= skr. *v̥r̥kas*). Diese Erscheinungen gehören in die Formenlehre (§ 43, 46). Ausser dem Wortin- und Auslaut scheint gelegentlich auch der Wortanlaut von dem Vernerschen Gesetz betroffen zu werden, wie Bugge Sv. Landsm. IV, 2, 48 und PBB 12, 399 erkannt hat. Zahlreich sind anlautende *hl* statt und neben *fl* : hd. *flecken* nhd. *blecken*; oberd. *flach* md. *blach* (hess. *blacke* 'flache Hand', schweiz. *blacke* 'grosses Brett'); hd. *fladen* schweiz. *blaeder* 'Kuhfladen'; ahd. *blōz* 'superbus' = *flōzflīho* (got. *flauts*). Wahrscheinlich rührt der gramm. Wechsel im Wortanlaut eigentlich aus dem Gebrauch von Worten als zweite Kompositionselemente her (vgl. got. *du-ginnan* = aslov. *po-četi* 'anfangen'). Es erübrigt noch durch Belege zu konstatieren, dass germ. *ht ft pt hs fs ss sk sp st* durch das Vernersche Gesetz nicht betroffen werden; mit skr. *ukṣān* vgl. ahd. *ohso*; mit skr. *aṣṭāu* gr. *ὀκτώ* vgl. got. *ahtau* ahd. *ahto*; ahd. *nift* skr. *napti*; wichtig sind germ. *dohtr-* skr. *duhitṛ* und got. *liuhaf* : *liuhtjan* idg. *leukot-* : *leuktéj-*.

Dass germ. *sk st* regulär aus idg. *zg zd* verschoben sein können, darüber s. § 13. Bechtels Annahme, wonach idg. *st* im Germanischen zu *sd* durch das Vernersche Gesetz geworden sein soll, ist durch Kögel PBB 7, 192 widerlegt. Kögels Vermutung, wonach idg. *tt* im germ. *st* und mit grammatischem Wechsel *ss* werden soll (PBB 7, 171), ist nach PBB 9, 150 nicht stichhaltig. Sievers' Gesetz PBB 5, 149, wonach *hw* bei grammatischem Wechsel durch *w* vertreten wird, s. in § 15, wo auch über einen gramm. Wechsel von *jj* : *j*, *wō* : *w* (an. *Frigg* : got. *frijōn*) gehandelt wird.

Anm. Über Rask und Jakob Grimm im Verhältnis zur Lautverschiebung s. Paul in diesem Grundriss p. 86. Nachdem Rud. v. Raumer (*Gesamm. sprachwiss. Schriften*) s. 1 ff. der Phonetik eine hohe Bedeutung zuerkannt, hat man neuerdings, zumal seit Scherers Behandlung der Lautverschiebung zGDS<sup>1</sup> 32, durch lautgeschichtliche Parallelen wie durch theoretische Erwägungen die Probleme aufgeklärt. Während die phonetische Behandlung der idg. Verschlusslaute einfach und ohne besondere Schwierigkeit war, schwankte die Auffassung der idg. *gh* = germ. *g*, idg. *dh* = germ. *d*, idg. *bh* = germ. *b*. Scherer setzte tönende Reibelauten als Übergangsstufe, Paul hat das grosse Verdienst (PBB I, 145) die sprachlichen Beweise für diese Auffassung ausführlich vorgeführt und die Existenz der tönenden Reibelauten in grossem Umfange für das Altgermanische erwiesen zu haben. Braune lieferte PBB I, 513 eine weitere Stütze für die Theorie der tönenden Reibelauten aus dem

Wechsel *s* : *z* und einer genauen Betrachtung des grammatischen Wechsels, der zuerst von Holtzmann AdGr. I. 346 erkannt zu sein scheint. Verner fand KZs. 23, 97 die Lösung des Problems des grammatischen Wechsels, beseitigte damit die hauptsächlichste Ausnahme der Lautverschiebung und lieferte zugleich ein weiteres Beweismoment für die Theorie der tönenden Reibelaute. — Litteratur zur Lautverschiebung *s*, noch bei Scherer zGDS 2 122.

§ 13. Die urgermanischen Spiranten. 1) Aus dem Indogermanischen hat das Germanische nur einen tonlosen Reibelaut ererbt, das *s*. Innerhalb des Germanischen erfährt das idg. *s* eine Einbusse durch den grammatischen Wechsel (\**hazo* an. *here* neben ahd. *haso*, \**ausô* ahd. *ôra* neben got. *ausô*, ahd. *snura* aus idg. *snusâ* skr. *snusâ* u. s. w.). Beachtenswert ist, dass die idg. und auch die jüngere germ. Verbindung *sr* im Germanischen zu *str* wird: ahd. *strôm* zu idg. Wz. *sru* (skr. *sru* griech. *ῥρ*) 'fliessen'; ae. *Eostræ* (germ. \**Austrô*) 'Frühlingsgöttin' zu skr. *usrâ* 'Morgenröte'; got. *sveistr* Dat. Sg. = altind. *svasrî* 'der Schwester'; auffällig an. *stroðenn* Partiz. zu *serða*; hierher wohl auch got. *gilstr fôstr* (\**blôstr*) aus \**gelsr* für \**gelsro-* \**gelpstro*?

Über die idg. Sprachen verbreitet ist die Erscheinung, dass verschiedene Worte bald mit, bald ohne *s* im Anlaut auftreten: ahd. *spêhôn* lat. Wz. *spec* aber skr. Wz. *pag* 'sehen'; got. \**pakjan* lat. Wz. *teg* 'decken' gr. *πῆγνυ* lit. *stogas* skr. *sthaç*; lat. *tundo* got. *stantan* skr. *tud*; ahd. *hinchan* gr. *ἄνθεω*; ahd. *slêw* aslov. *lêvû* 'link'; an. *þrôstr* 'Drossel' lit. *strazdas*; ahd. *stêhhan* skr. Wz. *tig tij*; ahd. *latta* altir. *slat* 'Latte'; ahd. *lam* skr. *srâma*. Innerhalb des Germanischen begegnen mehrfach ähnliche Doppelformen: ahd. *stior* an. *þjórr*; ae. *protu* ndd. fries. *strotz*; an. *nef* ahd. *snabul*; ae. *mess* an. *suys*; mhd. *link* ndrrhein. *slink*; ae. *mellan* ahd. *smêlzan*; an. *melr* schwed. *smålg* 'dünnes Gras' mhd. *smêlthe smêlwe* (Grdf. idg. *s-melqo-*); Möller KZs. 24, 460 EStud. III. 157.

2) Ein tönendes *z* setzt Osthoff KZs. 23, 87 für die idg. Grundsprache in bescheidenem Umfange voraus. Die idg. Verbindung *zç zd* verschiebt das Germanische der Hauptregel gemäss zu *sk st*; vgl. ahd. *mûsca* an. *môskve* (gemeingerm. *mêsgen-* schw. n.) aus idg. *mêzg'en* = lit. *mazgas*; mhd. *mêisch* ae. *mâsc* aus vorgerm. *maizgo-* = aslov. *mêzga*; ahd. *Wascun* zu lat. *Vosegus*; ferner ahd. *nêst* aus *nizdo-* (skr. *nîda* lat. *nîdus*); ahd. *mast(boum)* zu lat. *mâlus* aus *mazdo-*; ahd. *geist mast* nach von Bradke KZs. 28, 295 = skr. *hêdas mêdas* aus idg. *ghaizdos mazdos*; an. *lesta* zu lat. *lucido* (idg. Wz. *laizd?*); got. *asts* griech. *ὄζος(όσος)* aus idg. *ozdo-*; ahd. *gërsta* lat. *hordeum* (*ghrzd?*); an. *þrôstr* lat. *turdus* (*tizd?*) lit. *strazdas*; mhd. *vist* lat. *pêdo* (idg. Wz. *pczd*) Fick BBeitr. 7, 94; got. *aistan* skr. *îd* Bartholomae BBeitr. 12, 91 (vgl. *Istaeovones* bei Tac. Germ. mit skr. *îdia* als Beiname der Agni).

Erhalten blieb der idg. *z*-Laut in vorgerm. *zgh zdh* = germ. *zç zd*: Grdf. *mazghos* n. = germ. *mazg(oz)* vgl. an. *mêrg* ahd. *marg* (aslov. *mozgû zd. mazga*); idg. *mizdho-* (skr. *mîdha* griech. *μῖσθo-ç*) *mizdhâ* f. (aslov. *mîzda*) got. *mizdô*; got. *gâzds* lat. *husta* Osthoff KZs. 23, 87; got. *huzd* lat. *custos* (Grdf. *kuzdh*); unklar ahd. *bart* lit. *barzda* (*bharzdhâ* = lat. *barba?*). Ähnlich sind die urgerm. *zd* zu beurteilen in ahd. *ort* an. *oddr*, ahd. *brort* an. *broddr* (altir. *brott* 'Stachel' aus *brusda*), ae. *hword* an. *haddr*, got. *razda*.

*z* ist im wesentlichen nur gotisch, die übrigen Dialekte haben *R* resp. *r*, soweit nicht Ausgleichungen oder sonstige Gesetze gewirkt haben. Durch antike Überlieferung wird an. *geir* ae. *gâr* auf *gaiza-* (lat. *gaesum*), ae. *glêr* auf *glêzo-* (lat. *glêsum*) zurückgeführt. Sonst sind Parallelformen mit *s* und *r* Beweise für urgerm. *z*: ahd. *ôra* aus *ausôn* (got. *ausô*), ahd. *beri* (: ndl. *bes* got. *basî*) aus *bazja-*; ahd. *flira* ae. *alor* gegen ndl. *els* got.-span. *aliso*; ahd. *irri* got. *atrzeis* skr. *irasyâti*. Beachte den beweisenden *R*-Umlaut in an. *hlýr* *dýr nýra* gegen ae. *hleôr deôr* ahd. *nioro*; an. *ver* ae. *weor* 'Meer' vgl. Bugge Tidskr. f. Filol. 7, 320. — Die Verbindung *zn* steckt in got. *razn* an. *rann* ae. *ærn* (und *ræn*); an. *hrönn* 'Meer' ae. *hearn* aus *hraznô-*. Für *rzn* aus *rsn* zeugen ahd. *hornûz* aus germ. \**horzn-* und ndl. *horzel* aslov. *srûsenû* 'Hornisse', ahd. *hirni* (aus \**hirzno-*) ndl. *hersen* (skr. *çîršan*). — *zm* wird urgerm. bereits zu *mm* assimiliert (unten p. 335): got. *im* aus \**immi* \**izmi* idg. *esmi*.

Wechsel von *s-z* im Suffix beweisen ac. *wulfas* ahd. *wulfâ* (aus *\*wulfâR*); germ. *faris(i)-fariz(i)* = ahd. *fēris* an. *ferr*; über Kasus- und Personalsuffixe s. § 43. 46; Nominalsuffix *-es* s. § 49.

Für die Entsprechungen skr. *tasyai* = got. *þizai* und skr. *tasyās* = got. *þizōs* nimmt Wickberg Acta Univ. Lund. XV, 3 ein Lautgesetz idg. *sy* = germ. *z* an; aber ac. *fiere* ist germ. *\*þaizjai*.

Zu diesen aus der idg. Grundsprache übernommenen und weiter geführten dentalen Reibelauten *s* und *z* erhält das Germanische durch die Lautverschiebung noch weitere *χ* *þ* *f* und *γ* *d* *b*.

3) Die tonlosen Spiranten des Germanischen gehen durchaus auf vorgerm. Tenues (oder seltener Tenues aspiratae) zurück; im Wortinnern weisen sie zudem stets auf die vorgerm. Accentuierung des zunächst vorhergehenden Vokals hin. Germ. *habaid* 'er hat' aus *k(h)abhaijēti*; got. *þragjan* an. *þriell* aus idg. Wz. *t(h)rēk(h)*; ac. *fēmmē* aus vorgerm. *p(h)aim-*. Inlaut: got. *maþa* aus vorgerm. *mat(h)en-*, ahd. *rīh* aus vorgerm. *rāik(h)os*, ahd. *rāvo* 'Sparren' aus *rēp(h)en* (Schradet KZs. 30, 469 erweist *rēphen-* durch griech. *ἐρέφα*).

Beachtenswert ist bezüglich des germ. *h*, dass es frühzeitig – wohl schon zur Römerzeit § 5 – zum Spiritus asper geworden; die römische Schreibung als *ch* (*Chario-*) beweist nichts dagegen (Kern Germ. Warden S. 5). Daher kann in der Kompositionslage *h* sehr früh verklingen: got.-lat. *carrago* 'Wagenburg' aus *carr-hagō* (vgl. ae. *bord-haga*); an. *einadr* zu *hardr*; ahd. *lūmo* an. *likame* gegen ae. *lic-homa*; an. *orvendr* 'linkshändig' zu *hond*; run. *HaukufuR* aus *\*haug-hapuz*; an. *Nífuþr* gegen ae. *Níþ-lād* (aus *\*Níþ-haduz*); an. *úlfud* aus *\*wulf-hugd*; an. *Gunnar* = an. *Gúþ-here*; über got. *þús-undi* an. *þús-hundrad* Lex. Sal. *þus-chunde* s. § 60. Weiteres s. ZfdA 3, 142; PBB 14, 585. Auch der Umstand, dass das Runenzeichen *h* dem lat. *h* entstammt, spricht gegen rein gutturalen Lautwert.

4) Die tönenden Reibelaute des Urgermanischen, welche entweder durch das Vernersche Gesetz aus tonlosen urgerm. Reibelauten oder aus idg. Mediae aspiratae entstanden sind, sind zu einem grossen Teil bereits gemeingerm. zu Medien geworden. Darüber vgl. Paul PBB I, 147. Anlautend sind *b* und *d* nur als Verschlusslaute bezeugt, ja für anlautendes Spiranten *b* und *d* spricht überhaupt kein historisches Zeugnis ausser vielleicht nach Wimmer Run.<sup>2</sup> 108 der Ursprung der Rune *þ* aus lat. *D*; wir kennen nur tönende Verschlusslaute *b* und *d* im Anlaut, hier sind die tönenden Spiranten rein hypothetisch, aber sichere Postulate der Theorie der Lautverschiebung. Ganz dasselbe gilt von *b* und *d* nach den gleichartigen Nasalen; also nur *mb*, *nd*. Als germ. Grundformen sind daher anzusetzen *bindan* (aus *\*bendan*), *dumbaz* (got. *dumbs* an. *dumbr*) aus *dumba-z* u. s. w.; auch inlautende *ld* und *zd* (für eigentlich *ld zd*) gelten für das ganze germ. Gebiet: got. *kalds* an. *kaldr* westgerm. *kald*, got. *huzd* an. *hoddr*. *rd* bewahrt das Nord. (*gard bord*) gegen got.-westgerm. *rd* (got. *baird gards*); postvokalisch bewahren das Gotisch-Nordische die Spiranten *b d*; im Altnordischen zeigt sich in Übereinstimmung mit dem Angelsächsischen und Altniederdeutschen in- und auslautendes *b*. *γ* hat im Anlaut gemeinwestgerm. spirantische Funktion, desgleichen im In- und Auslaut. Das Genauere hierüber gehört in die Geschichte der Einzeldialekte.

§ 14. Die idg. Gutturale im Germanischen. Ausser den bereits behandelten Regeln, wonach Verschiebungen der idg. Gutturale eingetreten sind, bedürfen noch zahlreiche Erscheinungen der Besprechung, welche das Germanische charakterisieren. Besonders ist der Zusammenfall der beiden idg. Gutturalreihen (Brugmann I § 380) im Germanischen hervorzuheben: die germ. *k h g* können auf beide idg. Gutturalreihen zurückgehen: got. *juk* (skr. *yuga*), ahd. *chuo* ae. *cū*, got. *kaurus* beruhen auf idg. Wurzeln mit velarem *g*, während *k* in got. *akrs* (skr. *ajra*), *kunnan* (skr. Wz. *jan*), *kinnus*, *ik* auf palatalem *g* beruht; so ist *h* in got. *harjis*, *haidus*, ahd. *hrēf*, *naht*, *halsa* idg. *kʷ*, dagegen idg. *kʷ* steckt in dem *h* von got. *hund* (skr. *gata*), got. *hliuþ* (zu skr. Wz. *gru*), an. *hjarse* (skr. *gīršan*). got. *aibra-* (skr. *aśva-*), got. *swaihra*, *ahlaus* u. s. w.

Im Allgemeinen kann demnach die genaue Provenienz der germ. Gutturale nur aus den verwandten Sprachen, besonders dem Slavolettischen, Armenischen und Indoiranischen erkannt werden; wir können hier nicht darauf eingehen, wie die letztgenannten Sprachen über die

germ. Gutturalreihen Aufschluss ergeben; darüber vgl. Brugmann I § 380. Nur die Fälle sollen hier zur Sprache kommen, in denen der idg. Unterschied von zwei Reihen im Germ. noch zu Tage tritt. Während die idg. Palatalreihe durch nichts innerhalb des Germanischen charakterisiert wird, zeigt die velare Reihe des Indogermanischen im Germanischen wie im Südeuropäischen und Keltischen Labialisierungen, indem sie nicht bloss durch *k h g*, sondern auch durch *kwo kwo gw* und *p f b* repräsentiert wird: wo immer im Germanischen sekundäre Labialisierungen vorliegen, ist von den idg. Velaren auszugehen. Dabei ist selbstverständlich von Fällen wie got. *aiba-* 'Pferd' = skr. *agva-* (idg. *ekwo-*) oder von got. *hwapō* 'Schaum' zu der skr. Wz. *krath* abzusehen: die germ. *kwo kwo* können zuweilen echtes uridg. *w* aufweisen, was möglicherweise für lat. *aqua* got. *akra* oder für got. *afhwapnan* *krassaba* *krōta* *krōpan* u. A. gilt.

1. Die Entwicklung der Velare zu *kwo gw ghw* treffen wir auch im Griechischen, Lateinischen und Keltischen (vgl. Brugmann a. a. O.). Im Germanischen ist dieselbe im Anlaut eingetreten vor idg. *ǵ* *ǵ* und nach Möller PBB 7, 482 auch vor idg. *ā*, während sie vor idg. *ō* *ū* unterbleibt. Chronologisch ist wichtig, dass die Labialaffektion während des Bestehens des idg. Vokalismus stattgefunden hat; denn nur vor germ. *a* = idg. *a* tritt sie ein, nicht auch vor germ. *a* = idg. *o*; gleiches gilt von germ. *ō*: germ. *ō* = idg. *ā* hat Labialaffektion vor sich, bei germ. *ō* = idg. *ō* unterbleibt sie. Idg. *g<sup>h</sup>wo-* (skr. *jāva*) got. *qīwa-*; idg. *g<sup>h</sup>enā* (skr. *gnā*) got. *qinō*; idg. *g<sup>h</sup>ēni* (skr. *jāni*) got. *qēns*; vgl. got. *qiman* idg. Wz. *g<sup>h</sup>em*; ahd. *quērdar* 'Köler' zu gr. *ῥορά?* ahd. *quērchala* (lat. *gurgula*); ae. *cwidu* 'Haut' ski. *jatu*; got. *qairnus* lit. *girna*; ahd. *quēlan* *quāla* idg. Wz. *g<sup>h</sup>el* (lit. *gēlli*); ae. *hwēr* 'Kessel' skr. *carū*; an. *hrēl* ae. *hrēol* aus idg. *k<sup>h</sup>ekro-* (skr. *cakra*); ae. *hwōsta* 'Husten' idg. *kās* (skr. *kās*); nach Bezenberger BBeitr. 5, 175 gehört got. *kara* zu ahd. *quēran*.

2. Im Inlaut lassen sich feste Regeln über diese Labialisierung nicht mit Sicherheit ermitteln; wahrscheinlich haben hier jedoch die gleichen Regeln gewirkt wie im Anlaut, sind aber infolge des Suffixaltautes verdunkelt oder verwischt. Belege: got. *leihan* *sailhan* *siggwan* *siggan* *stigan* *iqgar* *napas* *riqis*. Aus dem An. vgl. *klokkva* 'stöhnen', *þryngva* 'dringen', *nykr* (ahd. *nichessa*), *dekk* 'dunkel', *mjörkve* 'Dunkelheit', *ökkeinn* 'geschwollen'. Die westgerm. Sprachen beweisen die Labialaffektion im Inlaut nur in seltenen Fällen durch Geminationserscheinungen (§ 33); aber in Fällen wie ahd. *ancho* 'Butter' (lat. *unguen* altir. *imben*), ae. *mcarg* (aslov. *mogū*) lässt sich im Westgermanischen kein Kriterium für *q* finden; für *ing* liefert das Altfriesische nach Leffler *V-Omljudet*, S. 24 volle Beweise (*siunga*). In zahlreichen Fällen fehlt überhaupt innerhalb des Germanischen (und sonst) jegliche Spur von Labialaffektion; für germ. *ligjan* *juka-* *aukan* *biugan* *daga-* *brūkan* *bērgan* können meist nur auswärtige Formen wie aslov. *līg* skr. *yuga* *ugra* *bhug-nā* *dagdha* (Wz. *dah*) *bhūnakti* asl. *bręga* den Charakter des Gutturals beweisen; ob in Fällen wie ahd. *troum* zu *triogan*, *zoum* zu *ziohan*, an. *laun* zu *ljuga* auf *yw* (skr. *drugdha* zu Wz. *druh*, aslov. *līgati*) deutet und damit *g<sup>h</sup>h-k<sup>h</sup>* erwiesen wird, ist unsicher; vgl. noch an. *ljōme* mit skr. Wz. *ruc ruk*. Für die Verbindung germ. *ht* und *hs* lässt sich mit germ. Mitteln der Ursprung des Gutturals nie direkt ermitteln: für *toht-* *ahtau* *naht-* *rēhta-* oder *sehs* können nur andere idg. Sprachen den Ursprung des Gutturals erweisen. — Anlautend kann nie *sgw* erscheinen; anlautendes germ. *sk* steht für *sk<sup>1</sup>* und für *sk<sup>2</sup>* (aber für den Inlaut vgl. an. *mskve*).

3. Für das an Stelle von *hwo* nach Verners Gesetz zu erwartende *gw* zeigt das Germ. nach Sievers PBB 5, 149 (Osthoff PBB 8, 256) *w*; dieses *w* ist somit grammatischer Wechsel zu *hwo*: ahd. *gisēwan* *gilēwan* und *gesēwan* als Partizipia zu Wz. *sehwa* 'sehen', Wz. *liho* 'leihen', Wz. *sikho* 'sehen' (ae. *seohhe* aus \**schwōn*); ae. *hweorwol* aus \**hwe-wol* skr. *cakra*; ahd. *zāwa* 'Tinctura' zu *zēhōn* (Wz. *tēhwa*); ahd. *twa* ae. *coh* 'Eibe'; ae. *mūga* *mūwa*; mhd. *zēhe*: *zēwe* = nhd. *tēhe-tēwe* 'Leh'; ahd. *dwērah-dwērawēr*, mhd. *schēlch-schēlwer* (an. *skjalgr*); mhd. *smēlche* *smēlwe*; nach den Konsonanten *r l* kann *w* ebenso mit *hwo* wechseln vgl. as. *midfyrre* zu got. *fairhus*; angl. *horh* *horwes* und *holh* *holwes*; *earh*-*earwe* 'Pfeil' Sievers PBB 9, 232 (aber an. *firar* aus *firhjoz*, nicht *firhwojōz*); Vokalisierung des so entstandenen *w* zeigt sich in got. *jūleis* zu ae. *Geohhol*; an. *hjol* ae. *hweol* (aus *hweulo* = *hwe-wulo*) skr. *cakra*; got. *siuns* aus *seywenti* zu Wz. *sehwa* 'sehen'; ahd. *ouwa* aus \**auwō* 'aywō' zu got. *ahwa*; wol auch ahd. *dionōn*: *dēgan*, an. *fjōna*: *fēgn*, ahd. *boum*; got. *bagms* dürften so zu erklären sein.

4. Durch sekundären Lautübergang (Hildebrand DWb. V, 5; Bechtel *Sinneswahrnehmgn.* p. 74) sind die gemeingerm. *gw* *hw* noch vorhistorisch zu *p f b* geworden; vielleicht ist es richtiger diesen Prozess vor die Lautverschiebung zu legen und eine Entwicklung von idg. *q* über *kwo* zu *p* = germ. *f* anzunehmen. Assimilierende Einflüsse benachbarter labialer Konsonanten und Vokale (*u eu*) dürfte den Übergang bewirkt haben. *w* innerhalb des Wortkörpers scheint gewirkt zu haben in got. *fidwōr* aus \**petwōres* = \**getwōres* (lat. *quattuor*, skr. *cakāras*); got. *wulfs* aus \**wulpe* = \**wolpe* (skr. *vrka*, an. *ylgr*); ahd. *zwōro* (neben *zwōho*) aus *dwōipen*-*dwōikwen-* (ae. *getwōfan* got. *twōifs*); got. *sweihan* 'aufhören' zu ahd. *swēzen* (idg. Wz. *swēg*); got. *ubizwa* neben an. *ux ups* nordfris. *veksan* (Grdf. idg. \**ugetwā*); got. *wairpan* skr. *vrj* aslov. *vrīg*; ahd. *fērāla* zu lat. *quercus* ('*perku-*) engl. *weisp* neben ahd. *wisc* (Grdf. \**wiskwe-*); got. *twalif* lit. *dwalika*; got. *fims* aus idg. *penke* Fick KZs. 21, 44. Aber beachte auch an. *kríkuvende* = skr. *jāgat* 'lebendig'.

Nach *u* zeigen sich dieselben Erscheinungen — Labiale an Stelle von Gutturalen — allerdings weniger sicher; hier scheinen Doppelformen neben einander herzugehen wie got. *auchus* ahd. *auwan*; ahd. *hovar* mhd. *hoger* 'Buckel'; ae. *sūpan* *sūcan*; ae. *crēpan* ahd. *kriohhan*; aschwed. *sufl* *suglt* 'Vorkost'; ae. *hopian* neben *hyht* 'Hoffnung'; got. *raupjan* zu skr. Wz. *ruj(rug)*. Idg. *qt* erscheint germ. als *ft* (und *ht*) in mhd. *stiften* (ae. *stihstan*); mhd. *swiften* 'beschwichtigen' zu *swigen*; an. *leiptr* 'Blitz' zu mhd. *wöterleichen*. Einige Einzelfälle sind noch got. *paūrþ* aslov. *torgūþ* agutn. *hagri* aschwed. *hafri* 'Hafner'; mhd. *strunc* *strumpf*; mhd. *schrumpfen* ae. *scrincan*. Weitere Materialien gibt Fick BBeitr. V. 169.

§ 15. Die unverschobenen Konsonanten. 1) Die Nasale (Brugmann I, § 213 ff.). Die idg. Nasale bleiben gemeingerm. im wesentlichen ungeändert: got. *gamains* lat. *communis*; ahd. *manōn* lat. *monere*; got. *sunus* skr. *sūnis*; got. *nahts* griech. *νῆξττ*; got. *mizdō* griech. *μισθός*; ahd. *mūs* lat. *mūs*. Das idg. *m* erleidet germ. Einbusse durch Übergang in *n* a) vor germ. *d*: got. *skanda* zu *sik skaman*; ahd. *sant* aus germ. *sanda-* = griech. *ἄμυθος* (baier. *samp* *sampt* aus germ. *samada-*); ae. an. *sund* 'das Schwimmen' zu Wz. *swem* (an. *symja* got. *swimman*); got. *tahun* ahd. *zahan* aus idg. *dēkmt* *dēkomt* § 60; an. *samkunda* 'Gelage' zu *koma* 'kommen'; über *mft*: *nd* in *ramft*: *rand* s. Möller PBB 7, 477. — b) Im idg. Wortauslaut wird *m* zu *n* (Schleicher § 200): got. *þan-a* = skr. *tan* (lat. *istum*), got. *þan-a* = skr. *kan*; so steht auch run. *worahthō* *twēidō* für *ō-n* = ursprünglich *ō-m* und got. *wulfē* *gibō* für *-ēn* *-ōn* = ursprünglich *-ēm* *-ōm*; s. die Lehre von den Auslautsgesetzen § 28.

Vorhistorisches *n* erleidet in unbetonter Silbe nach *i* Wandel zu *l*, doch teilweise unter Schwanken der Dialekte: lat. *asinus* got.-germ. *asilus*; lat. *calinus* got. *\*kōtilus*, doch auch ahd. *\*chizzi(n)*; ahd. *igil* gr. *ἰχίλος*; ahd. *chumil* lat. *cumīnum*; ahd. *wirtil* aslov. *vrěteno*; mhd. *kuchel* lat. *coquina*, aber auch ahd. *chuhlīna*. Beachte die Doppelformen as. *hēban*: *himil*; ae. *Wōden* *Wōdelzēat* (mhd. *Wuoten* *Wūetelgōz*); ahd. *tengan* ae. *dýgel*; ahd. *lugal* und got. *himins* verdanken ihr *l* resp. *n* dem Einfluss ihrer Nebenformen. — Einigemale geht *n* durch assimilatorische Einflüsse in *m* über, wenn ein Labial im Wortkörper steckt: auch hier zeigt sich ein Schwanken der Dialekte: ahd. *farn*: ae. *fiarn* 'Farnkraut' = skr. *parnū*; mhd. *pfriem* ae. *prēon*; ae. *fām* ahd. *feim* = skr. *phēna*; ahd. *muoma* = an. *mōna* andd. *mōna*; ahd. *hodam* *widuma*. —

Einbusse erleidet *n* noch durch Verklingen nur vor urgerm. *χ* = *h*, wobei zunächst Nasalvokal eintritt: *āχ* wird durch das ae. *ō* (Umlaut *ā* *ō*) erwiesen in *fōn hōn* aus *\*fāhan hāhan*, *brōhte* *þōhte* aus *\*brāhte* *\*þāhte* Sievers AnglsGr. 2 § 67. Die in der eddischen Abhandlung 'um stafrōst' bezugten Nasalvokale (Holtzmann AdGr. I, 57) wie *ora* (aus *jūhizō*), *fēr* (aus *fāhis*), *þel* (= ahd. *fīhala*) u. s. w. behandeln Lyngby Tidskr. II, 317 und Bugge NArk. II, 230; aus einem schwed. Dialekt werden die gleichen agerm. Nasalvokale bestätigt durch Norcen NArk III, 1 ff. Sonst zeigt sich nur Ersatzdehnung (nicht Nasalvokal), und ihre nasale Provenienz lässt sich nur bei grammat. Wechsel (*-h*: *ng*) erkennen (vgl. ahd. *dīhan* aus *þīhan* cf. das ac. Partic. *zefungen*); auch zeugen ahd. *bringan dunken* für eigentlichen Nasal in *brāhta*, *dūhta*. Nhd. *anhorn* (Adelung Nemnich), in Ostthüringen üblich, weist für ahd. *āhorn* Entstehung aus *āhorn* nach. In allen diesen Fällen ist urgerm. — bis über die Dialektspaltung hinaus — unzweifelhaft Nasalvokal anzunehmen, also *fāhan jūhizō* *fīhlō* *brāhtō*. Durch etymologische Gründe wird urgerm. Nasalisierung erwiesen für got. *þeihs* 'Zeit' (= lat. *tempus*, vgl. auch ahd. *dūng*) und got. *þeivō* 'Donner' (zu aslov. *tača* 'Regen'). Vgl. unten § 25, 5.

2) Die Liquiden (Brugmann I, § 254). Die idg. *l* und *r* treten im Germanischen auf in völliger Übereinstimmung mit den idg. Sprachen Europas: griech. *πολύ* got. *filu*; lat. *alius* got. *aljis*; griech. *λαρῶν* got. *bileiban*; lat. *vir* got. *walr*; lat. *frāter* got. *brōþar*; lat. *grānum* got. *kairn*; lat. *cornu* got. *hairn*. Über nord.-westgerm. *R-r* aus *z* s. unten § 30. Wechselbeziehungen zwischen *r* und *l* sind für die urgerm. Zeit nicht nachweisbar.

Beide idg. Liquiden erleiden innerhalb des Gemeingermanischen keinerlei Einbusse, auch keinerlei wesentlichen Zuwachs (germ. *l* aus *n* s. oben). Ein scheinbarer Ausfall von wurzelhaftem *r* nach Labialen muss auf unbekannte gemeinidg. Ursachen zurückgehen: ahd. *sprēhhan*

*spēhhan* ae. *spēcan* *spēcan*; ahd. *waso* mhd. *wase*; hess. *spenge* westfäl. *sprenge* 'spärlich'; ae. *weccean* *worcean* 'wecken' (nordfries. *wreakan* 'wach'); an. *vixl* ae. *wrixl* (ahd. *wīhsal*); an. *vá vrá* 'Winkel'; got. *wāhs* me. *wrong*; ae. *pētiz* *prätiz*; me. *picchen* *prikin* 'stechen'; ae. *spēca* mhd. *spreckel* 'Flecke'; ahd. *spahha* ae. *spree*; an. *veit* aschwed. *vreter* 'Streifen'. an. *veina* 'wiehern' aschwed. *venskas* Noreen § 211 a. 4 (beachte lat. *frango* altir. *bongaim*) mhd. *wēcholler*; *rēcholler*; schwäb. *pfellen* baier. *pfirille*.

Anm. 1. Ähnlich scheinen mhd. *schrank* stollfränk. *schank*, an. *skokkr* an. *skukka*, ae. *serincan* 'einschrumpfen', mhd. *stumpf* *strumpf*, hess. *stuntz* *strunz* sich zu einander zu verhalten.

Anm. 2. Bei *l* sind parallele Erscheinungen aus alter Zeit nicht bezeugt: jüngeren Datums sind die Doppelformen alemann. *glufe* *gufe*; md. *plumpe* *pumpe*; spint *splint*; me. *splott* *spott* 'Fleck'; me. *placche* *pacche* 'Flick'.

3) Die Halbvokale. Im Gegensatz zu andern idg. Sprachen (Brugmann § 117) zeigt das Germanische nur einen Jodlaut; im übrigen bestehen *j* und *w* in Übereinstimmung mit den meisten idg. Sprachen: got. *juk* lat. *jugum* griech. *ζυγόν*; got. *jūs* skr. *yūyam*; got. *juggs* lat. *juven-cus* skr. *yuvācās*; got. *frija*- skr. *priyā*; got. *viduawō* lat. *vidua* skr. *vidhāvā*; got. *aines* lat. *aerum*; got. *awistr* zu lat. *ovis*; got. *awō* zu lat. *avis*; an. *ttvar* skr. *dēvas*.

Im Anlaut nach Konsonanten ist wurzelhaftes *j* als Konsonant im Germanischen völlig unbekannt; es gibt keine germ. Wurzeln, die den ind. *cyu tyaj syand* u. a. entsprechen, und Formen wie skr. *syū-tā* 'genäht' (zu got. *siujan*) kennt das Germanische nicht.

*w* erscheint urgerm. im Wortanlaut auch vor *l* und *r*: got. *watōn* 'gehen', *wērōhs* 'Anklage'; *weripus* 'Herde'; *werikan* 'verfolgen'; ae. *wryncel* 'Runzel'; *wērāna* 'Hengst'; *writan* 'schreiben'; *wrōt* 'Rüssel'; *wrēnna* 'Zaunkönig'; me. *wraulen* oberd. (schweiz.) *rauln* bair. *rauln* 'schreien' (von Katzen); me. *werpung* 'ungerecht', me. *wera* 'Winkel' (adän. *vrá* ?); me. *wriste* (ae. *wyrst*) 'Handrister'; *werc* 'List'; as. *werisi* 'Riese'; an. *rōt* (aus *\*werād* = lat. *rād-ix*); got. *welits*; ae. *welacu* *welisp* *welone* *welatian* *wlōh*.

Inlautendes *j*. Nach Sievers-Hübschmann KZs. 24, 362 (PBB 5, 129) wechselt postkonsonantisch *j* mit *i* nach langer Silbe (-jo, aber -io) uridg. Das Germanische hat diesen Wechsel aufgehoben und überall *j* lautgesetzlich eingeführt: im Germanischen ist nicht bloss idg. *medhyo-* (skr. *mādhyā* griech. *μέσος*) zweisilbig *\*midja-* (got. *midja-*), auch germ. got. *niþja-* aus idg. *neþtyo-* Osthoff Perf. 464; ja idg. *trétio-* 'dritter' (skr. *trītya* zend. *prītia* Hübschmann KZs. 24, 354) ist germ. got. *pridja-*. Für konsonantisches *j* in der Verbindung *ndj* spricht die mehrfach bezeugte Tatsache, dass *d* schwindet (allerdings bestehen Nebenformen mit erhaltenem *d*, offenbar unter dem Einfluss der Suffixform *ndi*): ae. *synn* ahd. *suntea* aus urgerm. *sun(d)jō-* (nsg. *\*sundi*); got. *sunja-* zu ae. *sōd* (skr. *satya* zend. *haiþya* Hübschmann KZs. 24, 355 idg. *sptyō-*); ae. *werenna* 'Zaunkönig' aus *\*weran(d)jan* (ahd. *wērēndo* Steinm. Virgilgl. 44<sup>b</sup>); as. *hēnginnia* 'Zustand des Hängens' zum Partizip vorgerm. *kankent-i*; ahd. *hērianna* 'Hebamme' ein uraltes Partizipium *kāpyontyā-* 'die Hebende' (zu got. *hafjan*); ahd. *lungunna*: andd. plur. *lungundian* AdGl. II, 718; vielleicht verhält sich ahd. *wunna*: an. *ynde* = as. *suntea* ae. *synn*: an. *synd*, so dass nach Stammb.-L. § 126 vorgerm. *won(c)tya-* *swon(c)tya-* vorzusetzen wären. Man beachte noch mhd. *virgunt* zu got. *fatrguni*? got. *brunjō* ahd. *bruni(u)* zu altir. *bronn* 'Brust' aus *bhrondh-*? ahd. *sinna* zu *zand* an. *tindr*? Vielleicht findet hier ahd. *pfentine* *pfenninc*, ahd. *trēnnila* ae. *trēndel* seine Erklärung, indem die Grundworte *pandjo-*: *pandio-*, *trandjo-*: *trandio-* vorzusetzen sind; über got. *bisunjanē* s. PBB 10, 444.

In diesen Fällen, deren Mehrzahl keinerlei Zweifel zulässt, ist *j* auch nach langer Silbe nicht vokalisches, sondern konsonantisches gewesen (Brate BBeitr. 11, 196). Das gleiche wird erwiesen durch die im Ahd. häufige Konsonantendeckung (s. unten § 33) nach langer Silbe: *hōrrēn gilouppen irlōssen* u. s. w. aus *\*hōrrjan* *\*gilouhjan* *\*irlōsjan* § 33. Konsonantisches *j* nach langer Silbe wird endlich auch durch den von Mahlow AEO 29 erkannten Ausfall von *w* in

got. *stôjan* aus \**stôwjan*, *tôja-* aus \**tôwja-* (ahd. *ei* aus \**êj* für \**êwjo-* : \**êwjo-* in griech. *ῥῥῶρ*) erwiesen. Im Westgermanischen ergibt sich aus den Geminationserscheinungen, dass *j* nach kurzer auf *r* schliessender Silbe Vokal wird (*nerrian*, doch fränk. *nerren*).

Durch Kontraktionserscheinungen schwinden die idg. *j* und *w* im Germanischen nur in geringem Umfang, weswegen Gesetz und Chronologie dafür kaum mit Sicherheit zu ermitteln ist. Vgl. got. *harrô* aus idg. *bherôwes* (skr. *bhârâwas*)<sup>2</sup> ae. an. *sól* 'Sonne' neben lat. *sól* einerseits und got. *saul* gr. *ἄλιος* andererseits? an. *stórr* 'gross' skr. *stharirâ* 'fest'? ae. *tól* 'Werkzeug' aus \**tôwel-*? germ. *junga-* 'jung' aus \**jacwunga-* (idg. *yacwōk-* skr. *yacā-*) sowie ahd. *ôheim* (ae. *êam*) aus germ. *awunh-* idg. *awonko-* (lat. *avunculus*) und got. *fidurda* aus idg. *getwerthō-* behandelt Mahlow AEO 43.

*j*-Schwund infolge von urgerm. Kontraktion dürfte stecken in (got.)-germ. *friz* aus *frijiz* 'drei' aus idg. *trīyes* (skr. *trīyas*), *gastiz* 'Gäste' aus \**ghostejes*, germ. *friz* 'frei' aus \**prives* (skr. *prīyā-*); germ. *hauciz* (got. *hauseis*) aus \**kausejes*; got. *hairau* aus \**beraju-* idg. *bheroyam* nach Paul PBB 4. 378. -- Got. *gastē* Gen. Plur. (vgl. ae. *lōda* aus *leudōn*) zeigt *ē* aus *ejēm* contrahiert (cf. got. *sunikōē*). Ein gelegentliches Schwanken der *i*-Deklination in der *a*-Deklination findet vielleicht durch ähnliche Annahmen eine Erklärung: zu got. *haimi-m* Nom. Pl. *haimōs* (*ōs* = *ōjes*); zu got. *weigi-m* Nom. Plur. *weigōs* (*ōs* = *ōjes*); zu den *i*-Stämmen auf *ini* (got. *laisins*) lauten die Nom. Plur. got. *-einōs* (*laisinōs*) = ahd. *-inā* (*hōlinā fystinā*); wahrscheinlich wechselten nach ähnlichen Normen wol auch got. *aiwō-* : *aiwō-*, *saiwō-* : *saiwō-*. Beim schwachen Verbum spielen die Kontraktionen eine Rolle, indem idg. *-ojesi* *-ajesi* *ejesi* im Germanischen eben durch Kontraktionen zu *ōz(i)* *aiw(i)* *iz(i)* verschmolzen sind (unten § 41).

Durch Vokalisierung erleidet *w* nach gemeinidg. Gesetzen Einbusse, resp. Zuwachs durch Entstehung aus *u* resp. Umwandlung zu *u*; vgl. germ. *swēn* 'Schwein' zu *sū* 'Sau'; ae. *oter* 'Fischotter' zu *water* 'Wasser'; an. *sofa* 'schlafen' zu *swœfn*; got. *aurtigards* ae. *ortzeard* (ahd. *orōn*) zu ahd. *wourz*; ahd. *sumpf* engl. *swamp*; got. *fidurō-* : *fidur-*; ahd. *swella* ae. *syll* 'Schwelle'; mhd. *ürte* 'Leche' zu *wirt*; an. *soppr* *swoppr* 'Ball'; ahd. *swarga* neben *sarga*; ae. *sulh* kent. *swulung* (Grdf. *swalk-*); an. *soria* 'schwarze Farbe' zu *swartr*; ae. *dol* neben *dwola*; ae. *dwæc* *-dysig*; ae. *sund* 'das Schwimmen' aus Wz. *swēm*; ae. *āsolcen* zu mhd. *swēken*; ae. *ācollen* zu mhd. *quellen*; ahd. *gidungun* zu *dingun*. Über die Assimilierung von *nu* *no* zu *nn* s. § 16. Beachtenswert ist *w* als Konsonant in germ. *twai* 'zwei' gegen gr. *duo* (aber *δύωδύω*) lat. *duo* zend. *dua* (skr. *dua* und *dwa*); andererseits germ. *nūja-* 'neu' gegen skr. *naṛya* *naṛīya* (lat. *Novius*). got. *siuwa* = skr. *śrīvā-mi*, got. *frauja* skr. *pūrva* u. s. w. — Einige idg. *w* erscheinen im Germanischen als *γ* (Bugge PBB 13. 504), ohne dass sich eine strenge Lautregel erkennen liesse; folgende sichere Fälle zeigen diesen Wandel in der Lautfolge *twai*: ahd. *jugund* ae. *ƿegop* zu lat. *juvenis*; as. ahd. *jugiro* 'jünger' aus *ƿuwojes-* § 58; as. *bruggia* aus *brāwō-* (an. *brú* altgall. *brīva* 'Brücke' — ahd. *brāwa* 'Braue'); as. *muggia* aus *mucō* (gr. *μυα*); ae. *sugu* aus \**swō-* = *sū* 'Sau'; got. *siugil* (Runenname) an. *sjǫzel* 'Sonne' aus \**swaił* (= skr. *śiār*) neben \**sōwił* (got. *sauil*). Ebenso verhält sich as. *nigun* an. *nizon* 'neun' aus \**nīwan* zu ahd. *nīwan* lat. *novem* s. § 60. — Auslaut vor *r* erfährt *w* gemeinerm. nach Mahlow 30 in *stôjan* aus *stôwjan* (got. *stôjan* ahd. *stuen*); in got. *tôja* datsg. aus urgerm. *tôwja* (cf. an. *tēja*); für *ē* vermutet Mahlow das Gleiche, indem er ahd. *ei* aus urgerm. *êwja-* (: idg. *êwjo-* gr. *ῥῥῶρ*), ahd. *kreia* (neben *krēwa*) aus *krēwja-* erklärt. Den gleichen Verlust von *w* erkennt Mahlow 30 noch in got. *hardja-*, *sulja-* aus \**hardwja-* \**sūtwja-* (Grdf. *hardu-* *swōtu-*), ferner in ahd. *faturew* aus \**fadur(w)ja* = skr. *pitr̥ya*.

*j* und *w* erfahren gemeinerm. im Inlaut nach kurzem Wurzelvokal eine von Holtzmann Isid. 129 AdGr. I. 109 erkannte Verschärfung, die für den Unterschied von Ost- und Westgermanisch (Zimmer ZfdA 19. 405) einige Bedeutung hat: Beispiele got. *twaddjē* an. *treggja* ahd. *zweio*, an. *hoggeva* ahd. *hwaowan* u. s. w. Die germ. Grundformen schreibt man jetzt mit Braune PBB 9. 545 am deutlichsten *twajjē-n* *hawowan*. Die ostgerm. Lautentwicklung war ursprünglich *twaggjē* *haggwan* = an. *treggja* *hoggeva*, wofür das got. *ggj* durch *ggj* zu *ddj* macht (*twaddjē*) Joh. Schmidt KZs. 23. 294. Die Ursache dieser germ. Verschärfung scheint die idg. Betonung des unmittelbar vorhergehenden kurzen Wurzelvokals gewesen zu sein: got. *idlja* 'er ging' aus *ijjē* (ḍ) = skr. *á-yāt* 'er ging'; got. *daddja* aus \**dajjō* = skr. *dháyāt-mi*; mit got. *twaddjē* 'zweier' vgl. skr. *dváyōs*. Dagegen waren auf dem Suffix betont got. *hājōp-* aus idg. *bhoyót-*, got. *grāwa-* = skr. *grā-* 'lebendig', germ. *frija-* 'frei' = skr. *prīyā-* 'lieb'. Grammatischen Wechsel von *jj* : *j*, *wō* : *w* zeigen an. *Frigg* aus \**frijjō-* zu got. *frijōn* 'lieben', an. *snegger* zu got. *snīwan*; an. *tryggr* zu *trú-r*; ähnlich verhält sich got. *kijans* als Partiz. zu \**kiddjan* (resp. *keinan*). Abweichende Meinungen über den Ursprung dieser Erscheinungen findet man vertreten von Joh. Schmidt AfdA 6. 125; Paul PBB 7. 105; Bezzenberger Gött. Gel. Anz. 1879 Nr. 26; Kögel PBB 9. 523; Bechtel Gött. Gel. Nachr. 1885 Nr. 6; vgl. auch Brate BBertr. 13. 33.

§ 16. Geminaten. Nur zum kleinsten Teil lassen sich gemeinerm. Geminaten, die in grossem Umfange auftreten, auf bestimmte Ursachen zurück-



führen. Die *j* und *w*, welche in späterer, d. h. westgerm. Zeit dehrenden Einfluss auf vorhergehende Konsonanten äussern, haben in der urgerm. Zeit nicht dieselbe Wirkung gehabt. Derjenige Konsonant, der im grössten Umfange für die meisten gemeingerm. Geminaten verantwortlich gemacht werden muss, ist *n*, das durch Angleichung nachweislich vielfach eingebüsst hat.

A. Geminirtes *n* selbst hat mehrfachen Ursprung, zumeist aus *nn* (A. Kuhn KZs. II, 463): got. *minniza* aus \**minnis-* zu lat. *minuo* griech. *μινύω*; an. *funnr* ahd. *dunni* neben lat. *tenuis* (skr. *tanū-*); got. *mann-* aus *manu* (skr. *manu-*); got. *kinn-us* aus idg. *genu-* (skr. *hānu* griech. *γένυ-*); ahd. *tanna* skr. *dhanvan* Schrader BBeitr. 15; daher kann ahd. *sēnava* nicht aus idg. \**senewā*, sondern nur aus \**senewā-* (cf. skr. *snāvan*) entstanden sein. — Selten entsteht *nn* aus *ndn*: ahd. *hunno* 'centurio' für \**hund-no*? ahd. *sinman* 'gehen' zu *sind sēntan*? — Ausserdem entsteht *nn*, wenn *n* im Wurzelanslaut mit *n* im Suffixanslaut zusammentreffen: got. *kun-nu-m* (zu der idg. Wz. *gno gn*) = skr. *jā-ni-mas*; hierher got. *brin-nan* (cf. ae. *bryne*), *rin-nan* (ae. *ryne*).

B. Unklar sind die gemeingerm. *rr* und *mm*; vgl. got. *fairra* 'fern', *qarrus* 'sanft', *wammis* 'Makel'; *swinman* könnte mit Rücksicht auf an. *synja* aus \**swem-nan* gedeutet werden; in ahd. *hamma* 'Schenkel' (griech. *σνῆμη* altir. *cnám*) ist *mm* nach v. Firlinger KZs. 27, 559 aus *n* + *m* (Grdf. *kan-mā*) zu erklären, wie got. *hanam* für \**hanammiz* aus \**hanan-miz*. — In got. *im* 'ich bin', *þamma-imma* 'dem, ihm' muss urgerm. *mm* aus *zm* als lautgesetzliche Vertretung gedeutet werden (skr. *asmi* griech. *ἵμι*, skr. *tasmād asmi*). — Übrigens ist *rn* gemeingerm. durchaus statthaft: got. *haur̥n kaur̥n þaur̥mus qaur̥nus*; as. *barn torn firni*; ae. *styrne* (lat. *strenuus*) *murnan spurnan wyrnan*. Wechsel von *rr* : *rn* begegnet in oberd. *stirro* fränk. *sterno* got. *stairnō* as. *sterro* ae. *storra* an. *stjarna* 'Stern', in got. *andstaur̥ran* 'murren' ahd. *stornēn*, in got. *qarrus* neben älter nhd. *körnen* 'ködern'; in ahd. *werra werna*; beachte ae. *fearn* = skr. *par̥nā* 'Flügel' wegen der Accentuation. *mn* scheint auch im Germanischen möglich, allerdings kann die seltener auftretende Verbindung für *nn* stehen, so dass got. *stibna* ae. *stīfn* älter als ahd. *stimma* wäre (Grdf. idg. *stebhnā*?).

C. *ll* ist neben *nn* eine durchsichtige Geminatio, da durch mehrere etymologische Gleichungen die Entstehung aus idg. *ln* Brugmann § 214 gesichert ist: got. *wulla* skr. *ārnā* 'Wolle'; got. *fulls* skr. *pūr̥ṇa* (lat. *plenus* air. *lán*); ahd. *wella* aslov. *vluna* (lit. *vilnis*) 'Welle'; ahd. *stollo* skr. *sthūnā* 'Pfosten' Windisch KZs. 27, 168; ahd. *stilli* aus idg. *sthēlnu* (skr. *sthānu* 'unbeweglich'). Wahrscheinlich ist germ. *ll* immer aus *ln* zu erklären, also got. *falla* aus \**fal-na-*, *wallan* aus *wal-na-* u. s. w.; got. *fill* (lat. *pellis*) aus \**pel-no-*; *ln* ist eine im Urgermanischen überhaupt nicht auftretende Kombination, daher idg. *ln* unter allen Umständen — ohne Rücksicht auf Accentuation — zu *ll* geworden sein wird.

D. Geminirte Spiranten (abgesehen von *ss*) kennt die gemeingerm. Zeit kaum; für *ff* und *hh* dürften keine sicheren Beispiele aufzubringen sein, wenn man nicht einigen onomatopoeitischen Verben wie ae. *ceahhethian cohthetan* \**sihhian* (mc. *sighin*) oder ahd. *jūhhazzen kahhazzen* mhd. *wuchzen kichen* urgerm. Alter beilegen will. *þþ* ist gemeingerm. in got. *aiþþau* 'oder', das als Kompositum aufzufassen ist; vgl. ahd. *mitthōnt* got. *miþþanei*; vielleicht sind für got. *atta* 'Vater', an. *spotta* 'spotten', an. *motte* 'Motte', ae. *letta* 'Latte' urgerm. Formen mit *þþ* anzusetzen (ahd. *Atto spottōn motta latta*). *ss* ist die einzige urgerm. geminierte Spirans und hat durchweg deutlichen Ursprung; es beruht entweder auf idg. *ts* (andd. *wissun* aus \**wiṣsīt* Osthoff *Perf.* 397) oder zu meist auf idg. *t* + *t*; alle auf idg. dentale Verschlusslaute und Aspiraten ausgehenden Wurzeln nehmen bei *t*-Suffix *ss* an. Belege sind got. *hwassaba* 'scharf' zu *hwatjan*, *gaqiss* 'Übereinstimmung' zu *qipan*, *twis-stass* zu *standan*,

gewiss zu *uitan* u. a. Dass *t* + *t* über *st* zu *ss* wurde, ist unmöglich; die Mittelstufe ist germ. *þt* (*Chaththi*) § 5 und § 11e).

E. Geminerte Tenues sind im Inlaut gemeingerm. häufig; dass sie sekundären Ursprungs sind, ergibt sich aus Wurzelverwandten mit einfachem Wurzel-  
auslaut. Es ist dabei zu beachten, dass *kk pp tt* auf germ. Wurzeln mit auslautendem *k h* oder *g. t þ d, f p b* zurückgehen können; die gemeinsame Dehnung der Gutturalreihe ist *kk*, die der Dentalreihe *tt*, die der Labialreihe *pp*. Wahrscheinlich liegen Angleichungen von *n* an vorhergehende idg. Verschlusslaute vor (Bezzenger Göt. Gel. Anz. 1876, S. 1374): got. *bilaigôn*: as. *likkoian* 'lecken' (griech. *λίκνυμι*); ahd. *ziga*: *zichî*, an. *hid*: ahd. *chissî*; an. *þruga*: as. *thrukkian*; ahd. *fligan*: *flucchi*; ahd. *zihan*: *zöchôn*; ahd. *nigan*: *nicchen*; ahd. *trûha*: *truccha*; an. *hrûga*: ae. *hrycce* (*hræac*); ae. *hætt* neben *hōd* 'Hut'; ahd. *smoccho* 'Rock' zu *smiogan*; beachte ae. *friccea* = skr. *praçin*.

Daneben hält sich jedoch *n* nach Verschlusslauten und Spiranten im Germanischen auch sehr häufig, ohne assimiliert zu werden: ahd. *lêhan* aus germ. *laihn-* (skr. *rêkñas*), got. *aúhns* (: griech. *ινός*) *wêpn apn rahnan* u. a.; ae. *swefn* (skr. *svâpnas* griech. *ὑπνος*), *þēzu tēn fācen blācen* u. a. Wahrscheinlich ist diese Doppelbehandlung aus Accentwechsel zu erklären, so dass ae. *tācen* auf Grdf. *doigno-*, ae. *tēcēan* (aus *\*taikkjan*) aus vorgerm. *doignējo* zurückzuführen wären. Die häufige Assimilierung im Innern der Verbalstämme spricht für Suffixbetonung (*-nā -mī-*), aber für die Accentuierung der Nomina vgl. skr. *rêkñas svâpnas* sowie die tonlosen Spiranten von got. *aúhns* ahd. *ōvan*, got. *apn*. Freilich bleibt ae. *botn* = skr. *budhnā* (: griech. *πυθμην*) auffällig; aber got. *frathnan* kann als Parallelbildung zu *brin-nan* (ae. *mur-nan spur-nan*) § 35 verstanden werden. -- Osthoff PBB 8, 299; Kluge PBB 9, 157; Kauffmann PBB 12, 511.

Vereinfachung der Geminationen nach langer Silbe sind mehrfach zweifellos: *ss* wird gemeingerm. zu *s* in ae. *hūs* 'Befehl' aus *\*haisi-* (für *\*haissi-* = *\*haipiti-*) zu *hailan*; ae. *fūs* für *funsā* (= *funso funþto*) zu *fundian* (über got. *gīlstr* aus *gelsro* für *gelsro* = *ghelt-tro* s. oben § 13); ae. *des* ahd. *ās* germ. *ēso-* aus *ēso* Grdf. *ēþto* zu Wz. *ēt* 'essen' (vgl. lat. *esus* zu *edere*); ahd. *muosa* 'musste' für *mōssa* = *mōþta*; got. *anabūns* aus *-būnsi* für *\*būpsni* = *\*bhūtsni*; got. *usbeisns* aus *\*bissni-* für *\*biþsni* = *\*bhūtsni-* u. a. Hierher gehören wohl auch ae. *tēcēan* aus *\*taikjan* für *\*taikkjan* = *\*taiknjan* (zu ae. *tācen*); an. *knúta* neben ae. *cnotta* (ahd. *chnodo*).

Anm. Ein vorgerm. Fall von Verkürzung langer Konsonanten liegt vor in germ. *fēþrō-* 'Feder' aus *þētro* für *þētro* (skr. *pat-tra*) de Saussure Mémoires de la Soc. 6, 246; ae. *heorþa* ahd. *hērdo* 'Fell' skr. *kr̥tī*; as. *wurd* 'Geschick' skr. *vrtti*; ahd. *fuotar* aus *pāt-tro-* zu gr. *πατρου*; wohl auch mhd. *luoder* 'Lockspeise' aus idg. *lāt-tro-* zu ahd. *ladōn* 'locken, laden'; got. *hairþra* ae. *hrīþer* aus *keritro krettro* zu lat. *cord-* gr. *καρδ-* (ia) ? Sonst vgl. über vorgerm. *tt* = germ. *ss* § 11e).

§ 17. Metathesen. 1. Konsonantenaustausch von dem Typus *akēw atēko* sind in gemeingerm. Zeit sehr selten; es zeigt sich kaum ein Fall, in dem alle Dialekte zusammen-  
treffen. Doch dürften mehrere Beispiele in die ältere germ. Zeit zurückreichen. Vgl. ahd. *eggih* andd. *etik* aschwed. *etika* (aber schweiz. auch *ächis*) aus *atēko acēto* lat. *acētum*; ae. *ticen* ahd. *chissî*; ahd. *ziga* (für *\*tigō* = *\*gitō*) zu *geiz* DWb.; ae. *wēleras* got. *wairilōs*; ahd. *elira erila*; bair. *sumpfel* (aus *\*tump*) neben ae. *þintel* 'penis'; mhd. *kitzeln* ne. *to tickle* (Wz. *tiq git*); henneb. *zipf* ahd. *pfiffig* aus *\*tipūta* lat. *pituita*; md. *kane* andd. *naco* 'Nachen'? mhd. *bübel* = *hübel*? ahd. (Notker) *neimen* für *meinen*? ahd. *nagabēr* Gl. II 6 aus *nabagēr* (mhd. *nabegēr* und *nagher*).

2. Neben diesen sporadischen Fällen begegnen Metathesen von *n*, die aus der idg. Grundsprache übernommen sind vgl. Joh. Schmidt KZs. 23, 288: ahd. *nabalo* gr. *ναπαλος*; ahd. *naba* lat. *unbo*; ahd. *chnūbil*: *chembil*; ae. *cnāwan*: *cunnan* (got. *kun-þs*) steht dem skr. *jñā*: *jan* (gr. *γνωτός* lat. *i-gnōtus*) parallel; ahd. *chnuat* got. *knōps* neben ahd. *chin-d* erinnert an gr. *γνωτός* 'Verwandter' zu Wz. *γνρ* (skr. *jñāti*); vgl. noch ahd. *hamma* mit gr. *ρνύνη* (altir. *cnáim*), ahd. *nagal* mit altir. *inga*, got. *namō* mit altir. *ainm*.

3. *r*-Metathesen zeigt das Germanische reichlicher; zumeist ist idg. *r* § 22 die Ursache von *r*-Metathesen im Germanischen: germ. *ar ur* können auch zu hoch- und mittelstufigem

*ra re ro* als Tiefstufe (idg. *r*) gehören vgl. § 23: lat. *grānum* hd. *korn*, lat. *crātes* got. *haurds*; lat. *corpus* ahd. *hrēf*; ae. *borð* brēd; *þrēp-þrēp*: *þorp*; mhd. *korp*: *krēbe*; ae. *cornuc* ahd. *chramuh*; ahd. *garba* (skr. *grābhā*) zu idg. Wz. *ghrebh* (skr. *grbh*); an. *rát* aus \**vorát* (lat. *rād-ix*) ahd. *wurz*; ahd. *scarbōn* scrēwōn; ahd. *forscōn*: *frāhēn* frāgēn (*fīgōn*); ahd. *frist* nld. *vorst* 'Frist' (skr. *prsthā* 'Rücken, Gipfel') Windisch; ahd. *horse* zu ae. *hrade*; ae. *cearcian* cracian ahd. *chrahhōn*; ahd. *Trasan* skr. *dhyāni*; ae. *styrne* (aus \**sterni*) lat. *strenuus*; sehr auffällig ist an. *stroðenn* Partiz. zu *serða*; ae. *broþ* aus *bhrūto-* zu Wz. *bheru* lat. *ferreo*; an. *þrúpr* asl. *tvoridū* 'hart'; nhd. *zwerg* zu *trügen*; got. *frauja* skr. *pūrvā* 'erster' — ahd. *frō* skr. *pūrvā* 'erster' (germ. Grdf. *pfwojo* *pfwo*); ahd. *drōen* ae. *freawian* aus *fraw* zu lat. *torvus*; got. *straujan* und ahd. *strō* aus *straw* = *str-w* (gr. *σtop* skr. *star*). Wahrscheinlich sind ae. *hrāder*: got. *hairþra*, got. *fruma*: ae. *fōma* anders zu beurteilen; die Grdf. des ersteren ist wohl *k(ē)r-(ē)wō-*; wegen got. *fr-uma* vgl. *hind-uma*, *inn-uma*.

4. Metathesen bei *l* sind auch auf vokalischen Zitterlaut zurückzuführen: lat. *plēnus* altir. *lān* (aus *plāno*) = germ. *fulla-* aus *pal-no-* *plno-*; altir. *lām* 'Hand' aus *plāmo-*, aber as. *folna*; lat. *clōdus* claudius aber got. *hals*; lat. *lāna* für \**wlāna* = ahd. *wolla* (aus *walā wlnā*); ae. *folde* 'Erde' aus *plthacū* idg. Wz. *plath* (skr. *prāthas*, aber *prthirī*); auch ahd. *wēlla* gegen aslov. *wlūna*.

III. ACCENT.<sup>1</sup>

Lachmann Kl. Schr. I, 358; Scherer zGDS<sup>1</sup> 151; M. Rieger ZfdPh 7, 1 ff.; Sievers PBB 4, 522; Horn PBB 5, 164; Paul PBB 6, 134; Verner KZs. 23, 97; Sobel QF 48; Fleischer ZfdPh 14, 129; Piper PBB 8, 225. Weitere Litteratur Brugmann I § 667 ff.

§ 18. Die idg. Betonung und ihre Wirkungen im Germanischen. Seit Bopps *Accentuationssystem* 1854 hat der griech.-ind. Accent ein Anrecht darauf, für altertümlicher zu gelten als der germanische. Aber erst mit der glänzenden Entdeckung Verners KZs. 23, 97 (1875) ist die Thatsache allgemein anerkannt, dass der altind. Accent im grossen und ganzen prinzipiell dem uridg. Accent zunächst steht. Seit Verners Entdeckung hat man dies in zahllosen Einzelheiten bestätigt gefunden. Darnach gestaltet sich der idg. Wortaccent als ein durchaus freier: er ist nicht durch die Quantität der Ultima oder der Paenultima (griech., resp. lat.) reguliert, er ist durch kein Dreisilbengesetz (griech. und lat.) eingeschränkt, er ist nicht an Wurzelsilben, auch nicht an die erste oder an die letzte Wortsilbe gebunden — der idg. Accent kann jede beliebige Wortsilbe treffen, einerlei ob Wurzel oder Suffix, ob langer oder kurzer Vokal; er ist zugleich wandelbar, er wechselt wie in griech. *πόδες* — *ποδῶν*, skr. *é-mi i-más*, skr. *dūrā* kompar. *dāvīyams*; und zwar hat der Accentwechsel als wort- und formbildender Faktor im Indogermanischen eine grosse Bedeutung gehabt (Brugmann Grdr. § 667 ff.).

Verner hat den Beweis erbracht, dass die Erscheinung des grammatischen Wechsels § 12 im idg. Accentwechsel eine unzweifelhafte Erklärung findet, woraus sich ergibt, dass der germ. Accent eine junge Erscheinung ist und dass der uridg. Accent auch im Germanischen gegolten haben muss. Wo im Inlaut tonlose Spiranten oder tönende Spiranten nach § 12 für tonlose stehen, ist die vorgerm. Betonungsweise bestimmbar. So beruht got. *fadar* auf vorgerm. *patēr*, ahd. *swīgar* auf vorgerm. *swēkrū*, ahd. *snūra* auf vorgerm. *snusū*, got. *fidwōr* auf skr. *catwāras*, got. *hārdus* auf gr. *χαρής*, an. *ylgr* auf skr. *vykt*.

Verner, der für viele Einzelworte seine Entdeckung verwertet hat, war auch der erste, welcher die systematische Verwendung des idg. Accents für Formreihen erwies: 1) er zeigte, dass der grammatische Wechsel im Stamm- auslaut der Faktitiva auf die Betonungsweise von ind. Faktitiven wie *sādāyāmi* *vēdayāmi* hinweise: germ. *lānzjō* aus *loistjō*, *nāzjō* aus *nostjō*, *sāndjō* aus *sontjō*, *lāidjō* aus *loitjō* u. s. w.; es ist eine durchgängige Erscheinung, dass die germ. Kausativa im Wurzel- auslaut tönende Spiranten für tonlose verlangen, vgl. an.

<sup>1</sup> In diesem Kapitel wird der Akut nur als Tonzeichen, nicht als Quantitätszeichen gebraucht.

*hlāxja* zu got. *hlahjan*, westgerm. *nērian* zu *nēsan* u. s. w. 2) entdeckte Verner den Zusammenhang des grammatischen Wechsels im starken Verbum mit der idg. Betonung: der Accentwechsel im Perfektum skr. *bībhēda*: *bībhūds*, *tutōda*: *tutūds*, *pāpāta*: *paptūs* u. s. w. erklärt den grammatischen Wechsel ahd. *sluoh*: *sluogun*, as. *sah*: *sāgon*, ahd. *zēh*: *zigun*, *lēh*: *lieun*, *flōh*: *flugun*, *quad*: *quātun*, *ward*: *wurtun* u. s. w. 3) zeigte Verner, dass gewisse Suffixe mit idg. *t* im Germ. *d*-Suffixe werden, wofern vorgerm. Suffixbetonung gegolten: got. *tamida-* aus idg. *domitō* (skr. *damitā*), got. *satida-* = idg. *soditō-* (skr. *saditā*); wie das Partizipialsuffix *to* idg. betont war, so zumeist auch das Suffix *ti* der Verbalabstrakta; ein idg. Suffix-*ētā* wird durch Bildungen wie skr. *krūrātā* got. *hailifa* erwiesen. 4) gestattet das Vernersche Gesetz Schlüsse auf die Betonung der Flexionssuffixe, wofern diese tönende resp. tonlose Spiranten enthalten: genet. sg. *duges* aus *daytso*, ahd. *nahtes* aus *noktīs* Paul PBB 6, 550, nsg. *dayaz* aus *dhōghos*, *wulfaz* aus *werkos* u. s. w.; dabei ist natürlich zu beachten, dass keine individuellen Beweise möglich sind — wir können also nur behaupten, dass das Suffix des nom. sg. *az* meist unbetont, des gen. sg. *es(o)* dagegen meist betont war; es gab natürlich Schwankungen, z. B. npl. *ōs*: *ōs* oder beim Verbum 2. sg. *iz(i)*: *is(i)*, 3. sg. *id(i)*: *ip(i)* u. s. w., worüber Paul PBB 6, 546. 548 ff. des näheren handelt.

Für die idg. Komposita gelten Accentregeln, welche vom Ton der Simplicia unabhängig sind. Das Genauere darüber ist nicht ermittelt, wird sich auch vielleicht für alle Einzelfälle überhaupt nicht ermitteln lassen. Im Germanischen lassen sich die Wirkungen des Kompositionsaccents an dem Charakter von inlautenden tönenden oder tonlosen Spiranten, also am Vernerschen Gesetz erkennen. In Betracht kommt besonders das Präfix germ. *tūs-* aus vorgerm. *duz-* (skr. *duś-*), dsgl. germ. *uz-* aus idg. *us-*, die beide vorhistorisch wesentlich unbetont waren. Im Altenglischen besteht Präfix *ed-* neben *et-*, ahd. *ita-* neben Isidors *ith-*, wodurch idg. Accentwechsel für die idg. *eto-* *eti-*-Komposita erwiesen wird. Ähnlich wie mit den Präfixen steht es mit Suffixworten: got. *waīrfa-* *falfa-* neben ae. *weard* an. *faldr*.

In folgenden Fällen ist der Anlaut des zweiten Kompositionselementen den Wirkungen des Vernerschen Gesetzes verfallen: *Hermun-duri* zu *Thuringi*, ahd. *mirzzi-rahs* (ae. *mītescax* as. *mēt-sas*) zu *sahs* Schmeller Bwb<sup>1</sup> 2. 632, ahd. *gabissa* zu *vēsa*; ae. *singāl* zu *hāl*: beachte ahd. *anaralz* 'Amboss' ae. *anfilt*: mnd. *aenbelt* dän. *ambolt*. Das erste Kompositionselement zeigt im Inlaut der Zusammensetzung andere Verschiebung als im Simplex: ae. *fyperfēte* zu got. *fītwōr* (vgl. skr. *cātus-pad* zu *cātūr*), an. *fimbul-tōr* zu *fift*-Weinhold ZfdA VI, 318, got. *nauti-* (+ *bandi*) zu *naufi-* Joh. Schmidt AfdA VI, 126, an. *Vingfōr* zu *Vīorr*, ahd. (Otf.) *endiāgo* zu *enti*; ae. *andergylde* nach Cosijn Tijdschr. v. nld. Taal- etc. Kunde 1. 155 zu *ōfer*; ae. *Tombeorht* zu *tōp*; ae. *eagorstream* neben *ear-geblend* (*ear* aus *eahor*?). Beachte germ. *hupu-* als *hadu-* in run. (Strand) *Hlodulaika* K. Bugge Aarbog. 1884. 85 und in ae. *Nif-had*. Im Inlaut des zweiten Kompositionselementes zeigen grammatischen Wechsel got. *fadi-* (= *brūpfadi-*) = skr. *pati* (*nīpati*) zu *pāti*; got. *awilind* zu *liup-areis*; got. *unlēds* eigtl. 'besitzlos' zu ae. *lēp* 'Grundstück' Dietrich ZfdA 13, 27; ae. *āeswind* zu *swāpe*; ae. *pnignora* zu *nosu nasu*; *neweseoda* zu *seod* 'Beutel'. Das Resultat, das diese und ähnliche Fälle ergeben, ist ein vages insofern die genaue vorhistorische Accentstellung z. B. in *Hermunduri* got. *awilind* nicht zu ermitteln ist. Für Fälle wie ae. *fyperfēte* ahd. *gabissa* got. *unlēds* *brūpfaps* lässt sich der idg. Accent allerdings gewinnen (*qētūrpōd kapēsi*).

§ 19. Der germ. Hauptton. »Das Germanische hatte noch nach dem Eintreten der Lautverschiebung den freien idg. Accent«. Dies ist das chronologische Resultat von Verners Entdeckung. Wir haben oben p. 317 gezeigt, dass der jüngere germanische Accent bereits im Beginn unserer Zeitrechnung geherrscht haben muss: die Alliteration in den Namen einer Familie wie der des Arminius (*Segestes Segimerus Segimundus Segithancus*) sowie die oben p. 317 behandelte Vokalisation der germ. Eigennamen lehren, dass zur Zeit des Tacitus der idg. Accent im Germanischen nicht mehr galt, wie ja auch der grammatische Wechsel durchgeführt war. Die Behandlung des Accents der

lat. Lehnworte kann für die Datierung der germ. Accentverschiebung nach keiner Seite verwertet werden, da die lat.-roman. Lehnworte auch in jüngeren historischen Perioden sich meist der germ. Accentuation untergeordnet haben. Das Germanische hat schon in vorhistorischer Zeit den freien idg. Accent aufgegeben und ein eigenes System dafür durchgeführt: die durchgängige Betonung der ersten Wortsilbe: idg. *patēr* < \**fadēr* < *fāder*; idg. *swekrū* < *swe-yrū* < ahd. *swigār*; idg. *qetwōres* < \**fedwōres* < got. *fidwōr*; idg. *aikmē* 'wir haben' < \**aigumē* < got.-germ. *aiġum*; idg. *soditō* < got. *sātifs*, idg. *domitō* < got. *tamiþs*; idg. *dustwērō-s* < *tuzwērī-s* < got. *tūzwērs*; idg. *lélōdhīt* 'sie haben gelassen' got. *lūlōtun*, idg. *rerōdhīt* 'sie rieten' got. *rairōdun*; idg. *bhrūtīpoti-s kntōpoti-s* = got. *brūþfaps hūndafaps*. Mit dieser Formulierung des germ. Accentgesetzes — »Betonung der 1. Silbe jedes Wortes« — vertreten wir die vielfach verlassenen Anschauungen Lachmanns (1832) Kl. Schr. I, 366.

Wir haben oben bereits erwähnt, dass hier das Germanische mehrfach Berührungen mit dem Keltischen und dem Urlateinischen aufweist, wobei wir an Thurneysens Aufsatz Rev. Celt. VI, 312 angeknüpft haben; die slav.-lett. Sprachen bewahren teilweise noch heute den freien idg. Accent abgesehen vom Lettischen, das auch rein mechanisch die erste Wortsilbe betont. Wir haben es hier nicht sowohl mit einer gleichzeitigen oder gemeinsamen Accentverschiebung zu thun als vielmehr mit einer jener grossartigen Bewegungen, die auf einem Punkte beginnen und stets voranschreitend verwandte Nachbarstämme ergreifen. Bei dieser Auffassung können wir die abweichende Behandlung in einzelnen Fällen wohl verstehen. Im grossen und ganzen zeigen sich Übereinstimmungen: lat. *pāter* ir. *āthir* got. *fādar* aus idg. *patēr*, lat. *māter* ir. *māthir* ahd. *mūoter* aus idg. *māter*, lat. *nēptis* ir. *nēcht* ahd. *nift-ila* aus *nept-i* u. s. w. oder lat. *cēcidi* air. *mēmaid* got. *lūlōt*; lat. *de-di* ahd. *tē-ta*; lat. \**hūmicus* aus \**in-amicus*, \**inermis* aus \**in-armis*.

In einem Punkte weicht das Germanische gänzlich vom Lateinischen ab, nämlich bezüglich der verbalen Partikeln. Das Urlateinische betonte die Verba auf der Partikel, die auch im Sanskrit im Hauptsatze betont ist: lat. *cōncido*, *accolo*, *cōndo*, *edo* u. s. w. Im Gegensatz dazu lässt das Germanische die Verbalpartikel accentlos entsprechend dem ind. Nebensatz; mit dem Germanischen stimmt im wesentlichen nach Thurneysen Rev. Celt. 6, 312 auch das Altirische überein (abgesehen von der Imperativbetonung): also got. (germ.) *gaġiman gadāban duginnan frakūnnan frahinþan* u. s. w.; beachte auch ahd. *irfurren irtēllen irlouben* zu *ūrfūr ūrloub ūrteil* sowie got. *andwaurdjan* zu *andawaurdi*. Eine Spur der im Lat. geltenden Regel vermute ich für das Got. wo die Partikel vom Verb durch ein Enklitikon (*u uh*) getrennt werden kann in Fällen wie *gā-u-ha-sēhi diz-uh-pan-sat* u. a. KZs. 26, 68. Noch ist Bezenbergers Deutung (BBeitr. 5, 67) ahd. *fōlgēn* aus \**fōla+gēn* (: as. *ful-gāngan*) zu erwähnen, woran sich noch ae. *fūlwān* taufen' aus *fūl-wēha n*, ferner got. *gafullaweisjan* und ae. *fylstan fullāstan* as. *füllstian* ahd. *fölleisten* ae. *fūltumian* anschliessen; hierher auch ahd. *gēt* aus urgerm. *gā-ūt* (= gr. *εἶσι* skr. *ēti* idg. Wz. *i* 'gehen')?

Wir haben hiermit den Hintergrund gezeichnet für die germ. Accentuation, zu deren einzelnen Gesetzen wir nunmehr übergehen.

1) Im Simplex trifft der Accent die erste Wortsilbe, einerlei wo der vorgerm. Accent geruht hat: idg. *dēkōmt* 'zehn' ahd. *zēhan*, idg. *wrkos* ahd. *wūlf*, idg. *sontējō* ahd. *sēntu* 'sende', idg. *widhīt* got. *witun* 'sie wissen', skr. *damitā-s* got. *tamiþs*, skr. *yuvācā-s* 'jung' got. *jūgg-s*. Die Formulierung Scherers ZGDS<sup>1</sup> 151 »im einfachen Worte trägt das materielle Element desselben — die Wurzelsilbe — den Hauptton« trifft natürlich meist zu; aber vom genetischen Standpunkt aus passt sie nicht auf Fälle wie got. *s-ind* = skr. *s-anti* 'sie sind'

— ae. *s-ôd* = skr. *sât* — got. *s-ûnjis* 'wahr' = skr. *s-atyâ* 'wahr' aus der idg. Wz. *es* 'sein'; got. *t-ûnþus* 'Zahn' = skr. *d-ât* Wz. *êd*; got. *kn-iu tr-iu* zu skr. *jân-u dâr-u*; ahd. *sw-în* zu *sû*; ahd. *kr-anuh* griech. *γῆρ-αρος*; got. *fr-uma* 'erster' (gebildet wie *hind-uma inn-uma*) zu *faur-a*; ae. *hn-itu* 'Niss' griech. *κω-ιδ-*; got. *gr-êdus* 'Hunger' zu ahd. *gër-ôn* 'begehren'. Am energischsten protestiert die Reduplikation im Germanischen gegen Scherers Formulierung und beweist mit Paul PBB 6, 544 mechanische Betonung der ersten Wortsilbe.

2) Die Reduplikation des Perfekts — sie kann nirgends im Indogermanischen durch ein Enklitikon vom Verb losgelöst werden — ist im Altindischen durchaus unbetont, übernimmt aber im Germanischen (wie im Urlateinischen cf. *peperci* aus *\*pēparci*, *cecidi* aus *\*cēcadi* u. s. w. sowie im Urkeltischen cf. altir. *cuala* = *kuklowa* 'habe gehört', *lēblaing mēmaid* bei Windisch KZs. 23, 201) den Accent überall da, wo sie erhalten geblieben: got. *haihait* ae. *he-ht* aus *hēhait*, got. *rairôþ* ae. *reo-rd* aus *rērôd*, got. *lailôt* ae. *leo-rt* u. s. w. aus *lélôt*; ahd. *tīta* (doch s. § 38) gegen skr. *dadhāu bibhēda cakāra tutōda* u. s. w. — Auch sonst trägt überall im Germanischen die Reduplikation den Accent; vgl. Präsensbildungen wie ahd. *sē-stō-t* (griech. *ῥοτατι*), *bi-bē-t* (skr. *bi-bhē-ti*) got. *rei-rai-þ*, ferner im Nominibus wie ahd. *wi-wint ft-fal-tra*. — Für die Betonung des Augments fehlt es im Germanischen an Material; das einzige got. *i-ddja* = skr. *ā-yā-t* 'er ging' stimmt zu unserer Formulierung.

3) In der Nominalkomposition trifft der Accent das erste Element auf der ersten Silbe: ahd. *Hiltibrant* — *Hādubrant* — *sūmfatarung* — *gūdhamo* — *chūnincrichi* — *wēntilsēo*, an. *mtldgarðr* — *rökstöll* — *válhøll* — *jötunheimr*; die Betonung *Stegestes Ségimērus Ségimundus*, die oben erschlossen wurde, kann als frühester Beleg für den Kompositionsaccent gelten. Die Tonlosigkeit der zweiten Kompositionsglieder führte schon in vorhistorischer Zeit zur Bildung neuer Suffixe aus selbständigen Worten (ältester Beleg lat. *-varū* in *Amsivarū Chásuarū Chátuarū Bānuarū*; später *-skapi* *-skaftu* *-haidu*).

4) Partikeln in der verbalen Zusammensetzung sind unbetont: got. *duginan frakūnman* ahd. *firtūon firlāzan oblāzzan*. »In ihnen liegt nur Zusammenrückung, Verschmelzung vor, eine Verschmelzung, die im Gotischen noch nicht vollzogen ist« (*gaulaubjats*) Scherer ZGDS 2 82; wahrscheinlich ist für die Unbetontheit des Präfixes an den ind. Accent im Nebensatz anzuknüpfen, wo freilich zugleich wirkliche Zusammensetzung stattfindet (*prā gachati* im Hauptsatz, aber im Nebensatz *yāh pragāchati*).

Die Regel von der Unbetontheit der Verbalpartikeln vor Verben äussert sich im Westgermanischen in der Vokalgestalt der Präfixe (westgerm. *gi* *fr* neben *gd* *frā* u. s. w.). Auch ist die Apokope der Präfixvokale in as. *tōgian* (: got. *at-āugjan* ae. *aet-ýwan*), me. *taunen* aus *\*aet-taenian* (ndl. *t-onnen* mfrk. *zōnen*), as. *ge-t-ōkōn* (Gl. Lips.) aus *\*at-āukōn* als beweisend zu beachten; vgl. noch ae. *ræfnan* aus *ar-œfnan* nach Paul PBB VI, 553, ahd. *spreiten* gleich got. *us-bráidjan*; auch ahd. *spulgen* aus *\*us-pulgjan* (zu germ. *plēgan*)?

5) Verbalpartikeln in Nominibus sind betont a) in Substantiven Lachmann 366 ff.: ahd. *frā-tāt* zu *firtūon*, *gāscāft* zu *giscēpfan*, *zūrgang* zu *zurgāngan*, ae. *ondzīt* zu *onzītan*, got. *andabeit* zu *andbēitan*, *andahait* zu *andhāitan*, *andanumts* zu *andnūman*; ae. *wifercwīde* 'cora 'saca winna 'steall zu *wif-cwēdan* 'cēosan 'sācan 'wēlman 'stýllan (ae. *wif* : *wīfer* verhalten sich wie run. *apt* zu *aptir*).

b) In Verbaladjektiven vgl. got. *ādanēms ādasēts* zu *andniman andsitan* (got. *inandsōks* setzt *\*ādasōks* voraus). Beweisend ist auch ae. *wīfer* (statt vortonigem *wif*) in Epin. 537 *widhrlimendi* 'innitens', ferner in *wīferhygende wīferfeohend* zu *widhrygan widfēohtan*; auch *wīfermeten wīferhrecen* (OEGloss. 463<sup>12</sup> 519<sup>36</sup>). Darnach ergibt sich nicht bloss für die *i*-Adjektiva, sondern auch für die wirklichen Partizipia Präfixbetonung. Dafür sind noch folgende Materialien unzweideutige Beweise: got. *āda-fāhts* (zu *andfāgjan*); got. *frākunþs* (= ae. *frā-cōp*) zu *fra-kiunnan*; ahd. *āntchund*; Notk. *ūndertan*; Notk. I, 480 *ūndernomen*; Hel. 3283 *thūruhfrēmid* 'vollkommen' = Notk. Boeth. *dūrnoht dūrhscaffen* Willir. *dūrhnahtig*

*dúrhtan* 'vollkommen' (hierher wohl auch Tat. *thuruhthigan* Isid. *dhurakkund* sonstige *fol-wassan follechoman folleian* 'vollkommen', für welche Präfixbetonung höchst wahrscheinlich ist). Ferner Notk. Kateg. *undersceiden* = ahd. Gl. *gi-untarsceidan* Lachmann 368; Notk. Boeth. *misselungen*. Von diesen urgerm. Resten abgesehen richtet sich in den litterarischen Perioden der Accent der Verbaladjektiva durchaus nach dem Verb: also ahd. *firlōran giscāffan bigūnnan irgāngan* u. s. w. Dass die Präfixbetonung die ältere ist, ergibt sich aus der Übereinstimmung des Skr. (*prābhṛta prāṇita vibhūta* u. a.) und Gr. (*ἀνόβλητος ἐνλυστος*) L. von Schröder KZs. 24. 123. Wahrscheinlich ist daher im Got. *swikunfs frāwaurhts ūswaurhts ūskunfs ūswiss* u. a. (ahd. *ur-alt* zu *uzālan*?) zu betonen. Material bei Lachmann 368 ff.

b) Es bleibt noch eine Ausnahme jüngeren Datums zu besprechen, welche das Hauptgesetz von der Betonung der ersten Wortsilbe nicht aufhebt. In der Nominalkomposition geben die offenen Präfixe *gā- frā-* und meist auch *bi* den ihnen gebührenden Hauptton an die folgende Wurzelsilbe ab (nur einige isolierte Komposita wie ahd. *frātāt frāsez* ae. *gomen gomel* KZs. 26, 70 bestätigen das Gesetz vom Hauptton). Diese Regel hat Lachmann 367 für das Althochdeutsche erkannt, das gesamte Westgerm. bestätigt sie, aber das Gotische hat — wahrscheinlich wenigstens — in einigem Umfange noch Präfixbetonung in der Nominalkomposition der Hauptregel gemäss gehabt.

So stehen neben den älteren Typen ahd. *frā-sez frāvali gābissa* as. *bi-het* ae. *frābeorht gomel geatol* (: ahd. *gizāl*) die jüngeren *firsēz givēsahi* ae. *behāt formēre* gegenüber; ae. *geatol* ahd. *gizāl* adj. 'schnell' (: got. *gagātīlōn*); got. *gagāmainjan* beruht auf *gāmains* = ahd. *gimēni*; got. *gā-gāleikōn* aus *gāleiks* neben sonstigem *gālik(az)* an. *glīkr*. Accentverschiebungen sind anzunehmen für ahd. *firimift* (*infernimest*) *firlust* (got. *frālusts*) *farthult virgift* (got. *frāgifts*) *gibōt gibēt gibār* u. s. w. as. *for-gāng*.

Allen diesen Fällen ist der Rhythmus  $\epsilon|\times$  gemeinsam, d. h. das Stoffwort war ohne jede Tonhöhe infolge der Kürze der Präfixes, es war somit jeder Verstümmelung preisgegeben (ae. *zeatwe frætwe gpmol fracop-fracūþ*). — Nur bei Positionslänge kann jüngerer Nebenton auf das Stoffwort fallen (ahd. *gāskāft* noch bei Notk. und nhd. Grimmsh. *gāstad*<sup>1</sup>). So kommt in die westgerm. Sprachen das Prinzip die Nominalkomposita mit *gā frā bi* auf der Wurzelsilbe zu betonen — ein Bestreben, das durch den Nebenton der Trikomposita (ae. *un-forcūþ* daher *forcūd*, ahd. *unbiderbi* daher Otf. *bithērbi*, ae. *gūþzetāwe* daher *zetāwe* u. s. w. ahd. *ungilih* daher *gilih* : got. *gāleiks*) befördert wurde. Am häufigsten findet sich im Westgermanischen noch betontes *bi* (Lachmann 367): as. *bismer bihēt* (ae. *bēot* aber Genes. 2761 *\*wōrdbehāt*) ahd. *biheiz biderbi bigihfi*.

§ 20. Der germ. Tiefton. Während für das Gesetz vom Hauptaccent die Erkenntnis mit Hülfe umfassender Kriterien leicht gewonnen ist, ist es mit den grössten Schwierigkeiten verbunden etwas Zusammenfassendes über den Tiefton zu sagen. Nachdem Lachmann mit dem Kriterium der Otfridischen Verstechnik unter Zuziehung der Notkerischen Accentuierung für den ahd. Tiefton hervorragendes geleistet, gewann Sievers 1877 durch lautgeschichtliche Vergleichung der altgerm. Dialekte unter einander für die westgerm. Grundsprache wichtige Resultate. Abschliessendes wird sich über die Stellung des Tieftons erst dann bieten, wenn die von Sievers gefundenen lautgeschichtlichen Kriterien mit der von demselben Gelehrten angebahnten Neugestaltung der Alliterationsmetrik in Verbindung gebracht werden.

Die Hauptthatsachen, aus der wir den vorlitterarischen Tiefton erschliessen können, sind zweifach. a) negativ: kein durch Synkope geschwundener Vokal kann tieftönig gewesen sein; völlige Unbetontheit ist vorhistorisch für alle auf Grund der Auslautgesetze synkopierten Vokale anzunehmen; also waren unbetont die Endungsvokale in *wulfa(z) gastī(z) dauþu(z) beridi- biridi berandi*. Unbetont ferner alle später synkopierten Mittelvokale wie in *hāusida* (ae. *hýrde*), *hāirizo* (ahd. *hērro*), *lāngito* (ahd. *lénzo*) oder in Kompositis wie *likhamo*

<sup>1</sup> Auf diesen Unterschied bei Positionslänge wies mich ten Brink vor Jahren hin.

(ahd. *lihmo*). Auch kein Vokal, welcher anomale Wandlungen erfahren hat, kann tieftönig gewesen sein, z. B. nicht das *ê-ô* in ahd. *salbôta habita* oder in *liobôro*, auch nicht das *u* in ae. *ðeffunca* (Grdf. -*fanko*).

b) Als tieftönig haben alle nicht Haupttonsilben zu gelten, welche die Vokalentwicklung der Haupttonsilben zeigen (ahd. *ðheim arbeit arweiz armuoti wêrmuota*) oder von Notk. und Willir. accentuiert werden und durch Otfrids Verstechnik als tieftönig erwiesen werden, oder solche, welche in der Alliterationspoesie in Versschematen vorkommen, wo Nebenaccent unbedingt erfordert wird. Folgende Regeln gelten für den Tiefton.

1) Aus den Auslautsgesetzen ergibt sich, dass *â î û* (*ô ë*) — die syn- oder apokopierten Vokale — in den Endungen nicht tieftont gewesen sein können: einhebig waren also *dāya(z) wulfa(z) gasti(z) dauþu(z)*; *birizi biridi berome berandi*; *dayami(z) wulfami(z) yastimi(z)* Dat. Plur.; *sūniwiz* N. Plur. 'die Söhne'; *nāmini(z)* lat. *nomini(s)*; *yūmini(z)* lat. *homini(s)*.

Gleiches gilt von den dem Auslautsgesetz unterstehenden *ô î* im offenen Auslaut: einhebig sind urgerm. *wôrdô* 'die Worte' (auch instr. 'mit dem Worte'), *bêrô* 'ich trage'.

Wenn nun *â î û* in *daga wulfa gasti dauþu wordô-wordu* nicht tieftönig fürs Urgermanische resp. Urwestgermanische anzusetzen sind, ergibt sich dass die zweite Wortsilbe nicht tieftönig, sondern unbetont ist. Dazu stimmen nun mehrere Komposita des Rhythmus  $\cup | \times$  welche auf der Wurzelsilbe des zweiten Elements keinen Nebenton haben können: westgerm. *wêr-old* (aus *wêr-aldus*) 'Welt', *gð-mal* 'alt' (ae. *gðmel*), *nihalp* (ae. *nihold*), *frðkunþ* (ae. *frðcop*), *twælif* (ae. *twelf*), *hwiltik* (ae. *hwylt* ahd. *welth*), *swultik* (ae. *swylt*), *gð-frð-tewôz* (ae. *geatwe frætwe*), ahd. *biderbi* (Willir. *biderbe*); Otfr. (Salom. 4) *zuktaltâ*.

2) Auch vom Rhythmus  $\cup | \cup$  gilt Gleiches: as. *hagu-stold* aus *hagustald*; ae. *Unferd* aus *\*unfriþu(z)*, ae. *sulung* (aus *swulh-lang* Sweet Angl. 3, 151), ahd. *zûrdel* aus *\*tûz-pola(z)*. Dass im älteren Westgerm.  $\cup | \times$  ohne Nebenton ist, lehren noch ahd. Otfr. *einfolz* für *einfalt*, ae. *fultum lingsum fýrweft weofod hereþoþ ðlung* aus *\*fûl-team \*långsom fýrweft \*withþeod \*háriþoþ ðnðlung*.

3) Für den Rhythmus  $\cup | \sim$  ergibt sich das Fehlen eines Tieftons für die Wurzelsilbe des zweiten Gliedes aus ahd. *lihmo* aus *\*lik-hamo*, ae. *hæardra* aus *hæardhara*, ae. *gðndra* aus *\*gðnd-hara*, ahd. *kätaro* aus *\*käd-haro*; ahd. *hiutu* aus *\*hio-dagu* (nicht *hiodägu*); ahd. *würzala* aus *\*würtwealu* (nicht *würtwælu*). Auch dieses Resultat bestätigen die westgerm. Synkopierungsgesetze, welche in dem Rhythmus  $\cup | \times$  mittleres *â î û* beseitigen; das im Westgermanischen synkopierte *i* von got. *hausida* (ahd. *hōrta*), von urgerm. *hāriz* (ahd. *hērro*), *långilê* (ahd. *lênzo*), *wrunkita* (ahd. *runza*) kann nicht nebenbetont gewesen sein.

4) Bisher sind nur kurze Mittelvokale oder Endvokale behandelt ( $\sim \sim$ ) und das Fehlen eines Nebentons konstatiert. Für den Kompositionsaccent ergab sich, dass die Wurzelsilbe des zweiten Kompositionselementes nicht notwendig einen Tiefton haben muss. Das Gleiche gilt in einigen Fällen auch für Komposita des Rhythmus  $\cup | \times$ : ahd. (Otfr.) *êrachâr* (aus *airwahr*), ae. *ðretta* aus *ðrhætta* (nicht aus *\*ðrhætta*), ae. *dcumba* (nicht aus *ðcþmþa*), ae. *ðeffunca* (nicht aus *ðþþnco*). In dem Schema  $\cup | \times$  sehen wir bezüglich der Suffixe ein Schwanken. Ahd. *nordruoni* beruht auf *nórþrðni*, aber ae. *norþerne* muss völlig unbetonte Mittelsilbe gehabt haben; ahd. *ðmæizga* beweist mit *ei* (für *ê*) Tiefton gegen ae. *amette*; aus lautgeschichtlichen Gründen haben ahd. *armuoti heimuoti* Nebentöne. Die in der Flexion mehrsilbigen ae. *êren gýlden* können im Gegensatz zu ahd. *êrtin gúldin*, ae. *earfoþ* gegen ahd. *arbeit* keinen Tiefton gehabt haben; für ahd. (Otfr.) *súntono ginādon* Gen. Plur. erweist Wilmanns ZfdA 16, 114 das Fehlen eines Tieftons auf der Mittelsilbe; dazu vgl. ae. *stalfedon* aus *\*salbōdun*; Otfr. *wizzannē* PBB 4, 535.



5) Eine positive, alle Fälle umfassende Regel für die Stellung des Nebentons ist noch nicht gefunden. Es scheint dass nur lange Silben nebetonig sein können, und in dem zuletzt behandelten Schema dürfte sich das Schwanken vielleicht erklären, wenn man annähme, dass  $\underline{\text{úúú}}$ , aber  $\underline{\text{ú}}-\underline{\text{ú}}-\underline{\text{ú}}$  zu betonen wäre. Aus dem Gotischen wäre an die lautliche Bedeutung schwerer Mittelsilben in *dinnôhun* (zu *ainana*), *ainummôhun* (zu *ainamma*), *jaindrê* (aus *\*jaina-dre*) u. s. w. zu erinnern. Am instruktivsten ist ausser ae. *worþlice* : *worþlecðr* die von Fleischer 166 konstatierte Neigung Notkers (Boeth.), eine lange Ableitungssilbe beim Antritt einer leichten Flexionsendung zu betonen, beim Antritt einer schweren Endung dieser den Tiefton zu übertragen: *féttað* aber *gevettaçot*, *wirðige* aber *wirðigôr*, *sálige(n)* aber *sáligêr sáligôr*, *giéinôte* aber *giéinottu giéinotêr*. War dieses Gesetz urgermanisch, so würde etwa *dubonð* 'der Tauben' (Gen. Plur.) für ae. *dufena* Otrf. *dubonð*, *nôrþrôniz* aber Plur. *nôrþronjái* für die Differenz ahd. *nôrdruoni* : ae. *nôrþerne* voraus zu setzen sein.

6) Notk. und Will. geben Accentzeichen nur schweren Suffixen, aber diesen keineswegs konsequent, so dass Notk. *éinunga* und *éinunga*, *lêidunga* und *lêidunga* gebraucht, ebenso *kelihnisse* und *kelihnisse*. Nebenaccente tragen die Suffixe von *êdelling* *wêndelingâ mêmiskinâ* Notk.; Willir. hat *stlberine pfénningo glîhnisse kûningim* (auch *disûnt árbeit*). Aus der Reimtechnik Otrfids u. A. ergibt sich *ârúnti blintilingôn súntaringôn huarilinaç*. Für Willir. *pfénningo* setzt der spätere Ausfall des *n* (*pfennig kunig*) nach Sievers PBB 4, 534 ein nicht tieftoniges Suffix voraus; nach demselben Gelehrten kann auch ahd. *-anti -enti -onti* im Part. Präs. nicht einen festen Tiefton gehabt haben (*rihtinti* u. A. s. MS. Denkm. 401).

7) Durch die allitterierende Verstechnik wird im Beow. *Beowulf Hrôþgar Hýzelac* ohne Nebenton (Sievers PBB 10, 223) bezeugt, aber daneben flektiert *Beowulf(s) Hrôþgare(s) Hýzelace(s)* u. s. w. mit Nebenton erwiesen; die Suffixe *-lic -sum -dom -fæst* u. s. w. erscheinen unflektiert im Beowulf sehr häufig ohne metrisch gesicherten Tiefton, gleiches gilt von Kompositis auf *-rof -wudu -sele -stede -wine* u. s. w.; unflektierte *únríht æþhweyle hringnett* haben metrisch keinen Nebenton (aber *æþhweylene*). Im Hel. stehen *likhamo mûndboro únrêht môðsebo lánsgam lédlik énsald hêrdom*, auch *æcraft, æwerk* u. s. w. an Verstellen, welche keinen Tiefton erfordern. Notk. und Will. lassen sehr häufig selbständige Suffixe unaccentuiert (*lússam nicsam éinvalt wêrheit sámoliu* u. s. w.), bezeichnen auch *únrêht lichamo úndanches únnuht* u. A. nur mit einem Accent. Hieraus ergibt sich, dass zumal Komposita des Schemas  $\underline{\text{—|—}}$  nicht notwendig einen Nebenton haben müssen, und da unter 2 gezeigt ist, dass die Lautgeschichte keinen Tiefton in solchem Schema verträgt, so kann es nur ein jüngerer Nebenton sein, der etwa in *únrêht árbeit ôhêim* vorliegt; es ist kaum zu bezweifeln, dass dieser Nebenaccent den mehrsilbigen Flexionsformen entstammt: also aus *únrêhtes árbeiti ôhêim(s)* u. s. w.

8) Ausser diesem Einfluss des Accentwechsels in der Flexion ist aber noch ein anderer Faktor für den Eintritt von Nebenaccenten massgebend gewesen. Thatsächlich begegnet neben ahd. *lihmo* aus *likhamo* allerwärts auch *lîhhâmo* (Notk. Boeth. *lichamo* Fleischer, Hel. *likhâmo* und *likhamo*), die sich aus Einfluss Seitens des Simplex *himo* erklärt: es ist das Streben der Sprache, dass das zweite Element seinen natürlichen Hauptton in der Zusammensetzung durch einen Nebenton ersetzt; dadurch wird der Lautcharakter des zweiten Elementes geschützt, die Zusammensetzung verliert den Zusammenhang mit ihren Einzelgliedern nicht. So treffen wir im Hel. *hêritôgo éndago êrdagun môðkara thiodgumo ôrdfrumo wêrsâgo* u. s. w., im Beow. *weínrêcc Hringdene Hêalfdene ándsâca bêorsêle* (aber *dryhtsele*) *lindfruma scýldwiza êrdæge* u. s. w. Otrf. accentuiert (Lachmann 393) *allquêna êðlithêgan wôrolthiot* u. s. w. Notk.

und Will. bestätigen den Kompositionsaccent, zeigen aber zugleich, dass derselbe nicht obligatorisch ist.

9) Tritt vor eine Bikomposition  $\times | -$  oder  $\times | \triangle$  ein einsilbiges weiteres Kompositionselement, so erscheint der Rhythmus  $\triangle | \times \triangle$  für den eigtl. zu erwartenden Rhythmus  $\triangle | \times -$ : eine weitere Bestätigung der Regel unter 5): ae. *rihtwīs* aber *ūnrihtwīs*, *frā-cōþ* aber *ūnforcūþ*; got. *ānāsēts* aber *ūnānāsēts*; ahd. *frūtāt* aber ae. *mānsfordælla*; ae. *bēot* (aus \**bi-hāt*) aber \**wōrdbeht* (Genes. 2761); ae. *zēatwe* aber *gūþzēatwe*; ahd. *gāskāft* aber ae. *fōrþzescēaft*; ahd. *biderbi* aber *ūnbiderbi*; übrigens werden solche Fälle zur Ausbildung einer neuen Simplexform (ae. *forcūþ zēatwe zescēaft* ahd. *biderbi*) geführt haben; wir dürfen vielleicht annehmen, dass damit die Unbetontheit der Präfixe *ga fra bi* auch in Nominalkompositis des Westgerm. zusammenhängt. — Tritt an das Schema  $\triangle | \times$  ein weiteres Kompositionselement, so übernimmt letzteres den Tieftón ( $\triangle | \times | \times$ ): ae. *tīchōma* aber *tīcum-tīce*; ae. *ōrlēge* aber *ōrlēghwīl*, *ōrēta* aber *ōrētmæg*; ahd. *biscōf* aber *bisketiom*, *ārzāt* aber *ārzetiom*, *ārbūt* aber *ārbeitsum* (Luther *erbeit* aber *erhtsam*): „Wir finden die Neigung die erste und dritte Silbe ohne Rücksicht auf die Art der Zusammensetzung zu betonen“ Lachmann 400, wo reichliche Belege aus den Notk. Texten. Aus dem Ae. vgl. die metrisch gesicherten *ūnrihtlice*, *riht-wīslīce* *ūnmurnlice* *ūnscōmlīce* *ēadmodlice* *gūmbihtēzmas* u. a.

Fassen wir das Resultat dieser Darlegung zusammen, so ergibt sich 1) dass zweisilbige Worte — Simplicia wie Komposita — nicht notwendig einen Nebenton haben müssen; 2) dass mehrsilbige Worte einen Tieftón haben können; 3) dass die Wurzelsilben zweiter Kompositionsglieder nicht eo ipso tieftönig sind; 4) dass dritte Silben gern den Nebenton übernehmen, zumal solche mit langer Quantität. Dabei ergibt sich aber aus zahllosen Doppelformen und Dialektverschiedenheiten, dass der Tieftón häufig zwischen zweiter und dritter Wortsilbe schwankt. Paul erinnert an nhd. *mütiges pferd*: *mütigē vertēidigung* und an *gütlichen ausgleich*: *gütlicher vergelich*. Ähnlich könnte der altgermanische Nebenton gewechselt haben.

§ 21. Der germanische Satzaccent. Für die Betonung im Satze fehlen sichere Kriterien zwar nicht für das Westgermanische und Nordische, dafür aber von einigen Fällen der Enklise abgesehen gänzlich im Gotischen. Die Gesetze der allitterierenden Metrik ermöglichen einen Einblick in den altgermanischen Satzaccent, und Riegers Entdeckungen ZfdPh VII, 1 ff. haben für das Westgermanische das Wichtigste ermittelt. Für das Althochdeutsche haben uns Otfrid, Notker und Williram durch ihre accentuierten Texte Einzelheiten für den althochdeutschen Satzaccent zu erschliessen ermöglicht, aber da sie Haupt- und Nebenaccentuation, Enklise und Proklise, Pausabetonung und Satzbetonung nicht streng durchführen, so ist die Rekonstruktion der gemeingerm. Regeln sehr erschwert. Wir wagen im Folgenden einen Entwurf, der die HAUPTERSCHEINUNGEN zusammenfassen soll, dabei aber der Gefahr zu entgehen sich bemüht, Einzelsprachliches aufzunehmen.

PARTIKELN. Das enklitische idg. *ge* 'und' (skr. *ca* griech. *τε* lat. *que*) ist auch im got. (-*uh*) enklitisch; da es im Germanischen seinen Vokal eingebüsst hat, ist uralte Enklise sicher. Falls der Accent von skr. *ātha ādha* 'und, auch' als idg. zu gelten hat, ist für as. ae. *and* 'und' junge Tonlosigkeit (wegen *d* für *þ*) zu vermuten; Notk. (Boeth.) hat *ūnde*, Will. schwankt zwischen Betonung und Nichtbetonung. — Die germanische Negation *ni* ist proklitisch, kann in der Allitterationspoesie nicht allitterieren und wird von Otfr. Notk. Willir. nicht accentuiert. Man beachte, dass altind. *nā* stets betont ist. Notk. hat im Gegensatz zu unbetontem *ne* 'nicht' betontes *nī* Osthoff PBB 8, 312. Für got. *nih* 'und nicht' darf urgerman. mit Pausaccentuation *nē-h* aus *nē-ge* angenommen werden (idg. *ge* skr. *ca* kann sich nur an Tonworte anlehnen). — Im Altindischen ist *nū* 'jetzt' stets betont, das Griechische unterscheidet die enklitische Partikel *νυ* vom Zeitadverb *νυν* (skr. *nūn-am*). Bei Notker lautet das Zeitadverb *nū*, als Partikel herrscht im Althochdeutschen unbetontes *nu*: ahd. *wola-nu wolaga-nu*, got. *sai-nu* ahd. *sēnu* Notk. *sthno* Will. *stno* ae. *heonu*. Im Gotischen kann *nu* enklitisch zwischengeschoben werden (Luk.

20, 25 *usnugibiþ*). Die Zeitpartikel *nū* wird gern durch ein Enklitikon gestützt: got. *nū sai* 'wvvl', ae. *nūpa* (aus *nū* + *pā*); beachte got. *naūh* ahd. *noh* aus *nū-ge* (oder vgl. skr. *nū-kam?*). — Ein urgerm. *pau* hat in got. *pauh* ac. *þeah* ein enklitisches *ge* oder *kam* angenommen, dies ist jedoch nach Ausweis von ahd. *dōh* wegen der Vokalkürzung als nicht-volltoniges Wort anzusehen. Jenes *pau* ist in got. *aipþau* (ahd. *ēdo*) enklitisch einem dem lat. *et* unverwandten Worte angefügt; auch germ. *ēþpau* ist, wie die Konsonantenkürzung in ahd. *ēdo* an. *ēda* lehrt, als Wort von geringer Accentstärke zu betrachten. — Notker verwendet unbetontes *na* als enklitische Fragepartikel für negative Sätze (*newist du na?* ZfdPh. 14, 139). — Die germanischen Relativpartikeln got. *ei* an. *es er sem* ae. *þe* ahd. *der dar* schliessen sich enklitisch an Pronomina an: got. *þat-ei* ac. *þæt-þe* *þatte* Tat. Otrf. *thaz-dar* Notk. *daþ dir* — *daþ der*, an. *þáþe* ahd. *dieder*. — Enklitisches Pronominalpartikel ist noch germ. *hun*: *jin* (lat. *-cunque* skr. betont *canā*) zur Bildung verallgemeinernder Pronomina: got. *ni wāshun* (skr. *na kās canā*) *ainshun mannahun*; an. *hverge enge hvarge mange*; as. *hwergin*. Verallgemeinernd ist got. *lūh* (*hwazuh hwarjūh* vgl. altir. *cách* 'jeder'), ae. *lūweza* in *hwētwēza*. — Ein deiktisches Element *id* steckt in got.-germ. *sai* (skr. *sa id*) nach Osthoff PBB 8, 311; und dieses *sai* tritt (doch nicht im Gotischen — aber got. *nū* + *sai* 'wvvl') deiktisch an den Artikel in der lautgesetzlich verkürzten Form *-se*, dem got. *sai* 'ecce' zugrunde liegt; vgl. an. run. *sa-si su-si þat-si þeimsi þasi þausi* und ahd. *dēse* neben *de*, Gen. Sg. Musp. 103 *dēs-se* zu *dēs*, Plur. ahd. *de-se* as. *thēse* zu *thē* 'die'; darüber s. bes. Bugge Tidskr. f. Philol. 9, 111 sowie unten § 51; got. *\*sā sai*, *\*sō sai* u. s. w. sind unbezeugt. Dafür zeigt das got. *sa-h* 'dieser', dessen *h* dem lat. *c* in *hi-c hun-c hujus-ce* u. s. w. entspricht. — Ein Pronominalenklitikon steckt in got. *mi-k* = griech. *ἐμέ γε* (cf. skr. *tudm ha*). — Die Vokativpartikel ae. *lā* — auch Interjektion — ist unbetont; sie lehnt sich häufig an vgl. ae. *lāla wāla wezla* me. *weila*. — Tonlos ist auch die Vergleichungspartikel *swa*, die vielfach enklitisch angelehnt wird; vgl. auch ahd. *āl-sō* ae. *alswa*; ae. *gēse* ne. *yes* aus *ge-swa*, ae. *ne-se* 'nein' aus *\*nē-swa*; proklitisch ist es in ae. *seþeah* (got. *swēþpauh*) sowie in ahd. *souversō* mhd. *swēr* und ae. *swæder* neben *swāhtwæderswā*; me. *whō-se*. — Instruktiv ist mhd. *ot* aus unbetontem ahd. *ēcchorōdo*.

PRÄPOSITIONEN. Im Altindischen sind sie betont (abgesehen von *avyayibhāva* wie *pratikāmām pratidośām anuśvadhām* u. s. w.); die griech. Präpositionen haben ihren alten Accent nur bei Anastrophe, während sie vor dem Nomen den Accent ganz einbüßen (*ἐκ κακῶν*) oder enklitischen Gravis (*ἀπό ὑπὸ* u. s. w.) erhalten. Im Germanischen repräsentieren sich die Präpositionen als accentlos durch Vokalerscheinungen, die eigentlich nur ganz unbetonten Silben zukommen: ahd. *zi* as. *te* (ac. *tī*) aus *ta*; ahd. *durh* ac. *þurh* aus germ. *þerh* (got. *þairh*); ae. *ōd* aus *\*ūþ* *\*unþ* (: got. *und*); auch weist die Lautverschiebung in ahd. *ab ob* und *ur* gegen skr. *āpa ūpa* griech. *ἀπο ὑπο* auf Unbetontheit der Präposition; beachte ae. *mid* und *miþ*, ahd. *ubur* got. *ufar* (skr. *upāri* griech. *ὑπερ*, got. *und* ae. *ōþ* aus *\*unþ*, got. *and* aus vorgerm. *anta-*), und wir werden für die urgerman. Zeit Schwanken einiger Präpositionen zwischen Betontheit und Unbetontheit annehmen müssen. In den literarischen Perioden überwiegt die Unbetontheit: in der allitterierenden Dichtung sind Präpositionen nicht allitterationsfähig, bei Voranstellung auch nicht hebungsfähig; Otrfrid accentuiert die Präpositionen nicht; Notker im Boeth. gibt den weisilbigen meist Accente, gebraucht aber *bi-be* und *ze* stets proklitisch; das meist unbetonte *in* und *an* accentuiert er bei folgendem unbetonten Artikel (*in daþ fiur*, *in dia grūoba*). Willir. schwankt zwischen Accentuierung und Tonlosigkeit der Präpositionen, nur *ze* verbindet er regelmässig proklitisch mit seinem Nomen.

Im Heliand wird proklitisches *wid* vor andern Atonis gebraucht, aber bei unmittelbar folgendem Accentwort steht das doch wohl volltonige *widar*: *widar winde*, *widar hētiandun*, *widar wērdun*, *widar standun* aber *wid demu winde*, *wid de wērdun*, *wid thea fūnd* u. s. w. — Das Altenglische hat als Präposition das proklitisch entstandene *wid*; aber ae. *æt* und *in* haben nicht den Vokalismus der Atona; ae. *od* aus \**ūþ* \**unþ* (: got. *und*) zeigt die Vokalkürzung der unbetonten Silben; auch ae. *on* (für \**an*), *of* für *uf*, *wid* (neben *wider*-) u. a. sind lautgeschichtlich Atona. — Im Griechischen gilt bei Anastrophe betonte Präposition (Θ<sup>ς</sup> *ἄνω*, τοῦτον *πῆρι* u. s. w.). Notker im Boeth. unterscheidet nach Braune PBB 2, 147 vortoniges *āne* 'ohne' (*lib āne tōd*) von nachgesetztem, zweifellos volltonigem *āno* (*allero chreste āno*, vgl. *ina āno* Hel. 1489). Die germanische Allitterationspoesie bestätigt den Accent der Präpositionen bei Anastrophe; vgl. Beow. *Scēdelāndum in*, *māncynne frām*, *mōndrēannum frōm*, *Frēslōndum on*; Edda *hōllu i*, *bēdjum á* u. s. w.). Isolierte Form scheint ahd. (Willir.) *allig-āna* 'immer' (neben *an*, *ane* Präp., *ane*, *ana* Adv.). — Bei Voranstellung der Präposition treten Avyayibhāva ein, die als Komposita im Indischen, Griechischen und Lateinischen einfache Accentuation aufweisen; vgl. skr. *abhi-jñū prati-kāmām yathā-vaśam* oder griech. *πρόχην ἐκποδῶν παραγωγήμα ἐξαιφνης* (*ἐπισχερώ ἐπιτῆδες παραπολύ ἀντιχρῶν*?) oder wie lat. *Illico* (für *in-sloco*) *obviam invicem intrādiu* u. A. Das Lateinische mit seinem vorhistorischen Kompositionsaccent zeigt, welche Behandlung des Accentus das Germanische aufweisen muss bei altem Avyayibhāva: nhd. *übermorgen* mhd. *ēgester* weisen auf ahd. *ūbarmorgane ēgestron*, deren Accent in althochdeutscher Zeit nicht bezeugt ist; ist die Rückerschliessung sicher, so können diese Adverbia nur durch die Bildung der Avyayibhāva erklärt werden. Unsicher ist die Beurteilung der vielleicht hierher gehörigen got. *āndaugiba āndaugjō*, ahd. *fūrcnemes* 'besonders', *umbikirg* 'ringsherum', *inlachen* 'intrinsicus', ae. *ōndlong* (*ollung*) 'entlang', *instape(s)* 'sofort', *weidersynes* u. a.

Ob auf ähnliche Weise die Bildung und Accentuation in lat. *interca interim antehac posthac* u. s. w. zu erklären, kann zweifelhaft sein. Im Germanischen haben wir ähnliche Komposita, aber mit schwankender Betonung vgl. Notker *dardna* aber *andiu*, *darmite* aber *mit tiu*, *darazuo* aber *zallu*; bei jüngeren lautschweren Präpositionen findet sich auch Betonung der voranstehenden Präposition: ahd. Willir. *innedes*, *ēdes*; as. *āfārthiu* PBB 5, 178. 181; ae. *siddan* (an. *sidan*) aus \**sif þan* cf. got. *þanascifs*; ae. *ēfterdun*; ahd. *mittont* = got. *mipþanci*; aber auch ae. *tōdōn fordōn* ahd. *bediu*; ahd. *untaz* (synkopiert *unz*) als Konjunktion entspricht dem as. *ūnthat* (cf. *antat*) got. *und fatei* (got. *untē* aus *und þē*?). — Die Personalpronomina lieben im Westgermanischen die volleren Lautformen der Präpositionen vor sich. Notker betont im Boethius *in mir*, *in in*, obwohl sonst *an* nicht regelmässig betont wird, und verwendet unaccentuiertes *zuō* in *zuō mir*, *zu iro* gegen sonstiges *ze*; Williram hat zu herrschendem *an* die *anne mir* (*mih*), *anne dtr* (*dih*); in Otlohs Gebet begegnet *inni mir* (neben *in mir*). Hel. 3073 *āftar mī*, 2425 *āftar thī*, auch 4697 *midi thī* (wie *thārmidi*); im ae. Psalter begegnet *wiþer m* gegen sonstiges *wiþ*; auch ae. Rātsel 41,86 *ūnder mē*; Christ 322 *ēfter him*. Und Williram, der *ab* als Präposition nicht mehr kennt, hat noch ein *ibe mir*. Es lässt sich hieraus folgern, dass die Präpositionen vor dem enklitischen Personalpronomen betont waren (Rieger ZfdPh 7, 32), wie sie es noch im Neuenglischen und zum Teil auch im Neuhochdeutschen sind. Beachte gr. *πρός με*, *πρός σε*, *εἰς με* und nach Thurneysen auch altir. *dī-m* 'von mir', *for-m* 'auf mich'.

PRONOMINA. Für die altindische Enklitika *im sim mā-mē tvā-tē nau-nas vām-vas* (griech. *με δὲ*) fehlen im Germanischen nachweisbare Enklitika von eigener Lautform. Lautliche Zeugnisse für Unbetontheit der Pronomina sind

unsicher; in Betracht kommt das westgerm. (vielleicht urgerm.) *ī* für *ē* in *ik mik miz sik*; das *z* für *s* (skr. *tēsām yēsām*) in got. *þizē* für \**þaizē* (ae. *þāra* got. *blindaižē*) und in ae. *þāre* aus \**þaizjai* (skr. *tāsyāi*); das *mm* für *zm* in got. *þamma* (skr. *tāsmāt*), *imma* (skr. *asmāt*); das *m* für *mm* in ahd. *imo demo*; jüngere Lautkriterien zeigen me. *ī ūs it* aus unbetonten *īē ūs hit*; ahd. *wēr* aus \**wēR* (got. *weis*), ahd. *ir* gegen got. *jūs*; das run. *ek* für *eka* (Grdf. *ēgon*)? Vor allem haben wir litterarische Zeugnisse für den Satzaccent der Pronomina, die nur in kleinem Umfange allitterationsfähig sind. Die persönlichen Pronomina treten häufig enklitisch auf: ae. *wēn'ic* Beow. 338. 442, *far'ic* Germ. 23, 394; über Enklise von *ek þū* im Altnordischen s. Noreen § 380; über westgerm. *þū* (*ic* ist darnach urwestgerm. gestaltet, ae. *ic* nhd. *eich*) als betonte und tonlose Form vgl. die Fälle der Enklise bei Paul PBB 6, 549; ae. *wēnstu* Sievers PBB 9, 273. Die altfränkischen Dialekte scheinen *her* und *er* (Ludwigs.) als Doppelformen ursprünglich ebenso zu verwenden. Otfried (Sobel p. 50) lässt die Personalpronomen meist unbetont. Im Boeth. accentuiert Notker *st chād-*, aber *-chit si*, *ih wēiz*, *tū wēist* aber *-wēiz ih*, *-wēist tu* (ähnlich Willir.). Für den Begriff 'wir zwei, wir beide' vgl. Otf. III 16, 46<sup>b</sup> *ūs zwein* ae. *unc hām*, *uncer twēza* (auch *bēzra uncer* Gen. 19 14 *hām inc* Christ 357), an. Volusp. Helg. *ýkkur beggja*. — Die althochdeutsche Betonung *irō irū imō* u. s. w. (aber Notk. Boeth. und Willir. stets *imo*) erklärt sich eher mit Lachmann Kl. Schr. I, 380 aus Enklise wie griech. *ἐστί* neben *ἐστὶ* und somit aus den unbetonten Formen skr. *asyās asyāi asmād* u. s. w. als mit Scherer ZGDS 152 aus einem Beharren der idg. Urbetonung (skr. *asyās asyāi asmād*); für ahd. *unsih iuwih* gilt dieselbe Erklärung. — Das unbestimmte Personalpronomen westgerm. *man* ist nicht hebungsfähig genug um die Allitteration zu tragen, wird auch von Otf. Notk. und Willir. nicht betont. — Für die urgermanische Betonung der Demonstrativa (s. auch unten § 59) sprechen ahd. *hiutu hīnait hiuro* as. Hel. *hiudu hīndag* 'heute' (got. \**hlja daga* und *himma daga*) sowie an. *hin-*, *þangat* und *hinneg þanneg* 'hierher' (letzteres aus *hinn veg*); ferner nach Rieger 30 ae. Beow. *þý-dögore þýs-dæg*or Christ on *þām dæge*, Hel. 4600 (2407) *an thén dagun*, Otf. III, 16, 44<sup>b</sup> *in thén dag* u. s. w., schliesslich ae. *þýdæg*es *līdæg*es (beachte lat. *hodie quomodo hujusmodi* u. A.), Beow. on *þām dæge*, on *þā tid*, Judith 307 *ofer þā niht* = Beow. 737. — ae. *pes*, bei Voranstellung zumeist wenig betont, bei Postposition wie in der Edda aber betont, zeigt Allitterationsfähigkeit Beow. 791. 1396; Chr. 22 und sonst. — Der indogermanische Pronominalstamm *to* (Nsg. so) — im Rgveda stets betont — hat im Germanischen keinen schweren Accent, vielleicht überwiegend Unbetontheit. Ob und in wie weit die komplizierten Accentuierungsgesetze Notkers und Otfrieds (ZfdPh 14, 143; QF 48, 55) urgermanisch sind, lässt sich nicht sagen, da die allitterierende Poesie versagt; Otfried und Notker kennen auch geringere Accentstufen, welche die Allitterationspoesie nicht verwerten kann. Aus ihrem Bereich ergibt sich ein Accentgrad wohl nur bei Postposition wie an. Edda *hina þeira*, *ránna þeira*, *gúmna þeira* u. s. w. oder Beow. *grúndwong þone*, *fréodowong þone*, *wéllhem þone*, *gólðweard þone*. Bei Zwischenstellung dürfte der Artikel stets unbetont gewesen sein: Notk. *sélbez taz hère*, *alle die liute*, *éinen die ménniskén*; Otf. *allo thio ziti*, ae. Andr. *bēzen þā gebrōþru* (Dat. *bim þām gebrōþrum*); also auch got. *bā þō skipa* und diese Betonung erklärt auch, wie me. *bōthe* 'beide' aus ae. *bā-þā* oder ahd. *bide* aus *bē dē* (unten § 60) entstehen konnte. Neben dem unbetonten skr. *sama* 'irgend einer' darf wohl auch germ.-got. *sums* als unbetont angesetzt werden (betontes *sūme* im Altenglischen Boeth. bei Rieger 32); im Beow. ist *sum* nicht allitterationsfähig (ausser 2157); aber me. *sūmthing sūmulēl*.

Das Possessivum hat einen höheren Ton als das Personalpronomen bei Otrf. (Sobel 52); auch die Alliterationspoesie bestätigt es durch häufige Postposition (*leode mine, hláford þinne* u. s. w.); die Possessiva sind auch häufiger alliterationsfähig als andere Pronomina (*mine gefræge, þurh min hond, ymb þinne síð*); bei Zwischenstellung dürfte früh Unbetontheit gegolten haben (Otrf. *mit allen unsen kréftin*): aber auch sonst ist Proklise wie Enklise der Possessiva geläufig (Hel. 3194 ist *hërron minumu* zu lesen vgl. V. 3197); beachte Enklise beim Vokativ as. *fró min* ae. *wine min* (aber Beow. 2047 auch *min wine*). — Selbst hat einen höheren als zugehörige Personalia: ae. *hē-sēlf þū-sēlf*, as. *ina sēlbon, mī sēlbon*. — An Einzelheiten seien erwähnt ae. *ænigþinga* 'quoquomodo', *ænizmon nānþing nānwuht nānmon* (ne. *nobody nothing*) *æghwylc æghwā* ahd. *loman* (cf. *lomēr*) *toruht*; beachte ae. *nāthwylc* an. *nökkurr*.

Zahlworte: Für das Westgerm.-Nord. gilt das Gesetz, dass Kardinalzahlen vor ihrem Nomen stets einen höheren Ton tragen: Beow. *seofonniht* (ne. *sennight*); ae. *seowertýneniht* (ne. *fortnight*); beachte ne. *twópence thréepence twélfmouth* u. a. — Hel. *sibun wintar, umbi thrá naht, oþar twá naht* Kieger ZfdPh. 7, 20; Otrf. *áhto dagon, twélf thegana* Piper PBB 8, 229; entsprechend an. (*Vpl.-kv.*) *síau vetr* (*þrymskv.*) *átta rostum, átta nóttum, síau misser* Guðr. Wenn wir dieses Gesetz auch für das Got. annehmen, ergibt sich wohl auch der Accent für die Dekadennamen got. *fidwōr tigjus, fimf tigjus* (an. *þrír tiger* Atlam. um *fjörum tögum* Grimm. 23, 24): das Westgerm., in welchem die Benennung 'Dekade' zum Suffix herabgesunken, erklärt sich nur aus dieser Betonung: ahd. *drizuc sēhsuc* ae. *þritig sixtig* aus *þrī-tigu sēhs tigu* (*þrī tigu* enthält *þrī* = skr. *tri* als Neutrum?). Im Gegensatz zu diesen multiplikativ gebildeten Kardinalien haben die Dvandvabildungen 13, 14 u. s. w. Doppelaccent (levell stress), den das Engl. noch heute zeigt: ae. *fifstýne sixstýne* (aber *fifstiz sixtiz*); so accentuiert Notk. zwar *zwēinzeć zēnzeć*, aber *schēn nūn:ēne* I, 618, daher auch mit Auflösung (Graff 5, 628) *drin zēnin* I, 619. Willir. hat überwiegend *sēazoch áhazoch* u. a. ohne Nebenaccent. Über die Parallelercheinungen der verwandten Sprachen vgl. Wheeler gr. *Nominalaccent* p. 41. — Die Zahladverbia 2 mal, 3 mal betonen im Westgerm. bei Juxtaposition das Zahlwort: ae. *twélf síðum*; (Phoen.); Hel. *sibun síðum*; Otrf. *dria stunta, einlif stuntōn*; Willir. *sūmstunt driestunt* = nhd. (cf. DWb) *driestunt*; ahd. auch *fiorstunt finfstunt sibunstunt* u. s. w.; nhd. *dreimal, manchmal* beruhen auf *ze drin mālēn, ze māuigen mālēn* u. s. w.; darnach ist wol auch got. *þrim sinþam, fimf sinþam, sibun sinþam* zu accentuieren, in Übereinstimmung mit den oben vermuteten *fidwōr tigjus, fimf tigjus* u. s. w. — Für den germ. Accent beachte auch ae. *būtū bārwā* (dat. *bāmtwā*), das auf Enklise von 'zwei' beruht. — Isoliert ist an. *einneq* (aus *éinn veg*) 'auf dieselbe Weise'.

NOMINA. Im Altindischen gilt für Vokative das Gesetz, dass zugehörige Genetive oder Adjektive accentuell mit ihnen eine Einheit bilden: *sūnō sahasah* oder *sāhasah sūnō* 'Söhne der Kraft' oder *utvā dīvāh, vāso sakhē* resp. *sakhē vāso* 'guter Freund' (Whitney § 314). Vielleicht schliesst sich an diese auffällige Erscheinung dasjenige germanische Accentgesetz an, wonach got. *ftmf tigjus, sibun tigjus* zu betonen ist: überall wo zwei grammatisch auf einander bezogene Nomina neben einander stehen, trägt das voranstehende den höheren Accent: ae. *mære feodon, wiges heard, wine Scyldinga* u. s. w. andd. Hel. *wōrd godes, gōdes word, drōhtines engil, lēngron hveila* u. s. w.; ahd. Otrf. *ther gūato man, gōtes boto, der llobo drost* u. s. w. Notker bezeugt den höheren Ton der vorangehenden Bestimmung bei *man* (*nechēin man, ētelich man* I, 543, *wēz man* I, 523) Fleischer 295, wozu ae. *ænizmon, nān mon*, ahd. *loman* stimmen; Willir. hat *umbe mitten dag* (cf. nhd. *mittag*). Dass diese Accentuation — ein rein mechanisches, kein logisches Prinzip — der lebendigen Sprache zukam, beweisen Komposita, die auf Juxtaposition beruhen Brugmann I, p. 672: got. *baürgswaddjus* (aus *baürgs + waddjus*), as. *hrēnkorni āldfader ādalkuning lōs- sōd- spāh-word*; ahd. *quēcbrunno mitti-wēcha brūtigumo nāhgibūr*; beachte nhd. *mittag* ahd. *ze mittemo tage*; nhd. *mitternacht*, ahd. *ze mitteru naht*, nhd. *weinachten* aus *ze den wēhen nahten*; ne. *midnight* aus ae. *aet midre niht*, ne. *midsummer* aus ae. *on midne sumor*; nhd. *viertel* aus ahd. *dag fiorda teil*; nhd. *jungfrau* aus ahd. *jūncfrouwa*; ne. *leman* aus me. *lēfman* ac. (Acc.) *lēofne monnan*; ne. *daisy* aus ae. *dægēs-cage*; ac. *wide-*

*ferhd tōwīdanfeore*; ne. *always* ae. *talnewez talneȝ*. Schon im Sanskrit finden sich zusammengewachsene Bildungen wie *pūrvedyús* 'gestern', *jás-pati* 'Hausherr', *sapta-rśáyas* 'die 7 Weisen', *sapta-gráhrás* 'die 7 Geier', *madhyamidina* 'Mittag'; vgl. auch griech. *Διόσκουροι*, lat. *Júppiter postridie meridie* u. A. bei Brugmann I § 672 II § 36 über die Bildung und den einfachen Accent bei Juxtapositionen. Beachtenswert ist für das Germanische, dass Gradadjektiva *all mikil manag* im Westgermanischen meist bloss vortonig sind. Das Beweismaterial für die Hauptregel — Betonung des voranstehenden Nomens — ist durch so immenses Material aus dem Westgermanischen und Nordischen gesichert, dass wir uns mit den voranstehenden Belegen begnügen können; vgl. Rieger ZfdPh 7, 19 ff.; Sobel QF 48, 26 ff.; Piper PBB 8, 226 ff.; es sei noch bemerkt, dass im Althochdeutschen — durch Otfrids Accentuierung erwiesen — eine Accentverschiebung beginnt, die für die deutsche Sprachgeschichte wichtig ist; mit dieser haben wir uns bei der Darstellung der urgermanischen Verhältnisse nicht zu befassen.

VERBUM. Im Altindischen gilt die Hauptregel, dass das Verbum tonlos ist (abgesehen vom Satzanfang und vom Nebensatz); das Griechische zeigt Spuren dieser Regel (J. Wackernagel KZs. 23, 457). Im Germanischen finden sich keine Lauterscheinungen, die mit Sicherheit in dieser Erscheinung ihre Erklärung finden. Mit einiger Wahrscheinlichkeit gehören folgende Fälle hierher: germ. *im* 'ich bin' und *sind* 'sie sind' entsprechen den unbetonten skr. *asmi santi* (wegen *mm* = idg. *sm* und *d* = idg. *t*), nicht den betonten skr. *dsmi santi*; ae. *bīd bȳd* steht für eigentliches *bīd*; ae. *sindon wolde sceolde* haben im Mittenglischen (Ormm) die Lautentwicklung der Atona (*sīnnden wōllde shōllde*, nicht *sīnden wōlde shōllde*); ebenso *wæron*; das auffällige *ō* von ahd. *konda onda bigonda* dürfte auch wohl in alter Unbetontheit seine Erklärung finden, desgl. die auffälligen Kontraktionen in ahd. *gēt stēt hāt quāt gīt (lāt)* aus ursprünglich *gaid staid habaid gīpid gibid (lātūd)*. — Willir. betont *ist sint* häufig nicht. — Nach dem Zeugnis der allitterierenden Poesie (Rieger ZfdPh 7, 24) hat das Germanische jene wohl urindogermanische Accentregel dahin ausgebildet: das Verbum hat einen niedrigeren Accent als die Nomina und Adverbia desselben Satzes: Beow. *fand pā pær-inne*, *eode pā tō stēlle*, *setton him tō hēafdum*; aber es finden sich auch zahlreiche Fälle mit Betonung des Verbs im Satzanfang (*gýrede hine Beowulf* Beow. 1442<sup>b</sup>, *hēold hine siddan tō fæste* Beow. 142<sup>b</sup>, 789<sup>b</sup>, *onfōh þissum fülle*, *arās pā bi rōnde*, *glīdon ofer gārseeg*, *sēttan sāmēde*, *grētte Gēata leod*, *ēgsode eorl* u. s. w.); Belege für die Unbetontheit im Satz resp. Versinnern sind überflüssig; im Hel. ist das Verb im Satzanfang meist unbetont (*that mēnda that bārn godes*, *warþ on thena sēo innan*), selten betont (*wēl imu aninnan hugi*). Neben Präpositionaladverbien hat das Verbum auch einen geringeren Accent: Beow. *pā cōm in gān*, *him bi stōdon*. Verba sind niedriger betont als zugehörige Infinitive; so im Altenglischen bei *hātan lētan*: also *stegan hyrde* Beow. 391<sup>a</sup> *eow hēt stegan*). Hilfsverba haben bei Stoffverben natürlich keinen Ton: Otfr. *lēsan scalt*, *wolta irstūn*. Ähnlich steht es mit Hauptsätzen wie *ich hörte (dass)*, welche tonlos sind; der Hel. hat vielfach *tho gifragn ik that* im Auftakt, ebenso im Beow. *hyrde ic pæt* — ebenso *mynte pæt*, *cwæp pæt*, *bæd pæt* Rieger 25.

## IV. VOKALISMUS.

§ 22. Die indogermanischen und germanischen Vokalentsprechungen. Da es nicht unsere Aufgabe sein kann die idg. Laute durch den Konsensus der idg. Sprachen erst zu ermitteln oder zu erweisen — so gehen wir von den idg. Urvokalen als etwas Gegebenem aus. Der in den letzten

zwei Decennien erbrachte Nachweis des idg. Vokalbestandes muss daher unterbleiben; man findet denselben mit Litteraturnachweisen behandelt in Brugmanns Grundriss I § 28 bis § 253.

1) idg. *i* = germ. *i* Brugmann § 35: as. *uitun* 'sie wissen' skr. *vidús*; run. *gastir* lat. *hostis*; got. *gastim* lat. *hosti-bus*; got. *fisks* lat. *piscis*; got. *is* lat. *is*; got. *ita* lat. *ul* (über germ. *e* für *i* s. § 25, 2). — 2) idg. *î* = germ. *î* Brugmann § 43: ahd. *biliban* gr. *λίπαρεω*; got. *wileis* lat. *velis*; ahd. *sit* 'ihr seit' lat. *sit-is*; an. *st-me* gr. *ἱμάς*; ahd. *wida* gr. *ἵτέα*. — 3) idg. *û* = germ. *û*: an. *uxe* skr. *uksân*; ahd. *turi* skr. *duras*; ahd. *butun* skr. *bubudhús*; got. *nu* skr. *nu* (über germ. *o* für *û* s. § 25, 2). — 4) idg. *û* = germ. *û*: lat. *mûs* ahd. *mûs*; lat. *sû-s* ahd. *sû*; skr. *ûdhar* ahd. *ûtiro*; gr. *vûn* ahd. *ae. nû*. — 5) idg. *ê* = germ. *ê*: lat. *edere* ae. *etan*; gr. *φάγειν* ahd. *bëran*; lat. *pëllis* ahd. *fël(l)*; lat. *sex* ahd. *sëhs*; lat. *decem* ahd. *zëhan*. Einschränkungen dieses Gesetzes s. § 25, 2. — 6) idg. *ei* = germ. *î* (Brugmann § 67): gr. *λείπω* *δείκνυμι* *πείθω* *στειχω* ahd. *lihan* *zihan* *bîdan* *stigan*; gr. *εἰδώς* got. *weithwôds*. — 7) idg. *eu* = germ. *eu*: gr. *πείσομαι* ( $\sigma = \vartheta + \sigma$  im Futur.) germ. *\*beudan*; europ. *teutâ* germ. *\*peudô*; gr. *ἐλεύθερος* germ. *\*leuþera-* 'liederlich'; über die germ. Entwicklung von *eu* s. unten § 25, 7. — 8) idg. *ê* = germ. *ê* (Brugmann § 75): lat. *sê-men* *sê-ps*; gr. *νήσις* got. *nî-fla*; lat. *vêrus* got. *wêrs*; gr. *τί-θη-μι* got. *dê-ps*; lat. *mên-sis* got. *mên-a*; die nordisch-westgerm. Vertretung dieses urgerm. *ê* s. § 30. Über germ. *ê* vgl. Bremer PBB XI, 1. — 8) idg. *o* = germ. *a* Brugmann § 83: lat. *octo* gr. *ὀκτώ* got. *ahtau*; lat. *noctem* got. *naht*; lat. *hostis* got. *gasts*; gr. *πόσις* got. *-fafs*; got. *hlaf* 'ich stahl' gr. *κέκλοφα*. — 10) idg. *oi* = germ. *ai*: gr. *πέποιθα* got. *baif*; gr. *φέρους* got. *balrais*; *λέλοιπα* got. *laih*; *οἶδα* got. *wait*. — 11) idg. *ou* = germ. *au*: idg. *\*bhebhoudhe* (skr. *bubôdha*) got. *bauf*; idg. *rouldho-s* (lat. *riufus*) got. *rauds*. — 12) idg. *ô* = germ. *ô* Brugmann § 91: lat. *ôra* ae. *ôra* 'Rand'; gr. *εἰδώς* got. *weithwôds*; gr. *πρωί* ahd. *fruo*; gr. *ὑδωρ* got. *watô*; *γνωτός* 'Verwandter' got. *knô-ps* 'Geschlecht'; gr. *φέρω* urgerm. *\*herô*; got. *þizô* gr. *θεῶν*. — 13) idg. *â* = germ. *â* Brugmann § 99: gr. *ἄγειν* an. *aka*; gr. *ἄγρος* got. *akrs*; gr. *πατήρ* got. *fadar*; gr. *ἄλλος* got. *aljis*; lat. *aqua* got. *ahva*; lat. *ratio* got. *raþjô*. — 14) idg. *ai* = germ. *ai*: gr. *λαῖός* germ. *\*slaiwa-* (ahd. *sléo*); gr. *ραῖβος* got. *wraigs*; lat. *ais* (aus *\*ais-*) got. *aiz*; gr. *αἰών* got. *aîens*. — 15) idg. *au* = germ. *au*: lat. *augere* got. *aukan*. — 16) idg. *â* = germ. *ô* Brugmann § 107: lat. *frater mater* ae. *brôþor môder*; lat. *fâgus* ae. *bôc-tréow*; gr. *ἄδρίς* (lat. *suâvis*) ae. *swôle*. — 17) idg. *ʔ* = germ. *a* Brugmann § 109 wird vermutet für idg. *ptî* got. *fadar* (skr. *pitâ*); idg. *sthti* got. *sta-ps* (skr. *sthti*); für die germanische Lautgeschichte ist ein idg. *ʔ* nicht erforderlich, weil Zusammenfall mit idg. *â* eingetreten ist. — 18) idg. *m n* = germ. *un* Brugmann § 222 (durch eine Mittelstufe *am an*): idg. *lyghrô-* (gr. *ἐλαφρός*) ae. *lungor*; lit. *deszinti* got. *taihun*; idg. *dn̥t* 'Zahn' got. *tunþ-us* (skr. *dat-*); idg. *sn̥tyô* (skr. *satya-*) 'wahr' got. *sunjis*; über *o* für *û* s. § 25, 2. — 19) idg. *r l* = germ. *ur ul* Brugmann § 284, 299: skr. *vîka* got. *wulfs*; skr. *pr̥thivî* 'Erde' as. *folda*; skr. *pr̥chamî* ahd. *forscôm*; skr. *tr̥sûs* an. *þurr*. — 20) idg. *ʔ* = germ. *ar al* Brugmann § 306: idg. *ʔdhwa-* (skr. *ûrdhwa* lat. *arduus*) 'steil' germ. *\*ardwa-* (cf. an. *orþugr*); idg. *wêlni* 'Wallung, Welle' (skr. *ûrmî*) ahd. *walm*; idg. *sk̥to-* ahd. *scart*; idg. *gh̥bhû* 'Handvoll' ahd. *garba*. — 21) idg. *ʔ* in der Umgebung von Liquiden = germ. *u*: idg. *t̥nu* (skr. *tanu* gr. *τανν-*) an. *pu-nnr*; idg. *gh̥m̥en* (lat. *homo*) got. *guma* ahd. *gomo*; idg. *t̥la* got. *þulan* 'dulden'; idg. *g̥orú* gr. *βαρύν* got. *kauru*.

Der germanische Vokalismus zeigt seine Eigenart in dem Wandel idg. *o* < germ. *â*, idg. *â* < germ. *ô* sowie in der Entwicklung von idg. *r l m n* zu *or ol om on*, worin *ʔ* wie in 21) zu *u: o* wurde. Die indogermanischen



Quantitätsverhältnisse sind im Urgermanischen ungestört geblieben, wie die behandelten Vokalentsprechungen zeigen. Doch ist zu beachten, dass das Germanische vor Nasal oder Liquida und Verschlusslaut (oder Spirans) keine langen Vokale duldet; daher steht nach Osthoff *Perf.* 84 germ. \**winda-* \**wēnda-* 'Wind' für idg. *wē-nto-*, ahd. *firsana* für idg. \**pērsnā* (skr. *pārśni*), ahd. *hērza* für idg. *kērd-* (skr. *hārdi* gr. *ῥῆρ*), got. *mimz* für idg. *mēms* (skr. *māmsa*); vgl. noch got. *ams* aus idg. *ōmso-* (gr. *ώμος*). Daneben bleibt aber vor *sk st z* *z* alte indogermanische Länge durchaus im Germanischen bewahrt: nhd. *drīstu* lat. *trīstis*; ahd. *wuosti* aus \**wōstu-* \**wāstu-* (altir. *fús*); ac. *ōst* 'Ast' aus \**ōzdo-*; as. *māsa* aus urgerm. \**mēsge-* (vorgerm. \**mēzge-*) Holthausen PBB 11, 551; vgl. ae. *rūst* 'Rost', *hwaōsta* 'Husten', *mīst* 'Nebel', *þīstel* 'Distel', *līst* 'Leisten', ahd. *krūsci nuosc*; vor den gleichen Konsonantenverbindungen sind Diphthonge möglich (ahd. *trōst lōsci drīsc fleisc* u. s. w.).

Anm. Über die Geschichte der Auffassung des indogermanischen Vokalismus s. Collitz ZfdPh 15, 1.

§ 23. Der Wurzelablaut. Das Germanische teilt mit allen indogermanischen Sprachen einen geregelten Vokalwechsel, den man für Wurzelvokale Ablaut nennt. Derselbe ist für Wort- und Formenbildung in der indogermanischen Ursprache sehr bedeutsam gewesen. Das Germanische macht in der Flexion der Verba einen festen Gebrauch davon, doch zeigen sich auch beim Nomen zahlreiche Ablautsspuren. Innerhalb des Indogermanischen scheinen eine grosse Fülle von Regeln für die Verteilung der einzelnen Stufen bestanden zu haben. Hier verzichten wir auf eine Darstellung der für das Germanische zudem teilweise unwesentlichen Ablaute. Unwesentlich wurden einzelne Ablaute im Germanischen dadurch, dass innerhalb des Germanischen die Urvokale idg. *ō : ā* sowie *ō : ā* zusammenfielen. Es trat dadurch innerhalb des Germanischen eine Vereinfachung, zugleich aber auch eine Verwischung der alten Ablaute ein. Hier geben wir die für das Germanische wesentlichen Erscheinungen, indem wir für Litteratur auf Brugmann *Grundr.* I p. 32 und Noreen *Judl.* § 12 ff. verweisen; in Bezug auf germanische Materialien bietet Noreen eine wertvolle Sammlung, der wir mehreres entnehmen. —

Wir beginnen mit dem Ablaut *ē : ō*, wozu wir auch die *ei-* und *eu-*Wurzeln ziehen. Indem für idg. *ō* im germ. *ā* eintrat, änderte sich die germ. Gestaltung des Ablauts. Ehe wir die einzelnen Stufen systematisch durchnehmen, mögen einige germ. Beispiele die idg. Vokale *ē ō* belegen: an. *fjördr* (aus \**fērdū-*) got. *faran fērja fōrum* aus idg. *pēr pōr*; got. *sitan sat sētum* ac. *sōt* 'Russ' aus der idg. Wz. *sēd sōd* 'sitzen'; as. *fēgōn* 'fegen' got. *fagr* 'schön' *gafēhaba* 'passend' as. *fōgian* 'fügen'; got. *ligan lag : lēw* 'Gelegenheit' *lēwjan* 'verraten', ahd. *luog* 'Wildlager'; ferner ahd. *giscēhan giscāh* got. *sk wjan skōhs*; got. *brikan brak brēkam* ahd. *bruoh*; got. *mitan mat* ahd. *mōz* an. *mōt*. Mit Hilfe von Ergänzungen aus andern indogermanischen Sprachen lassen sich alle vier Vokalstufen in zahlreichen Wurzeln nachweisen; reichliches Material bietet Noreen § 12. Es verdient noch konstatiert zu werden, dass nicht alle Wurzeln in diesen vier Stufen bezeugt sind; die Verbalwurzeln kennen meist nur *ē ā ō*; für die *i-* und *u-*Wurzeln ist die *ē-* und *ō-*Stufe unmöglich.

1) Für den *ē : ō*-Ablaut kommt zunächst in Betracht die niedrigste Vokalstufe oder die Tiefstufe, welche in unbetonter Silbe ihren Sitz hat. Hier tritt die grösstmögliche Vokalreduktion ein und zwar völliger Vokalschwund; vgl. got. *s-ind* zu *is-t* (idg. Wz. *es*); got. *sunjis* aus idg. *s-un-yōs* (idg. Wz. *es* 'sein'); got. *t-unþus* 'Zahn' idg. Wz. *ed* 'essen'; got. *tr-iu* 'Baum' zu gr. *δένδρον*; got. *gr-ēdus* zu ahd. *gēr-ōn* 'begehren'; got. *kn-iu* zu gr. *κύνειν*; ac. *kn-itu* gr. *κύνειν*; got. *fr-uma* zu *faur*; ahd. *chr-anuh* gr. *χρημα*. — Dieser *ē*-Schwund

der idg. Grundsprache erweist immer die Unbetontheit des synkopierten Vokals. Dieser *ē*-Schwund in der unbetonten Silbe zeigt sich vor allem in den *ei*- und *eu*-Wurzeln, deren niedrigste Stufe *i* und *ū* ist; diese stehen daher urindogermanisch in unbetonter Silbe: daher die germanischen Partizipia mit indogermanischer Suffixbetonung got. *budans bitans* zu den indogermanischen Wurzeln *bheudh bheid*. So sind *r l m n* bei *e*-Wurzeln durch den Schwund des *e*-Vokals vokalisiert geworden, eine fundamentale Entdeckung, durch welche Brugmann 1876 (*Curtius' Studien* 8, 287. 361) eine neue Auffassung der indogermanischen Verhältnisse inaugurierte. Die germanische Lautentsprechung der indogermanischen Vokale *l r m n* ist im vorigen § unter 18. 19. 20 aufgeführt; germ. *ur* (*or*) *ul* (*ol*) *um* (*om*) *un* (*on*) erscheinen im *ē*-Ablaut (ahd. *wērdan hēlfan findan*) im Part., wo ursprünglich Suffixbetonung galt: ahd. *gīwōrtan gīholfan gīfuntan*. Diese Vokale *r l m n* = germ. *ur ul um un* gelten nicht bloss, wenn in der Mittel- und Hochstufe der Wurzel der Vokal *ē : ō* (*ē : ā*) der Liquida resp. dem Nasal vorhergeht (idg. *wert-wr̥t* u. s. w.), sondern ebenso wenn er ihnen folgt: got. *baūrd* zeigt *r*-Stufe zu ahd. *brēt*; ahd. *forscōn* zu *frāgēn*; an. *horskr* zu ae. *hrade*; ae. *folde* (skr. *pr̥thivā*) zu skr. *prathas* 'Breite' (an. *flatr*). Doch ist hervorzuheben, dass *r* im Germanischen durch *ru* vertreten wird im Ablautssystem von Verben wie got. *brikan* : *brukans*, *trudan* : *traþ*; ahd. *sprēkhan* : *gisprokhan*, *brīstan* : *gibrostan*, *flīhtan* : *gīflōhtan*, (*w*)*rēkhan* : *gīrokan*, *hrēspan* : *irhrospan* u. s. w., an. *gnostenn* zu *gnesta*. Die Stellung des *r* in diesen tiefstufigen *r*-Formen beruht auf Analogie der Mittel- und Hochstufe.

2) Eine zweite Tiefstufenform ist bei *ē*-Wurzeln beobachtet: der Vokal schwindet nicht völlig, sondern bleibt als unbetontes *ē* (eigentlich *ə*) = germ. *ē*; in den zahlreichsten Fällen dürfte dieses *e* einfach übernommen sein aus der Mittelstufe; daher im Partizip herrschend: got. *gibans itans* zeigen die gleiche Vokalstufe wie *bitans* zu *beitan*, *būdans* zu *biudan*, resp. wie *funfans* *spunnans* zu *finfan* *spinnan*. Dieses *ē* hat eigentlich seine Stellung nur zwischen Verschlusslauten und Spiranten. Aber *ē* findet sich im Germanischen als Tiefstufe auch nach Liquiden; vgl. die Partizipien ahd. *gīlēsan-gīlēran*, *gīnēsan*, *gīlēgan* u. a., wo nach den herrschenden Anschauungen vielmehr idg. *ə* = germ. *ū* zu erwarten wäre.

Die *ei*-*eu*-Wurzeln haben als zweite Tiefstufe *i̇ ū̇*: got. *anabūsns* zu *biudan*; ahd. (*h*)*lūt* 'laut' zu der indogermanischen Wurzel *kleu* (griech. *κλυ-τός*); ahd. *blūgo* zu an. *bljúgr*; ahd. *ūtiro* zu as. *\*codar*; auch *i̇* ist im Germanischen mit idg. *ēi* zusammengefallen, es lassen sich daher im Germanischen die zweite Tiefstufe und die Mittelstufe nicht mehr unterscheiden; mit einiger Sicherheit hat idg. *i̇* als Ablautsstufe zu idg. *ēi* zu gelten in got. *beisns* aus *\*bhītsnt* zu Wz. *bheidh*; an. *thgenn* zu griech. *δείκνυμι*; wohl auch in got. *skei-rs* *skei-nan* *skei-ma*. Als zweite Tiefstufe zu *r̥* (= germ. *ur*) gilt *ŕ̥* (= germ. *ar*): ahd. *garba* zu der idg. Wz. *ghrebh*; ahd. *scar-t* zu *scēr-an* (also Grdf. *gh̥ŕbhā sk̥ŕtō*). Unsicheres ist bisher über *ŕ̥ ű̥* als Ablaut zu *em en* vorgebracht; ihre Vertretung im Germanischen ist nicht sicher bestimmt.

3) Während die beiden Tiefstufen in den unbetonten Silben ihre Stellung ursprünglich gehabt haben, gilt für die Mittelstufe eigentlich Betonung; das Germanische legt mit dem grammatischen Wechsel der Tiefstufen dafür Zeugnis ab: got. *filhan* aber *fulgins*, ahd. *wērdan* : *gīwōrtan*, *lēsan* : *gīlēran*, *siodan* (aus *\*scūpan*) Part. *gisōtan*; ahd. *snūdan* (aus vorgerm. *\*snēilo-*) Part. *gisnūtan*. *e i̇ eu* sind die germanischen Mittelstufen der drei *e*-Ablaute.

4) Die Hochstufe ist idg. *ō*, in betonter wie in unbetonter Silbe erscheinend; vgl. griech. *δέδορκα* zu *δέρομαι* (*έδοραον*); *πέπουκα* zu *πέμπω*, *πένονθα* zu *πένθω*; lat. *tōgā socius* zu *tego sequor*. Als *eu*-Wurzel beachte

griech. εἰλήλουθα zu ἐλπί(θ)σομαι (ἐλπίζον). Innerhalb des Germanischen zeigt sich *a* als *e*-Ablaut im Perfekt wie got. *warþ fanþ halþ bait bauþ* u. s. w.

5) *ê* zeigt sich als Ablaut zu Mittelstufe *ë* innerhalb des Germanischen nur, wo der Verdacht einer uridg. Ersatzdehnung besteht: got. *n'mun gëbun* mit idg. Ersatzdehnung aus *\*ne-nm-un* *\*ge-gh-un* § 37; got. *ga-q ms* mit idg. Dehnung aus *\*ge-gm-i* *\*ge-gm-i*. Gleiche idg. Ersatzdehnung dürfte anzunehmen sein für an. *vár* 'Frühling' (lat. *vēr*) aus *\*wēsr-*; got. *wērs* (lat. *vēr*us) aus *wēs-rō-s* (zu ahd. *wēsan*); vgl. idg. *patēr poimēn* aus *patēr-s poimēns* (πατήρ ποιμήν).

6) *ô* als Ablaut zu Mittelstufe *ë* ist sehr selten: mhd. *schuor* zu *schörn*; ahd. *luog* 'Wildlager' zu Part. *giligan* (idg. Wz. *lēgh*); got. *fōtus* zu lat. *pēd-em*.

Neben diesem Ablaut mit *ë* als Mittelstufe finden sich einige Fälle von Ablaut, der sich wesentlich zwischen *ê* : *ô* (ὀγγννυι : ἔρωγα) bewegt und nur selten eine Tiefstufe mit germ. *ā* aufweist: got. *sê-þs* aber *sat-sô-un*; ahd. *knâen* : *knuodelen*; ahd. *gilâ-n* : *tuo-n*, ahd. *tâ-t* : *tuo-m*; ahd. *hûko* zu ae. *hōc*; ahd. *spuon* : aslov. *spēja*; vgl. noch ae. *rō-þor* zu lat. *rē-mus*; ahd. *râwa* : *ruowa*; got. *sêls* ae. *sâlra*; got. *jēr* griech. ὥρα; in diesen Fällen dürfte *ô* Mittelstufe sein und *ê* eine Tiefstufe, weil die Verteilung von *ê* und *ô* hier der sonstigen Verteilung von Mittel- und Tiefstufe entspricht. Möglicherweise hat dieselbe Auffassung auch zu gelten für got. *lêtan lallôt* mit dem Ablaut *â* in got. *latjan*; für got. *tēkan taitôk* mit dem Ablaut *ā* in an. *taka*.

Daneben gibt es Fälle von idg. Ablaut *ô* : *ô* = germ. *a* : *ô*; vgl. got. *alcina* griech. ὠλένη; got. *namô* lat. *nōmen* (mndd. *nōmen* 'nennen'); hd. *ast* (griech. ὄζος) ae. *ost*; lat. *opus* ahd. *uoben*; got. *dags* : *fidurdōgs*. Für den parallelen Ablaut *ê* : *ê* vgl. got. *qinô* : *qēns* (skr. *jāni*) 'Weib'; got. *inu* ahd. *âno*; got. *tathun* : *têhund*; mhd. *swêher* : *swâger*; ahd. *swêro* : *swâri*; got. *trigô* : ahd. *trâgi*; lat. *hêri* an. *t gêr*; Materialien bei Noreen § 17, 18.

B. Der *â*-Ablaut hat als feste Mittelstufe *â*, als Hochstufe *ā* = germ. *ô*. Tiefstufe dazu ist im Germ. *ā*. Hierher gehört der Verbalablaut got. *faran* für *farans*; vgl. mit griech. ἄγειν lat. *agere* das an. *aka ôk ekenn*; Hochstufe *â* bei *â*-Wurzeln steckt in griech. λέληθα γέγηθα τέθηλα ἐλέηκα u. s. w. Innerhalb des Germanischen ist dieser Ablaut *a* : *â* lautgesetzlich mit dem idg. Ablaut *o* : *ô* zusammengefallen, so dass das Germanische nicht ausreicht einen selbständigen Einblick in den *â*-Ablaut zu gewähren. Dass die *a*-Wurzeln gemeinindogermanisch in der Tiefstufe eigentlich Vokalreduktion resp. Synkope gehabt haben, dafür sprechen manche Zeugnisse ausserhalb des Germanischen; innerhalb des Germanischen beachte ae. *nōsu* neben *nāsu* (lat. *nāsus*) mit *ï* : *â*; aber es herrscht durchaus *â* als germanische Tiefstufe vgl. got. *fadar* griech. πατήρ (gegen got. *brôþar* lat. *frāter*).

Anm. Die Formulierung des Ablauts durch Tiefstufe, Mittelstufe, Hochstufe geht auf Osthoff MU IV, Vorwort zurück.

§ 24. Der Suffixablaut und die Mittelvokale. Dieselben Ablauterscheinungen, welche in den Wurzelsilben auftreten, zeigen sich auch in den Suffixsilben. Dem Wechsel φέρομεν φέρετε oder λόχος, λύχε entspricht got. *batra-m bairi-þ*, *wulfa-m* Dat. Pl. *wulfi-s* Gen. Sg. Innerhalb der Deklination beachte die *u* : *cu* : *ou*-Stämme in got. *sunu-s suniþ-ê sunau-s* oder die *i* : *ai*-Stämme in got. *ansti-m anstai-s*. Bei der idg. *ô*-Deklination wechseln *ô* *ê* in got. *daga-m dagô-s dagi-s dag*. Bei den *n*-Stämmen (Osthoff PBB 3, 1) wechseln *n* : *en* : *on* in got. *aûhs-n-ê aûhs-in-s auhs-an-s* (Nebenform *ôn* in got. *augô augôna*). Die *r*-Stämme zeigen *r* *r* *ar* in got. *brôþ-ru-m brôþ-r-ê brôþ-ar*. Beachte got. *inu* griech. ἄνεν ahd. *âno* mit dem Suffixablaut *u* : *cu* : *ou*. Das Suffix *nt* der primären Präsenspartizipia hat nur in vorhistorischer Zeit Ablaut *nt* : *ont* gekannt: Zeugnis got. *t-unþ-us* ahd. *z-and*; die Lautstufe *und* zeigt das Germanische noch in got. *bisunjanê* 'ringsherum' (eigentlich = 'der

Herumwohnenden' Gen. Plur. zu \**sunja* aus \**sundja*). Beachte den Suffixablaut ahd. *zihan* : got. *taihun* (Grdf. *dekomt* : *dekm̃t*). — In einigen Spuren zeigt sich ein germanischer Suffixablaut germ. *jōn* : *in* : got. *raþjō* ahd. *reði-a* *reðin-a* (Grdf. \**raþjōn* \**raþin*); got. *brunjō* ahd. *bruni-a* (aus \**brunin*); got. *baur-þein-* zeigt daher das gleiche Suffix mit got. *raþjōn-*; vgl. Paul PBB 7, 108; ebenso verhält sich Suffix *jan* : *in* in ae. *friccea* 'Herold' (Grdf. vorgerm. \**preknjōn*) : skr. *praçnin*. Anderes bei Streitherg PBB 14, 165. — Innerhalb der Konjugation vgl. run. *tawidō* : got. *tawidē-s* (ahd. *nerihu-n* mit niedrigster Vokalstufe im Suffix s. unten § 38). Beachte got. *s-ind* : *batr-and*. Der Ablaut im Optativsuffix *jē* : *i* (KZs. 24, 303) zeigt sich in got. *sia-i* aus idg. \**siēt* gegen ahd. *sīt* (lat. *s-i-tis*) Joh. Schmidt *Vokalismus*. II, 413.

Innerhalb des Germanischen hat sich der Suffixablaut durchaus nicht immer in seinen ursprünglichen Normen gehalten. So zeigt das Germanische nicht mehr eine Verteilung der *e-o*-Formen bei den neutralen *os*-Stämmen auf die einzelnen Kasus (lat. *genus generis* griech. *γένος γένους* u. s. w.); es flektiert vielmehr beide Formen durch, verteilt sie nur zuweilen auf die Dialekte. Aus einem Paradigma wie lat. *caput* : *capitis* entstehen an. *haufud* ae. *hēafod* : ahd. *houbit* as. *hōbid*; vgl. ae. *hacod* : ahd. *hehhit*; as. *racud* : ae. *reced*; ae. *warod* : ahd. *wegrid*; ahd. *uodal* : ae. *ēfel*; got. *ubizwa* : ahd. *obasa*; got. *naqafs* : an. *nekkevdr* (aus \**naqidaR*); an. *morgunn myrgenn* got. *maurgins* ahd. *morgan*; ahd. *magan megin*; ahd. *enit anut*; ahd. *elbiz* : an. *plpt* (aus \**albut*). Hierüber Paul PBB 6, 227.

Erwähnung verdient das Fehlen von Mittelvokalen, wo dieselben zu erwarten wären; dieses Fehlen ist theoretisch als Tiefstufe aufzufassen; alle Fälle, welche hier in Frage kommen, sind aus den vorgerm. Ablautsgesetzen zu erklären. Vgl. gr. *δρυάτης* : got. *drahtar* (aus \**dhuktēr*); gr. *ἀμσθος* (baier. *sampt*) ae. *sand*; got. *naqafs* : air. *nocht*; ahd. *anado anto* ae. *oneþa onda*; ahd. *ahir* got. *ahs*; got. *liuhap* : ahd. *lioht*; ahd. *lēsa* : as. *lēpora*; ahd. *irri* 'zornig' zu skr. *irasyāti* 'er zürnt'. Hierher as. *for-ma* : got. *fr-uma* und got. *hair-þra* : ae. *hr-īper*. Bei Ableitungen vgl. got. *asn-eis* zu *asan-s*, got. *liuh-ian* zu *liuhap*, ahd. *nift* : *nēvo* (idg. *nepti* : *neþēt*); got. *namn-ian* zu *namn-s namō*; an. *ētt* aus \**ah-ti* = skr. *açiti* s. § 60.

Das Indogermanische besass einen eignen unbetonten Mittelvokal *ə* (skr. *ī* griech. *α*), der im Germ. durch *u* vertreten wird: skr. *jā-ni-mas* got. *kun-nu-m* (idg. *gn-na-mēs*); got. *-uma* (*hind-uma inn-uma*) aus idg. *emo* (lat. *inf-inus*); got. *bērum bērup* aus idg. *bhērme bhēretē* (skr. *-ima* gr. *αμεν*).

Nachdem wir die auswärtigen Beziehungen der germanischen Mittelvokale erledigt haben, bleibt die Frage zu erörtern: wie werden die alten Mittelvokale intern germanisch behandelt? hat etwa die Stellung in der unbetonten Silbe auf die Lautgestalt gewirkt?

Idg. *e* als Mittelvokal ist urgerm. *e*, wonen sich eine jüngere Entwicklung *i* einstellt. *ē* zeigt sich im Gen. Sg. germ. *dayes* aus \**dayēso*; nach Paul PBB 6, 550 auch in ahd. *mannes nahles*. *ē* hat sich noch vor *r* gehalten: ahd. *fater* ae. *fæder* griech. *πατέρ-α*; germ. *uber* (aus \**upēri*) griech. *ὑπέρ*; ahd. *ander* ae. *ōper*; run. *after* ahd. *after* ae. *æfter*; ae. *wæter* aus idg. *woder*; ae. *hwæper* griech. *πότερος*. Sonst herrscht im Germanischen *i* für *ē* als Suffixvokal: ahd. *elina* griech. *ἑλένη*; got.-germ. *gumin* griech. *ποιμῆνι* (lat. *homini*); got. *gudini* aus vorgerm. *ghuteni*; got. *diupifa* aus idg. \**dheubētā*; ahd. *birri* aus \**berid* \**bered* \**beredi* (idg. \**bhēreti*). — Idg. *es* erscheint im Germanischen als *i* im Nom. Plur. run. *dohtriR* (ae. *dehter*); ahd. *turi* aus \**duriz* = griech. *θύρες*; ae. *fēt* aus \**fōtiz* : griech. *πόδες*; vgl. lat. *genera* : ahd. *kelbir*; ahd. *mihhil* aus \**megelos* (: griech. *μεγαλο*).

In Bezug auf idg. *o* ist zu bemerken, dass es den Wandel in *a* mit den aus § 26 sich ergebenden chronologischen Modifikationen durchgemacht hat; also *a* für idg. *om* in finn. *huotra telta raippa* (Thomsen 88) run. *horna staina*; ebenso idg. *-os* (griech. *λίος*) = germ. *az* finn. *as* (*armas kernas*) run. *aR*

(*þewaR holtingaR hailinaR*); für eine germ. Grundform \**dayoz* fehlt jeder Anhalt. Nach § 30 hat sich *o* nur vor labialem und zum Teil auch vor dentalem Nasal erhalten: urgerm. Dat. Plur. *dayom* (= an. *dogum* ahd. *tagum* got. *dagam*); ahd. *berumê*s griech. *φέρομεν*; ahd. *hanun* 'den Hahn' aus \**hanon*. Bei gedecktem Nasal zeigt sich *ä* in got. *bairand*: ahd. *berant* (idg. *bhêronti*); vgl. auch das Partizip ahd. *beranti*.

In einigen dunkeln Fällen scheint mittleres *i* für eigentliches *ä* zu stehen: run. *mîninô* (Bugge Aarbøger 1884, 80) gegen got. *meinana*; *énne* 'einen' aus \**aininô* gegen got. *ainana*: in diesen beiden Fällen kann sekundärer Übergang von *ä* in *i* kaum zweifelhaft sein; daher got. *þiudinassus* zu *þiudans*.

§ 25. Ausbildung des germanischen Vokalismus. Die nach den § 22 zusammengefassten Gesetzen entstandenen urgermanischen Vokale erleiden durch sekundäre jüngere Gesetze eine Weiterbildung, durch welche die spätere Buntheit und Eigenart des germanischen Vokalismus entsteht. Hier kommen in Betracht Tonerhöhungen, Brechung, Vokalisierung, Epenthesen, Nasalierungen.

1) Tonerhöhung von *ě* zu *i* war nach § 22 in dem indogermanischen Diphthong *ei* = germ. *i* (Mittelstufe *ii* ist unbezeugt) eingetreten: griech. *λείπω* ahd. *lihu*, griech. *δείκνυμι* ahd. *zihu*. Dieselbe Erhöhung von *ě* zu *i* findet statt a) vor gedecktem Nasal ahd. *fîmf* griech. *πέντε*; ahd. *bîntan* griech. *πενθερός*; ahd. *twint* lat. *ventus*; ahd. *gîmma* aus lat. *gemma*; daher *i* statt *ě* in *e*-Wurzeln wie ahd. *brinnan* *spinnan* *findan* *springan* *singan* u. a.; b) vor *i* (j) im Suffix as. *mîddi* lat. *mēdius*; ahd. *nîft* lat. *nēptis* (zu ahd. *nēvo* lat. *nepos*); ahd. *hirti* zu hd. *herde*; as. *himil* zu *heban*; ahd. *igil* griech. *ἐχίλος*; daher gilt *i* für *ě* in *ja*-Präsentien wie as. *lîggian* *sittian* (griech. *λεχέδ* in *λέχος* *ἐξομαι*); desgl. in ahd. *birit nimit* zu *bēran nēman*. Über diese Tonerhöhungen vgl. die gründliche abschliessende Untersuchung von Leffler NTidskr. Ny Række II (v. Borries *das erste Stadium des i-Umlauts*).

2) Unter Brechung (oder *a*-Umlaut) verstehen wir den durch suffigiertes *ä* -ð bewirkten sekundären Übergang von *i* zu *ē* und von *ū* zu *ō*. Der Wandel von idg. *i* zu germ. *ē* ist sehr selten, gesetzlich vor *r* und *h* in as. *wēr* 'Mann' lat. *vīr*, as. *twēho* ahd. *zweho* 'Zweifel' aus \**dwēigen-* (: ahd. *zweivo*); ahd. *hēhera* griech. *κίσσα*; ferner in ae. *nēst* aus idg. *nizdo-* (lat. *nīdus*); ae. *bēsmā* 'Besen'; an. *stege slede* zu *stiga slida*, an. *bedenn* Partizip zu *bīda*. Die genaue Regel ist für das Ungermanische noch nicht gefunden. Ungermanisch bleibt *ē* bei *u* im Suffix, also *fehu* 'Vieh', *felu* 'viel', *medu* 'Met', *ferud* 'πέγνυσι' (an. *ffjorð* nhd. *fert*). — Die Brechung von *ū* zu *ō* nimmt einen grossen Raum im Germanischen ein; es ist dabei einerlei, ob idg. *ū* zugrunde liegt oder ob germ. *ū* für *ō* sich in der Umgebung von Liquiden (aus idg. *r* ! ) entwickelt hat. Bei *a* der folgenden Silbe wird urgerm. *ū* in der Wurzelsilbe zu *ō* vgl. idg. *ū* in ahd. *tohter* griech. *θυγάτηρ*; ahd. *bodam* griech. *πυθμήν*; ahd. *joh* (germ. *joka-* aus \**juka-*) griech. *ζυγόν*. Dazu die Partizipia von *ū* : *eu*-Wurzeln ahd. *gizogan* *firloran* gegen Prät. Plur. *zugun* *firlurun*. Idg. *r* § 22 wird durch *or* statt *ur* im Germanischen vertreten, wenn *a-ō* in der Ableitung steht: as. *torht* skr. *dr̥stā*; ahd. *wolf* skr. *vṛka*; ahd. *wol* skr. *pūrṇa*; ahd. *dorf* aus \**tr̥bo-*; daher ahd. *giholfan* aber *hulfun*, *giwortan* aber *wurtun*, *scolla* aber *sculun*, *mohta* aber *mugun*.

3) Epenthese von *i* wird neuerdings meist gelehnet; Scherer ZGDS I 472 und Joh. Schmidt Vok. 2, 472 vertreten dieselbe mit Recht: ae. an. *ār* 'Ruder' (finn. *airo*) = germ. *airō-* aus \**ērjā-* (gr. *ἑρέης*); ahd. *meinen* aus Wz. *man*; got. *hrainv* aus \**kravja-s* = skr. *kraviṣ* gr. *κράσις*; got. *daila* aus \**dēljō-* aslov. *dělu*; got. *air* zu gr. *ἄρ-*; ahd. *feigi* zu skr. *pakva* Osthoff KZs. 23, 427; ahd. *feili* gr. *πολιόμαι*. Die strikte Regel für die germ. Epenthese ist noch nicht gefunden (über aslov. *ēr̥vo dēlu* cf. Amelung ZfdA 18, 213). — Germ. *u*-Epenthese ist nicht nachgewiesen; got.-germ. *augō* (aus idg. *og*) beruht auf Einfluss von *ausō* *anzō*.

4) Eine auffällige Neuerung im germ. Vokalismus ist das Auftreten eines gemeingerm. *ê*, das von dem idg. *ê* durchaus verschieden war; im Nord. und Westgerm. fallen beide nicht zusammen (idg. *ê* = nord. westgerm. *â* § 30), aber junges *ê* = an. ae. *as. ê* ahd. *ê* *ea* *ia*). Es findet sich in Lehnworten wie got. *Krîkôs mēs* aus lat. *Graecos mensa* (aber got.-germ. *Kaisar* aus *Cesar*). An einheimischen Worten kommt in Betracht: a) die Verbindung *êr* aus *ijar* Mahlow AEO 152, 163, Schrader BBeitr. 15, 131; got.-germ. *hēr* 'hier' aus \**hijar*, got. *fîra* ahd. *fiara* 'Seite', ahd. *zêri ziari* 'decus', *sêro scearo* 'schnell'. b) *ê* erscheint in reduplizierten Perfekten wie ahd. *fêng fêl wêl* zu *fâhan fallan wallan* oder ae. an. *lêt hêt* u. A.; ihre Genesis aus den zugrunde liegenden reduplizierten Formen (wie got. *falfâh lallôt haitait*) ist unklar, doch ist junge Kontraktion wahrscheinlich. Der lautliche Unterschied der beiden germ. *ê* ist nicht mit Sicherheit ermittelt (Möller KZs. 24, 508; Franz lat.-roman. Elemente 41). In unbetonter Silbe (got. *satzlêp* Holthausen KZs. 27, 619) erscheint idg. *ê* im Westgerm. als *ê* in as. *weldês* ahd. (Isid.) *chimin-nerôwês*, wohl auch in ahd. *nēmumês* (idg. *-mês* als Suffix) und in *unsêr* Braune PBB II, 140 gegen an. *vârr* (s. unten § 30).

5) Nasalvokale entstehen urgerm. inlautend nur vor *h* und zwar *âh îh ûh* für *añh iñh uñh* = *anh inh unh*; vielleicht gleichzeitig dürfte die Genesis auslautender Nasalvokale § 28, 1 (*hornâ \*stainâ*) anzusetzen sein, die allerdings frühzeitig verklungen sind. In den meisten Dialekten tritt Ersatzdehnung ein *âh îh ûh* (ahd. *fâhan hâhan fihla* got. *feihþ* *feihþô*); aber durch das übereinstimmende Zeugnis des an. Grammatikers der Snorra Edda Holtzmann adGr. p. 57 (ed. Dahlerup Samfund XVI p. 25) sowie der von Noreen NArk. 3, 1 behandelten neuschwed. Dialekte und des ae. Vokalismus (Sievers angl. Gr. 2 § 67) ist die Existenz nasaliert (*i nef kuedenn*) Vokale für das Ugerm. über jeden Zweifel erhoben. Ugerm. konnten sie nur vor *h* stehen: an. *fer* 'er erhält' ae. *fêht* aus \**fâhiz*; an. *ôra* 'das jüngere' aus \**jûhiðon* (zu hd. *jung* KZs. 23, 127); an. *fêl* 'Feile' aus \**fihlō* (mit dem Punkt bezeichnet der Eddatraktat die Nasalvokale). *â* gilt Ugerm. noch in ae. *brôhte pôhte* *pôhe* *tôh wôh âhtan hâla* (an. *hæll* Grdf. \**hâhila-*). Über die an. Nasalvokale s. noch Lyngby Tidskr. 2, 317 Bugge NArk. 2, 231; s. auch oben p. 332.

6) Vokalisierung. *w* wird im Wortinnern vor Konsonanten zu *u*; es ist dabei gleichgültig, ob idg. *w* zu Grunde liegt oder ob es sekundär durch *ɥw* § 14 aus altem Guttural idg. *kw ghw* entstanden ist: got. *siuja* skr. *śīyā-mi*; got. *franja* skr. *pūrva*; got. *niujis* skr. *navyas* (lat. *Novius*); got. *quijan* zu *qīwa-*. — Ferner got. *mawī* gen. *maujōs* (aus \**maywī*) oder got. *sims* (aus \**si-w-ni-s*) Sievers PBB 5, 149; ahd. *boum* aus \**ba-w-ma-* (: got. *bagms*); an. *týja* 'Zweifel' aus \**twiujōn* \**twi-wiðon* (: ahd. *zwêho*). Gemeingerm. tritt *i* und *u* für *j* und *w* ein, wenn durch Apokope eines *â j* und *w* in den Auslaut traten; daher got. *triu kniu* gen. *trīwis knīwis*, got. *gawī badi* aber dat. *ganja badja*; ahd. *skato kneo bēti hirti* (a) \**skadw(a)* \**knew(a)* \**badj(a)* \**hirdj(a)*.

7) Eine besondere Behandlung erheischt noch das idg. *eu* KZs. 23, 348, das in keinem alten Litteratordialekt des Germ. erhalten geblieben ist. Die urgerm. Existenz dieses Diphthongs folgt aus den von antiken Autoren überlieferten germ. Eigennamen wie *Greuthungi Reudigni Aeduoqiz Teutoburgensis Teutomêres*; beachte *leudos* bei Venant. Fort. Dazu kommen die auf kontinentaldeutschen Runen erhaltenen *leub leubwini* (Wimmer Runensch. 2 108, 135, 224). Dieser urgerm. Diphthong erleidet im Germ. Wandel in *eo* (Brechung) und *iu* (Umlaut); vgl. ae. *béodan drlogan dêore* (in den ältesten Texten *steupfader greut*), aber bei Ableitungs-*î(j)* as. *biudid driugid diuri*; ahd. *leoht-liuhten*, *deota-diutisc*. Gemeingerm. scheint *iu* als sekundäre Entwicklung aus *eu* noch einzutreten vor Labialen und Gutturalen; an. *fiuga riuka biuga siukr* — *driupa kliufa liufr diupr* oberd. (ahd.) *fliugan riuhhan biugan siuh* — *triuffan kliuban liub tiuf sniumo* Braune PBB 4, 557; auch im Schles. herrscht *leub teuf* aus *liub tiuf* Weinhold Dialektforschg. 63. Für dieses *iu*, das nicht durch *i*-Umlaut erzeugt ist, tritt ae. *eo* ein (vgl. ae. *þeo-s frêond hêodæƿ dēofol* = ahd. *diu friunt hiutu tiuwal*); das Fehlen von *iu* vor Labialen und Gutturalen im Ae. beweist also nichts gegen das urgerm. Alter des *iu*. Bezeugt ist ae. (Epin. Gl.) *treulesnis* as. (Hel.) *treulōs treuhast*. — Möglicherweise ist in Ent-

sprechung von *eo* : *iu* das urgerm. *äü* früh zu *äö* vor Dentalen sowie vor *r h* und im Auslaut geworden (ahd. *ôstrun* aus \**aostrun* = ae. *éastron* aus \**æostrun* \**aostrun*), ahd. *gibôt* aus *gibaod* = ae. *gebéad* aus \**gibæod* \**gibuod* u. s. w.); aber es fehlen sichere Kriterien für das urgerm. Alter von *ao*.

§ 26. Chronologisches. Während der germ. Konsonantismus seine wesentlichsten Wandelungen, speziell die Lautverschiebung in vorhistorischer Zeit erfährt, zeigt sich die Ausbildung des germ. Vokalismus keineswegs mit dem historischen Auftreten der Germanen abgeschlossen; vielmehr finden sich vielfache Spuren, welche beweisen, dass grade der Wandel der Vokale im Fluss begriffen war.

Germ. *ô*, aus idg. *â* und *ô* entstanden, war nach Möller KZs. 24, 508 ein offener Laut, wie die ahd. Diphthongierung zu *oa* lehrt. Ein geschlossenes *ô* fehlte dem Germ., das den Laut in Tonsilben von lat. Lehnworten wie *Rôma môrus lôrea vînitôrem* durch *û* ersetzt. Möglicherweise ist in offener Endung für *ô* früh geschlossener Laut eingetreten, das Nord.-Westgerm. zeigt *u* (darüber wie über aslov. *crûky raky* s. Möller PBB 7, 484 und oben § 7). Dass in urgerm. Zeit die *â* und *ô* der idg. Grundsprache noch verschieden gewesen sind, erkennt Möller PBB 7, 483 an der nur vor hellen Vokalen eintretenden Labialisierung von Velaren, die sich auch vor idg. *â* (aber nicht auch vor idg. *ô*) im Germ. zeigt: ae. *hwôsta* 'Husten' aus idg. *kâs-ton-* (aber andd. *kô* 'Kuh' aus idg. *gô-*). Spuren dieses urgerm. *â* findet Möller KZs. 24, 508 noch in gall. Lehnworten wie *Dânubius brâca* (ahd. *Tuonouwa bruoh*), möchte auch annehmen, dass lat. *Români* den Wandel von *â* zu *ô* (got. *Rumôneis*) mit durchgemacht hätte. Unklar ist das Endungs-*a* in lat. *braca ganta*, wenn es nicht auf Substitution beruht. *ô* erscheint im Germ. niemals in lat. Lehnworten als Vertreter für lat. *â* (cf. sub *strâta râdix pâvo* p. 311). In finn. Entlehnungen zeigt sich das germ. *ô* als *uo* in *huo:ra nuora ruotas* Thomsen 51 (über germ. *ô* in slav. Lehnworten vgl. *plügü Dûnavi buký* Möller PBB 7, 487).

Das idg. *ô* war urgerm.-vorhistorisch auch noch von dem idg. *â* verschieden; nach Möller PBB. 7, 483 tritt vor idg. *â*, aber nicht vor idg. *ô* Labialisierung der Velare ein. Wie der Wandel von idg. *â* zu germ. *ô* von den Germanen erst in Deutschland vollzogen ist (cf. *Dânubius* ahd. *Tuonouwa*), so ist auch der Wandel von idg. *ô* zu *â* erst in Deutschland geschehen; Anteil daran hat lat.-gall. *Môsa* ahd. *Masa* ae. *Masu*, lat.-gall. *Vôsegus* ahd. *Wascôno lant*, lat.-gall. *Volcae* ahd. *Walhâ*; lat.-gall. *Boiohaemum* mhd. *Bêheim* (aus *Bai*); allerdings ist got. *alêva-* nicht durch lat. *oleum* zu erklären, da das Germ. in lat. Lehnworten *ô* (*coquus corbem ora*) durchaus erhalten bleibt (oben p. 309).

Über idg. *ô* = germ. *ô* in unbetonten Silben (*Chariovaldus Langobardi*), das in den ersten Jahrhunderten n. Chr. erhalten blieb, vgl. oben § 5; in den litterarischen Perioden herrscht nach § 24 durchaus *â*.

Über das germ. *eu* (finn. *keula* 'Steven') und seine Chronologie s. § 25, 7.

Für die Existenz von *ei* (germ. *î* = idg. *ei*) fehlt jeder Anhalt im Ugerm.; weder aus den finn. Lehnworten noch sonst bietet sich die Möglichkeit, die Existenz des *ei* im Ugerm. zu erweisen. Dagegen ist der germ. *i*-Umlaut von *ē* = germ. *i* § 25, 1 im ersten nachchristlichen Jahrhundert noch nicht eingetreten: *Segimêrus Segimundus* finn. *telio* = germ. ahd. *Sigimâr Sigimunt dilla*; auch vor gedecktem Nasal galt *e*, nicht das jüngere *i*: *Fenni* ae. *Finne*; nur scheint *eng* bereits als *ing* (*Inguacones Inguio-mêrus Thingsus*); aber finn. *rengas* = germ. \**hringaz* 'Ring'. In Mittelsilben bestand zur Römerzeit noch *ē*, wo später *i* erforderlich wurde: *Venethos* = ae. *Winedas* an. *Vindar* aus \**Winnþôz*.

Aus lat. *Bat-avia Scadin-avia* sowie aus der Behandlung von lat. *cavea*

als \**kauja* könnte man schliessen, dass die § 25, 6 erörterte Vokalisierung von *w* jüngeren Datums sei; die germ. Sprachen erweisen *aujō* (etwa in *Scadin-aujō*); aber möglicherweise ist lat. *-avia* nur Lautsubstitution. Über germ. *ē* s. oben p. 318 und unten § 30.

## V. AUSLAUTSGESETZE.

§ 27. Die urgerm. Zeit. Das Germ. besass, wie wir seit Westphals bekannter Entdeckung von got. Auslautsregeln KZs. 2, 161 ff. stetig mehr eingeschoben haben, ursprünglich die vollen Endungen, die wir z. B. im Griech. oder im Ind. kennen und als gemeinidg. voraussetzen müssen: got. *wulfs* aus \**wulfaz*, *gasts* aus \**gastiz*, got. *tawida* aus \**tawidēð*, got. *wulfē* aus *wulfēm*, got. *batra* aus \**berō*.

Hatte Westphal eine wesentlich got. Norm zur Beurteilung der Auslautserscheinungen aufgestellt, so zog 1868 Scherer die übrigen germ. Dialekte in Betracht. Durch die genialen runologischen Entdeckungen von Bugge, Wimmer u. A. erhielt die neben Scherer aufstrebende kombinatorische Rückerschliessung der germ. Grundformen, welche von Schleicher ausging, überraschende Bestätigung, welche durch Thomsens durchsichtige Behandlung der finn. Lehnworte wiederum bedeutend erhöht wurde. 1870 wies dann Bugge auf die altengl. *i*-Stämme mit bewahrtem Ausgang (*wini-wine*, *sigi*, *hyge*, *stede* Aarb. 1870, 205) hin, fand auch Bewahrung des Auslauts-*u* im ältesten Ae. (*flōdu* u. A.). Nachdem A. Leskien 1872 auf der Leipziger Philologenversammlung das gemeingerm. konsonantische Auslautsgesetz vortragsweise erörtert, brachte 1876 Braunes mustergültiger Aufsatz »über die Quantität der ahd. Endsilben« den Beweis, dass und in welchem Umfang gedeckte Längen der germ. Grundsprache in Endungen des Ahd. noch erhalten sind. Fortan traten — wie Bugges Hinweis 1870 es nahe gelegt hatte — die westgerm. Sprachen in den Vordergrund; 1877 brachte der Zarncke-Band der Beiträge zwei Abhandlungen von Paul und Sievers; 1878 lieferte Sievers durch zusammenhängende Würdigung sämtlicher Dialekte den Beweis eines urgerm. und eines westgerm. Auslautsgesetzes; und ihm gebührt damit das Verdienst, nachgewiesen zu haben, dass die westgerm. Sprachen teilweise andere Auslautsgesetze verlangen als die ostgerm.; das Westgerm. zeigt z. B. auslautendes *i* in ae. as. *mēti stēti wini* ahd. *turi*, während das Got.-Nord. in solchen Fällen das *i* nicht mehr aufweisen. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, dass urgerm. *stadiz winiz* Acc. *stadi(n) wini(n)*, *gastiz* Acc. *gasti(n)*, urgerm. *duriz* (griech. *θύρεξ*) u. s. w. ohne Vokalverlust anzusetzen sind.

Alle durch Konstruktion gewonnenen Resultate decken sich mit historischen Zeugnissen, welche unanfechtbar sind: Der älteste germ. Sprachcharakter zeigt für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die vorgerm. Endungsvokale unsynkopiert. 1) Die ältesten Runen (*hlewagastiR holtingaR hagustaldaR dagaR erilaR haitinaR þewaR horna* u. s. w.) haben kein vokalisches Auslautsgesetz erfahren nach den Entdeckungen Bugges, Wimmers u. A. (die gesamte Litteratur s. bei Burg *Die ältest. nord. Runeninschriften*, Berlin 1885).

2) Die vollen Endungen, welche in zwei- und mehrsilbigen Worten der Synkope erliegen, sind in einsilbigen Worten erhalten geblieben; diese erleichtern daher die Rekonstruktion der zwei- und mehrsilbigen: got. *sô fô* (Art.) erweist für Nom. Acc. *giba* eine Grdf. \**gibō*, *fô* NPlur. für *waurda* Entstehung aus urgerm. \**wordō*; got. *hwas* für *wulfs* Entstehung aus \**wulfaz*; ahd. *sî* (= lat. *sit*) für got. *wili* (= lat. *velit*) eine Grdf. *wilt*.

Ausserdem wird häufig die ältere Grundform bei angefügten Enklitidis ge-



wahrt: got. *hwamma* aber *hwammê-h*, *ainana* aber *ainnô-hun*, *hwana* aber *hwânô-h*, *hwila* aber *hwilô-hun*.

2) Die Entdeckungen Thomsens über die finn.-germ. Beziehungen beweisen eine echt germ. Zeit, in welcher die vollen Endungen noch bestanden: finn. *kuningas*, *ansas* 'Balken', *rengas* 'Ring', *armas* 'lieb', *kernas* 'gern', *kaunis* 'schön', *tiuris* 'teuer' u. s. w.; darüber Thomsen passim.

3) Die germ.-lat. Beziehungen (oben §§ 4. 5) fallen in eine Zeit mit vollen Endungsvokalen; got. *mês pund lukarn fâski aurrâli* aus lat. *mênsa pondo lucerna fâscia* setzen germ.-vulgärlat. *mêsa pundo lukarna fâscia orârîo* voraus; got. *wein saban akeit aurrâli* ahd. *chupfar* beruhen auf vulgärlat. *vino acêto sabano orârîo cupro*; ahd. *zabal mias muniz* beruht regulär auf den Grundformen *tabula mēnsa monēta*; ae. *munt cealc pið post torr* ahd. *chorb* entsprechen vulgärlat. *mōnte calce pice poste corbe torre* (= Acc. *montem calcem corbem* u. s. w.), und ae. *bytð* ahd. *churb* sind lat. *buttis corbis*; got. *asilus sakkus* = lat. *asinus saccus*.

4) Die germ. Eigennamen und Appellativa der antiken Überlieferung zeigen Übereinstimmung mit den germ. Grundformen: *Nerthus* (an. *Njörðr* aus *\*nerþuz* = skr. *nṛtu?*); *Albis* (an. *elfr* Bugge NArk. II, 209 aus *\*albið*); lat. *\*alcis* (Plur. *alces*) = urgerm. *alyiz* (an. *elgr*); lat. *urus* an. *úrr* aus *úruz*; lat. *Segimundus* an. *Sigmundr* aus *Sigimunduz*; wohl auch vulgärlat. *\*glêso* (= lat. *glêsum*) = urgerm. *glêza(n)*. Gegenüber diesen vokalischen Stämmen beachte man besonders noch den konsonantischen Stamm *rik* 'König' in den germ. Eigennamen *Boiorix Malorix Cruptorix* (Tacit.) *Ἀκτοριξ Βαιτοριξ* (Strabo); auffällig sind allerdings *μέλλα*, lat. *burg-us*, auch *vison*.

Auf Grund dieser geschichtlichen Zeugnisse fällt die Fortdauer der vollen Endungen noch in die nachchristliche Zeit. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts zeigt die Sprache Ulfilas bereits, dass das Got. die vollen Endungen nach festen Gesetzen aufgegeben hat; für die übrigen germ. Dialekte sind — von den Runen und der Lex Salica abgesehen — keine frühen Termine zu gewinnen; vermutungsweise mag die Periode der Auslautsgesetze etwa mit dem 3. Jahrhundert beginnen; das früheste authentische Zeugnis ist der Dat. Plur. *Uatuius* aus *\*watwi-miz* Kern *Germ. Woorden* p. 32.

§ 28. Gemeingermanisches. 1) Der älteste Lautwandel im idg. Wortauslaut ist der Wandel von Endungs-*m* in *n*: got. *pan-a* aus idg. *tom* (skr. *tam* lat. *istum*); got. *ina* aus idg. *im* (skr. *im-am* 'diesen' *im* 'ihn, sie'); daher auch urgerm. *\*wulfan* *\*wulfon* aus idg. *wlqom* Acc. Sg. (zu got. *wulfs*); urgerm. Gen. Plur. *\*wulfên* aus idg. *wlqem* (skr. *âm*); germ. *\*wordon* = lat. *verbum* Grdf. *wǫrdhom*. Hierdurch ist die Zahl der auslautenden *n* im Germ. gewachsen, da es schon alte idg. *n* im Wortauslaut gab (urgerm. *\*namôn sēmôn* : lat. *nōmen sēmen*). Alle alten und neuen *n* im Wortauslaut verklängen mit Nasalierung der vorhergehenden Vokale Leskien Germ. 17, 376: urgerm. *\*hornā* aus *\*hornan*, *\*wulfē* aus *\*wulfên*, *\*gebō* aus *\*gebôn*, *\*namō* aus *\*namôn*, *\*tauidō* 'ich machte' aus *\*tauidôn*. Diese Nasalvokale (§ 25, 5) — auf keinem germ. Gebiet vorhanden — sind vorauszusetzen, weil die nach dem Abfall von Dentalen (got. *bêrun* für *\*berunþ*) in den Auslaut getretenen Nasale niemals in urgerm. Zeit verklängen; um die Bewahrung des *n* in got. *bêrun tauidêdun* zu erklären, ist ein Laut notwendig, der zwar nasalisch, aber von dem *n* verschieden ist. Daher sind urgerm. Accus. wie *\*dagā hornā runō gastī anstī* anzusetzen. Wir können nicht einfach *daga horna gastī sunu* ansetzen, weil nach Gesetz 3 *ā* in Grdf. wie *\*dagasa* 'des Tages', *\*awasa* 'ich war', *anda* 'und' u. A. die alten Runenschriften, welche *horna staina* u. A. (mit *a* aus *an*) beibehalten, das reine Auslauts-*a* bereits apokopieren; eine Ausnahme macht

das proklitische *ek* aus *eka* (= idg. *egom*), falls nicht idg. *eg* (vgl. *tu* skr. *tuam*) = lit. *asz* zugrunde liegt.

2) Urgerm. Abfall der auslautenden *d t* ist nach Leskien Germ. 17, 374 die erste wirkliche Auslautskürzung; die durch dieses Gesetz in den Auslaut tretenden Vokale unterliegen allen vokalischen Auslautsgesetzen: got. germ. *batrai* aus idg. *bheroit*, got. ahd. *wili* aus *welit* = lat. *velit*, got. *bêrun* aus idg. *bhêrēt*; run. *dalidun* mit *-idun* aus *\*idunþ*; got. *tawida* 3. Sg. aus *-êd*, got. *iddja* aus urgerm. *ijjêd* = skr. *âyât*. — Aus der Deklination vgl. got. *hammê-h* aus idg. *\*kosmêd* (skr. *kasmâd*)! — Isolierte Formen sind got. *mêna* aus *\*mênôþ* Joh. Schmidt KZs. 26, 346; ahd. *zan* (*zihan*) aus urgerm. *\*tanþ* (*\*tehand*) = idg. *dont* (*dekmt* '10') Mahlow 158; ae. *hæle ealo* Platt PBB 9, 368 aus *\*halêþ* *\*alûþ*; ahd. *nêvo* = skr. *nâpât*; ae. *ile* neben nld. *elt* Franck EtWb.; ae. *êfen*: ahd. *âband*; ae. *zefsta* (: ahd. *gifeho*) = got. *fahêþs*; got. *hva* = lat. *quod* skr. *kad*; got. *taihun* gegen *ahtautêhund* 'achtzig'.

3) Reines (nicht nasaliertes) *ā ē ō* in Endungen schwindet. Schon die ältesten Runeninschriften, welche *horna staina* mit ursprünglich nasaliertem Vokal bewahren, zeigen kein altes *ā ē ō* des idg. Auslauts mehr. Runisch endet der Gen. Sg. der maskulinen *a*-Stämme auf *as* für *asa* (*gôdagas* Noreen an. Gr. § 266. Die 1. 3. Sg. Perf. lautet runisch *nam was* mit Verlust von *ā ē*. Daher ist für idg. *woittha* 'du weist' (griech. *οἶσθα* skr. *vêttha*) germ. *waist* eingetreten; vgl. germ. *bêrom birip* aus älteren *\*berome* *\*berede*, *bêrum bêruþ* aus älteren *\*bêrume* *\*bêrude*; run. *waritû* got. *\*writû* 'wir beide ritzten' mit der Endung *-wêl* (skr. *ivâ*); *ē* ist synkopiert im Imperat. *far* aus *farê*, im Vokat. *day wulf* aus *dayê wulfê*, in *fimf* aus idg. *pempe penqe* 'fünf', in got. *mik* aus *mê-ge* (griech. *ἐμέ γε*), in dem Enklitikon *qe* (got. *-h, -uh*) got. *sah sô-h* aus *sô qe sâ qe*, in dem Enklitikon *gene* = got. *-hun*, westgerm. *yin* (got. *hwashun* an. *hverge* ae. *hwergen* u. s. w.) = skr. *cana*. Dieses Gesetz von der Apokope der *ā ē* schafft wohl auch die Präpos. (got.) *and* und aus *anda unda*; dagegen ist got. *ana* 'an' gegen das verbreitete *an* (an. *á* ae. *on*) durch völlige Tonlosigkeit der Apokope entzogen oder wie Joh. Schmidt KZs. 26, 28 ff. zeigt, ist got. *ana* (statt *an*) wie *anda*-neben *and*, ahd. *oba* gegen got. *uf* eigentlich Kompositionsform für Nomina; run. *ek* germ. *ik* beruht auf *eka*, das früh nasallös geworden sein muss. Die Partikel ae. *and* 'und' steht für *anda* (skr. *atha adha*); vgl. run. (Varnum) *jah* aus *\*jah(e)*.

4) Ein weiteres vokalisches Auslautsgesetz der vorrunischen Zeit hat *i* im Auslaut dritter Silben ausgestossen Sievers PBB 5, 155: run. *halaiban* aus *hlaibani* Lokativ Sg.; daher auch urgerm. *bibaim bibaiz bibaid* = skr. *bibhêmi bibhêsi bibhêti*; got. *batrand* skr. *bhâranti*; got. *undar* ae. *under* aus idg. *nâheri* (zend. *adairi*) Joh. Schmidt KZs. 26, 34; got. *ufar* run. *ubar* ae. *ofer* aus urgerm. *uber* für idg. *uperi* (skr. *upâri*); germ. *ferud* (an. *fjprð*) = *πέρουσι*. Urgerm. *aluþ halip mênôþ* als Lokat. Sg. zu den kons. Stämmen *aluþ- haluþ-mênôþ-* (umlautslos Dat. Sg. ae. *calod mōnad*) anzusetzen ist möglich; gleiches würde für urgerm. *\*sunauvi* (Lok. Sg. zu *sunu-*) zu *sunau* (got. *sunau* ae. *sunā*) gelten können, resp. für urgerm. *\*sunew-i* = urnord. *suniu* (an. *syne*) cf. run. (nach Bugge) *Kunimu(n)dū*.

5) Die nach 1) im Auslaut entstandenen Nasalvokale verlieren den Nasalklang: run. *horna staina* aus *\*hornā* *\*stainā*; run. *ô* Acc. Sg. aus *\*runō*, sowie die Präterita Sg. *tawidô worahîô faihilô*. Nasalverlust zeigen auch die ins Finn. entlehnten Neutra urgerm. *golpa lina fôdra wina* (finn. *gulta liina huotra viina*) u. a. nach Thomsen p. 77. Die Behandlung der lat. Lehnworte wie *vînum acêtum* spricht nicht dagegen, da von vulgär-lat. *vîno akêto* u. s. w. auszugehen sein wird. Hat Kossinna AfdA 13, 207 mit seinem Hinweis auf *-wisô* in *\*Idisiawiso* recht und ist in dem ersten Teil von *Canninê-fates* ein

Gen. Plur. (got. *hananê*) zu suchen, so wäre für den Verlust der auslautenden *n*, *m* (*wisô* aus *\*wisôn*, *canninê* aus *\*kanninê<sup>n</sup>*) damit ein chronologischer Anhalt gegeben. Heinzels und Mahlows Annahme, run. sei *hornâ stainâ* u. s. w. anzunehmen, ist ganz unbegründet. — Im Got. bleibt nach Leskien Germ. 17, 375 alte Länge bei Verlust des Nasalklanges (*tuggô namô managi*, Gen. Plur. *dagê gibô* u. s. w.) erhalten. Mit Recht nimmt Leskien auf Grund von slav. Analogien an, dass der Nasalklang früher bei den kurzen Vokalen, später bei den langen Vokalen geschwunden sein wird. Urgerm. *ô* ist überall von urgerm. *ō* gesetzlich unterschieden geblieben; wir dürfen dies als geschlossen *ō*, jenes (*ô* aus *ô<sup>n</sup>*) aber als offen für die jüngere Entwicklung voraussetzen, also *\*gêbô* Nsg., aber *\*gêbô* Acc. Sg. 'die Gabe'; *\*taujo* 'ich thue', *tawido* 'ich that'. Hiermit sind die Auslautsgesetze erschöpft, welche bereits in vorrunischer Zeit gewirkt haben; die Runeninschriften legen Zeugnis ab für die hier angenommenen Erscheinungen. Wir fügen auf Grund des run. *dohtriR* hinzu, dass für die run. Zeit *ē* in unbetonter Silbe vor tönenden Lauten zu *i* geworden — also urgerm. *manniz* 'Leute', *nahtiz* 'Nächte', *tanfiz* 'Zähne', *duriz* 'Thür', *fariz* 'du fährst', *birid* 'er trägt' (Lyngby Tidskr. f. philol. 6, 38 ff.). Nachweislich ist *ē* erhalten geblieben vor *r* (got. ahd. *ubar* ae. *ofer* aus *uber* = idg. *uperi*, germ. *anpera* 'anderer' = got. *anþar* ae. *ôper* ahd. *ander*) und vor *s* (ahd. ae. *hûses mannes*).

Die gemeingerm. Auslautsgesetze wirken aber noch länger und zwar weit hinaus, nachdem die Dialekte sich bereits differenziert hatten. Es ist ein Prozess, der immer kontinuierlich unter den Germanen weiter wirkt. Die Spaltung in Ost- und Westgermanen vollzieht sich, während die Auslautsgesetze immer neue und alle Germanen treffende Kraft zeigen. Es tritt nämlich die Differenzierung in der Behandlung des auslautenden *z* ein, wonach die Westgermanen es im Auslaut verklingen lassen, während Goten und Skandinavier es beibehalten resp. durch *r* vertreten: westgerm. *daya* aus *dayaz*, westgerm. *gasti* aus *gastiz*, *sunu* aus *sunuz*; *duri* aus *duriz* (gr. *θύρες*); *fôti* aus *fôtiz* (gr. *πόδες*) u. s. w. Diese Differenzierung der Dialekte ist keineswegs ein Hemmnis der weiteren gemeingerm. Auslautsstörungen; ich erinnere an die gemeinwestgerm. Auslautsgesetze, die in England wirken nach dem Eintritt des Umlauts, während sie im Deutschen lange vor der Periode der Umlaute, aber auch nach der Periode der hd. Tenuisverschiebung in Kraft waren.

6) Der letzte Zug der gemeingerm. Auslautsstörungen besteht im Abstoßen der auslautenden *ā*: run. *horna* gemeingerm. *horn*, run. *staina* gemeingerm. *stain*; im Westgerm. traten Nominative ein wie *day wulf*, dem Acc. gleich. Dieses Gesetz wirkt im Ostgerm. auch auf die Nomin. *dayaz wulfaz*, was zu got. *days wulfs* und an. *dagr úlfr* führt. — Das Gesetz von der Synkope des *ā* wirkt nach § 4 auch auf die entlehnten lat. *mensa lucerna*. Nach dem Eintritt eines speziell got. Auslautsgesetzes wirkt gemeingerm. noch folgendes Gesetz.

7) Geschlossene Vokale *i* *u* *ō* im unmittelbaren Wortauslaut verfallen der Verkürzung zu *i* *ü* *ō*. Belege für altes *i* sind Femin. wie got. *mawi þrwi haifi Saurini* Sievers PBB 5, 136; ferner *wili* = lat. *velit* (gegen ahd. *sî* 'er sei'), *bêri* aus *\*bêri(d)*; ae. *sêc* 'suche' Imperat. aus *\*sôki* für *\*sôki*; ae. Lok. *dæzi* Sievers PBB 8, 324 aus urgerm. *dagî* (Grdf. *dhoghe-i*). — Belege für urgerm. *u* sind unsicher; vielleicht idg. Nom. Sg. *swekrû snusû g'ernû* = ahd. *swigar snura quirna* aus *\*swiyr(u) \*snuzu \*qirn(u)*? — Für urgerm. *ō* ist Kürzung zu *ô* im Auslaut anzunehmen; durch *ô* lassen sich die sich völlig entsprechenden got. *ā* = westgerm. nord. *u* (cf. got. *batram dagam* = nord. westgerm. *berum dayum*) vereinigen: germ. *berô* < *berô* (got. *batra*, sonst *beru*), germ. *fatô* < *fatô* (got. *fata* sonst *fatu*), germ. *gebô* < *gebô* (got. *giba* sonst *gebu*); vgl. *û*

in finn. *arkku panku* Thomsen p. 79. Über slav. *y* als Entsprechung für auslautendes germ. *ō* in Lehnworten § 7.

Litteratur: Westphal KZs. II, 161; Ebel KZs. 5, 307; Scherer ZGDS I 135; Sievers PBB I, 486; Braune PBB II, 125; Paul PBB II, 339; Leskien Germ. 17, 374 und Zachers Zs. 4, 238; Joh. Schmidt KZs. 19, 283; Bugge Aarbøger 1870, 205 Tidskr. f. Filol. og Pæd. 7, 211. 312; Wimmer Runeskr. Oprind.; Möbius KZs. 19, 153. 208; Thomsen Einfluss der germ. Sprachen Halle 1870; Wimmer Navneord. Böjning s. 40 ff. Sweet Dialects and prehistoric Forms of old English; Paul PBB 4, 315; Sievers PBB 4, 522; V, 63; Paul PBB VI, 1; Mahlow AEO p. 106. — Brugmann I p. 659; Noreen Urgerm. Judl. p. 24.

## VI. OST- UND WESTGERMANISCH.

§ 29. Ostgermanisch. Die Anschauungen über die Verwandtschaftsgrade der altgerm. Dialekte unter einander haben geschwankt. Während J. Grimm das Hochd. mit dem Got. nahe zusammenbrachte, stellte Schleicher das Hochd. mit den übrigen westgerm. Sprachen zusammen, isolierte aber das Nord. Holtzmanns AdGr. basiert auf der Anschauung, dass Got. und Nord. einander zunächst stehen. Die heute herrschende Anschauung von einer Zerteilung der altgerm. Dialekte in Ost- und Westgermanisch hat Geltung gewonnen durch Scherers mehr andeutende als ausführende Behandlung der Frage ZGDS I passim; dazu vgl. Zimmer ZfdA 19, 393. Der wohl begründete Angriff Joh. Schmidts auf die Stammbaumtheorie überhaupt (oben § 1) führte diesen ebenso scharfsinnigen wie gelehrten Sprachforscher zu einer allerdings einseitigen Beleuchtung der Verwandtschaftsfrage *Vokal*. II, 451, indem er den thatsächlich bestehenden überraschenden Berührungen zwischen Angls. und Skandin. besondere Aufmerksamkeit widmete.

Als das stichhaltigste Kriterium für eine ostgerm. Sprachgruppe, welche Got. und Skand. umfasst, gilt allgemein die § 15 behandelte Entwicklung von urgerm. *ji-urw* zu *ggi-ggrw*: an. *egg tweggja Frigg* got. *glaggwō triggwō bliggwan* an. *hoggva* gegen urgerm. *\*ajja- \*twajjē \*Frijjō \*glawwō- \*trewwa- \*blewwan \*hawwan* u. s. w. Weiterhin ist für das Got.-Nord. die Vokalsynkope got. *dags* an. *dagr*, got. *mats* an. *matr* (germ. *\*daγaz \*matiz*) charakteristisch; das Westgerm. (cf. § 31) kennt in solchen Fällen keine Synkope, sondern nur Apokope (*\*daya \*banki* < *\*daγ bank*). Überhaupt ist die westgerm. Sprachgruppe durch selbständige eigenartige Auslauts- und Synkopierungssetze charakterisiert. Sonst ist die dem Ostgerm. fremde Ausbildung eines Abstraktsuffixes *haidus* (ahd. *manheit* ae. *mæzphād*) ZfdA 19, 414 dem Westgerm. gemein, desgl. der Verlust der alten Bildung der 2. Sg. Perf. auf *t* (got. *gaf namt*), wofür die westgerm. Dialekte die parallele Optativform (ahd. *gābi nāmi* aus got. *gēbeis nēmeis*) gebrauchen. Den ostgerm. Sprachen fehlen die Verba ahd. *bin* as. *bium* ae. *beom* ahd. *tuon* ae. *dōn*; einen flektierten Infinitiv kennen nur die westgerm. Sprachen (ae. *tō faranne* ahd. *zi faranne*). Auf Einzelheiten des Wortschatzes wie westgerm. *makōn* 'machen' und anderes von Zimmer 452 ff. zusammengestellte Material ist kein besonderer Wert zu legen. Kleinere Züge, die für die ost- oder für die westgerm. Sprachgruppe sprechen, kommen gelegentlich im Verlauf unserer Darstellung zur Sprache.

Scherer ZGDS I 164 erkennt eine Bestätigung für die westgerm. Gruppe noch in der Taciteischen Gencalogie der Germanen: *Ingaevonen*, *Herminonen* und *Istaevonen* (Germ. c. 2) sind zusammen die westgerm. Völker; und im AfdA 2, 213 hat derselbe Gelehrte auch ein 'kunstgeschichtliches Argument' für die ostgerm. Völkergruppe vorgeführt.

Reden wir nun heute stets von Ost- und Westgermanen — so ist damit nicht sowohl ethnographische Verwandtschaft als sprachliche Kontinuität gemeint. Denn obwohl der Unterschied von Ost- und Westgerm. sich kaum vor dem 2. nachchristlichen Jahrhundert entwickelt haben kann, sind die Germanen schon zu und zweifelsohne auch vor Caesars Zeit in zahlreiche Stämme gespalten gewesen: die Spracheinheit oder besser -einheitlichkeit beweist nichts für nahe Blutsverwandtschaft. Auch hört die Einheitlichkeit der sprachlichen Entwicklung keineswegs mit der Spaltung in Stämme auf. Die Runen, die Wodansreligion, die deutschen Namen der Wochentage (Scherer ZGDS<sup>2</sup> 8) müssen sich in nachchristlicher Zeit von einem Punkte ausgebreitet haben über alle Germanen, und diese Einheitlichkeit geistigen Lebens zu einer Zeit, wo die Germanen in zahllose Stämme zerfielen, ist ein instruktiver Fingerzeig dafür, was wir unter 'gemeingermanisch' zu verstehen haben. Die gemeingerm. Auslautgesetze dürften sich zwischen 200—300 n. Chr. entwickeln, also zu einer Zeit, wo von einer ethnologischen Einheit schon längst nicht mehr die Rede sein kann.

§ 30. Nordisch-westgermanische Übereinstimmungen. Die eben dargelegten Anschauungen schliessen — bei dem durch zahlreiche sprachliche Thatsachen gebotenen Festhalten an der Theorie von der Spaltung der Germanen in Ost- und Westgermanen — die ebenso gut beglaubigte Kontinuität zwischen Skandin. und Westgerm. nicht aus. Wenn wir von der durch Joh. Schmidt *Vokal.* 2, 451 behandelten Berührungen zwischen Angls. und Nord. hier absehen, so sind folgende weiterreichende Entsprechungen von Belang:

1) Das Nord. teilt mit dem Westgerm. den Übergang von idg. *ē* in *ā* (während das Got. an *ē* festhält, dafür kringot. *i*). Auf den ältesten nord. Runeninschriften findet sich kein idg. *ē* mehr bewahrt; im Finn. finden sich nord. Lehnworte mit *ā* (finn. *maan* *paanu* an. *mána* *spánn* Thomsen 47). Im Westgerm. vollzieht sich der Wandel vom 3. Jahrh. an, doch so, dass das Fränk. noch bis ins 6. Jahrh. das *ē* kannte (Bremer PBB 11, 19). Dabei ist zu beachten, dass kein *ē* eines lat. Lehnworts (*acētum rēmus mēsa catēna monēta* u. s. w.) den Wandel von *ē* in *ā* durchmacht; offenbar deckten sich lat. *ē* und idg.-germ. *ē* nicht. Während in Tonsilben nord.-westgerm. *ā* das idg.-got. *ē* vertritt (an. *lāta* as. *lātan* = got. *lētan*, an. *slāpa* as. *slāpan* = got. *slēpan*), hält sich das völlig unbetonte *ē* nach Sievers PBB 9, 561; vgl. an. *fader* aus idg. *patēr*; got. *hausidēs* mit an. *heyrd* der ae. *hýrdest* as. (Monac.-Hel. Paul PBB 4, 420) *weldes habdes mahtes* ahd. (Isid.) *chiminnerôdēs*; über ahd. *unsēr* (Braune PBB 2, 140) im Vergleich zu an. *várr* s. unten § 51; über an. *hvi* = got. *hvē* s. Paul PBB 4, 474; über ahd. *mēs* in *gēbūmēs* s. § 43. Beachte *ē* für germ. *ē* noch in an. *heyrdē* 'hörte', *hane* 'Hahn', *máne* 'Mond', *fjarre* 'fern', ae. *hæle* 'Held'.

2) Germ. *ō*, das nach dem § 28 behandelten Gesetz im urgerm. Wortauslaut oder in Endungen vor *m* (auch *n*) steht, erscheint westgerm.-nord. als *u*, während das Got. *ā* hat: ae. *zifu* an. *giǫf* aus \**ǵebu* (= got. *giba*) aus urgerm. *ǵebō*; ahd. *tagum* an. *dagum* aus \**dayom* (= got. *dagam*); ae. *fatu* an. *fat* aus \**fatu* \**fatō* (= got. \**fata*). Auch einige *u* in Mittelsilben sind dem Nord.-Westgerm. gemeinsam, wo das Got. *a* hat: an. *mjǫtuþr* ae. *meotod* = got. *mitaþs*.

3) Stimmhaftes *z* (= got. *z*, *s*) erscheint im Nord.-Westgerm. als *R*. Im Urnord. ist *R* sowohl durch die Runeninschriften als auch durch den davor auftretenden *i*-Umlaut (Bugge *Tidskr. f. Philol.* 7, 320) gesichert; nord. *r* und *R* unterscheiden sich ursprünglich nur durch das Timbre: das alte *r* wurde mit *a*-Timbre hervorgebracht, das neue *R* (aus *z*) mit *i*-Timbre (Verner AfdA 4, 341, Hoffory NArk I, 41). Für die westgermanischen Sprachen ist

dieser phonetische Unterschied der beiden *r*-Laute nicht mehr sicher nachweisbar. Chronologische Data für den nord.-westgerm. Rhotacismus fehlen; auch ist ungewiss, ob die ältesten Runen schon *R* oder noch *z* (= *Y*) enthalten. Kein lat. Lehnwort zeigt im Germ. Rhotacismus. Beispiele für nord.-westgerm. *R*: an. *geirr* ahd. *gêr*; an. *ver* ae. *wer*; an. *ker* ahd. *kar* (got. *kas*); an. *heyra* ahd. *hōrren* (got. *hausjan*).

4) *fl* des Got.-Germ. erscheint nord.-westgerm. im Anlaut als *fl*: got. *fluihan* = an. *flýja* ahd. *fliohan*; got. *flaihan* *flaquis* = mhd. *flēhen* *flach*. Derselbe Wandel erscheint inlautend in ahd. *driscufli* (: an. *þreskoldr*), in an. *innysfi* ae. mit Umstellung *innelfe* ahd. *innôvili* (: ahd. *innôdli*) Sievers PBB 5, 531. Daneben zeigt sich nord.-westgerm. im Inlaut auch der Wandel von *pl* in *hl*; vgl. an. *nöl* 'Nadel' aus *\*nāhlu* = got. *nēþla*; an. *ból* 'Haus' aus *\*boþl* (Hel. *bodlos* ne. *to build*); an. *stál* ae. *stapfol*; ahd. *mahalen* got. *maþljan* an. *mēla*.

An Einzelheiten, in denen das Nord. mit dem Westgerm. zusammentrifft, ist etwa zu nennen der innere Guttural resp. sein Verlust in nord.-westgerm. *fe(γ)wōr-fe;ur* 'vier' § 60. Vgl. noch Bezzenberger Göt. Gel. Nachr. 1880(3) 152.

§ 31. Das westgerm. Auslautgesetz. Im Lautcharakter der westgerm. Dialektgruppe haben die Synkopierungen und die Konsonantendehnungen eine besonders hohe Bedeutung, die weit über die § 29 vorgebrachten Einzelheiten hinaus reicht. Die urgerm. Auslauterscheinungen sind § 28 chronologisch behandelt; es ist daselbst schon hervorgehoben, dass weitere Auslautgesetze den sämtlichen germ. Sprachen gemeinsam sind, aber chronologisch verschieden gewirkt haben; die meisten Berührungen hat das Nord. mit dem Westgerm.

a) Die ursprünglich nicht nasalierten *i û ô* im Auslaut verfallen der Verkürzung zu *i û*: ahd. *wili* lat. *velit* (auch got. *wili*); urgerm. *\*yudinî* Sievers PBB 5, 136 wird westgerm. *\*yudini* (cf. got. *Saurini*); urgerm. *\*sôki* 'suche' (Imperat.) wird *\*sôki*; das so entstandene *i* des Auslauts ist im Westgerm. genau wie altes *i* im Auslaut behandelt. — Gleiches gilt von *û* = westgerm. *û*: germ. *\*qernû* 'Mühle' (asl. *\*širny* Schmidt *Vokal*. II, 24) < *\*qernû*; germ. *suegrû* (ahd. *sweigâr* aus *\*sweigru*) = asl. *svekry* skr. *çvaçrû*; germ. *snuzû* (ahd. *snura* für *\*snuru*) = lat. *nurus*. Nord.-westgerm. *û* für urgerm. *ô* erscheint in *\*beru* germ. *\*berô* 'ich trage', *\*yebu* germ. *\*yebô* 'die Gabe', *\*fatu* germ. *\*fatô* 'Gefässe' u. s. w. Ob dieses *û* aus *ô* für *ô* entstanden, ist unsicher; da jedoch das ganze Kürzungsgesetz — nur chronologisch verschieden — genau auch im Got. gewirkt hat (got. *maui þiui Saurini*, *wili bēri*) und sonst zwischen nord.-westgerm. *u* und got. *a* (*dagum* got. *dagam*, *berum* got. *batram*) eine Grundform *ô* vermitteln kann, so dürfte an. *giǫf* aus *\*gebu* (ae. *gifu*) und got. *giba* eine Grundform *\*yebô* vermitteln; auch *fato* = got. *\*fata* ae. *fatu*. Sonst wäre auch Übergang von *ô* über *û* zu westgerm. *û* denkbar, was durch slav. Entlehnungen wie *crŭky raky* u. a. Möller PBB 7, 487 vorausgesetzt werden dürfte. Finn. Lehnworte (*arkku panku* got. *arka* *\*spagga*) zeigen das nord.-westgerm. *u*. — Dieses nord.-westgerm. Verkürzungsgesetz hat vor der Synkope von *i û* gewirkt, denn die alten *i û ô* werden — wie schon angedeutet — von dem Synkopierungsgesetz betroffen. Im Got. hat erst die *i*-Synkope — *gast(s) mat(s)* aus *\*gastî(z) \*matî(z)* — gewirkt und erst später ist auslautendes *i* (*\*maui \*þiui*) zu *i* (*maui þiui*) verkürzt worden.

b) Der zweite Punkt der nord.-westgerm. Übereinstimmungen besteht — wie eben angedeutet — in dem Wandel einzelner *ô* zu *u*, während das Got. *a* hat (Paul PBB 4, 363, 450). Vor Nasalen vgl. urgerm. *dayon* (got. *dagam*) = *dagum*; urgerm. *nahtom* (got. *nahtam*) = *nahtum*; urgerm. *berom* 'wir tragen' (got. *batram*) = *berum*; urgerm. *blindommo* (got. *blindamma*) < *blindumu* (ae. *blindum* ahd. *blintemu*); germ. *hanon* Acc. Sg. 'den Hahn' ahd. *hanun* (ae. *galgu*

Ruthw.). Gleiches *u* aus *ō* gilt wohl auch in ahd. *biru* griech. *φῆρω*, ae. *fatu* aus *fatō* (cf. got. *þō*), ae. *zifu* 'Gabe' aus *gebō* (got. *sō*). Die so entstandenen westgerm.-nord. *u* fallen mit den urgerm. *u* zusammen; das got. *a* allein erweist den verschiedenen Ursprung.

Allen westgerm. Sprachen ist früh der Verlust von auslautendem *z* gemeinschaftlich — ein frühester Punkt der Dialektspaltung, der sich noch während der Zeit der gemeingerm. Auslautgesetze vollzog: urwestgerm. *\*gasti* gegen run. *gastiR*; urwestgerm. *\*dohtri* (ae. *dehter*) gegen run. *dohtriR*; urwestgerm. *dag(a)* gegen run. *dagaR*; urwestgerm. *þew(a)* gegen run. *þewaR*; ahd. *wili* 'du willst' = got. *wileis* (lat. *velis*), ahd. *bāri* 'du trugest' = got. *bēreis*, ahd. *gesti* = got. *gasteis*. Das Alter dieser Apokope ist unsicher. Die malberg. Glossen der Lex Salica stehen noch auf dem urwestgerm. Standpunkt, indem sie die Auslauts-*z* nicht mehr kennen, aber die Auslauts-*ā* *i* *ū* noch nicht apokopieren: *focla* 'Vogel' für *fogla(z)*, *chunna* 'Hund' für *hunda(z)*, *lammī* 'Lamm' aus *lambi(z)* = ae. *lēmb*, *tualcēpti* (an. *tylpt*) aus *tualifti(z)*, *steorci* (ae. *stýrc*) aus *steor-ki(z)*. Die deutschen Runeninschriften zeigen — im Gegensatz zu dem *þewaR dagaR holtingaR gastir* u. s. w. der urnord. Inschriften — endungslose Nominative wie *Wōdan* (für urgerm. *\*Wōdanaz*) und *Leubwini* (für urgerm. *\*Leuba-winiz*) auf der Nordendorfer Spange, *Leub* (für *\*Leubaz*) auf der Spange von Engers. Sonst könnte eine genaue Untersuchung der Eigennamen auf *-rix* *-gastis*, jünger *-ricus* *-gastus* (oben p. 317) Licht auf die Periode der Auslautgesetze werfen (*Boiorix Δευδοριξ Βαιτοριξ Malorix Cruptorix* bei Strabo und Tacitus Rieger ZfdPh. 6, 335, dafür erst später *-ricus* *-ριχος*). Kaum ist der Schwund einiger auslautender *r* (lat. *presbyter archiater papaver*) durch den Abfall des westgerm. *R* (ae. *prēost* ahd. *arzāt* ae. *popæz*) bedingt; von den Entlehnungen ins Westgerm. hinein wird also die chronologische Frage des *R*-Schwundes kaum Aufklärung erlangen können.

Nach dem Wirken der bisher behandelten Auslautgesetze beginnen die westgerm. Synkopierungen, die Sievers PBB V, 101 richtig gestellt hat. Nur die *a*-Synkope ist älteren Datums, desgl. die *i*-Synkope in dritter Silbe. Es bleiben also die *i* und *u* in zwei- und mehrsilbigen Wörtern. Alle *i* und *u* werden im Wortaustlaut nach langer Silbe (resp. nach der Auflösung *-i* statt *-*) synkopiert, halten sich aber nach kurzer; es ist dabei gleichgültig, ob urgerm. *m n* oder *z* darauf folgte oder ob *i ū ō* zugrunde liegen. Darnach stehen ahd. *gast* ae. *gest* für *\*gasti* (run. Nsg. *gastiR* Acc. *\*gasti*); ahd. *bank* ae. *benc* aus *\*banki* (an. *bekkr* aus *\*bankiR*); von der consonantischen Deklination fallen hierher der Dat. Sg. und der Nom. (Acc.) Plur.: ahd. *burg* ae. *byrz* aus *\*burgi(z)*; ahd. *man* ae. *mēn* aus *\*manni(z)*; ahd. *naht* ae. *niht* aus *\*nahti(z)* cf. *νυκτι νυκτες*; ahd. *muoter* ae. *mēder mēder* aus *\*mōdri* griech. *μητρι*. — *iz* war urgerm. die Endung der Komparativadverbia: ahd. *min* aus *minni(z)*, *sīd* aus *sīpi(z)*, *wirs* aus *wirsi(z)* u. s. w. — Bei kurzsilbigen Stammformen bleibt *i* und wird nicht apokopiert: *i*-Stämme sind ahd. *hugi wini* as. *mēti stēdi wiliti* ae. *byre ryne* Bugge Aarbög. 1870, 205; dazu das Neutr. ahd. *meri* (= lat. *mare*); der Nom. Plur. ahd. *turi* = griech. *θύρες* Sievers PBB 5, 111 und ae. *hnyte hnite*; vgl. ae. *bēre* aus *\*bariz*, *ēze* aus *\*aiz*.

Treten diese *i* in den Auslaut mehrsilbiger Wörter, so kann wieder Synkope eintreten: ahd. as. *wini* 'Freund' aber *Friduwin Liobwin*, ae. *ryne* aber *ymb-ryn cyn-ryn*. Germ. *i* = westgerm. *i* ist apokopiert in ae. *sāc sec* 'suche' (Imperat.) gegen *sāle* 'verkaufe'; ebenso in ahd. *gutin* aus *\*gudin* PBB 5, 136 (run. *þurūphild* auf der Friedberger Spange aus *\*hildī °hildī*). *ū* erfährt im Auslaut nach langer Silbe westgerm. Apokope: as. ae. *hand* aus *\*handu(z)*, as. ae. *scild* aus *\*skildu(z)*; ahd. as. *lust luft* aus *\*lustu(z)* *\*luftu(z)*; as. ae. *flōd* (got. *flōdus*); daneben zeigen die kurzsilbigen Stämme auslautendes *u* in ahd.

*fridu sigu hugu situ filu filu* ae. *magu sunu*. Treten kurzsilbige *u*-Stämme als zweite Glieder in Komposita, so kann wieder Synkope eintreten: ahd. *Friduwin* aber *Sigifrid Winifrid*, *Hadubrant* aber *Walthead*, ae. *Hafolac* aber *Wulf-haþ Nif-had*. Belege für das aus *ō* entstandene *ū*: ae. *word* 'Worte' aber *fātu* 'Gefässe', *bān* 'Knochen' Plur. aber *ȝēcū* 'Joche'; *heall* 'Halle' aber *ȝifu* 'Gabe', *lār* 'Lehre' aber *cwālu* 'Tod'. Im Ahd. zeigt sich *ū*-Apokope im N. Sg. der *ungō*-Abstrakta *scouuung* (Isid. Bened.) Joh. Schmidt KZs. 19, 283; über *u*-Apokope in den ahd. Langsilbneern *wīs halb stunt* s. Paul PBB 12, 553; über ahd. *hūs dorf* neben *tagu* ibidem.

Neben dieser Apokope kennt das Westgerm. auch eine gemeinschaftliche Kürzung der Diphthonge *ai-au* zu *ē-ō*; vgl. ae. *nime* ahd. *nēme* aus *\*nemai(d)* = got. *nimai*; ahd. *blinte* gegen got. *blindai*; ahd. *tage* aus urgerm. *dagai* (cf. griech. *οἶκος*); ae. *hätte* aus *\*haitadai* (got. *haitada*); ae. *þære* (got. *þizai*) aus *\*þaizai*. Für auslautendes *au* = westgerm. *ō* vgl. got. *ahtau atþþau* mit ahd. *ahto ēdo*; dieses *ō* ist ae. zu *ā* geworden vgl. *cahta cþþa* und ae. *suna* = got. *sunau*. Auffällig ist die westgerm. Behandlung der ursprünglich nasalisierten langen Vokale *ēn in ōn*; sie erscheinen durchaus gekürzt, aber die Vertretung von *ēn* durch ahd. *ō* ae. *ā* und von *ōn* durch ahd. *ā* ae. *ē* ist sonderbar. *ōn* erscheint in ahd. *herza zunga* ae. *heorte tunge* aus *\*hertōn \*tungōn* (got. *hairtō tuggō*), in ahd. *hōrta* ae. *hýrde* aus *\*hauzidōn*; in ahd. *gēba* Acc. Sg. ae. *ȝife* aus *\*ȝēbōn*; auf schliessendem *ēn* beruhen ahd. *tago* ae. *daga*, ahd. *hano* ae. *-hana* aus *\*hanēn* (cf. *ποιμήν*). Ist hinter langem Vokal oder Diphthong im Urwestgerm. ein *z* geschwunden, so ist keine Kürzung eingetreten, wie ahd. *fridō* got. *friþaus*, ahd. *tagā* got. *dagōs*, ahd. *gēbā* got. *gibōs*; doch dürfte vielleicht *ī* aus *ī(z)* gemeinwestgerm. sein; vgl. ahd. *gābī nāmī* (got. *gēbeis nēmeis*), *gēstī* (got. *gasteis*); über die langen Vokale vgl. Braune PBB 2, 125.

§ 32. Synkope. Das westgerm. Auslautsgesetz trifft nicht bloss endende Vokale, sondern auch mittlere; und zwar werden mittlere *ī* und *ū* in dreisilbigen Worten nach langer Tonsilbe synkopiert, halten sich aber nach kurzer. So erklären sich die Praet. ae. *sende hýrde kyste* (aus *\*sandidō \*hauzidō \*kussidō*) gegen *nērede frēmēde*; desgl. ahd. *santa hōrta kusta* gegen *nērita frēmīta*. *i*-Synkope zeigen noch ahd. *hērro* aus *\*hairiro*, *lanzo runza* aus *\*langito \*wrunkita*; ferner ae. *cildru* aus *\*kilþiru*. Diese Synkopierung der mittleren *ī* setzt voraus, dass keine Art von Nebenton auf der Tonsilbe gelegen haben kann; der Nebenton konserviert alle Mittelvokale s. oben § 20. Auch *ā ē ō* in Mittelsilben erfahren gemeinwestgerm. Synkope nach langer Tonsilbe; diese Synkope ist dem Got. völlig fremd: ahd. *afro fordre andre* für *af(a)ro ford(e)ro and(e)re*; ae. *hālge* Plur. *hālge* gegen *moneg* Plur. *monege*; ae. *morgne* Dat. *morgne*; ae. *sāwol* Acc. *sāwele*, *deofol* Gen. *deofles*, *engel* Gen. *engles*; ae. *rtxtan* aus *\*rīkisōn*; aber ae. *cafora hāmora nīcra nācodes meotodes gānotes* u. s. w. Das Ahd. bewahrt dieses Synkopierungsgesetz bei weitem nicht in der Reinheit wie das Ae.; vgl. Sievers PBB. 5, 70, Paul PBB. 6, 144 ff. Dabei ist mit Paul hervorzuheben, dass ein kurzer unbetonter Vokal nur in offener Silbe synkopiert werden kann, also nur etwa das *ī* von got. *gasandī-dai*, nicht das von got. *gasandīþs* — d. h. das westgerm. Synkopierungsgesetz tritt später auf als die *ā*-Synkope. Finden sich in der spezifisch westgerm. Synkopierungsperiode zwei synkopierbare Vokale, so wird der nebentonige Vokal erhalten und der völlig unbetonte erleidet Synkope; ahd. *kēlbir* beruht auf *\*kālþiru*, aber ae. *caľfru* auf *\*kālþorū*. Über die Bedeutung des Tieftons für die Mittelvokale und die Synkope unbetonter Mittelvokale ist auf das § 20 beigebrachte Material zu verweisen.

Erwähnung verdient noch die oben p. 340 behandelte Synkope von unbetonten Präfixvokalen im Westgerm. Wenn as. *tōgian* (= got. *at-augjan*),



wozu me. *taunen* aus \**at-taunlan* und ndl. *taunen* stimmen, ein anlautendes *a* verloren, so können wir diese Erscheinung sehr wohl unter das westgerm. Synkopierungsgesetz bringen; beachte noch as. (Gl. Lips.) *gi-t-ôkôn* 'adjicere' aus \**at-aukôn*; Pauls Deutung von ae. *rēfnan* aus *ar-ēfnan* (PBB. 6, 553) zeigt dieselbe Erscheinung. Dazu stimmt an. *granne* aus got. *garazna* 'Nachbar'. Die bekannten ahd. Präfixerscheinungen (s. Braune ahd. Gr. § 70 ff.) beruhen auch auf eigentlicher Synkope; wir dürfen daher neben hochtoniges *frd-* vortoniges *fr-* für das Westgerm. ansetzen.

§ 33. Die westgerm. Konsonantendehnung: eines der wichtigsten Characteristica der westgerm. Dialektgruppe. *j w r l n m* haben geminierenden Einfluss auf vorhergehende Konsonanten. Zahlreiche lat. Lehnworte § 4 haben dieses Gesetz mit durchgemacht, das wohl nicht vor dem 3. Jahrh., aber aller Wahrscheinlichkeit nach — ebenso wie die §§ 31. 32 behandelten Synkopierungsgesetze — vor der Auswanderung der Angelsachsen nach England stattgefunden haben wird. Bislang sind feste Data für diese Lauterscheinung ebenso wenig gefunden als für so viele andere Lautgesetze. Über die Dehnungserscheinungen ist im allgemeinen zu verweisen auf Paul Sievers Kauffmann Streitberg PBB 5, 125; 7, 105; 12, 489, 504; 14, 165. Wir beginnen mit der durch Jod veranlassten Konsonantendehnung.

Im Westgerm. hat *j* im Inlaut immer konsonantische Funktion gehabt § 15, aus welcher stets Geminata entspringt; also bei kurzer Tonsilbe: *satjan* wird \**sattjan* ae. *settian* ahd. (mit Kontraktion) *setzen*; *lagjan* wird \**laggjan* ae. *lēcgan* ahd. *lēcken* u. s. w. oder ae. *smiþþe* ahd. *smiþtha* aus \**smiþþja*; ae. *hlīhhan* = got. *hlahjan*; beachte mhd. *gippe* zu *gēben* und Doppelformen wie mhd. *rippe ribe*.

Für lange Tonsilbe liefert das Oberd. bis in die heutigen Mundarten hinein zahlreiche Beweise Paul PBB 7, 109: ahd. *Musp. suannan lössan arteillan* mhd. *diuþe* 'Diebin' *geitze* 'Pflugsterz' aus westgerm. *diubþja gaitþja* (nhd. schweiz. *biutse grüetse* u. s. w.) oder nach Konsonanten mhd. *wülpe* 'Wölfin', *rinke* 'Schnalle'. Daher ursprünglich die Doppelformen hd. *weizi* Dat. Sg. *weizze*, *wizi* Dat. Sg. *wizze* (Seherer AfdA 3, 64). Für das Ae. ist aber derartige Geminata bei langer Tonsilbe nur bei *ngj* und *lgj* durch jüngeres *gg* erweislich: ae. *hrinþge spynþge synþgan* auch *hylþge* (schweiz. *rinken bulke*) erweislich. Aus dem Westf. vgl. münsterländ. *bäcke* aus *bōkkjōn* (ae. *bācia*); ferner aus dem Mittelfränk. nach Paul PBB 7, 123 *rāken reiken sāken* auch siebenbürg. *sāken* ohne Lautverschiebung aus *sōkkjan*. Die geographische Verbreitung der Affrikata in nhd. *heizen reizen Weizen* u. a. bleibt noch genauer zu fixieren.

Die dehnende Kraft des *w* zeigen ae. *teohhtan* 'anordnen' aus Grdf. \**tēh-wōn* (cf. got. *tēwa* 'Ordnung'), ae. *seohhe* 'Seihe' aus *sikhwō* (zu ahd. *sihan* Part. ae. *gesiwēn*); ahd. *acchus nacchut* got. *aqizi naqafs*. Andres Material s. Kögel Literaturbl. 1887, 109; die dehnende Kraft des *w* ist noch nicht näher bestimmt; ob ahd. *sēhan lihan* aha auf got. *saihan leiwan* aha mit *w* beruhen und warum die Dehnung unterbleibt, darüber lassen sich Vermutungen aufstellen, aber es fehlt noch an der Beweisführung.<sup>1</sup> Vgl. noch ae. *ceahhtan* aus \**kakwatjan* zu ae. *cēgan* aus \**kaujan* \**ka-wujan*? — *r* hat Dehnung vor sich in ahd. *acchar swēpfar wacchar* ae. *bitter snottor* (neben ae. *æcer swēpor biter snotor wæcer*) mhd. *zachern* 'weinen' ahd. Plur. *zachari* zu ahd. *zahar* ae. *tæhher* : *thar*. — *l* erzeugt Dehnung in ahd. *apful gouckolōn* ae. *geohhol hweohhol* auch nhd. *gemachl* neben *gemahl*. Für Konsonantendehnung vor *m* vgl. ae. *māddum* Plur. *mādmās*. Über *n* als Ursache von Geminata vgl. Kauffmann PBB 12, 520; vgl. ae. *bitwlechn* me. *betuhhen* zu got. *tweihnai*; sonst lässt sich *n*-Einwirkung nur in alten *n*-Stämmen mit Geminata im Stamm- auslaut vermuten; vgl. ahd. *snēcco rocco trofpo snēpfo* ae. *frogga* und bei lang-

<sup>1</sup> Entweder sind germ. *sēhwō sēhwom* 'ich sehe, wir sehen' und *ahwō* 'Wasser' nach p. 368 durch \**sēhwō sēhwom* \**ahwō* vor dem Wirken des Geminationsgesetzes zu \**sēhu* \**sehum* \**ahu* geworden; oder es gab neben urgerm. *sēhwan līhwan* alte Nebenformen ohne Labialisierung (vgl. got. *preihan* : an. *þryngva*, got. *laikan* : nord. *leykva*, got. *ligan lēw*).

silbigen Stämmen wie ahd. *hacco krâpfu* \**snacco strîloupfo gislâpfu*. Es bestehen zahlreiche Doppelformen mit und ohne Geminata cf. mhd. *rabe rappe*, *knabe knappe*, ahd. *tropfo troffo* u. a. Diese Doppelformigkeit erklärt sich aus alter Flexion wie got. *aihsa* Gen. Plur. *aihsnê*; d. h. Geminatio konnte ursprünglich nur in einigen Formen eintreten, andre mussten einfache Konsonanz bewahren.

§ 34. Die westgerm. Halbvokale. Für den Halbvokal *j* gilt im Westgerm.-Nord. nach Paul PBB 7, 160 das Gesetz, dass es vor *i* verklingt, so dass *ligjan* für diese Gruppe *liggju liyiz liyid* Plur. *liggjum liyid liggjand* flektiert hätte (cf. ae. *lige lizeþ ligap* as. *liggiu ligid liggiat*). Dieses im Westgerm. vor dem Konsonantendehnungsgesetz wirkende Gesetz will Mahlow AEO p. 43 in die urgerm. Zeit verlegen, um got. *ligiþ-ligan* aus \**ligiþ ligjan* zu verstehen (got. *biðan* : *biðjan*, got. *sitan* sonst *sitjan* u. s. w.). Da sichere isolierte Zeugnisse mit unzweideutiger Lautgestalt fehlen, lassen wir die Chronologie des Gesetzes unentschieden; wo es wirkt, zeigt das Westgerm. keine Konsonantendehnung (anders Streitberg PBB 14, 225).

Für das Verhalten der *ja*-Stämme, welche teils mit teils ohne Konsonantendehnung im Westgerm. erscheinen, liegt die Sache sehr kompliziert. In Formen wie Gen. Sg. *kunjis* Dat. Plur. (Paul PBB 7, 113) \**kunji-m* könnte früher Ausfall von *j* vor *i* (aus urgerm. *e*) eingetreten sein, und so wäre der Mangel an Geminatio in ahd. *beti* neben *betti*, in mhd. *ribe* neben ahd. *rippi*, ahd. *menni* ae. *mene*, ahd. *tilli* ae. *dile*; ahd. *dilli* ae. *pile*; mhd. *weige* *weitze* erklärt. Betrachtet man aber ae. *hyse* Plur. *hyssas*, *mete mettas* u. a. (Sievers angl. Gr. 2 § 263 Anm. 3), so ergibt sich, dass zwischen *i*-Stämmen (*mati*-) und *ja*-Stämmen (*saggja*- ae. *seġġ*) eine weiter gehende Berührung bestanden haben muss: wahrscheinlich haben bei kurzsilbigen Stämmen die Nom. Acc. Sg. westgerm. gleich gelautet (urwestgerm. *husi mati* — *sa;i ribi*). So erklären sich vielleicht ahd. Neutra auf *i* ohne Konsonantendehnung wie *bini* (nhd. *beet* Luther *riebe*) und für nhd. *gau heu* wäre got. *gawi* Dat. *gauja*, *hawi* Dat. *hauja* auch den westgerm. Grundformen gleich. Dass das Auslautsgesetz im Westgerm. vor dem Eintritt der Konsonantendehnung gewirkt hat, ergibt sich ausserdem mit Kauffmann PBB 12, 539 Streitberg PBB 14, 184 aus den Doppelformen, die infolge eines dehnenden *r* und *l* entstehen: ahd. *acchar ahhar* ae. *acer*, ahd. *apful afful*; Sievers PBB 10, 496. 508 erweist ae. *biter bitter*, *snotor snottor*; beachte ahd. *chupfar* ae. *copor*. Ihr urwestgerm. Paradigma war *akr* Gen. Dat. *akkre(s)*, *apl* Gen. Dat. *apple(s)* u. s. w. Vgl. bes. ahd. *affoltra* ae. *apultra* mit westgerm. Synkope aus *apldro apl(u)dr*. Hierher gehören auch die von Sievers PBB 12, 486 behandelten ahd. *kuni-ġli*- als erste Kompositionsglieder. In welchem Umfange auf Grund dieses Gesetzes für die westgerm. Sprachen Ausgleichungen für die *ja*-Stämme anzunehmen sind, ergibt sich leicht.

Noch ist hervorzuheben, dass *w* vor *u* westgerm.-nord. im Inlaut schwindet: während urgerm. *naqida*- (an. *nökkvedr*) zu ahd. *nacchut* führt, wird urgerm. *naqoda*- durch \**naqud* zu \**nakud* = ae. *nacod* ahd. *nahhut*; daher ahd. Acc. Sg. *nahhun wadun gazzûn ûhtûn* zu an. *nokkve vopve* got. *gatrô ûhtwô*; daher ahd. *wakta* gegen got. *wahtwa*; ae. *ea* aus \**ahu* für \**ah(w)u* = got. *ahva*; beachte ae. *nicor* (aus \**nikuz*-) neben ahd. *nicchessa* aus \**nigist*; vgl. Paul PBB 7, 163. Zahlreiche Ausnahmen von dem westgerm. Konsonantendehnungsgesetz § 33 finden durch die in diesem § 34 behandelten Gesichtspunkte ihre Erklärung; instruktiv ist die ae. Flexion *magu mæge(s)* Plur. *mæga(s)* Dat. Plur. *magum*; und nach Sievers ae. *læs mæd* aus \**læs(w)u* \**mæd(w)u* mit dem obl. *læstwe mædwe* (ags. Gr. 2 § 260).

## VII. KONJUGATION.

§ 35. Das *ô*-Præsens. Wie alle idg. Sprachen unterscheidet auch das Germ. *mi*- und *ô*-Præsientia. Unter den *ô*-Præsientien verstehen wir Stämme auf *o:e* mit *ô* in der 1. Pers. Sing. Ind.; vgl. griech. *ῥέρω ῥέρο-μεν ῥέρε-τε*; lat. *tundō tundu-nt tundi-tis*, skr. *bhāvā-mi bhāvāmas bhāvatas*, got. *baira* (aus *berô*) *baira-m bairi-þ* u. s. w. Es giebt mehrere Arten von *ô*-Bildungen, die durch Accent, Ablaut oder konsonantische Elemente charakterisiert sind. Im Folgenden verweisen wir möglichst auf die feststehende Zählung der ind. Grammatiker.

1) Der Haupttypus, der in allen Idg. überwiegt und im Germ. zur Alleinherrschaft gekommen ist, verlangt mittlere Ablautsstufe bei Wurzelbetonung (idg. *bhêrô bhêudhō dēikō agō* u. s. w.) (1. Klasse des Skr.); im Slav.-Litt. sind Accentstörungen eingetreten (aslov. *berŭti vezŭti* Leskien Sl. Archiv V, 509). Im Germ., das in dieser Præsensbildung seinen Normaltypus ausgebildet hat, zu welchem alle anders gebildeten Præsientia nach und nach übergehen, wird die ursprüngliche Wurzelbetonung durch zahlreiche Fälle von tonloser Spirans im Wurzelauslaut erwiesen (bei mittlerer Wurzelstufe): got. *teiha þeiha þreiha weiha leiþa sneiþa reisa — tiuha þliuha hniufa driusa kiusa fraliusa — finþa hinþa þinsa filþa þairsa saiþa hlifa giþa lisa ganisa reisa þwaha hlafa falþa fāha hāha* und zahlreiche Præsientia anderer germ. Dialekte beruhen auf Grundformen der gekennzeichneten Art.

2) Ein damit verwandter Nebentypus ('Aoristpræsientia' Osthoff PBB 8, 266) zeigt niedrigste Wurzelstufe bei Betonung des Mittelvokals *o:e* (6. skr. Klasse, *tudā-mi*). Im Germ. erscheint niedrigste Wurzelstufe in got. *trudan* an. *knoda*; in an. *koma sofa* ae. *riþan* (Sievers PBB 8, 84; 9, 277; Noreen *Svensk. Landsm.* I, 693); ahd. *trētan knētan quēman* ae. *sweþan riþan* sind wohl Neubildungen nach dem Haupttypus. Auf Suffixbetonung weisen hin an. *vega* J. Schmidt *AfdA* VI, 127; got. *hucīwan bileiban sweiban* ahd. *snīwan sīgan* wegen der vorgerm. Wurzeln *knīghw līþ swīq snīghw sīq* (ahd. *wēhan nīgan* sind dem Haupttypus genähert). In dem *ū* von got. *sūþan lūkan sūgan* ae. *brūcan būgan* hat Osthoff PBB 8, 292 'Aoristpræsientia' erkannt (ae. *būgan* aus Wz. *bhūk*, ae. *sūgan* aus Wz. *sūq*). — Wegen ahd. *snīwit* = griech. *νίγει* beachte auch zend *snacšaiti* sowie griech. *νείγει* lat. *ninguit*. Ahd. *sweðan sweðan* — mhd. *krēsen krēsen* werden mit Beseitigung des gramm. Wechsels hierher gehören. Beachte noch ahd. *bahhan* gegen griech. *φάγω*, an. *taka* gegen got. *tēkan*, ahd. *watan* gegen lat. *vādo*. In mehreren Verben, die in anderen idg. Sprachen ihr Præsens nach der 6. skr. Klasse bilden, zeigt das Germ. den Haupttypus; vgl. got. *wairþa* mit aslov. *vrīgā*; ahd. *milchu* (griech. *ἀνέλω*) mit altir. *mligim* aslov. *mluza*; got. *kiusa* mit skr. *juśāmi*; got. *liuga* 'lüge' mit russ. *lgy* (aus *\*jugā* Leskien Sl. Archiv V, 510); ae. *delfan* mit aslov. *dluba*; ae. *ccorfe* mit gr. *χοράω* Möller PBB 7, 572; ahd. *triugu* mit skr. *druhāmi* zend *drušāmi*; germ. *wēkan wēgan* 'weichen' kann Mittel- oder Tiefstufe haben (skr. *vijāmi*); ahd. *sūhhan* (scheinbar Normaltypus) ist idg. *stīgō* (mit *jō* griech. *στίζω*), hat jedoch seinen alten *i*-Ablaut aufgegeben (vgl. Osthoff PBB 8, 142, wo auch got. *bida* aus idg. *bhidhō* zu vergleichen ist); ahd. *wahsu* gegen skr. *ukśāmi* zend *uṣšāmi*.

3) *no:ne* als Præsenscharakter (lat. *sperno contemno* griech. *δύνω νίω* *ἀάμνω* skr. *mṛṇāmi pṛṇāmi* u. s. w.) hat sich im Germ. nur selten in seiner alten Funktion erhalten: got. *fraihnan* (*frāh* Part.) (aber skr. *pṛchāmi* zend *prśāmi*) got. *keinan* (Part. *uskijans*); nach Paul PBB 9, 583 auch ahd. *bacchan* (aus *\*baknan* s. oben 336) neben dem Perf. *huoh* (Normaltypus ist dafür eingetreten in mndl. *vrien* aus *\*frehan*, ahd. *bahhan*).

Sonst ist das präsensbildende *n* durchweg zur Verbalwurzel gezogen; niedrige Präsensvokalstufe zeigen noch ae. *spur-nan mur-nan* und nach Franck Tijdschr. v. nederl. Taal- etc. Kunde 2, 20 mndl. *ron-nen beghon-nen*; präsientische Normalstufe des Wurzelvokals ist sekundär eingeführt in got. *brin-nan* (aber ae. *bryn-e* 'Brand'), got. *rin-nan* (aber ae. *ryn-e* 'Lauf'); got. *skei-nan* (aber *skei-ma skei-rs*), ahd. *swēnan* (ae. *swē-ma* 'Schwindel'); ahd. *kinan* (aber *kī-mo*); ahd. *grīnan* (aber an. *grī-ma?*); an. *gt-na* ae. *ʒt-nan* neben ahd. *gīden* (lat. *hiare*). Wegen *du-gin-nan* aus einer idg. Wz. *ken* vgl. Bugge PBB 12, 405; ahd. *sinnan* für *\*sntnan?* Ein grosser Teil dieser Präsientia glich dem Haupttypus und hielt sich, wobei jedoch *n* in alle Verbalstufen eingeführt wurde. Ursprünglich kam jedoch diesen Präsientien wohl stets niedrigste Wurzelstufe zu; *i* (*skī-nan, kī-nan* u. s. w.) kann natürlich als idg. *i* niedrigste Wurzelstufe sein; *i* zeigt sich in ahd. *chlēnan* (vgl. altir. *gle-nim?*) aus Wz. *klī* (ae. *clā-m clē-man*). Nach unserer Erörterung § 16 besteht der Verdacht, dass alle Verbalstämme auf *ll* und *nn* (got. *falla* = lit. *pūlu wallan spannan spīman* u. s. w. u. s. w.) ursprgl. präsientisches *n* hatten. Für aslov. *sta-na* 'stehe' herrscht ahd. *stā-m*.

4) *ō*-Präsientia mit infigiertem Nasal (skr. *siñcāmi vindāmi* zu Wz. *sic vīd*) sind im Germ. nicht erhalten geblieben mit Ausnahme von got. *standa* (Prt. *stōf*); vielleicht ist noch der scheinbar wurzelhafte Nasal in ahd. *chlimban swēntan* wegen an. *klifa* und ahd. *swīd* 'ruina' ursprgl. nur präsientisch. Für Nasalinfix anderer idg. Sprachen hat das Germ. fast durchweg den Normaltypus eingeführt. Vgl. lat. *vinco fingo lambo linquo findo tundo mingo* gegen got. *weiha deiga* ahd. *lauffu lihu bīzzu stōzzu giūzu* ae. *mige*; gegen aslov. *sēdā lēgā* stellen sich got. *sita līgā* (sowie westgerm. *sittju liggju*), gegen skr. *dañcāmi* got. *tahja*.

5) Die *jō*-Präsientia der 4. Skr.-Klasse (skr. *hṛjyāmi yūdhyāmi* gr. *βάλλω κλύζω* aus *\*baljō \*klydōj* lat. *facio cupio*). Im Germ. musste diese Präsensbildung durchweg mit den Parallelförmigen der schw. Verba auf idg. *ejō* zusammenfallen, woraus zahlreiche Übertritte von starken Verben in die schwache Konjugation erklärt werden. Diese Präsensbildung hat vorhistorische Wurzelbetonung gehabt; vgl. die tonlosen Spiranten im Innern von got. *haffja hlahja skahja frahja* ahd. *seffu* (allerdings auch ae. *friðgēan þiðgēan*). Ausserdem galt niedrigste Wurzelstufe (got. *bugian waurkjan þugkjan* an. *siþja biþja liggja þiggja* ahd. *hucken*).

Beachte an. *symja* gegen got. *swimman*; auch ahd. *swissan* als schwach. Verb gegen skr. *svīdyāmi* Scherer ZGDS 184; ahd. *gurtan* schw. Verb gegen got. *gairdan*; got. *þaurjsjan þainsan*. Nach Möller PBB 7, 532 kann auch mittlere Ablautsstufe stehen (as. *wirkjan* gegen got. *waīrkjan*, got. *waḥsjan* gegen zd. *uḡsaimi*, got. *daddjan* gegen ahd. *tāen* (cf. skr. *dhā-yāmi*); vgl. auch germ. *wōrþjan hrōþjan sōkjan*, ahd. *spūwen* ae. *spōwan* aber aslov. *spějā*. —

In Übereinstimmung mit den verwandten Sprachen zeigt sich ein *jō*-Präsens in got. *haffja* lat. *capio*, got. *waia saia* asl. *vējā stjā*; got. *da-ddjan* skr. *dhā-yāmi*; got. *þaurjsja* skr. *trīṣy-āmi*; ahd. *swiezzu* skr. *svīdyāmi*, got. *ahjan* gr. *δοσομαι*, got. *spīuja stūja* skr. *stṛīṣy-āmi*; an. *borja* asl. *borjā*; ae. *cennan* skr. *jāyāmi*; ahd. *chūden chūden druoen* ae. *rōuwan spāuwan* aslov. *znajā grajā trajā rējā spējā*; got. *arjan* ahd. *erien* lit. *ariū* asl. *orjā*; vgl. noch ahd. *fiant* zu skr. *pi-yat*.

Abweichend ist die germ. Präsensbildung von der anderer idg. Sprachen in folgenden Fällen: *sitjan* (gr. *ἐξομαι*) gegen aslov. *sēdā* skr. *sītāmi* (skr. *sādāmi* = got. *sita*); *ligjan* gegen asl. *līgā*; *bidjan* gegen lat. *fido* gr. *πιστω* PBB 8, 140; *dynne* 'töne' (aus *dhunō*) gegen skr. *dhvānāmi*; ahd. *zwurgen* gegen aslov. *vrīzā*; got. *waia* (asl. *vējā*) gegen skr. *vā-mi* gr. *ᾠημι*; ahd. *chūden* (asl. *znajā*) gegen skr. *jā-nā-mi*.

Das Germ. liebt den Haupttypus gegen anderweitige *jō*-Präsientia: got. *qima* gegen *βαίνο* lat. *venio*; ahd. *triogan* gegen skr. *drūhyāmi*; ae. *swēfan* gegen asl. *sūpljā*; ahd. *hinchu* gegen gr. *οκίζω*; got. *spīvea* gegen skr. *stṛīṣyāmi* (an. *spýja*); got. *sitan ligjan bidan* gegen *sitjan ligjan bidjan*; got. *gairdan* gegen ahd. *gurtan*; ahd. *brūhhan* gegen got. *brūkjan*; ahd. *waḥsan* gegen got. *waḥsjan*; ahd. *spanan* neben *spennen*; got. *swaran* gegen ahd. *swerien*; ahd. *liogan* gegen asl. *lūzā* (ahd. *lūgī* 'Lüge' aus *lugini* - weist auf ein st. Präs. *\*lugjan*). Beachtenswert sind noch ahd. *gidūhen* zu *drīngan*, *spulgen* zu *pfīgēan*.

Schliesslich folgen noch einzelne Verba, die teilweise schwach geworden sind, aber durch verbale oder nominale Zubehör innerhalb des Germ. als starke  $\delta$ -Präsentia erwiesen werden: primäre Nomina zeigen schw. Verba (mit ae. starken Präteriten) in ahd. *bāen* (vgl. *ba-d*), *drāen* (*drā-t* ae. *prāwan*), *krāen* (*krā-t* ae. *crāwan*), *nāen* (*nā-t*), *māen* (*mā-d* ae. *māwan*), *spāen* (*spāo-t* ae. *spāwan*), *glāen* (*glāo-t* ae. *glōwan*), *hlāen* *grāen* *blāen* ahd. *lōtan* (*lōd* *tō-t* an. *deya* stv.); got. *kwatjan* 'wetzen' mit dem alten st. Partiz. *kwassa-ba*; got. *arjan*; got. *hleibjan* ahd. *hlippen* schwv. neben ahd. *liban* stv.; as. *qudian* schwv. aber an. *kwida* stv.; an. *byja* Part. *luenn*; ahd. *blāen* (ae. *blāwan*) Part. *giblāan*. Unsicherer ist die Hergelöhrigkeit von got. *tanjan* ahd. *sewen* *drāen* *brāen* *sewen* ae. *cigan* *higan* *strigan* sowie *sillan* *teilan* *cwētecan* *reitecan* *driftecan*.

6) Die idg. Konjugation besass noch zahlreiche andere Präsensbildungen auf  $\delta$ , von denen das Germ. nicht die geringste sichere Spur aufzeigt. So fehlt dem Germ. völlig der reduplizierte Präsensstypus von lat. *gigno* griech. *μῖνω* *πῖνω* lat. *se-r-o*, *si-st-o*. Es fehlen sichere Spuren von Präsenssuffix *skō* (griech. *πάσχω* skr. *gacchāmi*). Die Präsensbildung auf *tō* (griech. *τύπτω*) hat eine geringe Spur in ahd. *fleh-tan* (lat. *plec-to*) gegen griech. *πλοκή* hinterlassen (aber vgl. got. *hlifa* nach dem Normaltypus gegen griech. *κλέπτω*). Eine vereinzelte Bildung auf *tjō* scheint in ahd. *missen* aus *mit-tjō* und *furh-ten* (got. *faurh-tjan*) mit dem Prät. *forah-ta* Partiz. *forah-t* zu stecken. Für got. *alpan* und *waldan* steht *tō*-Präsens nicht ganz fest (weil unsicher ist, ob altir. *flai-th* und lat. *valco* oder aslov. *vladať* zunächst steht). Mit den griech. Präsentien auf *-αινω* *-αίνω* (*κερδαίνω* *παραίνω* *λαμβάνω* *μαρθαίνω*) berühren sich ahd. *giewahimen* Part. *giewuoh* Osthoff PBB 8, 264; ae. *omweccnan* *omwec* Sievers Ags. Gr. § 392; vielleicht ursprgl. auch got. *rahnjan* 'rechnen' und ahd. *rahanen* 'rauben' (Wz. *rag* in lat. *rapio*?); an Stelle des gr. *ὑπαίνω* hat das Germ. den Normaltypus ahd. *wēban*. — Reduplizierte  $\delta$ -Präsentia besass das Idg. nur wenig; vgl. griech. *νίσσομαι* aus *\*νι-νσ-joμαι*; asl. *deždja* aus *de-d-jō*; so auch ahd. *wiummen* aus *\*wi-wem-jan* (neben ahd. *wēm-ōn* *wimi-dōn*).

§ 36. Das *mi*-Präsens. Gegenüber den  $\delta$ -Präsentien mit dem Themavokal *o:e* steht eine themavokallose Bildungsweise mit der 1. Person Sg. Ind. auf *mi* (die Personalsuffixe sind im Übrigen mit denen der  $\delta$ -Präsentia identisch); sie zeigt den bei allen unthematischen Flexionen so beliebten Accentwechsel und Ablaut: skr. *ē-mi* *ē-ti* *i-mās* *i-tā*; *ās-mi* *ās-ti* *s-mās* *s-tā* u. s. w. Diese Klasse, die in den Litteratursprachen Europas nur geringe Spuren hinterlässt, stellt sich für die urgerm. Zeit folgendermassen dar.

1) Einfache Wurzelpräsentia (2. Skr.-Klasse) — vgl. griech. *εἰμι* *ἐ-μεν* — zeigt das Germ. nur restweise. Ablaut zeigt nur got. *is-t* Plur. *s-ind* (Optat. ahd. *sī* = lat. *s-it*); dazu ahd. *b-irum* aus *\*irum* *iz-um* für *es-mēn* nach Kern Taal-en Letterb. V, 89. Weitere *mi*-Formen sind die westgerm. Verba ahd. *gēm gām* — *stēm stām* — *tuom* (ahd. *gēm* aus *gā-mi* = griech. *εἴμι* skr. *ē-mi*, *gām* für idg. *yēmi* resp. *ko-yēmi* unter dem Einfluss von *gēm ganga* (s. Schade s. *jān*); ahd. *stām* nach *gām-yēmi* für idg. *sthā-mi*; ahd. *tuom* = skr. *dhā-mi* aus idg. *dhō-mi*); der Optat. ahd. *stē-gē* kann auf abgelautetem *sthā-ī* *yā-ī* beruhen § 44. Got. *wil-ei-s* *wil-ei-ma* ist nach Scherer ZfdA 19, 158 und Joh. Schmidt Vok. II, 468 alter  $\hat{i}$ -Optativ zu einem *mi*-Präsens (lat. *vel-ī-t* zu *volo*). In ae. *cyme* aus germ. *kumī-* hat Sievers PBB 8, 80 eine alte *mi*-Form (vgl. skr. *gān-mi* ebenso apers. zend) entdeckt; sonst herrscht  $\delta$ -Präsens got. *gima* ahd. *quimu*. Ferner ist Normaltypus eingetreten in ae. *sewfan* (an. *sofa*) gegen skr. *vāpimi*, got. *anan* (Präsens allerdings unbezeugt) gegen skr. *ānimi*, ahd. *riusu* 'weine' gegen skr. *rodimi* v. Firlinger KZs. 27, 435. Die idg. Wz. *ēd* (skr. *ādmi* aslov. *ēmi* lit. *ėdmi* lat. *est*) zeigt im Germ. als Verb das Normalpräsens; für skr. *mārymi* stimmt ahd. *milchu* 'melke' zu griech. *ἀμέλω*; für skr. *dārmī* gilt Normalpräsens got. *gatatra*; für skr. *vā-mi* griech. *ἄφημι* hat das Germ. *wējō* (got. *waia* = asl. *vēja*). Weitere Mutmassungen vgl. bei v. Firlinger KZs. 27, 438.

2) Reduplizierte Präsensia der 3. skr. Klasse (skr. *ju-ho-mi* griech. *di-dō-mi*): das Germ. hat davon nur Spuren unter den schwv.: ahd. *bi-bê-t* 'er bebt' = skr. *bi-bhê-ti* aus der idg. Wz. *bhî*; got. *rei-rai-þ* 'er zittert' aus Wz. *rî*; ahd. *sê-stô-t* aus idg. *st-sthâ-ti* (griech. *ιστᾶν*) zu Wz. *sthâ*; vielleicht ahd. *sittarôt* aus urgerm. *\*ti-trô-di* (Wz. idg. *drâ drô?*) und got. *gei-gai-þ* zu Wz. idg. *ghî* (mhd. *gî-t*); ahd. *wî-wî-nt* dürfte auf idg. *\*wi-wê-mi* gegen skr. *vâ-mi* (griech. *ᾠμι*) deuten. Griech. *τί-θη-μι* setzt fürs Germ. ein *\*di-dê-mi* voraus, wozu nach Bezzenberger ZfdPh 5, 475 ahd. *tê-ta* ac. *di-de* ein augmentloses Imperfekt wäre.

3) *nâ:nô* als Präsenscharakter mit *mi*-Flexion = 9. Skr.-Klasse (lat. *inclinare asper-nâre conster-nâre* Fröhde BBeitr. 3, 305 griech. *δάμ-νη-μι δάμ-να-μεν*, skr. *krî-nâ-mi krî-nî-mâs*). Nach § 39 scheint got. *kun-nu-m* 'wir wissen' = skr. *jâ-nî-mâs* zu Wz. idg. *gn gnô* (1. Pers. Pl. idg. *gn-nô-mâs*). Ferner dürften unter den germ. Präsensien auf *-ôn* einige alte *nâ-mi*-Präsensia stecken und zwar — da nach Osthoff PBB 8, 298 die *nâm*-Verba innerhalb des Germ. gern schwach geworden sind — diejenigen, welche zugleich stark und schwach innerhalb des Germ. erscheinen: ac. *murnan* stv. — ahd. *mornên* schwv., ac. *spurnan* stv. — ahd. *spornôn* schwv.; got. *keinan* stv., aber Prt. auch *keinôda*; got. *ufkunnan* Prt. *ufkunþa* Prtc. *ufkunnaþs* und *kunnan kunnaida* neben *kann* Braune § 195 a 2, 199 a 1; an. *gina* stv. neben ahd. *ginôn* schwv. = asl. *zi-na* Osthoff MU 4, 41. Mehrfach deuten Faktitiva auf derartige starke Verba, die zur schw. Flexion übergetreten sind; vgl. got. *usgeisnan usgeisnôda* mit *usgaisjan*; ahd. *lêrnên lêrnôn* mit *lêren*.

Hierher gehören auch ae. *ceallad* an. *kallad* v. Firlinger KZs. 27, 190 = skr. *gr-ñâ-ti* (Wz. *gir*); ahd. *follôt* 'er füllt' = skr. *pr-ñâ-ti*; ae. *hlconad* ahd. *hlînêt* = *clînâ-t* (aber griech. *κλινω* Osthoff MU. 4, 39). Nach Osthoff a. a. O. gehören zahlreiche schw. Verba mit Geminata im Stammaslaut hierher: ahd. *locchôn zocchôn lēcchôn* aus idg. *luk-nâ-mi duk-nâ-mi lighnâmi*?

Und daraus hat Osthoff mit Recht das *m* in ahd. *salbô-m habê-m* für eine Spur der alten starken *mi*-Konjugation gedeutet (PBB 8, 298). Übrigens sind einige auswärtige *nâ-mi*-Präsensia im Germ. durch den Normaltypus vertreten; vgl. ahd. *bindan wêban zêran* mit skr. *badh-nâ-mi* (zend jedoch *bandâmi*) *ubh-nâ-mi dr-nâ-mi*; anderseits fällt ae. *hlōsulan* gegen skr. *crôṣâmi* auf.

4) Von der 5. skr. Klasse (*nô-mi, nu-mâs*; vgl. gr. *δαί-ν-ω-ι*) bewahrt das Germ. keine unzweideutige Spur. Auf skr. *dhîr-nô-mi* weist vielleicht mhd. *darn* Höfer Germ. 23, 3: mit skr. *va-vâ-dîti* (: *vanômi*) kann got. *winnan*, mit skr. *ri-rvânti* (: *ri-nô-mi*) got. *ri-nn-an* zusammenhängen. Sonst herrscht der Haupttypus an Stelle auswärtiger *nu*-Bildungen: got. *leiha* gr. *δαίνωμι*; got. *friusa* skr. *pruṣ-nô-mi*; got. *steiga* skr. *stighnômi*.

Schwach scheint ae. *earnian* ahd. *arnôn* gegen gr. *ἄρ-ν-ω-ι* 'erwerbe' (auch ahd. *lēcchôm* aus *ligh-nu-* wegen gr. *λεγ-ν-ω-ι*?). Möglicherweise ist die Präsensklasse auf *-rvui* im Germ. in die auf *-vqui* aufgegangen, weil beide im Plur. germ. auf *num nuþ* mit mittlerem *u* ausgingen.

5) Von der 7. skr. Klasse bewahrt das Germ. ebenso wenig feste Spuren wie das Gr. und Lat.; für skr. *bhî-nâ-dîmi bhî-n-dînti* (lat. *findo*) hat das Germ. den Haupttypus got. *beita*; desgl. für skr. *vrñâjmi* (Wz. *vrj*) got. *wairþa*; für skr. *rinâmi* (lat. *linguo*) got. *leiþa*; für skr. *prñâmi* (auch *prñâmi*) got. *filþa*; für skr. *unâbhi* ahd. *wêban*. —

6) Eine besondere Besprechung erheischt das Verbum substantivum im Germ., das mit den Schwesterformen der übrigen idg. Dialekte auf Wz. *es* mit *mi*-Flexion beruht. Im Ind. Sing. bestanden idg. *ésmi* — *ési* für *éssi* (skr. *ási* zd. *ahi* griech. *ἐῖ* Hübschmann KZs. 26, 606) — *ésti*; got. *im is ist* sind regulär. Im Westgerm. mischte sich damit ein germ. *hiju* *biz* *bid* (= lat. *fio* altir. *biu*) — ac. *bêo* *bis* *bid* mit teilweiser Vokalkürzung der Enklitika; vgl. ahd. *bist* (mit dem *t* der Präteritopräsensia Braune § 379 a. 1); aus dieser Mischung von *hiju* und *im* erklären sich *biu* ahd. *bim*. Die 3. Pl. got. *sind* aus unbetontem idg. *senti* (skr. *sânti santi* griech. *ἔσθι* für *\*ἐντι*) ist

gemeingerm. (ae. *sind* ahd. *sint*); für die 1. 2. Pl. ist germ. \**izum* \**izud* (für idg. *smé sthlé* resp. *smé sthlé*) vorauszusetzen, und das ahd. *b-irum* *b-irud* erklärt sich aus der Mischung dieser Formen mit jenem Stamm *bija-* nach Kern Taal- en Letterb. V, 89. Die got. Formen *sijum* *sijup* sind unerklärt. Das ac. *eart ard* (§ 43) Plur. *earon arun* beruhen auf urgerm. *ar-þ(a) arun(þ)*, die Joh. Schmidt KZs. 25, 595 mit lit. *yrà* 'ist' (eigtl. 'existentia') in Zusammenhang bringt. Über den Optativ s. § 44. Der zugehörige Infinitiv ist gemeingerm. *wësan* (skr. *vāsana-m*, Wz. *vas*); doch ac. auch *béon* aus \**bijan*. Auch die übrigen Formen werden durch *wësan* ergänzt. Folgende Tabelle veranschaulicht die urwestgerm. vorhandenen Formen.

| Singular     |               |            | Plural      |               |              |
|--------------|---------------|------------|-------------|---------------|--------------|
| <i>im</i>    | <i>biju</i>   | —          | <i>irum</i> | <i>bijom</i>  | <i>arum</i>  |
| <i>is(t)</i> | <i>bis(t)</i> | <i>arþ</i> | <i>irud</i> | <i>bip</i>    | <i>arup</i>  |
| <i>ist</i>   | <i>bip</i>    | —          | <i>sind</i> | <i>bijand</i> | <i>arun.</i> |

§ 37. Das Perfektum. Das reduplizierte Perfektum der idg. Sprachen zeigt bei Accentwechsel Ablauterscheinungen in der Wurzelsilbe: skr. *bibhēda bibhidūs*, *bubōdha bubudhūs*; griech. *πέποιθα πεπιθυῖα*.

Im Singular herrscht die höhere Vokalstufe der Wurzel bei ursprünglicher Betonung, im Plural niedrigste Stufe bei Betonung der Personalendungen (der Optativ schliesst sich an den Plural an); aber alle Perfektformen gehen von der Wurzel, nicht vom Präsensstamm aus. Also vgl. z. B. skr. *kr-nó-mi* Prs., *cakāra* Pl. *ca-kr-mā* *ca-kr-ūs*, *bhinādmī* *bhindānti* Perf. *bibhēda* Pl. *bibhidūs* u. s. w. Das Germ. stimmt zu diesen idg. Zügen zunächst, indem nach dem Vernersehen Gesetz (KZs. 23, 104) derselbe Accentwechsel im Germ. gegolten und seine deutlichen Spuren hinterlassen hat: gerade im Perfekt zeigt sich der grammatische Wechsel am deutlichsten: got. *þarf þaurbum* — *aih aigum*; ahd. *sneid snitum*, *reis rirum*, *zōh zugum*, *kōs kurum* u. s. w. Ferner ist identisch die Abstufung resp. der Ablaut der betonten und unbetonten Wurzelsilbe: got. *bait bitum* (skr. *bibhēda bibhidūs*), *baup budum* (skr. *bubōdha bubudhūs*), *warþ waurpum* (skr. *vavārta vavrtūs*) u. s. w.

Auffällig weicht das Verhalten der Reduplikation im Germ. von dem idg. Urtypus ab. Im wesentlichen fehlt dem Germ. die Reduplikation; vgl. skr. *bibhēda* mit got. *bait*, skr. *vavārta* mit got. *warþ*, skr. *sasāda* got. *sat*. Es erhebt sich die Frage, ob das Germ. hier sekundär ist, und das ist in der That der Fall.

Wir haben auszugehen von dem merkwürdigen Ablaut got. *sat sētum* — *gam gēmun*, der dem Gesetz von der niedrigsten Wurzelstufe im Plur. entgegen ist; für das Idg. sind *se-zd-ñt* *ge-gm-ñt* als Grundformen zu erwarten und finden sich auch in den ostidg. Sprachen. Die *ē*-Wurzeln mit einfachem Konsonant im An- und Auslaut zeigen im Skr. und Zend zahlreiche Formen wie skr. *pa-pt-ima* *ja-gm-imā*. Dieser reduplizierte Typus hat einen Sekundärtypus mit *ē* (\**pētñt* für \**pe-pt-ñt*, \**sēdñt* für \**se-zd-ñt*). Welches der lautgesetzliche Bereich der beiden Typen ist, darüber giebt Osthoff *Perf.* p. 1 ff. Vermutungen (vgl. idg. *wēr-* an. *vār* 'Frühling' neben \**wess-*; lat. *vērūs* ahd. *wār* aus idg. *wēro-* zu ahd. *wësan*; idg. *sidō* aus \**si-zd-ō*; idg. *penqēkmta* griech. *πεντηκοντα* aus eigtl. *penqe-tkmta*). Das Germ. hat den reduplizierten Typus gänzlich aufgegeben und den *ē*-Typus zur ausschliesslichen Herrschaft gebracht (got. *gēmun nēmun gēmun*). Darnach gab es eine Zeit, wo etwa *gegōme gēmñt* — *sesōde sēdñt* bestanden, und es wäre denkbar, dass die scheinbare Reduplikationslosigkeit solcher Pluralformen zunächst auf den Singular eingewirkt hätte, so dass *gōme gēmñt* — *sōde sēdñt* = got. *gam gēmun* — *sat sētum* entstanden wäre; dann wäre dieser reduplikationslose Typus weiterhin für den ganzen *ē*-Ablaut (*bait-bitum* *baup-budum* *warþ-waurpum*) massgebend

geworden. — Übrigens beruht das germ. *ê* von ahd. *tâtun* as. *dâdun* auf langem Reduplikationsvokal: idg. Grdf. *dhê-dh-nt*, aber auch *dhe-dh-nt* (= as. *dedun*), welche Formen übrigens auch durch das Fehlen des Wurzelvokals wichtig sind.

Dieser Abfall der Reduplikation dürfte eigtl. wohl nur da eingetreten sein, wo Singular und Plural durch Ablaut getrennt waren. Das war jedoch keineswegs überall der Fall. Es ist noch nicht genügend erklärt, warum das Germ. in grossen Kategorien den Perfektablaut nicht kennt: got. *fôr fôrum* — *hathald hathaldum* — *hathait hathaitum* — *lailôt lailôtun* u. s. w. Dieser ablautslose Perfekttypus ist stets mit der Reduplikation verbunden, mit Ausnahme allein der kurzsilbigen Verba wie *fāran sākan slāhan*.

Sonach zerfallen die germ. Perfekta in ablautende ohne Reduplikation (nur *ê*-Ablaut), in ablautlose ohne Reduplikation (*fôr fôrum*), in reduplizierende ohne Ablaut.

Im Verhältnis zum Präsens zeigt das Perfekt Ablaut bei den *ê*-Wurzeln (ahd. *nēman nam* — *wērdan ward* got. *lētan lailôt*). Von den *â*-Verben zeigen nur die kurzsilbigen *â*-Wurzeln Ablaut (*faran fôr*); alle übrigen zeigen keinen Ablaut, also got. *haldan hathald*, *haitan hathait*, *aukan atauk*, *hwōpan hwaihwōp*.

Warum die Klasse got. (*haldan*) *hathald hathaldum* innerhalb des Perfekts keinen Ablaut entwickelt, darüber lässt sich vom Germ. aus nichts beweisen. Vom idg. Standpunkt aus vermutet Osthoff im Perfekt Singular Verkürzung von idg. *âlx* zu germ. *âlx* und im Perfekt Plur. idg. langvokalisches *l*. Dann wäre anzunehmen, dass Verba wie got. *hlaupan haitan hōpan* nach dem Muster von got. *hathald hathaldum* ihren Perfektablaut aufgegeben hätten. Wahrscheinlich dürften ac. *reord* neben got. *ratrōp*, ac. *leort* neben got. *lailôt*, ac. *wēold* neben got. *wahwald*, ac. *wēole* neben got. *\*watewalk*, ac. *wēoll* neben got. *watewall*, ac. *wēōp* neben got. *\*watewōp* als uralte abgelautete, sich ergänzende Doppelformen gelten, so dass urgerm. etwa *rérōd* — *rerdun*, *lélōt* — *lētun*, *wēwald* — *wēuldun*, *wēwalk* — *wēulkun*, *wēwall* — *wēullun*, *wēwōp* — *wēupun* vorauszusetzen wären. Andererseits stehen ac. *hēold hēow* regulär für *hēhald hēhōw*.

Dass übrigens der Unterschied zwischen reduplizierten und nicht reduplizierten Präteriten sekundär ist, dürften einige zerstreute Reste lehren; vgl. ac. *sveipa* Prät. *sveip*; an. *hlaupa* Prt. Plur. *hlupu*; got. *talōk talōkun* an. *tók tókum*; got. *wōhs* ac. *wēohs*; ac. *hēof* zu *hēofan*; ac. *wēc* *wēoc* zu *wæcman* Sievers § 392; ac. *spōn spēon*; ac. *hlēod* (Beow.) ahd. (Gl. Ra.) *gihliad* (falls nicht mit Graff I, 63, Holtzmann AdGr. 254 Schreibfehler) und ahd. Prät. *iar* zu *grīn* (Part. *giaran*) für germ. *\*ôr*; ac. *gang* (Beow.) Prät. zu *gangan*.

Für die Erklärung des *ê*-Typus der reduplizierten Präterita nimmt Hoffory KZs. 27, 596 eine Accentverschiebung von der Reduplikation auf die Wurzelsilbe (vgl. oben § 19) und lässt die Reduplikation fürs An. lautgesetzlich schwinden, und dem entsprechend setzt Holthausen KZs. 27, 619 got. *saislōp* = ahd. *sliaf* 'schief', wodurch die Möglichkeit einer analogischen Erklärung für ahd. *bliaf liaz* u. s. w. gegeben ist.

Es erübrigt noch, einen Hauptgesichtspunkt darzulegen, der die spezifisch germ. Perfektentwicklung bestimmt: im Germ. hat das Präsens als dominierendes Tempus den Verbalstamm und speziell den Perfektstamm beeinflusst, der ursprgl. nur von der Verbalwurzel abhängig war. Es haben sich erhalten got. *frathuan frah* — *standan stōp* — *keinan* Pt. *kijans*, ahd. *wahinnen wuoh*, *bacchan buoh*, ac. *omwæcnan omwēc*, aber überall sonst besteht das Bestreben, den präsentischen Nasal wurzelhaft zu machen; daher ac. *friznan fræzn*, mhd. *standen stuont*, *kīnen kein*. Diese Bestreben hat schon in urgerm. Zeit geherrscht, wie die Verbalstämme gemeingerm. *brinn- rinn- skinn- presk- wask-*



*flecht-* nach der Erörterung § 35 lehren. Hierdurch hat das Perfekt seine alten charakteristischen Unterschiede vom Präsens eingeblüßt; und indem die Vokalstufe des Präsensstammes fast durchaus die Mittelstufe geworden war, trat jetzt der Ablaut als formbeherrschender Charakter des Verbums immer deutlicher heraus. Während das Griech. und Lat. bei einer Fortführung der alten Präsensstypen nur in bescheidenem Masse den Ablaut durchführen, hat das Germ. trotz des Aufgebens der Perfektreduktion das Perfektum ausreichend eben durch den Ablaut charakterisiert; und wo der Ablaut nicht zur Entfaltung kam, erhielt die alte Reduktion die Funktion, Präsensstamm und Perfektstamm zu scheiden.

Auf der anderen Seite lässt sich freilich nicht läugnen, dass auch das Perfekt die übrigen Verbalformen oft beherrscht hat: die Ausbildung eines Normaltypus für das Präsens lässt sich teilweise nur durch Regulierung vom Perfektum aus erklären. Wenn für skr. *rinakti* germ. *lihwid(i)* eintritt, so kann das Perfektum *laihawe li(g)wunþ* dazu beigetragen haben, nach bekannten Mustern ein Normalpräsens neu zu bilden, und so dürfte der festgeregelte germ. Verbalablaut vielfach entstanden sein.

§ 38. Der Aorist. 1) Aoriste treten wohl in uridg. Zeit mit und ohne Augment auf und zerfallen in Aoriste und Imperfakta. Das Augment bewahrt der Aorist idg. *é-yê-t* 'er ging' (skr. *á-yâ-t*) in germ. *ijjê(d)*; vgl. got. *iddja* nach der Auffassung QF 32, 124; KZs. 24, 432 (got. *iddjêdun* gleich ae. *êodun* ten Brink ZfdA 23, 65; aber mhd. *gie* 'ging' bei Mahlow 139 Anm. kann got. *iddja* unter dem Einfluss von *gân* nur dann reflektieren, wenn es *gie* wäre). Augmentlos ist das reduplizierte Imperfekt idg. *(ê)di-dhê-n*, dem nach Bezzenger (ZidPh 5, 475) ahd. *tê-ta* ae. *dide* aus germ. *di-dô-n* (vgl. griech. *τιθημι*, auch skr. *dî-dhâ-mi*) entspricht. — Ein augmentloses Imperfekt dürfte ae. (Beow.) *gang* sein. — Spuren sigmatischer Aoriste ohne Augment erkennt man in ahd. *scri-run* 'sie schrien' zu *scrian* (got. *\*skri-zun*) und einigen ähnlichen Formen (KZs. 1, 573; 25, 599); Osthoff *Perfekt* 397 deutet as. ahd. *wissun* aus idg. *weít-sit* als alten *s*-Aorist. — Augmentlose Aoriste auf *em* vermutet Möller EStud. 3, 161 für an. *olla frôra kora* und ae. *funde* (Hel. 2017 *funda*).

2) Während diese Spuren ausgestorbene idg. Typen im Germ. reflektieren, ist ein Aoristtypus im Germ. besonders lebenskräftig, ohne dass sich ausserhalb des Germ. seine Parallelförmigen mit Sicherheit nachweisen lassen. Es ist der Typus der schwachen Präterita, der zumeist durch *d* repräsentiert wird. Die Flexion desselben schliesst sich in Bezug auf die Personalendungen im Singular an den Aorist (Scherer ZGDS 1 202), nicht an das eigentl. Perfektum an; die Urformen haben gelautet *dô-m* (run. *truidô* ahd. *salbôta* ae. *salfode*), *dês* (got. *-dês*), *dê(d)* (got. *da*); die Existenz von *ê* : *ê*-Ablaut wird auch durch ahd. *suohtôs* 'du suchtest' und alemann. *suohtôn* 'wir, sie suchten' erwiesen nach Kögel Zs. f. Gymn. 34, 407. Die *ê*-Stufe steckt ausser in got. *-dês* *-da* noch in an. *-der* *-de* sowie in ae. *hýrdes(t)* as. *welhes* ahd. *giminnerôd's* (oben § 30, 1). Daneben besteht als niedrigste Ablautsstufe *du* (mit *u* = idg. *o*) in ahd. *suohtun* ae. *sôhtun* u. s. w.

Dieses Element *dô* : *dê* : *du* war gewiss schon im Vorgerm. ein aoristbildendes Element und kam Wurzelverben wie abgeleiteten Verben gleichmässig zu. Seine vorgerm. Gestalt ist wahrscheinlich *tô* : *tê* : *tø* gewesen; auf *t* dürften hinweisen got. *kunþa* aus *gñ-têt*, wohl auch an. *olle* 'regierte' aus *wûlpê(d)* *wî-tê-t* (vgl. *val-da* nach § 35, 6 zu lat. *val-eo*).

Mit dem Suffixablaut *dô* : *dê* : *du* war nach Sievers PBB 9, 562 urgerm. auch Wurzelablaut verbunden, daher die Doppelformen ae. westsächs. *scêolde wolde dorste* — nrdhbr. *scalde walde darste*, as. *warahtha* ahd. *worahtha*, as.

ahd. *mohta* got. *mahta*. Weiterhin ergibt sich die Annahme von Accentwechsel (Sievers *ibid.*): daher got. *kun-fa* (aber *munda*) aus *gñ-tê-t*, an. *olle* aus *wl-têt*. Vielleicht erklärt sich so auch der gramm. Wechsel, der besteht zwischen got. *hausjan nasjan þahan laisjan* einerseits und ahd. *hórren nerian dagèn lèrrèn* anderseits und in anderen von Paul PBB 7, 147 verzeichneten Fällen mit Sievers PBB 9, 563.

3) Der Bereich dieser augmentlosen Aoriste ist beim starken Verbum innerhalb des Germ. sehr eingeschränkt; sie sind an den Reduplikationsperfekten zugrunde gegangen; geblieben sind sie bei Wurzelverben nur, wenn zugleich *to*-Partizipia bestehen; kein germ. Verb mit *no*-Partizip hat *dô*-Aorist. Es kommen nach Paul PBB 7, 136 folgende Kategorien in Betracht: a) zu Präsentiën auf *jô* § 35 finden sich Aoriste: got. *bauhta waurhta þáhta fáhta brúhta* ahd. *hog-ta forah-ta* as. *sôhta* = ae. *sôhte*. b) Zu nicht *jo*-Präsentiën beachte got. *bráhta* zu *bringan*, ahd. *bigonta* zu *bigunnan* (auffällig sind die doch wohl uralten Partiz. ahd. *brungan bigunnan*), got. *brúhta* zu westgerm. *brúkan* Paul PBB 7, 149. c) Kommen einige schwache Präsensbildungen in Betracht; st. Präséntia fehlen zu as. *wékkian* ae. *wecce* Prät. as. *wahla* ae. *weahte* und ae. *þeccc* Prät. *þeahthe* (*wakjan* und *þakjan* sind Kausativbildungen); ae. *rôhte sealde tealde* u. s. w.; von andern schw. Verben vgl. as. *hëbbian hab-da* (ae. *hæfde*), as. *sëggian sagda* (ae. *sæzde*); as. *libbian libde* (ae. *lifde*) Paul PBB ahd. *fardolên* prät. *fardultra* Kögel PBB IX, 520, as. *lagda satta* u. a. sind sicher jüngste Neubildungen Möller PBB 7, 479. Das Ae. kennt noch mehrfach mittelvokallöse Prät. zu schw. Verben, die teilweise eigentl. gewiss st. Wurzelverba waren: *tealde sealde reakte cweahte dreachte* u. a. zu *tellan sellan rettan cweðtan drettan*. Über ahd. *missen missa* vgl. Sievers Gött. Gel. Anz. 1880, 414. d) Kommen ferner sämtliche Präteritopräséntia in Betracht (beachte got. *ahta* ae. *ahthe* neben dem alten Part. *aigana- aigina-*).

4) Die abgeleiteten oder schwachen Verba, deren Partizipialcharakter ausschliesslich idg. *to* ist, haben im Germ. einen *tô*-Aorist entwickelt, der das für die idg. Grundsprache nicht nachweisbare Perfekt ersetzt; dabei gehen Partizip und Aorist immer nebeneinander her: ahd. *ñrita ginerit, salbôta gisalbôt* u. s. w. Und es kann kaum fraglich sein, da das Perfekt der schw. Verba eine junge sekundäre Schöpfung ist, dass das Nebeneinanderbestehen von starkem Aorist und *to*-Partizip in *worhtô(n)- worhta-, kunþô(n)- kunfa-* u. s. w. die Veranlassung war, dass zu den schwachen Partizipien got. *nasiþs salbôþs* u. s. w. parallele Aoriste neu gebildet wurden.

§ 39. Präteritopräséntia. Das Urgerm. hat neben dem gemeinidg. Präteritopräsens *\*wōida \*wōittha \*wōide* 3. Plur. *\*widit* einige andere ausgebildet, von denen die verwandten Sprachen keine Spur zeigen. In Betracht kommen got. *kann þarf gadars skal man mag ganah; gamôt ôg; aih lais; daug*; ahd. an. Alle zeigen bei perfektischer Flexion präsentische Bedeutung und verbinden die perfektische Bedeutung mit *dê-dô*-Aoristen. Die Ausbildung dieser Gruppe lässt sich aus § 36 teilweise wenigstens begreifen. Die alten idg. *mi*-Präséntia fielen nämlich innerhalb des Germ. in einigen Formen mit Perfektformen zusammen, sobald die Reduplikation als Perfektzeichen ausgestorben; vor allem fielen die Optative zusammen. Germ. *\*durz-i-* (got. *gaduursai-*) kann echt germ. Perfektform sein, darf aber auch als Optativ eines *mi*-Präsens aufgefasst werden, zumal Wz. *dhřs* im Skr. Formen der 2. Präsensklasse bewahrt. Got. *kun-nu-m* wird durch die Identität mit skr. *jâ-nî-más* zu *jâ-nâ-mi* (skr. Wz. *jñû*) auf ein echtes idg. Präsens *gñ-nâ-mi* Plur. *gñ-na-més* zurückgeführt. Für das ndd. *darn* (Konj. *dürne*) steht präsentischer Ursprung nach Höfer Germ. 23, 3 durch skr. *dhřs-ñô-mi* fest; skr. *dhřs-ñu-más* = got. *\*dauřnum* as. *\*durnum*. Für ahd. *an-unnum* (vielleicht urgerm. *\*uns-nu-m*, Wz. *ans* in

*ans-ti* 'Gnade?') macht das doppelte *n* wie in ahd. *kan kunnun* präsensischen Ursprung wahrscheinlich. Ahd. *durfun* aus \**hurfun* zeigt *p* = *pp* = *pn*: Grdf. *trp-nu-* (skr. *trp-nōmi*): got. *farf faurbun* = ndd. *darn*: got. *gaders*. Und zu germ. *aigan* vgl. das allerdings medial flektierte *mi*-Präsens skr. *īcē*. Dazu beachte man die Partizipia mit Präsenssuffix got. *waitands* (aber skr. *vid-us* = got. *waitwōds*), got. *kunnands* gleich skr. *jā-nānt*, got. *magands skulands faurbands*.

Diese Auffassung der germ. Präteritopräsentia (beachte auch aslov. *věmī* 'ich weiss') erklärt die präsensische Bedeutung etwa von *kunnan durzan* u. a. und lässt es begreiflich erscheinen, dass das Germ. eine ziemliche Anzahl von Verben des Typus *wait*, das noch dazu vielleicht als Vorbild mitgewirkt hat, entwickelt und ausgebildet hat; und wenn unsere Erklärung der germ. Präteritopräsentien aus alten Präsention des *mi*-Typus (got. *magān* nach Mahlow 166 zu aslov. *moga* für \**mogh-mi*?) das Richtige trifft, so ist es doch auch nicht ausgeschlossen, dass etwa got. *man* mit lat. *memini* gr. *μύμνημι* (Pl. *μύμνημεν*) echt perfektischen Ursprungs ist; für got. *aigan* wird perfektischer Ursprung vielleicht durch das alte Perfektpartizip andd. *ēxo* (aus *aig-us-o*?) empfohlen. Und wie lat. *ōdī novi memini* und griech. *ᾔδω καὶ μέμνημι γέγονα δέειδω* skr. *cikēta* 'weiss' lehren, hat es in der idg. Urzeit vielleicht mehr echte reduplizierten Präteritopräsentia gegeben als das eine reduplikationslose *oldā* skr. *vēda*.

§ 40. Verbalnomina. 1) Am frühesten hat das Germ. die Partizipia PERFECTI AKTIVI aufgegeben; es haben sich nur ein paar Substantivierungen erhalten, in denen das idg. Suffix *ūs*: *wōt* erhalten ist: got. *pai bērusjōs* 'Eltern' (wohl eigentl. nur Feminin \**bhērūst* 'die geborenen habende'); got. *waitwōd* 'der Zeuge' aus idg. *weidwōt* gleich griech. *εἰδωρ* Böhler Or. u. Occid. II, 341 (skr. *vid-us*), eigentl. 'Wissender' und andd. *ēxo* 'Besitzer' (Möller KZs. 24, 447) für \**ēg-sio* ac. *ēgsa* gehören zu den Präteritopräsentien als isolierte Formen einer älteren Schicht; dass die Präteritopräsentia in historischer Zeit nur Präsenspartizipia bilden (got. *kunnands magands*, auch *waitands munands aigands*), erklärt sich aus dem präsensischen Ursprung dieser Verbalklasse. Beachte ahd. *trunkan* 'potus'.

2) Die PARTIZIPIA PRÄSENTIA, im idg. auf *-nt-* gebildet, erscheinen im Germ. mit *-nd-*, auch bei jüngerer Substantivierung; sie flektieren als konsonantische Stämme, soweit nicht Übergang in die schw. Deklination oder *ja*-Stämme erfolgt. Substantivierungen, welche der konsonantischen Deklination folgen, sind z. B. got. *frijōnds fijands*, ac. *wtgend*. Das zugehörige Femininum idg. *-nt-i* (Acc. *-nt-yām*) hat im Germ. den Anlass dazu gegeben, dass die Partizipia in den Dialekten — mit dem Aussterben der konson. Flexion — als *ja*-Stämme flektiert wurden: got. *giband-ei* Fem., sowie ahd. *nēmanti* und angl. *zifende*.

3) Der Aorist auf *dō*: *dē* hat kein Partizip entwickelt. — Die Augment-Aoriste, welche im Germ. nach § 38, 1 Spuren hinterlassen haben, weisen keine sicheren Partizipia auf, da die in Betracht kommenden Belege auch zu *mi*-Präsention gehören können: got. *digands* Joh. Schmidt KZs. 19, 268; AfdA 6, 125 (QF 32, 107).

4) Von den PASSIVPARTIZIPIEN ist das Präsens (auf *meno*) ganz ausgestorben, ohne irgend welche sichere Spuren zu hinterlassen. Die idg. Perfektpartizipia auf *to no* haben im Germ. eine selbständige Weiterentwicklung erfahren. a) Das Suffix *to* kommt in allen idg. Sprachen den abgeleiteten resp. schwachen Verben zu und so erscheint es auch gemeingerm.: got. *salthōps nasīps habaiþs* vgl. mit skr. *damitā trsītā* u. s. w. oder mit lat. *amātus audīus*. b) Dasselbe Suffix findet sich bei denjenigen starken Verben im Germ., welche einen Dentalaorist anstatt des Perfekts besitzen; vgl. got. \**brāhts* zu *brāhta*, *waūrhts*

zu *waürhta*, *baühts* zu *baühta* u. s. w. vgl. p. 376. c) Die Präteritopräsentia haben aus dem gleichen Grunde *to*-Partizipia, aber in adjektivischer Bedeutung: got. *kun-þs þaürfts skulds mahts binaühts*. d) Am verbreitetsten ist *to* als Suffix starker Verbalwurzeln in isolierten Adjektiven, die von Verben losgelöst sind oder die zugehörigen Verben verloren haben; Materialien s. Stammbildungslehre § 221 ff. e) Im Sinne der griech. Verbaladjektiva auf *ro* vgl. got. *unatgähts* 'unzugänglich', *unsahts* 'unbestreitbar'.

5) Während das Suffix *to* innerhalb des Germ. sehr an Umfang eingebüsst hat, hat sich auf seine Kosten das Suffix *no* ausgedehnt; jenes ist von der Hauptklasse der starken Verba völlig ausgeschlossen und dieses beherrscht die starke, wie jenes die schwache Konjugation des Germ. a) In seiner kürzeren Gestalt erscheint es nur in isolierten Adjektiven vgl. Stammbildungslehre § 227. 228. b) Die herrschende Form ist *ana* aus idg. *ono* vgl. got. *gihans* ahd. *gigēban*; beachte got. *w-ans* = skr. *ū-na* Osthoff MU IV, 369. c) Eine seltenere Form *ina* aus idg. *eno* steckt in einigen Adjektiven wie got. *fulgins gafulgins* 'verborgen', ae. *dēzen* (neben *dēcn*) 'eigen', ferner ae. *cymen* 'gekommen'. Das Fries. macht vom Umlaut in derartigen Bildungen häufig Gebrauch. Dazu an. run. *haitinaR*.

6) Verbaladjektiva der Möglichkeit und der Notwendigkeit bildet das historische Germanisch kaum noch; ursprünglich konnten in urgerm. Zeit solche auf *i*, *ni*, und *ti* gebildet werden, die aber dann zu Adjektiven mit einer von den zugehörigen Verben losgelösten Bedeutung wurden. Nur für Suffix *i* hat das Anord. eine reiche Verwendung: *drêþr dêtr sætr kvêmr gætr særr* u. s. w. stehen noch deutlich im Zusammenhang mit den Verben *drêpa eta sitja koma geta sverja* u. s. w. Das Westgerm. hat fast nur adjektivische Verwendung derartiger Bildungen vgl. ahd. *chuon-i ansfengi antuāmi* ae. *zedtfe* zu *zedafan*, *brýce* zu *brūcan*, *onsēge* zu *onsēgan*. Bei Zusammensetzung mit Präfixen hat sich näherer Anschluss an das Verb bewahrt vgl. ae. *ýþfynde orgeāte* (*āgitan*) got. *unandsōks* 'unbestreitbar', *unqēps* 'unaussprechlich', *andanēms* 'angenehm', *andasēts* 'entsetzlich', as. *unfōdi* 'unersättlich', anord. *audsê-r tiltæk-r audskþræ* *aufseñr* Schlüter *ja*-Suffix p. 8 ff.

7) Auf *ni* finden sich nur Adjektiva, welche ihre verbale Funktion aufgeben haben: ahd. *skō-ni* 'schön' (eigentl. 'ansehnlich' zu *scouwōn*), *tarni* 'heimlich' (zu me. mndl. *dāren*), *gruo-ni* 'grün' (zu ae. *grōwan* 'wachsen'): *Stammbildungslehre* 239.

8) Weniger deutlich ist *ti* als ursprünglich Suffix für Verbaladjektiva: *Stammbildungslehre* § 233.

9) Verbaladjektiva der GENEIGTHEIT auf *olo olo* zeigt das historische Germ. *sakuls* 'streitsüchtig', got. *slahuls* 'zum schlagen geneigt' (*skapuls* zu *skapjan*), angl. *hlugol* 'wer gern lacht', *swicol* (*ficol*) 'gern betrogend', *forzitol* 'vergesslich', *slāpol* 'schlafstüchtig', ahd. *sprungal* 'gern springend': *Stammbildgsl.* 192.

10) Der germ. Infinitiv auf *an* (got. *bairan nasjan* u. s. w.) beruht auf einem alten Acc. *ana-n* = vorgerm. *ono-m* Zimmer ZfdA 19, 434. Wahrscheinlich steht der altir. Infinitiv *blegun* 'melken' (aus \**mlgono-m*), *lēcun* 'lassen' (aus \**leigono-m*) den ahd. *melchan līhan* gleich; mit got. *itan* 'essen' wird gr. *ἐδωρόν* skr. *ādana* n. 'Speise, Futter' verglichen. Mit got. *bindan* vgl. ai. *bāndhana* n. 'das Binden', mit got. *sitan* ai. *ni-sādana* n., mit *filhan* ai. *upapātr-cana*, mit got. *leiþan* ai. *rēcana* n; ferner neutrale Verbalnomina wie skr. *pācana vimōcana jīvana hāvana sāvana* u. s. w.

Da die Infinitive überall sonst sekundäre Entwicklung von Verbalnominibus sind, dürfte diese Erklärung der germ. Infinitive das Richtige treffen (übrigens zeigt das Germ. nicht die geringste Spur der sonstigen in den idg. Sprachen auftretenden Infinitivsuffixe). Es verdient hervorgehoben zu werden, dass —

die Richtigkeit unserer Erklärung vorausgesetzt — der Infinitiv ursprünglich vom Präsensstamme völlig unabhängig war, so dass etwa *setan* zu prs. *siþō*, germ. *lithvan* zu lat. *linquo*, germ. *bindan* zu skr. *badhnāmi* u. s. w. gehört hätte. Aber thatsächlich steht überall der Infinitiv mit dem Präsensstamme in Zusammenhang; vielleicht hat er mit seiner festen Bildungsweise dazu verholfen den germ. Normaltypus des Präsens auszubilden, wozu nach § 37 auch die germ. Perfektbildung das ihrige beigetragen haben wird.

§ 41. Das schwache Verbum. Das Germ. besitzt in ziemlich scharfer Scheidung zwei Verbaltypen, die in den verwandten Sprachen mit weniger grossen Differenzen zusammengehen. Der idg. Urzustand scheint der folgende gewesen zu sein. Neben den primären Präsensklassen existierten Verba, die im Skr. in die 10. Präsensklasse aufgegangen sind; sie endeten im Präsens auf *ṣjō ḍjō* oder *ājō* mit Betonung der Mittelvokale *ě ḍ ā* oder aber des thematischen Vokals *o : e*. Diese Verba waren zumeist sekundär, verbalen oder nominalen Ursprungs. Es gibt jedoch allerwärts auch Primitiva, die auf die bezeichnete Art ihr Präsens bilden konnten; durch nichts lassen sich als Derivata erweisen Verba wie lat. *habet* (got. *habaiþ*), *videt* (got. *witaiþ*), *tacet* (got. *þahaiþ*), *silet* (got. *silaiþ*), *monet* (hd. *manēt*), skr. *tulayati* (ahd. *dolēt*) und aus dem Germ. dürften nicht sekundär Verba sein wie ahd. *habēn dagēn manēn dolēn*<sup>1</sup> *lebēn harēn hlosēn swīgēn frāgēn luogēn* oder auch *spēhōn makhōn scouwōn* oder *hōrren*; vgl. auch ahd. *wēcchu hrēttu* skr. *vajjayāmi crathayāmi* als Verba mit kausativem Ausschen. Aber zweifellos waren die meisten Verba dieser Typen abgeleitet. Über verbale Derivata, besonders über Kausativa s. § 42. Die Denominativa zeigen naturgemäss eine mannigfaltige Stammentwicklung, da die nominale Stammbildung in der idg. Grundsprache eine so reiche war. Zum Teil haben sich Deverbativa und Denominativa durch den Accent unterschieden. Aber dieser Unterschied ist für die Lautgestaltung von germ. Verben gleichgültig. Aus germ. Mitteln selbst scheint sich sonst ein Accentwechsel erweisen zu lassen: got. *faħan* ahd. *dagēn*, ahd. *frāhēn frāgēn*, ahd. *hlosēn* an. *hlōra* 'lauschen', ahd. *fēhōn fēgōn* 'schmücken, reinigen'; wohl auch got. *hausjan nasjan wasjan laisjan raisjan drausjan wērōhjan* gegen ahd. *hōrren nērien wērien lērrēn rērrēn trōrrēn ruogen* Paul PBB 7, 147; eine Vermutung über den Ursprung dieses gramm. Wechsels bei schw. Verben gibt Sievers PBB 9, 561.

Berührung der *ja* und *ai*-Konjugationen des Germ. begegnen nur in geringem Umfang: vgl. got. *tamjan* gegen lat. *domare* gr. *δαμνάω*, ahd. *harēn* gegen got. *hazjan*, got. *hatan* *hatjan*; ahd. *habēn* as. *hēbbian*; ahd. *sagēn* as. *seggian*, ahd. *lebēn* ahd. *libbian*, ahd. *hogēn* ae. *hycgan*; ahd. *drōen* ae. *preazan*; ahd. *fiant* neben got. *fijai-*; ae. *hēttend* (got. *hatjan*) zu *hatan* got. *hatan*; dieses und anderes Material bei Sievers Angls. Gr. § 415. 416. Nach Mahlow 13. 42 und Kögel PBB 9, 517 war das ursprünglich Paradigma dieser schw. Verba auf *jan -ajan* durch ein Synkopierungsgesetz geregelt: 1. Pers. *haljo* (aus *habajō*) = ae. *hēbbiu* ae. *seġge*; 2. 3. Pers. *habuis habaiþ* (*ai = aji*) = ahd. *habēs habēt* u. s. w.; Plur. 2. Pers. *habaiþ* (ahd. *habēt*) aus *\*habajid* und *habajaf* = as. *hēbbiad* ae. *seġgad*; die as. ae. Infinitive *seġgan hycgan* — *seggian huggian* dürften älter sein als die entsprechenden ahd. *sagēn hogēn*.

Neben diesen kurzsilbigen Verben auf (*a*)*jan* 3. Sg. *aiþ* aus idg. *ājō ajeti* besteht ein anderer Typus auf idg. *ṣjō* in der Hauptmasse der schwachen *ai*-Verba; *ē* dürfte mit Mahlow 149 durch got. *armaiō* (*fahēps?*) etwa in got. *arman armaiula* wahrscheinlich werden; ihre Flexion stimmt vielfach gesetz-

<sup>1</sup> Für den primären Charakter dieser Verba beweisen die zugehörigen Verbalabstrakta wie ahd. *gidult līp*, auch Verbaladjektiva wie ahd. *scōni*.

lich mit der von *hab(a)jan* zusammen vgl. got. *armais armaiþ* wie *habais habaiþ*; andere Form waren durchaus verschieden; im allgemeinen vgl. Kögel PBB 9, 516. Idg. *ājō* und *ōjō* steckt in den denominativen Verben auf *ōn*: got. *salbōn* zu germ. *salbō-*, *karōn* zu *karō-*, ahd. *klagōn* zu *klaga* Amelung ZfdA 21, 238. Wegen der gemeingerm. Flexion (1. Pers. *salbōjō* = ae. *sealfie*; 3. Pers. *salbōþ* aus *salbō(i)þ* = got. *salbōþ* ae. *sealfaf* ahd. *salbôt*; 2. Pers. Plur. *salbōþ* (got.) aus *salbōjiþ* und *salbōjaþ* = ae. *sealfiad*; 3. Sg. Optat. *salbōjai* = ae. *sealfie* ahd. *salbœ*, 3. Pl. *salbōjain* = ae. *sealfen* as. *tholoian* ahd. *salbōiēn*; Inf. *salbōjan* = ae. *sealfian* as. *tholoian*; Part. *salbōjand-* = ae. *sealfiende* as. *weacoiande*) vgl. besonders Kögel PBB 9, 505.

Die Verba auf *ējō* besitzt das Germ. als *jō*-Verba; über die Deverbativa vgl. § 42. An Denominativen kommen Ableitungen aus Adjektiven in Betracht wie *fulljan qiujan* 'voll, lebendig machen' aus *\*fullējō \*qiuvejō*; ahd. *fræwen fæsten sterken garawen* u. s. w.; ferner Ableitungen aus Substantiven wie got. *namnjan haurnjan*. Einige Verba auf *jan* weisen auf germ. *i*-Stämme zurück: got. *dailjan wēnjan hrainjan gamainjan* Scherer ZGDS 1 183. Schliesslich muss noch hervorgehoben werden, dass zahlreiche starke Verba durch irgend welche analogische Wirkungen in die schw. Konjugation übergetreten sind: reichliche Materialien enthalten § 35 und § 36. —

Die Bedeutung der *jō* (= *ējō*)-Verben ist durchweg die faktitive 'froh machen, einen Namen machen, losmachen' u. s. w.

Die Bedeutung der Verba auf *ējō* ist meist die inchoative: ahd. *fūlēn* 'faul werden', *rifēn* 'reif werden', *naggēn* 'nass werden', *argēn weihhēn* Jacobi Beitr. 188. Andre sind Durativa (Scherer ZGDS 1 185) wie ahd. *sorgēn darbēn scamēn hangēn klēbēn* u. s. w.

§ 42. Stammbildung der Deverbativa. 1) Kausativa auf idg. *-ējō* (*-ējesi-ējeti* u. s. w. mit höherer Ablautsstufe der Wurzel z. B. *sodējō* Wz. *sēd*, *loghējō* Wz. *lēgh*, *bhōdējō* Wz. *bhūd*, *bhōdhejō* Wz. *bhūdh* u. s. w.). Innerhalb des Germ. tritt *jō* (für eigentlich *ijō*) ein, wodurch vielfach Berührungen mit den § 35, 5 behandelten starken Präsentiēn eintreten. Zusammenhang mit der im Skr. erscheinenden Accentuation (*sādīyāmi* = got. *satja*, *ādīyāmi* = ahd. *ezzu*) zeigt der grammatische Wechsel gegenüber den Primitiven: germ. *hlāgian hangjan nazjan laidjan* neben *hlahjan hāhan nēsan lifan* Verner KZs. 23, 120. Ursprünglich sind die Kausativa aus der Wurzel gebildet, ohne irgendwie vom Präsens abhängig zu sein; doch hat das Germ. kein Zeugnis von Evidenz hierfür (Spuren werden gleich angedeutet). Vielmehr ist innerhalb des Germ. völlige Abhängigkeit zwischen dem Präsensstamme, der ja allerdings meist Verbalstamm geworden ist, und dem Kausativum; vgl. ahd. *sceinen* 'zeigen' zu Wz. *ski* wegen *scīnan*; got. *brannjan* zu Wz. *bren* wegen *brinnan*; got. *rannjan* zu Wz. *ren* wegen *rinnan*; got. *kannjan* zu Wz. *kun* (gon gnō idg.) wegen *kunnan*; eine zweifelhafte Spur alter Formation ist wohl got. *sanljan* gegen ahd. *sinnan* (aus *\*sentnō \*sūtnō* wegen got. *sinþ* altir. *sét*?). Kausativa zu Verben, die in geschichtlicher Zeit nur schwach flektieren, setzen alte starke Verba voraus: ahd. *sweizzen* zu *sweizen*, *wahhēn* zu *węcken*, ahd. *hleinēn* zu *hlinēn*, got. *usgeisjan* zu *usgeisuan*, ahd. *lērren* zu *lernēn* § 36, 3; beachte got. *gatarhjan* (: skr. *darśayāmi*) zu Wz. *derk*. Einige alte Kausativa haben nur kausativische Form ohne je Primitiva besessen zu haben: ahd. *węcku hręttu* = skr. *vājayāmi crathāyāmi*; ae. *þeccc þenne cenne* haben die Bedeutung ihrer vorhistorischen Primitiva (lat. *tego* skr. *tanōmi jānāmi*).

Von Kausativen denominativen Ursprungs zeigen ahd. *gruēnnen* zu *gruon* (an. *vanr*), ae. *frēmman* ahd. *frummen*, ae. *blēndan* zu *blind* Ablaut. Grammatischen Wechsel zeigen an. *víxja* 'heiligen' zu got. *weihs*, got. *gafahrjan* zu *fagrs*, ae. *nēzan* 'nahren' aus *\*nēgian* zu got. *nēhs*, got. *\*ga-anþjan* zu

*andeis* Germ. 8, 1; got. *huggrjan* zu *hührus*; ahd. *scinten* zu an. *skinn* (aus \**skinpa*). Doch zeigt die Mehrzahl der Denominativa weder Ablaut noch grammatischen Wechsel (germ. *lausjan* zu *lausa-*, got. *nêhjan* ahd. *nâhen*, ahd. *chunden*, got. *weihtjan* ahd. *weihen*). Beachtenswert sind noch ahd. *irtêilen* zu *urteil*, *irfürren* (ae. *áfýran*) zu *urfür*, *irlôuppen* zu *irloub*, *irlôssen* zu *irlôsi*, *irmârren* zu *ûrmâri*, ae. *wiþstýllan* zu *wiþersteall*, got. *andwaurdjan* zu *andawaurdi* (aber ae. *ôndswearian* ahd. *ântlingôn* antworten).

2. Inchoativa (Egge American Journ. of Philol. 7, 38) wie got. *fullnan* 'voll werden', *andbundnan* 'sich lösen', an. *kvikna* 'lebendig werden, aufleben', ae. *druncnlan* 'trunken werden'. Das Got. bildet sie auf *nan nôda* für gemein-germ. *anôn anôda*; *ai* und *i* werden im Got. in drei- und mehrsilbigen Wortformen bei schwerer Endung gesetzlich synkopiert vgl. *mikilûdûþs* *gamaindûþs* für \**mikiladûþs* \**gamainidûþs*, *kaupasta* für \**kaupatûda*, \**ainnôhun* für \**ainanôhun* oder \**aininôhun*, *haiþnô* für \**haiþinô*, *jaindrê* für \**jainadrê*, *auhmista* für \**auhumista*. Die Verba auf urgerm. *anôn* sind Ableitungen des Passivpartizips auf *ana* (idg. *ono* § 6, 5) vgl. got. *gaskaidnan* *andlêtnan* *uslûknan* *usgutan*; dazu kommen adjektivische Ableitungen wie *gablinðnan* *gadaubnan* *ushauhnan* Braune § 194. Übereinstimmung mit got. *gabatan* *gafullnan* *þaursnan* *gawaknan* u. a. zeigen an. *batna fullna þorna vakna* Zimmer ZfdA 19, 416. Aus dem Westgerm. vgl. ae. *éacnian* zu *éacen*, *druncnlan* zu *druncen* (ferner *hafenian* *zedafenian* *glitenian*?) und adjektivischen Ursprungs *zefestnian* *fêtnian*.

3. Intensiva auf *atjan alôn arôn agôn*. a) got. *svôgatjan* *lauhatjan* *kaupatan*; ae. *hlêapettan* *hoppettan* *spornettan* *bealcettan* *cohettan* *cancettan* *gyrrettan*; ahd. *slagazzen* *sprungezzen* *fuolezzen* *flogezzen* u. s. w. Kögel PBB 7, 183 vergleicht die gr. Verba auf *αἴω*, so dass got. *lauhatjan* auf \**loukadjô* (vgl. gr. *λευκαδ-*, lat. *lucidus*?) zurückzuführen wäre. b) Auf *alôn ilôn* ahd. *krankolôn* *skrankolôn* *zabalôn* *spratalôn* *klîngilôn* *kizzilôn* u. s. w. ae. *fyrcllan* *ticcllan* *spearnllan* *steartllan* *tearfllan* *twinccllan* und die Denominativa ae. *wordllan* *cnêowellan* *handllan* *zefýstllan* *nestllan* ahd. *siohhâlôn*. c) Auf *arôn* vgl. ahd. *zweiszarôn* *flogarôn* *slâfarôn* *zohharôn* *chowwarôn* sowie ae. *flitorian* *flotorian* *potortian* *tealtrian*. d) Auf *agôn igôn* (vgl. got. \**bidaga* Bettler, wofür *bidagwa* verschrieben): ahd. *hôrahôn*; ae. *bêdecian* (zu got. \**bidaga*), *ctorclan* zu *ctortian*, *fêrcclan*, *murclan*, *grûncclan*, *smærcclan* (für \**smæorcclan*?), *becarclan*, *dstýfsectan* (an. *stífr stýfa*) *dswefeclan*; me. *talken* zu *tellen*, *runknen* zu *rounen*, *lurken* zu *louren*, *skulken* zu *skoulen*, *granken* zu *grônen*, *dwalken* zu *dwellen*, *walken* zu *nhd. wallen*, *stalken* zu ae. *stýllan*; ferner mndl. *hurken*, an. *kveinka*. Denominativ sind ae. *gearclan* *ylðclan*. Vgl. Stammbildgsl. § 213.

§ 43. Die Personalendungen. Alle idg. Sprachen unterscheiden ursprünglich primäre und sekundäre Endungen; die primären gebühren dem Präsens Ind., die sekundären allen Optativen und allen historischen Temporibus. Beide stehen in enger lautlicher Berührung z. B. *mi si ti nti* gegen sekundär *m s t nt*.

Singular. 1. Pers. Über das primäre *mi* und *ô* vgl. Scherer ZGDS<sup>1</sup> 173. Das Germ. hat überwiegend *ô* = got. *a*, westgerm. *u*. — Die Sekundärendung ist *-m*: run. *tawidô* aus \**tawidôm*, ahd. *nerita* aus \**nasidôm*; über die aoristische Flexion des schw. Präterita vgl. p. 375. Ausserdem got. *iddja* für *iddjên* idg. *é-yê-m* = skr. *á-yâ-m*. Für got. *bairau* an. *bera* als 1. Pers. Optat. ist Kontraktion aus \**beraju* aus idg. *bhéroym* nach Paul PBB 4, 378 die einzige haltbare Erklärung.

2. Pers. primär *si*: sekundär *s* sind gemeinidg.; got. *batris* aus *beresi beresi* = skr. *bhârasî tudâsi*; der Spirant ist tönend gewesen nach an. *-r*, tonlos nach ahd. *-is*, ags. *-es* Paul PBB 6, 549. Die Sekundärendung bewahrt der Aorist got. *nasidê-s* (aus vorgerm. *tê-s*); ferner Präs. Opt. got. *batrais* ahd.

*bēr̥s* gr. *φέρους* skr. *bhār̥s*; im Optat. Aor. und Perf., sowie im *mi*-Präsens: got. *bēr-ci-s* aus urgerm. *bēr̥z*, *nasidēdeis wileis* ahd. *sīs*. Im Optat. scheint *s* im Germ. tönend gewesen zu sein: got. *wileis* = ahd. *wili* ae. *wile*; got. *bairais* = ae. *bere* u. s. w. Über got. *bereis* = ahd. *bāri* ae. *bære* s. weiter unten.

3. Pers. primär *ti*, sekundär *t* indogerm.; ags. *id ed* aus urgerm. *-tþi*, ahd. *-it* aus urgerm. *-idi* (got. *ip̥*); vgl. skr. *bhārati tudāti*. Die Sekundärendung fiel gemeingerm. ab im Aor. *nasida* aus *-ēt*, im Optat. got. *bairai* ahd. ae. *bære* aus urgerm. *-ait* = idg. *-oit* (skr. *bharêt* gr. *φέρου*); got. ahd. *wili* = lat. *weli-t*; ahd. *sī* = lat. *sī-t*.

*Plural.* 1. Person. Primär- und Sekundärsuffix sind nicht ganz sicher ermittelt. Wahrscheinlich ist das idg. primäre *-mēs* (*bhēromēs*) germ. mit Synkope in dritter Silbe durch *-miz* zu *-mz* *mm m* geworden (vgl. got. *hanam* aus *\*hanammiz*: got. *bairam* an. *berum*. Nach Scherer ZGDS<sup>1</sup> 191 (Kögel PBB 8, 126) gilt im Ahd. ursprünglich *-mēs* als Primär- und *-m* als Sekundärsuffix; über ahd. *bērums* mit urgerm. idg. *ē* vgl. Sievers PBB 9, 562 und oben § 30; germ. *miz*: *mēs* = idg. *-mēs*: *-mēs* (*bhēro-mēs* aber *i-mēs*) vgl. dor. *-μες* skr. *mas*. Das Sekundärsuffix idg. *-men* (Joh. Schmidt, Jen. Litt.-Ztg. 1878 S. 179) wurde urgerm. *m*; dazu zeigen got. *bairaima bērcima* eine junge, vielleicht allerdings gemeingerm. Erweiterung, die auch in ahd. *bērēm* an. *berem* stecken kann, falls *ō* die eigentliche Anfügung war.

2. Person. Das Skr. unterscheidet primär *tha* und sekundär *ta*: Ind. *bhāratha* (= *bhērethe*) und Optativ *bhārēta* (= *bhēroite*), Imperf. *abharata* (= *ēbhere*); das Griech. hat nur *τε* promiscue. Im Germ. mussten beide Formen zusammenfallen und so hat das Got. ind. *batriþ*, opt. *batriþ*, perf. *bēru-þ*, opt. *bērci-þ*, aorist. *nasidēdu-þ*. Ausserhalb des Got. schwankt der Mittelvokal der *ō*-Verba im Präsens; das Ahd. der Monseer Fragmente zeigt in Übereinstimmung mit dem Got. die Endung *-it* (*quidit* 'dicitis') Joh. Schmidt KZs. 23, 359. Demnach ist *birid qipūt* u. s. w. (= *φέρτε* idg. *bhērete*) als gemeingerm. anzusetzen; und ahd. *wegat* as. *gebad* ae. *wegap* stehen unter dem Einfluss der 3. Pers. Plur.; bei ae. *bēraþ* ist noch die tonlose Spirans zu beachten.

3. Plur. hat idg. Primärsuffix *-nti*, Sekundärsuffix *-nt*: got. *bairand* ahd. *bērant* aus urgerm. *berand(i)* = idg. *bhēronthi* skr. *bhāranti* dor. *φερωντι*. Die Sekundärendung musste gemeingerm. ihren Dental verlieren: daher got. *bērūn* aus *bhēr̥nt*; *nasidēdun* aus *-nt*; im Opt. *bheroint* ist zunächst *bērain* eingetreten und daraus ward mit angefügter Moduspartikel *bērainō* = got. *batraina*, ebenso Perf. *bērcina* — entsprechend der 1. Pers. Opt. Präs. *batraina* Prät. *bērcima*. Die übrigen Dialekte vertragen die got. Grundform; nur an. *bere bære* weisen direkt auf germ. *berain(d)*, *bēr̥in(d)*.

*Dual.* Seine Endungen machen grosse Schwierigkeiten. In der 1. Pers. ist got. *batr-ōs* im Verhältnis zu skr. *bhārā-vas* unklar; es wird Kontraktion vorliegen; Primärendung scheint nach dem skr. *-wes* gewesen zu sein. Dazu sekundär *we* z. B. *bheroīwe* (= skr. *bharēva*), woraus got. *\*batrainō* und mit der Erweiterung wie in 1. 3. Plur. *bairainō-a*. Die eigentl. Sekundärendung *-wē* steckt im Aor. und Perf.; got. *bērū* aus *bērawē* = *bhēr-ā-wē* (vgl. skr. *-iwā*), ebenso anord. run. *waritu* für *\*writū* aus *\*writunōē* 'wir beide ritzten'. — Das Got. hat ausserdem für die 2. dual. primär und sekundär die Endung *-ts*, wohl aus *-tes*, eine dem Anschein nach ursprünglich primäre Endung, für die auf § 10, 1 b) zu verweisen ist.

*Perf. Ind. Sing.* Dies hat seine eigene Endungen, während die übrigen Perfektformen ebenso wie die Aoristformen sich der allgemeinen Sekundärendungen bedienen. Auch im Griech. und Ind. geht der Sing. Perf. eigene



Wege und dazu stimmt das Agerm., vgl. griech. *οἶδα οἶσθα οἶδε* = skr. *vêda vêttha vêda* = got. *wait waist wait* resp. *bar bart bar*. Das idg. *-tha* der 2. Perf. Sg. ist im Germ. nur als *t* bewahrt (doch vgl. § 36, 6 angl. *ar-þ* 'du bist' aus *ar-tha*); darüber vgl. KZs. 26, 91. Dafür zeigen alle westgerm. Dialekte die entsprechende Optativform auf *is* als Indikativform: ahd. *bâri* = got. *bêreis*, ahd. *nâmi* = got. *nêmeis*, ahd. *zugî* aus germ. *tugîz*.

§ 44. Die Modusbildung. Der idg. Konjunktiv fehlt dem Germ. gänzlich; eine Spur ist das imperativisch gebrauchte got. *ôgs* Joh. Schmidt KZs. 19, 291 (ZfdPh 5, 355).

Der idg. Optativcharakter ist nach Joh. Schmidt KZs. 24, 303 ablautendes *yê : î* z. B. im Optat. Präs. der idg. Wz. *es*: *syêm syês syêt* Plur. *simên sitê sîit*. Das Germ. kennt nur *î* und zwar im Prät. got. *bêr-ci-s bêr-ci-ma bêr-ci-þ bêr-ci-na*; ahd. *wurt-î-s wurt-î-m*; ferner im Aor. got. *nasidêd-ci-s nasidêd-ci-ma* u. s. w., ahd. *nerit-î-s nerit-î-m*; drittens bei den Prät.-Präs. got. *skul-ci-na gadaurs-ci-na þaurb-ci-na* = ae. *scylen dyrren þyrfen* ahd. *sculîn giturwîn durfîn* u. s. w.; viertens bei einzelnen zerstreuten Resten der *mi*-Konjugation got. *wil-ci-þ* lat. *vel-î-tis* ahd. *gê-n stê-m* aus *ga-î-m sta-î-m* (vgl. skr. *sthâyâm* griech. *στειν* lat. *stēm* Müllenhoff ZfdA 23, 16). Dem lat. *simus sîtis* entspricht ahd. *sim sît*; das got. *sijais sijaima sijaiþ* u. s. w. = an. *sér sém sêd* Joh. Schmidt Voc. II, 413 scheint auf idg. *s-iêm siês siêt* = lat. *siēm siês siêt* skr. *siâm siâs siât* u. s. w. zurückzudeuten, allerdings unter Einwirkung des Haupttypus, indem idg. *siêt* zu got. *\*sia \*sija* durch *batrai* beeinflusst wurde (ebenso ae. *seô* neben *st*). — Der Haupttypus der Optativbildung herrscht im Präsens der *ô*-Flexion, wo *oi* (aus *o + î*) = germ. *ai* den Charakter ausmacht: idg. *bhêr-oi-s bhêr-oi-te* = skr. *bhâr-ê-s bhâr-ê-ta* griech. *φεροις φεροντε* = got. *batrais batraiþ* ahd. *bêrêrêrêrê* u. s. w. Vom got. Mediopassiv gilt das gleiche: got. *batr-ai-zau bair-ai-dau batr-ai-ndau*.

An Imperativformen fehlt allen germ. Dialekten die 2. Pers. Sg. auf idg. *dhi* der *mi*-Flexion, weil die *mi*-Flexion auch sonst sehr eingeschränkt ist (gr. *κλῦθι ἴθι* skr. *ihî ho-dhî* u. s. w.). Von der 3. Pers. Sg. Plur. auf idg. *etu ontu* (skr. *bhâvatu bhârantu*) bewahrt nur das Got. verdunkelte Reste in *at-steigadau lausjadau liugandau*. Die herrschenden Imperativformen des Germ. sind got. *bair* = gr. *φέρε* skr. *bhâra*; got. *batriþ* gr. *φέρετε* skr. *bhârata* aber die 2. Pluralis und die 2. Dualis got. *bairats* und die 1. Plur. got. *batram* sind mit den Indikativformen identisch.

§ 45. Das Passivum. Von den passiven Formen bewahrt das Agerm. nur noch Reste. Am reichsten ist noch das Got., das die Suffixe idg. *-sai -tai -ntai* als *-za -da -nda* bewahrt, allerdings mit weiteren Funktionen als ihnen ursprünglich zukamen: got. *batrandu* (griech. *φέρονται* skr. *bhârantê*) vertritt den ganzen Plur.; und *batrada* (griech. *φέρεται* skr. *bhârâtê*) vertritt auch die 1. Person (skr. *bhârê* griech. *φέρουαι*). Das Got. bewahrt ausserdem noch den Optativ *batraizau batraidau bhatraindau*. Der Dual ist völlig unbezeugt. Ist das urgerm. Alter von got. *batrandu* durch griech. *φέρονται* skr. *bhârantê* gesichert, so wird got. *batrada* (für eigentl. *\*bairida* = griech. *φέρεται*) als urgerm. gesichert durch die von Etmüller *Lex. ags.* 475. 447 gefundene Gleichung ae. *hätte* 'er heisst' (mndl. *hette* Franck EtWb) = got. *haitada*. Die 1. Pers. war urgerm. *berai* = skr. *bhârê* wegen an. *heite* Scherer ZGDS 1 197, Bugge Aarbøger 1871, 188. Darnach ergibt sich das Paradigma urgerm. *haitai haitazai haitadai* Plur. *haitandai* resp. *berai berazai beradai* Plur. *berandai* = skr. *bhârê bhârasê bhârâtê* 3. Plur. *bhârantê* (griech. *\*φεροι* sowie *φερεται φερεται φερονται*).

## VIII. DEKLINATION.

§ 46. Kasussuffixe. Den ursprünglichen Reichtum an Flexionsformen, den die idg. Grundsprache besessen hat, bewahrt das Germ. nicht. Innerhalb der Substantivdeklinations äussert sich das Aussterben alter Formen am wesentlichsten im Fehlen des alten Duals, der beim Verb und Pronomen sich weit länger hielt; kein echter Dual hat sich beim Substantiv erhalten. Aber man glaubt seine einstige Existenz im Urgerm. erschliessen zu dürfen aus jüngeren Formen, die auffällig sind. Für isländ. *tjogu* 'zwanzig' nimmt Möller KZs. 24, 429, für afries. *alder* PBB 7, 486 ursprünglichen Dual an; vielleicht sind got. *þai fadrein* und ae. *twægen*, auch ae. *nosu duru bréost* (synkopiert aus *\*bréostu*) mit Rücksicht auf die Bedeutung als alte Duale 'aufzufassen'; Platt Anglia 6, 175 denkt noch an ae. *sculdru* als Plural zu *sculdor*. Brate BBeitr. 13, 42 glaubt im Aschweid. noch Duale zu erkennen. Joh. Schmidt *Pluralbildgn.* p. 6 erklärt an. ae. *lend* 'Lende' aus einem alten Dual *\*landhwi*. Die Anschauungen über die agerm. Duale schwanken, über die urgerm. Endung des Nom. Dual hat man sich nicht geeinigt und für andre Dualformen fehlt jeder weitere Anhalt. Wir wenden uns nunmehr zur Betrachtung der Kasussuffixe A für den Singular und B für den Plural.

A. 1. Der Nominativ Sing. hat idg. *s* als Suffix, das urgerm. als *z* oben p. 328 anzusetzen ist. Zur Römerzeit bestand dieses *z* durchgängig, wie sich aus der Konformität got. *asilus* aus lat. *asinus*, lat. *Segimērus* aus urgerm. *Seyimēroz* ergibt; diesen *s*-Laut bewahren finn. Lehnworte wie *armas kernas viisas sairas* und *kaunis tiuris* oder wie *kuningas paarmas rengas ruis* (Thomsen 86. 96. 98). Bei den ältesten Runeninschriften ist noch unentschieden, ob *z* oder bereits *R* anzunehmen ist (*-gastiz* oder *-gastiR?* *holtingas* oder *holtingaR?* die erhaltenen *z*-*R*-Nominative der ältesten Runen s. bei Noreen an. Gr. § 366); got. *dags gasts sunus* = an. *dagr gestr sunr*. Im Westgerm. musste *z*-*R* nach p. 365 verklungen: Lex. Salica *focla* für *\*fogla-z*, *skimada* = an. *skimudr*, *tualepti* aus *\*twalifti-z*; sonst gelten nach dem Wirken der westgerm. Auslautgesetze ahd. *tag wulf gast sunu* u. s. w. Nur das Ahd. bewahrt das *r* in einsilbigen Pronominalformen wie (*h*)*wēr* (Ablaut zu got. *was*), von wo aus es sich innerhalb des Ahd. ausdehnt (*de-r blint-ēr* u. s. w.). — Konsequent fehlt nominativisches *z* allen Neutris. In der *o*-*a*-Deklination ist *m* Nominativzeichen (skr. *am* lat. *um* gr. *ov*), das aber schon auf den ältesten Runeninschriften dem urgerm. konsonantischen Auslautgesetz gemäss (oben p. 356. 360) fehlt: run. *horn* = gemeingerm. *horn* aus idg. *kyro-m*. Auch die Neutralen *i*- und *u*-Stämme bildeten ihre Nominative ohne *z*: urgerm. *mari* 'Meer' = lat. *mare*; got. *fathu* = lat. *pecu*; ae. *cwiudu* skr. *jatu*. Die neutralen *os*-Stämme entbehren auch überall im Idg. ein besonderes Nominativzeichen.

Nominative Sing. ohne *z* bilden ferner im Germ. — in Übereinstimmung mit den verwandten Sprachen — 1) die femininen *ā*-Stämme, welche urgerm. auf *ā* ausgehen: *yebō* 'die Gabe' (got. *giba* an. *gjof* ae. *zifu* oben p. 361). 2) Die femininen *jā*-Stämme, deren idg. Nom. Sing. nach Joh. Schmidt *Verwandschaftsw.* 6 auf *i* ausgehen konnte (jetzt *Pluralbildgn.* p. 73); das Urgerm. verlangt nach Sievers PBB 5, 136 *i* als ursprünglichen Ausgang für got. *maui bandi þiwei frijōndi*; Thurneysens Ansatz idg. *bhrghnī* KZs. 28. 146 wird durch ahd. *Burgund* Nom. Propr. aus *\*buriyundī* bestätigt; das *r* in an. *yigr* (aus *\*wīki* = ae. *wylf*) ist junge Anfügung Möller PBB 7, 546. 3) Ebendasselbst nimmt Möller p. 544 bei einigen femininen *u*-Stämmen Nom. Sing. auf *ū* ohne *s-z* an: ahd. *swigar* ae. *swæzer* beruht auf vorgerm. *\*swekr-?* (nicht *\*swekrūs*), ahd. *quirn* ae. *cweorn* auf *\*g²ernū* (nicht *\*g²ernūs*), ahd. *smura* auf *\*smusū*; vgl. skr. *gwaṣrū-s* aslov. *žrūny* (neuerdings Joh. Schmidt *Pluralb.* p. 54 ff.). 4) Die *n*-Stämme zeigen statt des nominativischen *z* = idg. *s* Dehnung des vorhergehenden Vokals *ποιμήν* zu *ποιμήν-* wie *πατήρ* zu *πατέρ-*. Im Germ. ist das *n* der *n*-Stämme im Nom. Sing. nach dem Auslautgesetz verklungen; got. *tuggō hairwō managei* aus urgerm. *\*tungōn* *\*herlōn* *\*managīn*; bei den Masculinen ist *n* bereits vorgerm. nicht mehr vorhanden gewesen (lat. *homo* skr. *rājā*): got. *hana* an. *hane* aus urgerm.

*hanê*; doch scheinen ahd. *hano* ae. *hona* daneben auf urgerm. *hanê* (cf. ahd. *tago* = got. *dagê* aus urgerm. \**daġēn* \**daġēm*) zu weisen. Der idg. Nominativ *πατήρ* zeigt sich in an. *fader* (vielleicht auch ae. *fæder*), während ahd. *fater* die ursprüngliche Accusativform (idg. *patr̥m*) sein dürfte; über das idg. *z* in Endungen des Nord-Westgerm. s. oben p. 363. Im Idg. herrschte nominativische Dehnung vielfach z. B. Nom. Sg. *pōd* Acc. Sg. *pōdm* Dat. Sg. *pēdi* u. s. w.; vielleicht beruht ae. *hale* auf urgerm. *halē(þ)* PBB 9, 368; andere Spuren s. § 49. Es ist wahrscheinlich, dass die einsilbigen konson. Stämme ihre Nominative auf *z* (got. *baúrgs reiks* u. s. w. an. *maðr fōtr*) bildeten; doch sind die an. Feminina wie *nótt geit mjelk* u. s. w. ohne *z* wichtig. Auffällig ist lat. *μῆλα* (oben p. 307) = got. *miluks* gegen *Malō-rīx*.

2) Der Accusativ endet bei allen Deklinationen idg. auf *m*, mit der einzigen Einschränkung, dass bei allen Neutren Nom. und Acc. identisch sind. Dieses *m* ist im Germanischen erst zu *n* (cf. got. *pan-a* ahd. *de-n*) geworden und nachher verklungen (oben p. 359 ff.); also run. *staina* = gemeingerm. *stain*; idg. *dhogho-m* ist germ. durch \**daya* zu \**day* geworden. Idg. *ghebhām* germ. *ġēbō* (cf. got. *þō*); idg. *sunum* germ.-got.-run. *sunu*; got. run. ae. *magu* 'den Jüngling, Sohn'. Bei den konsonantischen Stämmen ist für *m* idg. *m* eingetreten (gr. *α* in *πόδα*, lat. *em* in *pedem*); got. *fōtu*, an. *fōt* aus *pōd-m*; got. *tunþu* aus *dont-m*; ae. *nosu nasu* aus \**nās-m*; ae. *duru* aus *dūrm*; got. *handu* aus *komt-m*; ae. *hnutu* aus \**knud-m*; ae. *studu* aus *stūt-m*; ae. *hnitu* aus \**knūt-m* (gr. *κνίδα*); an. *mørk* aus germ. \**marku*. Die zweisilbigen konsonantischen Stämme scheinen *m* nicht zu *um* entwickelt zu haben; sie bleiben erhalten und entwickeln im Singular keine Formen von *u*-Stämmen: got. *fadar* aus idg. *pater-m*? got. *hanan* aus idg. \**kanon-m*? got. *mēnōþ*; (*fahēþ*); got. *fijand*, *weikōd*, ae. *hælēþ* haben offenbar *m*, nicht *n* verloren; möglicherweise gilt dasselbe auch für einige einsilbige Stämme: Acc. Sing. got. *baúrg naht*; andererseits dürfte got. *ulbandu* = gr. *ἐλέφαντα* sein. Für an. *tō* 'Zehe' aus \**tāhu* \**taihu* (Stamm \**taih*) ist Joh. Schmidt's Deutung von lat. *hallux* 'grosse Zehe' aus einem urlat. \**doix* (Pluralbildungen, 183) instructiv; also idg. *doiq-*.

3) Im Genitiv des Singulars erscheinen mehrere Suffixe; das *-ya* der *a*-Stämme des Skrt. fehlt dem Germanischen ganz. Das Germanische hat dafür ein *-s* aus *-so* (slav. *če-so* Möller PBB 7, 500), das vielleicht eigentlich aus der Pronominaldeklination stammt. Der Themavokal ist germ. *a* und *e* (ae. *fa-s*: got. *fi-s*); das *s* ist durchaus tonlos: urgerm. *daġas(a) wulfas(a)* oder *dayes(o) wulfes(o)*; vgl. run. *gōdagas*; got. *dagis* an. *dags* ahd. *tages*. — Sonst erscheint *os es* als idg. Genetivcharakter; *es* erhält sich nach Paul PBB 6, in ahd. *naht-es mann-es* (aus \**nokt-ēs* \**manu-ēs*); reguläre Synkope zeigen die gleichfalls der konsonant. Deklination angehörigen Genetive got. *mans baurgs brôþrs*; auf urgerm. *iz* (aus idg. *es*) als Genetivendung ae. *bēc* aus \**bōkiz*, *byr*, aus \**buryiz*, an. *merkr* aus *mark-iz*. Ausserdem bildeten alle *n*-Stämme ihren urgerm. Genitiv auf *iz*, wobei in dritter Silbe frühe Synkope des *i* eintrat: urgerm. *hanan(i)z hanin(i)z* = got. *hanins* an. *hana* ae. *hanan* ahd. *henin*. Bei den *u*-Stämmen war idg. *sunew-es* nach dem Auslautgesetz für die dritte Silbe urgerm. zu \**sunauz*, ebenso idg. *anstoy-es* zu \**anstaiiz* geworden; vgl. got. *sunaus anstais* an. *sonar* ae. *sunā*. Die *i*-Masculina dürfen urgerm. als *gastis(o)* = got. *gastis* an. *gests* ae. *wines*. Vielleicht ist ohne Suffix der Genetiv der *r*-Stämme (skr. *pitur*) gebildet gewesen: ae. *brôþor brôþur feadur* = an. *brôþur fôþur*. *s* als Genetivzeichen vermutet Leskien *Declination*, 7. 29 in got. *sunau-s* = skr. *sunō-s*, in got. *antai-s*: skr. *gucē-s*. Die Feminina auf *ā* = germ. *ô* enden im Genitiv germ. auf *-ôz*: got. *gibōs* an. *gjafar*.

4) Unter dem germ. Dativ verstehen wir formell den idg. Locativ auf *i*; *i* ist den Auslautgesetzen gemäss in 2. Silbe geschwunden, im Nord. und Engl. Umlaut hinterlassend, bei allen konsonantischen Stämmen: germ. *fudri* (gr. *νατρί* lat. *patri*) = got. *fadr* an. *fedr*, ae. *brêfer*; germ. *manni* ae. *mēn* ahd. *man* got. *mann*. In dreisilbigen Formen ist *i* frühzeitig apokopiert, so

dass das Nord. und Engl. keinen Umlaut zeigten: \**hānan(i)* \**hanin(i)* = got. *hanin* an. *hana* ae. *hanan* ahd. *hēnin*; daher auch \**sunarw(i)* \**sunirw(i)* = got. *sunau* ae. *suna* run. \**suniu* an. *synē* ahd. *suniu*; *i*-Stämme hatten urgerm. Lokative wie \**gastij-i* < \**gasti* resp. *ans-taj-i* < \**anstai*; auf urgerm. \**gasti* weist an. *gest*; urgerm. \**anstai* = got. *anstai*. Bei den idg. *e*:*o*-Stämmen ergeben sich urgerm. Locative *daye-i* < *dayē* (ae. *dezi* Sievers PBB 8, 324) oder \**dayo-i* < *dagai* (ahd. *tage*); bei den femininen *a*-Stämmen trat urgerm. *ā* + *i* < *ai* ein: got. *gibai* = ae. *zife*. —

5) Eine idg. Ablativform auf *ed* zeigen die *o*-Stämme: urgerm. *dayē(t)* = got. *daga* (cf. got. *þē hē hammē-h*); entsprechend skr. *vrkāt*.

6) Ugerm. endet ein Instrumentalis auf *ō* a) bei den masculinen und neutralen *o*-Stämmen (vgl. ae. *hū* as. *hwō* ahd. *huo*); ahd. *tagu wortu* aus urgerm. *dayō wordō*; die locativisch gebrauchten Dative ahd. *dorf hūs* ae. *hām* ua., welche zu *a*-Stämmen gehören, haben *u* nach langer Silbe verloren; b) bei den femininen *ō*-Stämmen: ahd. *gebu* aus \**gēbo*, an. *fydr* aus \**fedru* \**feþrō*; ahd. *halb wīs* aus *halb(u)* \**wīs(u)* ua. in Verbindungen wie *ze dero selbūn wīs*. —

Reste anderer Singularformen s. § 59 bei den Adverbien. — Einen singularen *m*-Kasus vermutet Cosijn für ae. *mioteum*, wozu sich vielleicht das auffällige an. *at hofdum* abd. *zu houbitum* ae. *æt hēafdum* 'zu Häupten' fügt; auch ae. *nosum*? Tijdschr. v. Nederl. Taal- en Letterk. 2, 387. — Ein altes Kasussuffix scheint noch zu stecken in got. *andaugi-ba* zu *andaugi* sowie in den andern got. *ba*-Adverbien.

B. *Plural*. 1) Der Nominativ hat idg. das Suffix *es* = germ. *iz*. Es zeigt sich in dieser Gestalt bei den konsonantischen Stämmen; es erliegt den Auslautgesetzen, macht sich aber engl.-nord. durch Umlaut bemerkbar: run. *dohtriR* an. *dātr* ahd. *tohter*; urgerm. \**fōtis* (gr. *nóδες*) — an. *fātr* ae. *fēt*; urgerm. \**frijōndiz* = got. *frijōnds* ae. *frýnd* ahd. *frunt*; \**nahtiz* = (vrxtē) = ae. *nih* an. *nātr*; urgerm. *manniz* = got. *mans* an. *menn* medr ae. *mēn* ahd. *man*; \**tanþiz* = ae. *tēþ* an. *tenn*; urgerm. *dur-iz* (ῥύρες) = ahd. *turi* sowie ae. *hnite* gr. *ρονδες*, ae. *hnyte* aus \**hnul-iz* bewahren als kurzsilbige im Westgerm. ihr *i*. Zweisilbige konsonantische Stämme zeigen im Westgerm. keinen Umlaut, da *i* in dritter Silbe früh synkopiert wird: \**mēnōþ(i)z* = got. *m nōþs* an. *mānadr* ae. *mōnad*; \**halēþ(i)z* = ae. *haled*. Die *u*-Stämme endeten idg. auf *-wes*, *-es*; vgl. idg. *manu-es* = germ. \**manniz* ae. *mēn*; idg. *gen-wes* (gr. *γενω-*) = germ. \**kinniz* an. *kinnr* *kidr*; aus idg. \**sunwewes* (cf. skr. *sūnawes* gr. *-τες* = *-εις*) wird durch Synkope in dritter Silbe \**sunius* \**sunjuz* = got. *sunjus* an. *syner*. Ebenso von *i*-Stämmen idg. *-ey-es* = germ. *-iz*: got. *gasteis* an. *gester* ae. *zeste*. Bei den *ō*-Stämmen ergab sich idg. *ōs* durch uridg. Contraction (Osthoff MU. 2, 113): germ. *ōs* (ae. *dagas*) und *ōz* (got. *dagōs* an. *dagar*); über *s-z* s. Paul PBB 6, 548; für afris. *dagar* nimmt Möller PBB 7, 505 einen urgerm. Ausgang *-ōzis* aus *-ōs-es* an. Die Feminina der *ā-ō*-Deklination haben germ. nur die Endung *-ōz* (got. *gibōs* an. *gjafar* ae. *zife*). — Die Neutra der *o-a*-Deklination enden urgerm. *barnō* 'Kinder' = got. *barna* an. *þörn* ae. *bearn*; westgerm.-nord. ist *u* (ae. *fatu*) der eigentliche Ausgang, er erliegt jedoch teilweise den Auslautgesetzen.

2) Der Accusativ Pluralis endet idg. auf *ns*, dafür germ. *-nz* in got. *dagans* *gastins* *sununs* = an. *daga geste sunu*. Die konsonantischen Stämme entwickeln *ns* zu germ. *-unz*; cf. got. *fōtuns* gr. *nόδυς* skr. *pāḍas* (idg. *ṛōd-ns*), got. *tunþuns* idg. *dōntys dntys* (gr. *ἰδορυας* skr. *datas*); got. *brōþr-uns* aus *bhrātr-ns*; got. *wintruns* zu dem germ. Stamm *wintr-*; got. *handuns* zu dem Plur. an. *hendr*; beachte zu den *an*-Stämmen ahd. *aro bēro* die Acc. Plur. urgerm. *arn-unz* *bern-unz* (daher die *u*-Stämme an. *örn* *björn*). Im Anordischen haben die konsonantischen Stämme den Nominativ für den Accusativ angewendet; im Westgerm. sind durchweg Nominativ und Accusativ geeinigt, indem der

Accusativ ausstarb. Anlass dazu mochte der Umstand geben, dass die Neutra der *o*-Declination und die Feminina der *â*-Declination im Plural Nominativ und Accusativ nicht unterschieden: got. *waurla gibô*s Nom. Acc. Plur. — Vielleicht haben sich in den auffälligen Formen ae. *brôfru weintru sculdru apflu* alte ursprüngliche Accusative *\*brôfr-unz weintr-unz skuldr-unz apflu-nz* erhalten; daher ae. *duru* = *\*dur-unz dhur-us?* — Scherer ZfdA 26, 380 vermutet für das Hildebrandslied noch einen Unterschied von Nominativ (*hildôs*) und Accusativ (*hringâ*). —

3. Der Genitiv Pluralis setzt vom Germ. aus eine idg. Grundform (darüber Osthoff MU. 2, 113) *ēm* für das Suffix voraus; es hat im Germ. seinen Nasal regulär verloren, vgl. got. *auhsn-ê suniv-ê brôfr-ê baurg-ê mann-ê* auch die Masculine und Neutra der *o*-Declination enden auf *-ê*; got. *dagê waurdê* (wobei *dagê* auf eigentlich *\*dhoghe-ēm* zurückzuführen ist). Mit got. *sunivê* aus idg. *sunew-ēm* deckt sich an. *êsa* 'der Götter' zu *ôs-* (germ. Stamm *ansu-*) aus *\*pnsi(w)ê* sowie ahd. (Mers. Zaub.) *cunio* 'der Knice' aus vorgerm. *gonew-ēm* (vgl. gr. γόνυ). Nur die Feminina haben *ô* in *gibô* (eigtl. *\*ghebhâ-ēm?*). Das im Nord. allein auftretende *-a* (*daga sona fôta*) scheint nur die Endung got. *ô* (*gibô*), umgekehrt ahd. *ô* in *gebôno* nur das germ. *ê* zu repräsentieren.

4) Der Dativ Pluralis endet urgerm. in seiner ältesten erreichbaren Urgestalt *-miz* (= aslov. *-mi*).

Es schimmert in einer zweisilbigen Form *twai-miz* (= an. *twéir* ae. *twém*) durch. Da die überwiegende Mehrzahl der Dative des Plurals dreisilbig war, trat frühe Synkope zu *mz* ein (*deabus Vatrims* Kern, *Germ. Word.* p. 32 und *deabus Afims* Much, ZfdA 31, 355); dafür got.-germ. *-m* (cf. got. *bairam* = gr. γέροντες): got. *dagam* (urgerm. *\*dajom*) *anstim sunum* u. s. w. Konsonantische Stämme konnten das Suffix mit dem Mittelvokal idg. *ə* = germ. *u* anfügen, also got. *mênôpum* aus *\*mênôtamis*, got. *bajôpum* aus *bhoyôtamis*; got. *fôtum* aus *pôd-omis*, got. *tunpum* aus *dūt-omis*. Bei den *r*-Stämmen got. *brôfrum* ist *-rum* entweder *r-mis* oder *r-omis*. Die *n*-Stämme bildeten *\*gumomiz* zu *\*gumommiz* = got. *gumam um*; doch scheint in ae. *carnum* an. *bjørnum* vielmehr *-n-omis* (Grdf. *ar-n-omis* *ber-n-omis*) zu stecken. Der anomale Dativ got. *nahtam* beruht entweder auf Nachbildung von *dagam* oder mit Joh. Schmidt KZs. 26, 18 auf skr. *naktabhyas* (alter *n*-Stamm). Eine besondere Bemerkung sei noch über den Dat. Plur. der *ja*-Stämme gemacht; er hat urgerm. die Endung *-im(i)z* für *-jē-m(i)z* *-jē-mis*: ahd. *hirtim* Paul PBB 6, 221; für die Feminina ergibt sich *-i-mz* durch *Vatrims* 'Vatvia-bus', *Afims* 'Afia-bus'.

Noch ist der von Mahlow AEO p. 127 aufgestellten, von Kôgel ZfdA 28, 110 durchgeführten Annahme alter Plurallokativen in den ahd. Ortsnamen auf *-as* (*Frîgisîngas Olingas Heimîngas*) zu gedenken; sie sollen den skr. Lokativen auf *-êsu* (*vrkêsu*) gleich sein, wobei allerdings noch manche Schwierigkeiten unerledigt sind.

Ann. Über die westgerm. Pluralbildung auf *iru -oru* vgl. unten § 49.

§ 47. Ablaut und Accent. Wie das idg. Verbalssystem, so besass auch die idg. Nominaldeklinaton im Accent und zugleich im Vokalablaut ein wesentliches Charakteristikum zur Unterscheidung der Formen. Das Skrt. und das Griech. zeigen vielfach den uralten Accentwechsel (z. B. Acc. *pâdam* Lok. *padi* gr. *πόδα ποδί*). Nach Osthoff MU II, 12 bestand auch bei vokalischer Flexion alter Accentwechsel; dafür seien aus dem Skrt. einige Reste angeführt: *sanât* zu *sâna-*, *samanâ* zu *sâmana-*, *madhyâ* zu *mâdhya-*, *upakê* zu *ûpaka*, *manâu* (+ *adhi*) zu *mânu* sowie der Vokativ *sântya* zu *satyâ*. Das Germ. zeigt nur sehr spärliche Reste von festem Accentwechsel und Ablaut in bestimmten Kasus; zu ahd. *altar* gehört mit grammatischem Wechsel der Dat. *in-aldre* Braune § 163. Ann. 6; zu ahd. *einlif ewelf* gehören die Obliqui got. *ainlibim twalibê twalibim*; singular ist der alte Ablaut Gen. Plur. an. *keenna* Möller PBB 7, 507 zu *kona* (skr. *gnâ* altir. *ben* Mahlow); zu got. *anfar* ae. *ôfer* gehört der Lokativ me. *ender* (in *the ender dai* 'the other day'); Sievers PBB 9, 232 weist grammatischen Wechsel nach in ae. *horh hortwes*; vgl. an. *ffjor* n. Dat. Sg. *ffjorve*.

Sonst finden sich zahlreiche Spuren innerhalb des German., welche auf vorgerm. Accentwechsel in der Deklination hinweisen, ohne dass er sich auf einzelne Kasus verteilen liesse.

Während die meisten konsonantischen Stämme feste tonlose Spiranten zeigen (ae. *gós mūs lūs wloh furh sulh frūh* u. s. w.), zeigt ae. *studu studu* Sievers § 282 noch grammatischen Wechsel.

Von *n*-Stämmen kommen in Betracht ahd. *haso* : ae. *hara* ; got. *ausō* : ahd. *ōra* ; an. *hēre hegre* ; ae. *mūga mūwa* ; mhd. *lohe* an. *loge* ; ahd. *grāvio grābio* ; ahd. *anado anto* (ae. *onepa onda*) ; ae. *ēdre* ahd. *ōdara* ; beachte an. *hjarse* gegen skr. *gīrsān*. Meist beharren urgerm. tonlose Spiranten (ae. *hrūse* ahd. *rosa*). Von vokalischen Stämmen vgl. ahd. *chortar quartar* mit ae. *cordor* ; got. *aiūns* mit aschwed. *ughn* ; ahd. *glas* isl. *gler* ; ahd. *zīt zīdh* ; got. *razn* ae. *raesn* ; as. *kind* ahd. *kinth kind* (skr. *jātū* 'Sohn' an. *kindr*) ; ahd. *ruoba ruowa* ; ahd. *beri* nld. *bes* ; got. *tagr* ahd. *zahar* ; got. *hūhrus* ahd. *hungar* ; got. *gufa-guda* ; got. *bagms* ahd. *borum* (aus *\*ba, wōmō-*) ; got. *blōpa*- ahd. *bluot* ; ae. *wīnd* skr. *vāta* ; ahd. *huof* skr. *gaphā*. Von Adjektiven kommen in Betracht ahd. *sūbiri stūviri*, eivar *eibar*, *frabali fravali*, *tūvar tūbar* ; got. *ganōhs* ahd. *ginuog* ; ae. *fremde frimde* ; ahd. *scēlah* an. *skjǫllr* (mhd. *schēlwer*) ; ahd. *dwērahēr dwērawēr* ; ahd. *bar* gegen lit. *būsas*.

Ablauterscheinungen bezüglich der Mittelvokale werden im Germ. bezeugt durch ahd. *anado anto* ae. *onepa onda* (Grdf. *\*anōlon \*antōn*) ; ahd. *sant* : gr. *ἑπτασός* (ahd. *\*samat* in baier. *sampt*) ; gr. *ἑπτάτης* skr. *duhitar* : got. *dahtar* ; skr. *aṣṭi* 'Achtzahl' an. (nach Brate) *ätt* 'Achtzahl' (aus *ah-ti*) ; an. *syuf* aus *\*sunīdī* aber ahd. *sunte* (Grdf. *\*sunēti \*suntjās*) ; ae. *wynn* as. *wunna* neben an. *ynde* (aus *wunidja-* zu got. *wunan* an. *uma* 'sich ergötzen') ; ahd. *liht* : got. *liuhap* ; got. *naqafs* : altir. *nocht* 'nackt' ; got. *hair-fra* : ae. *hr-ēper* ; ahd. *quēr-dar* : gr. *ἄρρε-τρον*. Sonstigen Ablaut im Mittelvokal zeigen einige konson. Stämme : ahd. *halīp- halīf- halup-* in ae. *hele(ð)* ahd. *hlid* an. *holdr* ; ahd. *hiruz hīrz*, anut *mit*, an. *plpt* : ahd. *elbiz*. Synkope des Wurzels vokals zeigt sich in skr. *snāvan* gegen ahd. *sēnawa* ; skr. *vrāta* 'Schaar' ae. *wērod* ; ae. *huitu* gegen gr. *ῥονδς* ; ahd. *chranuh* gegen gr. *ῥεῖραος* ; ae. *hr-ēper* gegen got. *hair-fra* ; got. *fr-uma* gegen ae. *for-ma* ; unsicher ahd. *itins* : an. *dis* ?

Sonstiger Ablaut zeigt sich a) bei konsonantischen Stämmen, wobei es gleichgültig ist, ob im historischen Germanisch dafür etwa vokalische Stämme eingetreten sind : ae. *nas-u nos-u* (lat. *nōr-es*) ; got. *tunf-us* ahd. *zand* ; got. *brusts* as. *brīost* ; an *n*-Stämmen kommen in Betracht ahd. *rēhho* ae. *racu* ; ae. *hnecca* an. *hnaeke* ; ahd. *sēga saga* ahd. *mado modo*, *malta molta* ; got. *qinō* an. *kona* ; ae. *hrūse* ahd. *rosa* ; ae. *plēga plaga* 'Spiel' ; ahd. *stūhha* ae. *stocu* ; ahd. *balcho* ae. *bjalce* ; ahd. *scincho* nld. Dial. *schuncken* ; ahd. *chrēta chrota* ('chrata') ; ahd. *gīwuno* an. *vane* ; ahd. *zawōho zawōro* (idg. Grdf. *dwēigen-*) ; ahd. *kuohho* ne. *cake* ; an. *fluga* ahd. *flunga*. Von konsonantischen Stämmen beachte noch ahd. *gīfcho* : got. *fahēps*. — b) Vokalische Stämme : ae. *ceorl cearl*, *mos mōs*, *worn wearn*, *rodor rador* ; ae. *scēoff* *pistel* ahd. *scēwala distil* ; ahd. *hūni hīni*, *chortar quartar*, *ruowca rūwca*, *ādal cādāl*, *mīos mos*, *hīmīl hūmīl* ; got. *sauts* ahd. *sūt* ; an. *frāll* ahd. *drigil* ; got. *winja* ahd. *wunna*. Zumal zwischen germanischen und aussergermanischen Worten besteht häufig die Differenz des Ablauts : germ. *sūnu-* = skr. *sūnu-* ; germ. *hūdi-* 'Haut' lat. *cūtis* ; got. *waīr* skr. *vīras* ; ahd. *wēlla* slov. *vīlūna* ; ae. *beorc* skr. *bhūrja* ; ahd. *riomo* gr. *ῥῶμα* ; got. *fisks* altir. *iāsc* (aus *\*(p)isko-*) ; gr. *ἀλγιν* got. *alcina* ; gr. *πῶλος* ahd. *fōla* ; lat. *nōmen* got. *namō* ; ahd. *first* (ae. *feorst*?) nld. *forst* skr. *prsthā* ; ahd. *hrēf* lat. *corpus* ; got. *guma* lat. *homo* (*hemo*) ; ahd. *huof* skr. *gaphā*.

Zu einigen ursprgl. ablautenden Stämmen hat das Germ. nur eine Ablautsstufe bewahrt ; das gilt für got. *fōtus hairtō augō* ahd. *turi* u. a.

Schliesslich seien die Adjektiva mit Ablauterscheinungen hier zusammengetragen. Innerhalb des German. vgl. ahd. *rōt* got. *gariuds* mhd. *rōt* ; got. *filu* ae. *feala* ; an. *bljǫgr* zu ahd. *blūgo* ; an. *mjukr* got. *mūka-* ; got. *baitrs* ahd. *bittar* ; ahd. *gīweon* an. *vanr* ; ahd. *muruwī marawī* ; got. *mikils* ae. *mycel* (aus *\*mukil*) ; ahd. *sūbiri* : ae. *scōfor(ness)* : ae. *fērger fēzger*, ae. *glēd glād* ; got. *dwāls* ahd. *tol*. Ausserdem got. *gīwa-* : skr. *gīwa-* ; ahd. *heitar* : skr. *citra* ; got. *filu* gr. *πῶλυ* ; got. *fulls* : lat. *plēnus* ; got. *halts* lat. *clōdus*.

§ 48. Vokalische Stämme. Die idg. Sprachen bilden ursprgl. ihre Stämme vokalisches oder konsonantisches auslautend. Von vokalischen Stämmen kommen in Betracht *o-e*, *i-ci-oi-*, *u-cu-ou*, *ā* ; über die Stufen des Mittelvokals im allgemeinen s. § 24 ; ihre Verteilung im Ugerm. ist unfest, indem die Dialekte vielfaches Schwanken zeigen ; darüber ist bei der Lehre von den Kasusuffixen die Rede gewesen § 46. Hier soll von den Schwankungen der Flexionstypen im Ugerm. die Rede sein. Vor allem ist zu konstatieren, dass die *u*-Deklination mit der konsonantischen mehrfache Berührungen hat ; solche entstehen im Acc. Sing., indem idg. *m* durch *am* zu *um u* " *u* wird ; gleiches gilt vom Acc. Plur. idg. *ns* = germ. *unz* ; und das idg. Dativsuffix des Plur. *mis*, durch *z* an konsonantische Stämme gefügt, ergab urgerm. *-um* wie für die *u*-Stämme. Hieraus ergibt sich für eine jüngere Periode fast allerwärts mehr oder weniger starke Sprengung der alten konsonantischen Deklination. Folgende *u*-Stämme, die allerdings sämtlich im Germ. noch Spuren der kon-

sonantischen Deklination zeigen, dürften auf solche Weise entstanden sein: got. *fōtus handus tunfus wintrus*, an. *orn hjorn*, ae. *duru nosu*.

Die *u*-Deklination verliert anderseits einige Worte, welche sich den konsonantischen Stämmen anschliessen: skr. *manu* führt im Germ. durch *manu-* (z. B. im Dat. Sing. *man-u-i* Nom. Plur. *man-u-es*) zu *manu-* (ae. *mēn* ahd. *man*); aus idg. *genu-* 'Kinn' (skr. *hanu* gr. *γενυς*) wird zu *kinn-* (Nom. Plur. an. *kinnr kidr*).

Sehr gering an Zahl waren urgerm. die neutralen *u*-Stämme: got. *falhu* ahd. *witu* = lat. *pecu* altir. *fid* (*Widu-casses*); hierher gehören nach Sievers urgerm. *lipu* 'Obstwein', *medu* 'Met', *teru* 'Teer', *kvedu* 'Harz'; cf. gr. *μέθυ*, skr. *madhu jatū*; *rehtu* 'Recht' in ahd. *rēht* altir. *recht* n.; gr. *δάκρυ* verrät im Germ. keine Spur des neutralen *u*-Stammes; aber dem lat. *cornu* steht run. *hornu* (kelt. *κόρυς*) gegenüber. Das Verhältnis von skr. *jānu* gr. *γόνυ* und skr. *dānu* gr. *δόρυ* zu germ. *knewa-* *trewa-* ist nicht durchsichtig.

Im Westgerm. sind infolge der Auslautgesetze für *ū* nach langer Silbe die langsilbigen *u*-Stämme des Ugerm. in Gefahr ihrer Charakteristik beraubt zu werden; sie gehen zumeist in eine *a*-Deklination auf Sievers PBB 5.

Neutrale *i*-Stämme sind für das Germ. nicht nachweisbar ausser *mari-* 'Meer' (lat. *mare*); vielleicht hat got. *fōu* (Genet. *funins*) vorderm. *\*pāni* gelautet.

Die masculine *a*-Deklination gibt zu einer Bemerkung Anlass über eine noch unerklärte Thatsache. Vielfach gehen *o*-Stämme in *n*-Stämme über, die Gründe dafür sind unermittelt (teilweise liegt gewiss Anschluss an begriffsverwandte Worte vor). Cf. gr. *ὄμφαλος* aber ahd. *nabalo*; ferner ahd. *ēlaho* ae. *colh*; ae. *heorr* an. *hjarre*; an. *brunnr* ahd. *brunno*; an. *malmr* got. *malma*; an. *gōmr* ahd. *guomo*, ahd. *karl karlo*, *rēho rēh*, *stērn stērn* u. s. w. (auffälliger noch sind *n*-Erweiterungen zu konsonantischen Stämmen ahd. *giso* zu got. *agis*, got. *mann-an-* zu *mann-*, an. *hjarse* zu skr. *śiras* u. a.).

Zu den Adjektiven mit vokalischem Stamm ist zu bemerken, dass die *u*-Stämme urgerm. im Begriff sind unterzugehen und zwar infolge ihrer fem. Bildung auf *-yā-* (nsg. *ī*), wodurch Übertritt in die *i*-Deklination nahe gelegt wird (cf. lat. *tenuis* KZs. 6, 88 aus *tnu-*, skr. *tanv* zu *tanu-s* Schmidt KZs. 26, 371); vgl. auch Mahlow 30 Bechtel ZfdA 29, 367; idg. *tnu* wird durch *funu-* zu *\*funn-i* = ahd. *dunni* ae. *fyne*; aus idg. *moru* entsteht ahd. *murawi*.

Die adjektivischen *i*-Stämme, wozu auch die erweiterten *u*-Stämme gehören, haben in der Flexion zahlreiche Berührungen mit der Flexion der *ja*-Stämme (got. *midja-mma frija-na* und *hrainj-amma hrainj-ana*); infolge davon gibt das Westgerm. die *i*-Formen überall auf und führt die *ja*-Flexion durch (ahd. *reini gimeini suozi durri dunni* u. s. w.).

§ 49. Konsonantische Stämme. Im historischen Germanisch haben die *Neutra* den geringsten Umfang. Ohne nachweisliche Spur konsonantischer Flexion bewahrt das Germ. ein uridg. Neutrum *sōwel sūel* (skr. *sūar* n. lat. *sōl*) in got. *sauil* ae. an. *sōl* mit der Nebenform got. *sugil* (aus *\*suwil*) ae. *syzel sizel*; ferner got. *haubif* an. *haufud* = lat. *caput*; got. *miliþ* = gr. *μέλι(τ)*; ae. *wæter* an. *vatr* aus idg. *woder* urgerm. *wäter*; an. *vār* n. = lat. *vēr* skr. *vasar*; ahd. *tēnar* ae. *ūder* gr. *ῥένας οὐδαν*; ahd. *fūr* gr. *πῦρ πυρ*. Konson. Deklination zeigt bloss ae. *ealo* (Gen. *ealod*) Platt PBB 9, 368.

Nur neutrale *n*-Stämme lassen sich als urgerm. in einigem Umfang erweisen, obwohl auch sie in den litterarischen Perioden des Germanischen wenig zahlreich sind (nur das Ostgerm. kennt noch eine verhältnismässig grosse Anzahl, im Westgerm. fehlen sie beinahe ganz). Zu den neutralen *n*-Stämmen gehörten wesentlich Körperteilbenennungen; got. *hairþō augō anō* ahd. *wanga* an. *lunga nýra eista okla*; durch Genusdifferenzen innerhalb der Dialekte erweisen sich als hergehörig an. *múle* = ahd. *múla*, an. *nýra* ahd. *nioro*, ahd. *galla* ae. *gealla*, an. *vange* ahd. *wanga*, ae. *hracu* ahd. *rahho*, ahd. *scōza scōzo*, *scincho scincha*,

*scollo scolla*; ferner an. *hjarse* m. wegen skr. *gīrśan* n., ae. *molda* (m.?) wegen skr. *mūrdhan* n. — Ferner Neutra auf Suffix *men* (*smen*): got. *namō* (lat. *nōmen*); an. *sima* n. = (skr. *śīman* n.); an. *heima* 'Haus'; lat. *sēmen lūmen* gr. *ḥēma* zd. *sraoma* skr. *sthāman* machen ursprgl. neutrales Genus wahrscheinlich für ahd. *sāmo*, as. *liemo*, ahd. *riemo*, got. *hlīuma stōma*; as. *sielms* m. = asl. *slēm̃* n.; hierher wegen Genusdifferenz noch ahd. *bluoma bluoma*, as. *brōsmo* ahd. *brōsma* u. a. Sonst kommen ausser den bekannten got. Worten, wozu sich an. *kvēla* 'Rad', *leika hjuga hnoða* fügen, noch Einzelheiten in Betracht, wobei wieder Genusdifferenzen innerhalb der Dialekte den Weg weisen: ahd. *sunno sunna* (got. *sunno* fin. Mahlow 156); got. *stairnō* ahd. *stērno*; ahd. *wolcha wolchan*; ahd. *brunno* ae. *burne*; ahd. *rēhho* ae. *racu*; as. *spado* ae. *spadu*; an. *muskve* ahd. *māscā*; ahd. *gidingo gidinga*, *giloubo gibouba*, *spuola spuola*, *gasoffo gasoffa*, *rēba rēbo*; ahd. *falarwisca* an. *folske*. Got. *funius* ahd. *ūtiro* sind zu neutralen *n*-Stämmen gebildet cf. skr. *ūdhan*; ahd. *ancho* m. = lat. *unguen* n.; got. *watō* n. = skr. *ūdan* n. Von alten Neutris haben in jüngerer Zeit *n* stammbaft gemacht an. *vatu nafn hrogn* sowie ae. *wolcen geafon* (: an. *gime*). Vgl. Joh. Schmidt Pluralbildn. 92.

Noch zahlreicher waren urgerm. die neutralen *os-es*-Stämme des Idg. Allerdings zeigen sich in den litterarischen Perioden des Germ. keine unzweideutigen konsonantischen Deklinationsformen mehr; der n. Acc. Sing. allein ist mit intern germ. Mitteln als auf *-az -iz* ausgehend zu erschliessen. Auch hier sind Genus- und Flexionsschwankungen beweisend für den urgerm. Typus. Weiterhin zeugen auch die übrigen idg. Sprachen für das Germ. Ich habe zahlreiches Material Angl. V, 85 und Stammbildungslehre § 84 zusammengetragen. Die ältesten Formen zeigen finn. *lannas mallas borras* = ahd. *lant malz bort*. Im Westgerm. hat der Nom. Sing. teilweise auf *i(z)* gelautet; vgl. L. Sal. *lammi* = ae. *lēmb*. In der westgerm. Dialektgruppe bildete sich aus der Deklination der *os-es*-Stämme ein eigener Pluraltypus heraus (ae. *lēmbriu cildru* ahd. *kelbir huonir* u. s. w.), der innerhalb der spezifisch deutschen Dialektgruppe produktiv geworden ist. Beachtenswert ist an. *háns* Plur. 'Hühner' (ahd. *huonir*).

Im Idg. gab es ursprünglich bei einigen konsonantischen Neutris Mischdeklination (darüber jetzt Joh. Schmidt *Pluralbildungen*, passim); *r*- und *n*-Stamm wechselten ursprünglich in got. *watō* ae. *wæter*; Schmidt p. 202 erklärt ahd. *ūtiro* 'Euter' als Mischform aus idg. *ūdhn*- und *ūdhr*-; hierher wohl auch ae. *dōgor* adān. *dagn* (cf. skr. *ahan ahar*), falls hier nicht Wechsel von *os*- und *n*-Stamm vorliegt wie wahrscheinlich auch in ahd. *nōz* Plur. *nōz* ir ae. *nyten*. Ob ae. *ryze* : as. *roggo* ursprünglich Neutra waren, ist unsicher.

Maskulina und Feminina. Sie haben keine verschiedenen Kasusuffixe, wir behandeln sie daher zusammen. *r*-Stämme sind die ererbten idg. Verwandtschaftsnamen (Stämme *fadr*- *brôpr*- *môdr*- *dohtr*- *swestr*-, vielleicht ursprünglich noch mhd. *dichter swâger* ae. *tācor*?). Der idg. Nominativ *patēr* ist nur durch an. *fader* (vielleicht auch ae. *fæder*) aus \**fadēr* bezeugt. Über die Stammform mit *er* (ahd. *fater*) sowie über die *u*-Formen got. *brôþrum* *brôþrun*s ist bereits gehandelt § 46. — Zu den *n*-Stämmen ist bereits bemerkt, dass auch ein paar Berührungen mit der *u*-Flexion urgerm. bestanden; auch über den Zuwachs an *n*-Stämmen aus andern Stämmen ist schon gesprochen. Es bedürfen eine kurze Bemerkung einige idg. feminine *ū*-Stämme, welche im Germanischen zu femininen *ôn*-Stämmen auf unklare Weise (Möller PBB 7, 514, Joh. Schmidt, *Pluralbildungen*, 74) erweitert sind: idg. *swekrū* got. *swathrôn*-; idg. *plthū* ae. *foldan*-; idg. *dngihū* got. *uggôn*-. Beachtenswert ist noch die germ. Sonderausbildung der idg. Stämme auf *yôn*, die im Germ. meist auf *-în*- (got. *managin*-) enden, aber gelegentlich doch auch auf *-jôn*- enden können: got. *raþjôn*- : *reðin-a*; got. *brunjô* : ahd. *bruni-a*, urgerm. \**aipjôn* (ahd. *fuotar-eida*) : got. *aipēin*-; idg. *bhr̥tyôn*- : got. *haurþēin*-; darüber Pau PBB 7, 108.

Mehrere Dentalstämme verlieren in dem suffixlosen Nominativ Singularis ihren auslautenden Dental nach p. 360 *tanþ*- *mēnôþ*- *nefôþ*- *fahêþ*- *ēbanþ*- *halêþ*-



bilden im Nominativ dentallose Formen wie ahd. *zan mǎno nēfo gīfēho* ae. *mōna nefa gefēa* (aus \**gīfēha*) *āfen haele* (ahd. *Halo?*); daraus sind fast überall Störungen der alten konsonantischen Flexion resultiert (meist Übertritte in die schwache Deklination). Über Ablauterscheinungen bei konsonantischen Stämmen s. § 47. Zu den Übertritten aus der *n*-Deklination in die konsonantische (oben § 46) kommen scheinbar noch einige auffällige Abweichungen von den verwandten Sprachen: ae. *gāt* kons.-St. = lat. *haedus*; ae. *sulh* kons.-St. = lat. *sulcus* (doch auch gr. *αῦλαξ*); ae. *furh* kons.-St. aber lat. *forca*; ae. *gōs* kons.-St. aber skr. *haṇsa* (gr. *χῆν*); ae. *brōc* aber lat. *brāca* (ebenso auffällig wie lat. *brāca* sind *μῆλξ-α* und *burg-us*). — Der offene einsilbige Stamm idg. *gōw* ist im Germ. erhalten in einer Form, welche auf den idg. Acc. *gōm* zurückgeht (skr. *gām*); idg. *gōm* = got. \**kō* (cf. idg. *tām* = got. *þō*); dafür nord.-engl. \**kū* (cf. germ. *twō hawō* = ae. *tū hū*), as. ahd. \**kō*; vgl. Acc. Sg. an. *kū* ae. *cū* as. *kō* ahd. *chuo*; diese Form ist der Ausgangspunkt für einen neuen Stamm *kū kō* geworden (ein \**kau* = gr. *ποφ* findet sich im Germ. nicht).

§ 50. Pronominal- und Adjektivdeklination (Holtzmann Germ. 8, 262; Joh. Schmidt KZs. 19, 287; Scherer ZGDS<sup>1</sup> 397 ff.; Sievers PBB 2, 99; Leskien, *Deklination*, 125). 1) Innerhalb des Germ. bestehen zwischen den Pronominibus und den Adjektiven gegenüber den Substantiven in der Deklination vielfache Unterschiede, die teilweise uridg. sind und im Skr. ganz besonders reiche Parallelen haben. a) Im Dat. Sg. Masc. Ntr. erscheint got. *-mma* (*þa-mma i-mma*) für älteres *-smē* idg. *-smēd* (cf. got. *hva-mm-i-hun ainummē-hun hvarja-mmē-h* = skr. *kasmād tasmād* altpreuss. *stesmū*). b) Das Femininum zeigt im Dativ eine Grdf. \**þaizjai* für ae. *þære* an. *þeirar*; die hierin zu Tage tretenden Suffixe *-zjai -zjōz* decken sich mit den Suffixen in skr. *ta-syās ta-syāi* got. *þizōs þizai* = ahd. *dera (deru)* sind lautlich nicht ganz klar, ebensowenig \**þaizōs* (aus *blinduōs* zu folgern), wenn man nicht gesetzlichen Verlust von *j* annehmen will. c) Im Dat. Sg. an. *þeim* ae. *þēm* steckt vielleicht vorgerm. *toi-smēi* oder *toi-smīn* (skr. *ta-smē ta-smīn*) oder *toi-mi* = aslov. *tēmī?* (vgl. auch ZfdA 16, 148). — Im Sg. bedarf noch der Nom. Acc. Sg. Ntr. der Hervorhebung: idg. *to-d ko-d i-d* (skr. *ta-d i-d-am* lat. *istu-d quo-d i-d* u. s. w.); es ist abgefallen lautgesetzlich in got. *hva*; aber durch angefügtes Enklitikon geschützt in got. *þat-a it-a* = ahd. *da-g i-g* ae. *þe-t hi-t*.

*Plural.* Nach Joh. Schmidt KZs. 25, 5 gebührt dem Maskulinum *i* als Pluralzeichen, also z. B. *to-i*. Der Nom. Plur. dazu ist endungslos skr. *tē* = got. *þai* gr. *roī*. Der zugehörige Genetiv war idg. *toi-sēm* (nach skr. *tēsām* asl. *tēchū* apreuss. *steison*) = ae. *þāra* an. *þeira* got. (*blind*)*aizē*; darnach gebildet das Femininum ae. *þāra* an. *þeira*. Im Dat. Plur. got. *þaim* an. *þeim* ae. *þām þām* ahd. *dēm* steckt idg. *toimos* nach lit. *tēmus* aslov. *tēmū*. Das Fem. Plur. steht im Germ. unter dem Einfluss des Masc.; vgl. got. *þaim* gegen skr. *tā-bhyas*, got. *þizō* gegen skr. *tāsām*.

2) Alle bisher nicht besprochenen Formen stimmen eigtl. mit der Substantivdeklination überein; *s* im Nom. Sg. got. *is hwas*; *s* im Gen. Sg. got. *is þis hwis*; im Fem. Sg. Nom. *sō* wie *giba* aus \**gibō*, im Acc. *þō* (vgl. got. *hwilō-hun ainō-hun hvarjō-h*); Fem. Plur. n. Acc. *þōs* wie *gibōs*, Ntr. Plur. *þō* wie *waurda* aus \**worðō*; Acc. Plur. Masc. *þans ins* wie *wulfans gastins*. — Besonders hervorzuheben ist noch der Acc. Sg. Masc. idg. *to-m* (wie bei der Substantivdeklination gebildet), daraus germ. *þan-*, wofür got. *þana* aus *þanō*, *hwana* aus *hwanō* (vgl. *hvanō-h*, *ainnō-hun* aus \**ainnō-hun*, *hvarjanō-h*); das angls. *þone hine hweone* scheint auf \**þanōn* \**hwanōn* hinzudeuten. Ahd. *ina-n*

*wēna-n* haben neuere Erweiterung erfahren; Ablaut haben ahd. *dē-n wē-n*, dgl. an. *þann* Acc. (und *þess þess* Gen.) Sg.

3) Die unter 1 besprochenen uridg. Charakteristika der pronominalen Deklination gebührten ursprünglich allen Pronominibus auf *i* und *o*. An die eigtl. Pronomina schliesst das Skr. zahlreiche pronominale Adjektiva, die in mehr oder weniger Formen dem pronominalen Paradigma folgen: *anyā an-yatara itara* 'ander', *ēka* 'ein', *eteva sama sinā sarva* 'all, jeder', *nēma ardha* 'halb', *pūrva* 'vorder', *prathama* 'erster', *carama* 'letzter' und mehrere andere Adjektiva; ebenso zend *anya rūpa aeva*. Darnach wird man mit Sievers PBB II, 109 für diese halbpronominalen Adjektiva teilweise pronominale Flexion für die idg. Grundsprache anzunehmen haben. Das Lit. hat in Übereinstimmung mit dem Germ. die Flexion auf alle Adjektive ausgedehnt Sievers PBB II, 109.

4) Im Germ. treffen wir Übereinstimmung von Pronominal- und Adjektivdeklinatlon in folgenden Formen: got. *blindamma* nach *þamma*, *blindana* nach *þana*; *blindai* nach *þai*; *blindaisē* nach *\*þaisē* (dafür *þizē*); *blindaim* nach *þaim*; Fem. *blindaisōs* nach *\*þaisōs* (dafür *þizōs*); *blindaisō* nach *\*þaisō* (dafür *þizō*). Dazu kommt Ntr. *blindata* nach *þata*. In allen diesen Formen ist sekundärer Anschluss der eigentlich der Nominalflexion folgenden Adjektiva an die Pronominaldeklinatlon sicher. Mit denjenigen Kasus, in welcher Nominal- und Pronominaldeklinatlon im übrigen übereinstimmten (Nom. *blinds* aus *\*blindaz*, Gen. *blindis* aus *\*blindeso*, Fem. *blinda* aus *ā am*, *blindōs* aus *ās*, Ntr. Plur. *blinda* aus *ō*), hat das Germ. keine Änderungen vorgenommen, abgesehen vom Acc. Sg. *blindana* nach *þana* (idg. *tom*: idg. *wlko-m*). Auffällig ist der got. Dat. Sg. Fem. *blindai* (wie *gibai*) gegen *þizai izai*; dafür nach der Pronominaldeklinatlon ahd. *blintero* ae. an. *blindre*. Das Ntr. der Adj. schwankt im Got. zwischen *blind* und *blindata*; das Ae. kennt die *ata*-Form bei Adj. überhaupt nicht; aber an. *blint* (aus *blindata*) = ahd. *blintaz*. Im Ahd. schliessen sich die Adjektiva noch in weiteren Formen an die Pronominaldeklinatlon an: ahd. *blintēr* nach *\*thēr* (welches als Atonon zu *dēr* verkürzt ist wie *\*wēr* zu *wir*), *blintiu* nach *thiu*.

§ 51. Pronominalstämme. 1) Demonstrativpronomen und Artikel idg. *to- te-* = germ. *þa- þe-* (got. *þa-na* ahd. *dē-na*, got. Gen. Sing. *þi-s*). Der zugehörige Nominativ Singularis war idg. *so sâ* (gr. *ὁ ἡ* skr. *sâ sâ*) = got. *sa sô*, an. *sá sú*. Das Masc. ist westgerm. *sē* (ae. *sē* as. *sē*), dafür ahd. as. *thē* (und *\*thēR*, nach *blintēr* erschlossen, Sievers PBB 2, 123; dafür mit Kürzung wie in ahd. *wēr tr* das ahd. *dēr*). Das Fem. ahd. as. *thiu* ist = skr. *tiā* altpers. *tiā* (idg. *tio-* neben *to-*); ae. *sēo* beruht auf germ. *siō* = skr. *siā syā* mit *\*þeo* = ahd. as. *thiu* (beachte ae. *þeo-s* as. *thiu-s* aus urgerm. *\*tiā-sai* mit Bewahrung des Anlauts). Der idg. Pronominalstamm *tio-* (Nom. Sg. skr. *syā*) liegt im Westgerm. noch den folgenden Formen zu Grunde: Acc. Sing. Fem. ahd. *die*, instr. Neutr. ahd. *diu*, Nom. Plur. ahd. *die dio diu*. — Unklar ist die Beziehung von as. ahd. *su-s* aus *\*swous* (ae. as. *þu-s*) und got. *swa* ahd. as. *sô* ae. *swā* zu dem behandelten Pronomen (oder Stamm *swa-?*).

2) Das Got. hat als deiktisches Pronomen den Artikel *þa-* mit einer hervorhebenden deiktischen Partikel *-h* (= skr. *kam?*) zusammengesetzt (*sah sôh þatuh*), wobei das erste Element flektiert. Die übrigen Dialekte setzen *þam* mit dem deiktischen got. *sai* 'ecce' zusammen (cf. got. *nū-sai*); die an. Runeninschriften zeigen *sasi* Fem. *susi* Neutr. *þatsi* Acc. *þansi* Fem. *þasi* Dat. Sing. *þaimsi* Plur. Neutr. *þausi*. Über Ursprung und Deutung der run.-nord. Formen aus got. *-sai* s. Bugge Tidskr. f. philol. og. paedag. 9, 111: über ahd. *dēs-se* mhd. *dis-se* (germ. *þes + sai*) vgl. MSDenk. 170; ahd. as. *the-se*. Die bisher angeführten westgerm. Formen zeigen Flexion des ersten Elementes, im West-

germ. ist sonst Flexion des zweiten Elements (vgl. gr. *τοῦ-δε-σσι*) herrschend geworden (ahd. *desemo disiu* ae. *fisse fissum* u. s. w.), indem wahrscheinlich zunächst etwa im Gen. Sing. ae. *fisse-s* ahd. *desse-s* Doppelflexion eintrat und etwa die Pluralform ahd. *dese* doppelt flektiert aussah; im Ae. entstand zu Gen. Sing. *fisses* — als *fiss-es* gefasst — ein Nom. Sing. *fes fis*: so scheint der allgemeine Verlust des *ē* von *-sē* im Ae. erklärt werden zu können. Über ae. *fit* = ahd. *ditsi* u. a. hergehörige Formen vgl. noch Lidén NArk. 3, 97 ff.

3) Ein anderer deiktischer Pronominalstamm ist germ. *hi*, von dem nur wenige Spuren erhalten sind und zwar ausschliesslich bei Zeitbestimmungen: got. *hinna daga* — und *hina dag* 'heute, bis heute', und *hita* 'bis jetzt' Braune § 115; dazu ahd. *hiutu* PBB 12, 376 sowie ahd. *hinaht* und mhd. *hiure*.

Daneben begegnet in Lokaladverbien derselbe Stamm: got. *hēr* 'hier', *hi-drē* (an. *hēdra*) 'hierüber', ae. *hi-der* 'hierher', ahd. *hinān* 'von hier weg', *hera* 'hierher'; an. *hedan* 'von hier weg'. Der hierin zu Tage tretende germ. Stamm *hi* wird mit lat. *ci* in *ci-tra* verglichen.

4) Für 'jener' hat das Germ. einige lautverwandte Stämme die sich jedoch nicht einheitlich auffassen lassen: got. *jaina-*; ae. *ȝeōn* Sweet Past.-C. 494 aus germ. *jōna-* oder *jēna-*; ahd. *jenēr* Franck ZfdA 25, 223 kann nicht mit Sievers PBB 9, 567 aus urgerm. *\*jani-* gedeutet werden, woraus ahd. *\*jennēr* resultieren musste; sollte Komposition von zwei Stämmen *ja-* und *na-* anzunehmen sein? got. *jainai* also aus *\*jai+nai*? ae. *ȝeōn* aus *\*jō+nō* im Fem. Sg. und Ntr. Acc. Plur.? Vgl. Lidén NArk 3, 242.

5) Pronomen personale der 3. Person: got. Stamm *i-* (lat. *is id*), ergänzt im Nom. Sg. Fem. durch *si* (aber Acc. *ija* = lat. *eam*). Im Ahd. gilt derselbe Stamm, doch ist der Stamm *si-* (vgl. skr. *śim* Obl. Sg. Plur.) im Ntr. Acc. Fem. (*siu-sī, sia*) sowie im Nom. Plur. (*sie siu sio*) eingedrungen; vgl. auch altir. *é si ed*; skr. *id-am im-am* (ob got. *imma* = skr. *asmāt* zu idg. *e-?*). — Das Angels. hat dafür *hi-* (ebenso fränk. *hēr* as. *hē*). Auffällig an. *hann*.

6) Relativum ist got. *saei sœi þatei*, der Artikel mit der Relativpartikel *ei*; im Ahd. ist der Artikel zugleich Relativum, doch finden sich auch einige wenige Spuren der Relativpartikel *i*. Das Ae. gebraucht gleichfalls den Artikel, häufig in Verbindung mit der Relativpartikel *de* (*sēde sēode þætte*). Das An. bedient sich der Partikeln *sem* und *es* mit vorausgehendem *sā sū þat*.

7) Interrogativstamm ist idg. *qo (qe)* vgl. skr. *kas* gr. *πός*; entsprechend got. *hvas hō wa* ahd. *hwēr was* ae. *hwā hwæt* an. *hvat*. Daneben gr. *πόρεος*; lat. *uter* skr. *katarā* 'wer von beiden' = got. *hwaþar* und mit Ablaut ahd. *hwēdar* (an. *hvaðarr hvárr*); ferner got. *hvarjis* 'wer'. Adjektivisch werden gebraucht got. *hveiks* ae. *hwile* ahd. *hwēlih*. Von *hwa-* muss als urgerm. Instr. auch *hwō* = ae. *hū* as. *hwō* 'wie' erwähnt werden, sowie got. *hwaiva* ahd. *hwēo* (vgl. skr. *ēva* 'so' und *iva* 'wie?').

8) Für 'selbst' gilt got. *silba*, an. *sjalfr*, ae. *seolf seolfa*, ahd. *sēlb sēlbo*. Da lit. *pats* 'selbst' dem skr. *patīs* 'Herr' (got. *-fafs*) entspricht, liegt dem Pronomen möglicherweise ein Wort 'Herr' zu Grunde.

9) Identitätspronomen ist got. *sa sama*, an. *samr*, ahd. *dēr samo* (vgl. ae. *swað some* 'ebenso'); vgl. skr. *samā* 'derselbe'. Im Angels. herrscht dafür *sē ilka* aus *\*i-ilka-*; auf das kürzere Pronomen weist ae. *idages* 'desselben Tages' hin.

10) Indefinit ist got. *sums*, an. *sumr*, ae. ahd. *sum* 'irgend einer' aus idg. *samo-* = skr. *sama* (unbetont) 'irgend einer' (gr. *ἀνός-θεν* 'irgend woher').

11) Ausserdem werden verallgemeinernde Indefinita durch Anfügung von Enklitiken an Pronomina gebildet. a) *-uh* 'und' in got. *hazuh hvarjiz-uh* entspricht dem lat. *que* in *quisque*; got. *hwaþar-uh* = lat. *uterque* 'jeder von beiden'; diese Bildung für 'jeder' durch *-uh* kennt nur das Got. (beachte skr.

*kās ca* 'irgendwer'). b) Das Suffix *-hun* bildet im Got. mit der Negation den Begriff 'niemand' *ni manmahun ni ainshun*; das Suffix ist durch Enklise hindurch aus einem selbständigen Wort entstanden, das im Skr. als die Hervorhebungspartikel *canā* erscheint (*nā . . . kās canā* 'nicht irgend einer, keiner', *kās canā* 'jeder beliebige'). In der Gestalt *γin* (mit gramm. Wechsel) erscheint dasselbe Wort in ahd. *wergin* as. *hwergin* ae. *hwergin* 'irgendwo' (as. *ni-hwergin* 'nirgends'). Und mit dieser Form *γin* bildet das An. *hwatke* 'was auch immer', *hverge* 'wer auch immer' (zu got. *hvarjis*); dem got. *ainshun* entspricht so an. *enge*, an. *mange* ist = got. *mannahun*, an. *vetke* weist auf got. *ni-walththun*. — Das gemeinwestgerm. Pronomen *man* knüpft an den kollektivistischen Gebrauch von skr. *mānu mānus* (im Singular = 'die Menschen, die Menschheit') an; vgl. skr. *pūru* Singular = 'Mensch, die Menschen, Volk'.

12) Für 'anderer' erscheint got. *aljis* (lat. *alius* gr. *ἄλλος*); westgerm. noch in ahd. *eli-lenti* as. *elilendi* 'ausländisch' ae. *ellende elþeðdiȝ* u. s. w. sowie in as. *ellior* ae. *ellor* 'anderswohin' (got. *aljar* 'anderswo'), as. *elkor* ahd. *elikhôr*. — Daneben ursprünglich nur von zweien gebraucht got. *anfar* ahd. *ander* ae. *ofer* an. *annarr* = lit. *antras*. Übrigens got. *anfar* : skr. *anya* = lat. *alter* : *alius*. —

13) POSSESSIVA. Der in den verwandten Sprachen auftretende Zusammenhang von Possessivis mit den Genetiven der geschlechtslosen Personalia wird sogleich erwähnt; auch das Germ. zeigt diese Erscheinung. Für mein dein sein' wird gemein-germ. Suffix *ina* (altind. *mākina* 'mein', später auch *tāvakina āsmākina yaus-mākina* und *māmakina*) verwendet: *m-ina-*; *ḥina-* (idg. eigtl. *\*tu-ino-*); *\*sina-* (eigtl. *\*se-ino-*?). Von idg. *\*meyo* (lat. *meus*), *\*sevo* (skr. *śva*) u. s. w. zeigt das Germ. keine Spur. — Die Plurale und Duale der ungeschlechtigen Pronomina bilden ihre Possessiva auf *ero* : an. *v-ār* ahd. *uns-ēr* (oben p. 363) got. *unsar*, got. *izwar* ahd. *iuvēr*, got. *iggar* ae. *incer*, an. *okkar* ae. *uncer*. Ausserhalb des Germ. gehören zu dieser Bildung nach Hübschmann, *Armen. Stud.*, p. 92 die Genetive der Personalpronomina, die zugleich Possessiva sind, armen. *me-r* 'unser', *dse-r* 'euer' u. A., ferner nach Brugmann (-Thurneysen) *Grundr.* II, p. 184 altir. *ar* 'unser', *far-bar* 'euer'. Das an. *vār-r* 'unser' ist genau so wichtig, wie der Gen. Plur. *vār*, gegen ahd. *unsēr*, als Beweis für den Satz, dass unbetontes germ. *ē* (= an. *á* in *vārr*) im Ahd. erhalten bleibt; es geht aus von idg. *we-* im Nom. Plur. *we-i* 'wir' = skr. *vay-am* got. *weis*, wozu der Dual aslov. *vě* as. *wi-t* skr. *vām* Leskien *Deklination*, s. 115.

§ 52. Die ungeschlechtigen Pronomina. 1) Singular. Das Pronomen 'ich' lautete idg. *egom* = run. *eka* (aschwed. *jak*); das urnord. run. *ek* (westgerm. *ik*) kann keinen Vokal im Auslaute verloren haben, beruht also auf idg. *eg* (beachte skr. *tvam* = lat. *tu*, skr. *id-am* lat. *id*, skr. *vay-am* aus idg. *wei*) = lit. *asz* 'ich'; das *i* des westgerm. *ik* beruht auf der Unbetontheit des Pronomens. Der zugehörige Accusativ war idg. *mē* (gr. *μῑ* lat. *mē* skr. unbetont *mā*, betont *mām*); *mē* wurde im Germ. erweitert zu *mik* entweder im Anschluss an *ik* oder eher durch Anfügung einer enklitischen Partikel wie gr. *γῑ* in *ἐγῶγῑ* *ἐμῑ* (vgl. skr. *tvam ha?*); ob die ae. Nebenform *mē* auf idg. *mē* zurückgeht, ist unsicher. Im Dativ erscheint ein dem Germ. eigentümliches *z* als Kasusuffix got. *mi-s* ahd. *mi-r*. Als Kasusbildung ist ebenso unklar das Suffix des Genitivs got. *meina* an. ae. *min* aus urgerm. *minō*; das genaue Verhältnis zum Possessivpronomen *mīna-* ist unbekannt. — Das idg. Pronomen personale der 2. Person Singularis war *tū* (im Skrt. zu *tu-am* erweitert) = germ. *fū*; der zugehörige Accusativ war idg. *twē* mit konsonantischem *w* (vgl. apers. *tvām* Acc. zu *tuam*, zend *θβām* zu *tuēm* gr. *σε*, aber doch auch skr. *tuām*!). Im Germ. steht der Acc. Sing. (got. *fuk* ahd. *dik*) wie der Dativ (got. *fus* ahd. *dir*) und der Genetiv (got. *faina* ahd. *din*) ganz in

Abhängigkeitsverhältnis zu den Parallelförmern der 1. Person. Dasselbe gilt vom Reflexivum (got. *seina sis sik* an. *sin sér sik* ahd. *sin sih*), das dem lat. *se* gr.  $\xi$  zunächst steht und mit skr. *sra* lat. *suus* aus *sevos* verwandt ist. — Zu den in andern idg. Sprachen auftretenden Kasusformen, wie skr. *mama tava* lat. *mihi tibi* gr.  $\mu\omicron\iota\tau\omicron\iota$  skr. *tè* hat das German. keine Spur.

2) Plural. Die 1. Person besaß uridg. einen Nominativ *we-i* (= skr. *vay-am*); urgerm. *wē* ist in got. *weis* an. *vēr* ahd. (mit der Vokalkürzung der Atona) *wē-r* um das plurale *z* erweitert (cf. *gastl-z*). Der hierin enthaltene Pronominalstamm idg. *wē-* (vgl. weiter unten beim Dual) bildete urgerm. noch den Genetiv *wē-ra* = an. *vār* Leskien, *Declination*, s. 155; über das hierin enthaltene Possessivsuffix idg. *ro* s. § 51, 4. Das *ē* von ahd. *unsēr* *unwēr* (ae. *ūser cōwer*) Braune PBB 2, 140 beruht wohl auf Übertragung von jenem germ. *wēr* (an. *vār*) 'unser', es hat sich nach § 30 in unbetonter Silbe auch im Westgerm. halten können. Im Obliquus herrscht im übrigen gemeingerm. nicht der idg. Stamm *wē*, sondern *uns* = (*ūs-*; dieses *ūs-* ist unverwandt mit nach de Saussure Memoires, p. 25 mit skr. *nas* aslov. *ny* lat. *nos* (gr. *νομι*) und deckt sich mit gr.  $\alpha\upsilon\mu\epsilon\text{-}\varsigma$  aus \*  $\alpha\upsilon\sigma\mu\epsilon\text{-}$ . Die Bildung des Dat. Acc. aus urgerm. *uns* (= idg. *ūs*) ist nicht deutlich; überall zeigt sich Einfluss seitens des Singulars (got. *mis* ahd. *mih*), so dass es schwer ist die unbeeinflussten Formen zu rekonstruieren. — Die 2. Person hat im Plural idg. den Stamm *yu* (*iv*) vgl. skr. *yū-y-am* *yu-smān* usw. gr.  $\psi\mu\mu\varsigma$  für *yu-smē-s*; daneben eine enklitische Kurzform Gen. Dat. Acc. skr. *vas* lat. *vis* (aslov. *vy*), von der das Germ. keine Spur aufweist. Der Stamm *yu* (skr. *yū-y-am* lit. *jūs*) steckt in got. *jūs* (an. *ér* ae. *ǣt* ahd. *ir* für Grdf. *jīz* stehen unter der Einwirkung der 1. Person); in den obl. Kas. entwickelte das Germ. das vorgerm. *īw-*, das nach § 15 betont gewesen sein muss, zu *īwā-*; das Westgerm. (ae. *ēow* ahd. *eu iu*) beruht auf urgerm. \**īwe-*, wie westgerm. *uns* vielleicht auf \**unse*; vgl. skr. *yuvām* 'ihr, euch beide' als Dual aus *yūc*. — Der Dat. got. *izwis* an. *ydr* einerseits — ae. *ēow* ahd. *eu iu* anderseits ist gebildet wie bei der 1. Person; und dasselbe gilt von got. *izwara* an. *ykar* ahd. *unwēr* ae. *ēower* aus urgerm. *īwērō*. Die Grundform von got. *izwis* an. *ydr* (über *d* Bugge KZs. 4, 252) ist ganz unklar; Windisch vergleicht cymr. *chwi* aus *sve*; also *izwi-s* für *e-sve-* (vgl. altlat. *e-nos* = *nos*)?

3) Dual. Die Flexion der obl. Kas. deckt sich genau mit der pluralen, wodurch sie sich als sekundär gibt; von den alten enklitischen Obliquen skr. *nau vām* gr.  $\rho\omicron$  aslov. *na-ma va-ma* hat das germ. keine Spur bewahrt. Die gemeingerm. Stammformen sind 1. Pers. *unk-*, 2. Pers. *inq-*; vgl. got. *ugkis iggis* an. *okkr ykkr* ae. *unc inc*; ahd. *unk* Braune § 282, 1 und *ink* (baier. *enk* sauerländ. *ink* in pluraler Verwendung). Auswärtige Zubehör hat sich noch nicht gefunden. Die Bildung des Nom. ist eigenartig vgl. got. *wit* an. *vit it* ae. *wit ȝit* (vgl. aslov. *vě* 'wir beide' skr. *yuvām* 'ihr beide').

## IX. NOMINALE WORTBILDUNG.

§ 53. Flexionstypen. Die germ. Wortbildung macht von der idg. Nasalierung keinen Gebrauch, was sich daraus erklärt, dass innerhalb des Verbums die Nasalierung im Germ. keine Bedeutung mehr hat (oben p. 370, 372). — Die im Skrt. erscheinende Nominalbildung durch *vrddhi* aus primären Nominibus ist wahrscheinlich in kleinem Umfang uridg. gewesen;  $\delta$  zeigt sich im Germ. als *Vrddhi* in einigen denominativen Nominibus; vgl. mhd. *swāger* zu *swēher*, got. *mēgs* zu *magus*; auch got. *-lēhund* zu *taihun*? — Accent als nominalbildendes Prinzip zeigt sich urgerm. nicht häufig mehr

wirksam; auf dem Adj. got. *hauhs* beruht an. *haugr* 'Hügel' KZs. 23, 100. Sonst zeigen sich noch vielfache Spuren, dass der Accent abgeleitete, mit Suffixen versehene Sekundärbildungen gegenüber den Primärworten auch im Urgerm. charakterisiert hat; einzelnes wird alsbald zur Sprache kommen.

Die germ. Wortbildung zeigt zwei verschiedene Typen. Eigentliche lebenskräftige Suffixe haben stets feste, durch Auslautsgesetze unzerstörbare Konsonanten in sich; über diese vgl. den § 54. Daneben gibt es eine Art Wortbildung, welche durch nichts als die Flexionstypen im Germ. charakterisiert sind. Vom idg. Standpunkt aus sind die Flexionstypen germ. *wulfaz* *dayaz* *yastiz* *sunuz* u. s. w. nicht suffixlos; wir haben hier *a i u* vom idg. Standpunkt aus als Suffixe zu bezeichnen, aber hier kann auf intern germ. Gebiet nicht nur von Suffixen, sondern nur noch von Flexionen geredet werden. Hier soll nun in der Kürze angeführt werden, welche Flexionstypen im Urgerm. lebenskräftig waren.

Unproduktiv ist der Typus der einsilbigen konsonantischen Stämme, der neutralen *i*-Stämme und der ganze *u*-Typus, auch die neutralen *n*-Stämme und die *r*-Bildung der Verwandtschaftsbenennungen. Von *a*-Stämmen erhalten sich lebenskräftig feminine Verbalnomina wie got. *skama saurga* ahd. *helfa chlağa frāga gilouba rouba* ae. *notu stalu* u. s. w. Wurzelabstrakta neutralen Geschlechts wie got. *idweīt bimait andahait* an. *hlaup slag* ahd. *wie lip* u. s. w. Maskuline *i*-Stämme äussern sich produktiv in zahlreichen Völkernamen ahd. *Hūni* ae. *Swēfe* an. *Girker* got. *Makidōneis* u. s. w.; ferner Verbalabstrakta teils masc. teils fem. Geschlechts: ae. *cyle* 'Kälte', *ecc* 'Schmerz', *ryne* 'Lauf' ahd. *churi* 'Wahl' u. s. w. Ferner kommen *ja*-Stämme in Betracht (*Stammbildungs*l. § 7. 37. 66. 110. 111. 113); besonders aber die männlichen und weiblichen *n*-Stämme, worüber *Stammbildungs*l. § 15. 16. 35. 36. 38. 78 bis 83. 106. 107. 109. 116. Diese Flexionstypen, welche als erste wortbildende Kategorie für das Urgerm. anzusehen sind, werden mit dem Eintritt der Auslautsgesetze, denen sie fast völlig erliegen, ihrer Lebenskraft beraubt; ihre Produktivität hört im grossen und ganzen auf. Ich verzichte auf die Vorführung von Material, da meine *Stammbildungslehre* Halle 1886 das ange deutete Problem in thunlichster Knappheit durchführt.

Nur einen Punkt will ich anmerkungsweise zur Sprache bringen, der im Germ. eine gewisse Bedeutung hat, ohne im Sanskrit zu Tage zu treten; doch zeigt das Germ. einige Berührungspunkte mit europ. Sprachen. Es werden nämlich im Germ. gern zweite Kompositionsglieder durch Flexionstypen ausgezeichnet, welche den Simplicibus fehlen. Zu lat. germ. *burg-us* gehören *Quadri- Asciburgium* — ein urgerm. Prinzip, für Konkreta *ja*- mit neutralem Genus als Kompositionssuffix anzuwenden (cf. lat. *verbum diverbiūm, mūrus pomoerium, annus biennium, nox aequinoctium* gr. *μεσολύκειον*) cf. got. *apn* : *at-apni*, *nahts* : *andanahiti*; ae. *geār* : *miss're* ZfdA 13, 576; ahd. *aro* : *mūs-ari sparw-ari*, *hār* : *scōp(h)āri*, *weg* : *alkwoicki*, *sunna* : *drisunni*; daher auch got. *gaskalki* 'Mitknecht'. Ein anderes Kompositionssuffix ist *-n-* (d. h. schwache Deklination): an. *hamr* aber *likame*, ae. *pād* aber *hop-pāda*, *ping* aber *intinga* (aus *\*inþinga*) ahd. *gidingo*; ae. *trum* aber *wyrþtrum*, ahd. *frost* aber *gruoftfrosto*, an. *stafr* aber *rādsstafe*; ahd. *tac* aber *sunntago*; got. *leik* aber *manleika*, *daūr* aber *angadaurō*. Feminine *ja*-Bildung zeigen got. *piulangardi* f. zu *gards* und *fūs(h)undi* f. zu *hund* Bugge PBB 13, 327. Komposita, die auf Adjektiva ausgehen, nehmen in derselben Weise *ja*-Bildung an; auch adjektivische Bahuvrhibildungen (cf. lat. *animus-exanimis, arma-semicrimis*); a) ahd. *ziurwāri miltwāri* zu germ. *wēra* 'wahr' (lat. *vērus*); ae. *deþge* zu *long* (lat. *longus*); ahd. *gitriawi* zu got. *triggwa-*; mit grammatischem Wechsel gehören ae. *mōn-freðre* (ahd. *man-dwāri*) und *zetþge* zu ae. *freðs tōh*. b) Bahuvrhiadjektiva sind ahd. *frōmwioti diomuoti* zu *muot*, an. *blá-eygr* zu *auga*, ae. *fyperfete* zu *fōt*, *orþýdre* zu *túddor*, got. *ingardeis usaiþeis* (oder *ingards usaiþs*) zu *garda- aipa-*. Sonst begegnen auch zahlreiche Bahuvrhi-komposita ohne *ja-* (*i-*) Suffix wie ae. *eðpmōd fīperfōt orsorh*. — Das Gotische hat im Dvigu *fiðurdōgs* eine Ablautsform zu *days*.

Sonst gilt im allgemeinen im Germanischen die Regel, dass die zweiten Kompositionselemente sich völlig mit den Simplicibus decken. Beispiele dafür sind unnötig. Noch sei an eine besondere Ausnahme erinnert: an. *foðr* (zu *fader*) z. B. in *Valfoðr*, womit Bugge BBeitr. 3, 101 gr. *\*natypos* vergleicht. Über got. *lēhund* 'Dekade' (*sibunlēhund*) zu *taihun* vgl. § 60.

§ 54. Konsonantische Suffixe. Neben die älteste Schicht von einfachen Wortbildungselementen, welche später zu Flexionselementen wurden, stellt sich in allen idg. Sprachen eine jüngere Schicht, in welcher feste Konsonanten als Charakteristika vor die Flexionstypen traten. So ist *ī-ya* in skr. *vykī an ykṛ* 'Wöllin' durch *n* erweitert in skr. *patnī* gr. *ποτνια*. Der Ausgangspunkt der zum Suffix gehörigen Konsonanten lässt sich teilweise noch erkennen; so ist das eben besprochene Suffix *-nya* (Nom. Sg. *-ni*) ausgegangen von *n*-Stämmen wie z. B. skr. *rājñī* 'Königin' zu *rājan*. Aber vom spezifisch german. Standpunkt aus lässt sich der Ursprung der urgerm. konsonantischen Suffixe nicht mehr erkennen; ihr Ursprung fällt in vorgerm., in die uridg. Zeit. Das Germ. bevorzugt konsonantische Suffixe, da sie durch Auslautsgesetze nicht zerstört werden konnten; vielfach fanden sich beide Typen im Germ. neben einander: got *þiwei* 'Dienerin' ae. *þeowen*, ae. *māge* ahd. *māgin*, got. *frijondi* ahd. *friuntin*, got. *asilus* ahd. *esilin*. Von Adjektiven seien genannt: got. *sunjis* *sunjeins*, ahd. *wār wārīn*, *liht lichtīn*, ae. *blāw blāwen*; ferner ahd. *wērd wirdic*, *rēht rihtic*, desgl. got. *hauhei hauhiþa*, *mikilci mikildūþs*, *managci managdūþs*, *hlūtrei hlūtriþa*.

Weiterhin ist für das Germ. von Belang zu konstatieren, dass Suffixe mit Mittelvokal lebenskräftiger sind als solche ohne Mittelvokal. So ist das *nī* in Skr. *patnī rājñī* innerhalb des Germ. unfruchtbar im Vergleich zu der ablautenden Nebenform *-enī* (*-ni* germ. *-unī*); vgl. got. *Saurini* ahd. *gufin kuningin* u. s. w.; so ist ahd. *-ado* produktiv (Stammbildgsl. § 118), während das einfache *do to* (ahd. *huos-to*) tot ist; das Abstraktsuffix idg. *tā* ist bei weitem nicht so zahlreich vertreten im Germ., wie das damit identische *-etā* (Stammbildgsl. § 120. 121).

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein die gesamten germ. Suffixe durch Material zu veranschaulichen und ihre Urgeschichte anzudeuten; nach beiden Seiten hin sucht meine *Stammbildungslehre* Halle 1886 sowie der 2. Band von Brugmanns *Grundriss* den Anforderungen gerecht zu werden, die man an eine genetische Urgeschichte der Suffixe stellen muss.

§ 55. Kompositionssuffixe. Wir bezeichnen hiermit ursprüngliche Kompositionen, deren zweite Elemente zu Suffixen geworden sind. Die Entstehung solcher Suffixe aus selbständigen Worten hat wohl den germ. Accent zur Voraussetzung: so lange der variable idg. Accent herrschte, konnte wohl kaum ein selbständiges Wort Suffix werden, und wir vermissen diesen Kompositionstypus daher auch in den älteren Stufen der meisten idg. Dialekte. Und innerhalb des Germanischen nehmen diese Bildungen zusehends mehr und mehr Raum ein. Aus der Römerzeit, für welche der spezifisch germ. Accent nach p. 317 bereits gegolten hat, ist *-varī* als Völkernamensuffix überliefert (*Amsīvarī Chasuarī Chatuarī*) sowie *-avia* als Inselnamensuffix (*Austravia Scadinavia Batavia*); vgl. auch ae. *burgware Rōmware* = ahd. *burgare Rōmare* (PBB 12, 379); das *-varī* ist als Simplex im Germ. unbezeugt. Zu *-avia* vgl. ae. *Scēden-13 Scēdþiȝ*. — Das Got. hat bei weitem nicht so viel Kompositionssuffixe als wir aus dem Westgerm. kennen. Das westgerm. *-haid* als Suffix (ahd. *manheit* ae. *wifhād* Zimmer ZfdA 19, 415) erscheint im Got. nur als selbständiges *haidus*; das westgerm. *-dōm* (ahd. *meist artuom* as. *kēsurdōm* ae. *biscopdōm* an. *jarldōmr*) ist auch als Suffix dem Got. fremd; gleiches gilt von den Abstraktsuffixen *-skapi* (an. *vinskapr* ae. *frēondscipe* ahd. *friuntskapf*) und *-skaftu*. Von den später so verbreiteten adjektivischen Kompositionsbildungen finden sich im Got. nur erst Ansätze für *-lika-* (*wafraleiks lapaleiks sildaleiks*) und *-sams* (*lustusams*). Darnach ergibt sich, dass gemein-germ. die Kompositionsbildungen erst in ihren Anfängen waren. Die jüngeren Perioden zeigen in steigendem Masse die Verwendung selbständiger Worte

als Suffixe; sie gehören daher wesentlich in die Geschichte der Ausbildung der einzelnen Dialekte.

§ 56. Koseformen. Wir müssen hier darauf verzichten, das Gebiet der Eigennamen zu betreten, in dem die Koseformen eine grosse Rolle spielen. Hier sollen nur sonstige Bildungen von mutmasslich urgerm. Alter vorgeführt werden; freilich ist nur die Lautform das Kriterium, auf das wir den Verdacht auf Kosebildung gründen: meist sind Geminationserscheinungen der Anhaltspunkt. Germ. *appon-* (got. *atta*) scheint Koseform zu idg. *patēr*, andd. *\*mōna* (auch ahd. *muota*) zu germ. *mōder-* zu sein; ahd. *muoma* 'Tante' ist Kurzform zu ae. *mōdrie*; ae. *fapu* 'Tante' scheint für *\*fapor-swesō* 'Vater-Schwester' zu stehen, wie ahd. *basa* nach Bugge PBB 13, 175 auf *\*badur-swesō* 'Vater-Schwester' zurückgeht (auch ahd. *wasa* scheint damit identisch); über solche Bildungen zu Verwandtschaftsworten vgl. Bugge PBB 13, 175. In Betracht kommen noch ahd. *gotto* aschwed. *gubbe* = ae. *godfaðer*, wohl auch ahd. *eid-um* ae. *āf-um* (zu *Eid*) im Vergleich mit engl. *brother-in-law*.

Noch scheinen einige Kurzformen von Thiernamen hierher zu gehören: ae. *crabba* zu ahd. *krēbiz?* mhd. *wanze* = *wantlūs?* nhd. *Spatz* zu *Sperling?* ahd. *snēcco* zu ae. *snæȝel?* ae. *froga* zu hd. *frosch*. So dürfte an. *vāl* abgekürzt sein aus ae. *vealh-hafoc*, und ahd. *heimo* erweckt den Verdacht ähnlicher Abkürzung. Hierher ahd. *hunno* = got. *hundafaps* skr. *çata-patis?*

§ 57. Komposition. Zahlreiche Komposita zeigen als Stammform im ersten Kompositionselement eine andere Form als im Simplex; cf. got. *midjun-gards* zu *midja-* (skr. *madhyamdina* zu *madhya-*); got. *ala* (-*mans*, -*brunsts*) zu *alls*; *mana*(*sēps*) gegen got. *mann-* (aus *manw-*) ahd. *mana-houbit*; ebenso ahd. *khunawēithi* got. *kuna(wēida* 'Fessel') zu idg. *gonu g'mu* 'Knie'; im Heliand steht überwiegend *himil*: *hēbankuning*; as. *gisinfader* Osthoff MU 4, 121 zu *sūnu*. Wieweit der Stammvokal (*a i u*) in der Kompositionsfuge urgerm. und urwestgerm. erhalten geblieben ist, darüber fehlt noch eine exakte Untersuchung. Innerhalb der litterarischen Überlieferung seien hier einige auffällige Erscheinungen aus dem Nord.-Westgerm. besprochen. *i*-Stämme erfahren Synkope ohne Umlauterscheinungen: ae. *hype* aber *hop-pāda*, *ryze* aber *rug-ern*, *ortgeard* zu ahd. *wurz* (got. *aurtigards*); desgl. mhd. *bōs-heit* *kuon-heit* *trāc-heit* zu *bāse* *kiene* *trāge*. In ersten Kompositionsgliedern fallen als *i*-Stämme noch auf ae. *sculdhēta* an. *skuldlauß*, an. *lédfruma* an. *ljóðbiskup*, ae. *neadȝylða* an. *naudȝjald*; vgl. an. *kvánlauss* zu *kvén* und ae. *sóm- sōm- sam-worht* zu idg. *sēmi* 'halb' § 60. Alte adjektivische *u*-Stämme, die ja im Westgerm. in *ja*-Stämme übergehen, haben im Urwestgerm. in der Kompositionsfuge noch das alte *u* gehabt; daher zeigen sich Spuren von Rückumlaut: ae. *swēte* aber *swōtstenc*, *enġe* aber *angsum*, as. *ēdili* aber *adal-kunni*. Genetive als erste Kompositionsglieder sind urgerm. selten; in Betracht kommen als früheste Schöpfungen die dem Lat. nachgebildeten Benennungen der Wochentage wie ahd. *Donarestac* ae. *Wōdnesdæg* aus (ihr Alter s. p. 306); cf. noch got. *baurġswadilfus*; aus dem Ahd. gehören wohl hierher mit Genetiven der *n*-Deklination *ihhin-amo* *erin-grioz* (letzteres zu *aro* cf. ae. *earnȝeat*); mhd. *māntac* wohl auch aus *mānintac* (*Lunae* dies) sowie *sūn-giht* *sūnne-wēnde* (aus *sunnin-*). In Betracht kommt wohl auch der Völkernamen *Canninē-fates*, der als erste Kompositionselement einen Gen. Plur. *\*canninē* zu enthalten scheint. Über die im Westgerm. auftretenden Kompositionen, die auf ursprünglicher Juxtaposition beruhen (ae. *fleowertig* ahd. *fiorzuc* gegen got. *fidwōr tigjus*) vgl. die p. 348. 349 aufgeführten Materialien.

Dunkel ist die Behandlung alter neutraler *os-* *es*-Stämme in der Komposition. Ein beweiskräftiges Zeugnis gibt germ. *fūs-hund* 1000' = aslov. *tysęsta* zu idg. *tūs* (skr. *tavas tavis-*) nach Bugge PBB 15, 327. Sonst kann



got. *sigis-laun* alten Typus aufweisen; desgl. ae. *æ3er-3elu* zu *æ3*, aber auffällig ae. *hrifhyrde* zu *hryper*.

Wenn wir von den durch die oben p. 338 behandelte Lautverschiebung bedingten Kompositionselementen, soweit sie von den Simplicibus abweichen, hier absehen — finden wir im ersten Gliede alte Ablautsformen innerhalb des Idg.; vgl. ae. *nasfýrel* zu *nosu*; ahd. (Notk. Ps. 17, 46) *fa3-wæsa* zu *fuoz*; an. *ik-ørne* zu *cik*; zu ahd. *māno* (aus idg. *mēnôt*) 'Mond' gehört ahd. *mānōd-siuh* ae. *mēnaf-sēoc*, -*fyllen*. Von dem alten idg. Stamm *ghom* 'Land' haben sich as. *gam-bra* und *gam-ban* 'Steuer' als Komposita erhalten. Zu germ. *augô*, das durch Anlehnung an germ. *auzô* aus idg. *o3 o3i o3en o3es* entstanden ist, hat als erstes Kompositionsglied eine Form germ. *awi-* (aus \**a3wi-* Kögel Litt.-Bl. 8, 110) in ahd. *awi-zorah3t ouzoraht*. Zu germ. *auzô* gehört wohl auch eine germ. Nebenform *auzi- ausi-* (lat. *auris*), welche Leskien in dem entlehnten aslov. *use-ręgu* 'Ohrring' vermutet. Zu ae. *sulh* vgl. die Nebenform *seulh-* in kent. *seulung* (aus \**seulh-lęng*) cf. gr. *αῖλα3* (Sweet Engl. 3, 151). Zu idg. *us- aus- usra- ausra-* u. s. w. 'Morgenröte' (ae. *Eostre* bei Beda) gehört ae. *æarendel* 'Morgenstern' = ahd. *Ör-(w)entil*. Der idg. Stamm *naw* 'Schiff' erscheint als erstes Kompositionselement in an. *nau-st* 'Schiffsstation' (ebenso ahd. *3wi-st*; cf. skr. *gô-3ṭhā* 'Kuhstall').

Das Altgerm. bewahrt manche uralte Komposita, welche in jüngerer Zeit das Aussehen von Zusammensetzungen verloren und das Aussehen abgeleiteter Primitiven angenommen haben. 1) Ist die lautgesetzliche Zerstörung des ursprünglichen Lautcharakters des zweiten Kompositionselementes die Ursache der Verdunkelung der alten Komposition; vgl. got. *þūsundi* nach § 60 aus *þūs-hūndi* = *tūs-kmti* 'Vielhundertheit'; ein Primitivum germ. \**sta-* 'Standort' (skr. *gô-3ṭhā* 'Kuhstall') steckt nach Pott in ahd. *3wi-st* 'Schafstall' aus \**awi-sta-*) und nach Bezzenberger in an. *nau-st* 'Schiffsstation' (aus idg. \**nau-sta-*) zu an. *nór* skr. *nāus* (Schmidt *Pluralbildung*, 346). Ausser jüngeren Fällen wie ahd. *wur3ala* gegen ae. *wyr3-walu*, ahd. *burgare Rīmare* gegen ae. *burgware Romware* bleibt für lautgesetzliche Störungen alter Kompositionsformen auf PBB 12, 378 zu verweisen. 2) Kann das Aussterben altererbter Simplicia die Verdunkelung der Komposita bedingen; dazu kommt meist, dass der Ausgang der Zusammensetzungen an bekannte Suffixe erinnert; so hat Mahlow AEO p. 52 das got. *sin-teins* 'täglich', worin die Sprache leicht das bekannte Ableitungssuffix *-eins* vermuten konnte, mit Recht dem skr. *dina* asl. *dinē* 'Tag' gleichgestellt, das im Urgerm. verloren ging, an. *ga-mall* (aus *gá-mâl*) 'bejahrt' (eigtl. 'bezeitet') zu got. *mēl* 'Zeit'. So dürften auch an. *ga-man* (cf. *ein-man*), got. *fair-ina* (cf. *inilō*) eigtl. Komposita sein.

Abgesehen von den Verbalpräfixen kennt das Germ. das idg. Negationspräfix *n* = germ. *un*, verwandt mit got. *ni* 'nicht' und *inu* 'ohne'. Idg. *dus-* hat im Altgerm. die Lautgestalt *tuz*, dessen *z* sich aus der Unbetontheit des skr. *dus-* 'schlecht' ergibt; vgl. got. *tuzwērjan* zu ahd. *zürwāri*; ahd. *zürwān zūrlust* u. s. w.; beachte ahd. *zur-del* aus \**tuz-pōl* zu ahd. *dolēn*.

Das idg. Präfix *su* ist im Germ. geschwunden; doch vgl. noch *Su-gambri* zu ahd. *gambar* 'tapfer'; auch got. *sw-ikns* 'rein' zu skr. *yajña* 'Opfer'? Doch kann das letztere auch ein germ. Präfix *swi-* zeigen, das noch in got. *swi-kunfs* ae. *sweco-tol* (aus \**swi-tal*) 'manifestus', ae. *swetiss* ahd. *swibogo* (ae. *swæheald?*) stecken könnte. Über urgerm. *wē-* in an. *vesall veill* (aus \**we-sâlR* \**we-hailR*) vgl. Bugge NArk. 2, 226; dazu got. *waifairhejan?* Dem skr. *bhūri puru* der Zusammenhang entspricht ahd. *bora-* (in *bora-lang*) und *filu* (in *filuweis*).

Von den idg. Kompositionsarten sind am frühesten die Additionskomposita (dvandva) ausgestorben, wobei nur die Zahlen wie got. *sibuntaihun niuntaihun*

17. 19 (lat. *undecim* gr. *δέδεκα* u. s. w.) erhalten geblieben sind; dazu noch je einmal belegte as. *gisinfader* ac. *suhterzefaderan* *āpumsverian* (Verwandschaftsbandva sind altgerm. ersetzt durch Bildungen wie an. *fedgar mādgar fedgen mādgen systken*; cf. got. *fadrein birusjōs*). Eigennamen wie *Anglisaxones* ae. *Weder-Gēatan* sind erst jungen Datums, vgl. Storch, *angls. Nominal-komp.* p. 5.

Völlig fremd sind dem Ugerm. Komposita wie aind. *mandād-rāra* 'Männer erfreuend', es sei denn, dass die von Falck PBB 14, 42 behandelten an. Komposita doch uralt wären. — Alte Avyayibhāva wie skr. *yathā-vacān* sind bei der Lehre vom Accent § 21 zur Sprache gekommen. — Sonst kennt das Germ. alle Kompositionsarten, die auch in den verwandten idg. Sprachen vorkommen. 1) Bahuvrihi-Adjektiva wie got. *hauh-hairts* 'hochherzig', *hrainja-hairts* 'reinherzig', *laus-a-wairds* *laus-handus* *laus-gifrs* *twalibweintrus*; got. *unlēfs* eigtl. 'besitzlos', *unwammus* 'fleckelos'. 2) Tatpuruṣa sind sehr gewöhnlich: got. *fōtu-baurd* *fōtu-bandi* *gūdhūs-gupablōstreis* *manamair-prja* *manasēfs* *matibalgs* u. s. w.; mit Flexion im ersten Kompositionselement vgl. got. *baūrgs-waddjus*. 3) Ugerm. Karmadhāraya sind — wenn man von der Komposition mit Präfixen absieht — nicht sehr zahlreich gewesen; erst mit dem Westgerm. treten sie wirksam auf, scheinen aber jüngeren Ursprungs zu sein, indem sie durch sekundäre Zusammenrückung unter dem Einfluss des Satzaccents entstanden sein können (oben p. 348): as. *aldfader lōsaword* ahd. *juncfroweica quēbrunno* u. A. Eine auffällige Zusammensetzung zweier Substantiva (nach Art des nhd. *Königinnmutter* gr. *λεάνθροπος* *λαρόμαντις*) scheint in got. *þiumagus* ac. *frēadryhten* *wine-dryhten* *þéow-mon* *wif-mon* zu stecken; auch ac. *carlfugol* *cwēnfugol* *hysecild* *heortbucca* *hindcalf* vgl. Storch, *Angls. Nominalkomposita*, p. 9. 16. Ähnlich ist wohl das Adjektiv as. *wūðbrēd* zu beurteilen; auch ae. *earnmeariz*?

§ 58. Komparation. Brugmann KZs. 24, 54, Joh. Schmidt KZs. 26, 377, Brugmann Grdr. II, § 81, § 135. Das germ. Komparativum ist *iz*, für das Mahlow AEO 46 Provenienz aus *jes* durch (*jiz* vermutet (Joh. Schmidt hält *is* neben *jes*: *jōs* für uralt). Die Erweichung von idg. *s* zu germ. *z* erklärt das Vernersche Gesetz; dass urspr. Wurzelbetonung galt im Komparativ, zeigt Verner KZs. 23, 127 an got. *jūhiza* an. *ōre* (Grdf. *\*jūhizōn* neben *junga-*); über ahd. *elthiro* neben *alt* Paul LtBl. I, p. 3. Beachte auch ae. *læssa* gegen *læresta*. Sehr auffällig ist der grammatische Wechsel in ae. *end* an. *endr* 'früher' zu lat. *antea*. Ablaut besteht zwischen got. *sēls* ae. Kompar. *sælla* *sella* aus *\*sōlizon-* und in ahd. *sūlōr*; vielleicht gehört an. *lāgr* 'niedrig' zu gr. *ἐλάχιστος* altir. *laigiú*.

Ursprünglich geht die Komparation nicht von einem Positiv, sondern von der Verbalwurzel aus; vgl. etwa gr. *μείων* zu *μεινύω*, skr. *yāvīyams* zu *yauvañi* (altir. *óa* zu *óac*, umbr. *jovie* Bechtel BBeitr. 7, 4). So erklären sich die Steigerungen ohne zugehörigen Positiv (ae. *læssa* got. *batiza* *wałrsiza* an. *fleire*) an Stelle einer Wurzelbildung wie gr. *μείων* schliesst sich die germ. Komparation näher an das zugehörige Verb (gr. *μεινύω* lat. *minuo*) an; got. *minniza* für ugerm. *mi-nu-is-* (vgl. lat. *minor* aslov. *minjē*), got. *jūhiza* (aus *jūhiza*) ist keine alte Wurzelbildung, sondern beruht auf dem Positiv (*junga-* aus *\*junχó* *\*junkó* für *\*juwēnkó*); doch scheint ahd. (Tat.) *jugiro* Hel. Cott. *jugro* nach Bugges Gesetz PBB 13, 504 aus *\*juwiza* (: skr. *yāvīyams*) entstanden zu sein. Eine alte Wurzelkomparation erkennt Osthoff PBB 13, 431 in got. *maiza* aus Wz. *mē* (Positiv *mērs*, mit altem *ro*-Suffix); an. *fleire flestr* stellt sich mit gr. *πλείων* *πλείστος* *πολύς* altir. *lia* zu idg. *pel plē*). Eine dem gr. *μεζών* *μέγιστος* (zend *mazīsta*) konforme Steigerung fehlt.

Das germ. Superlativsuffix *-ista-* entspricht dem gr. *ιστο* (*ἰδιστός* *κάκιστος*) skr. *iṣṭha* (*svādiṣṭha* *vāriṣṭha*). In fries. *lresta* ac. *læresta* zeigt sich gram-

matischer Wechsel gegen ae. *lēs* as. *lēs*, also *-istō-* voraussetzend (vgl. altind. *jyēsthā kanīsthā*, aber im Altind. überwiegt Wurzelbetonung). Die dem Suffix von skr. *yāviśthya* gr. *λοιστήιος* (lat. *Novistius*?) entsprechende idg. Suffixform *isthio* fehlt germanisch. Beispiele urgerm. Komparation sind etwa got. *hauhiza hauhists*, ahd. *lengiro lengist* als ablautslose Wurzeladjektiva; ohne grammatischen Wechsel erscheinen got. *hardus hardiza hardists*, ahd. *jung jungiro jungist* — alt *ēltiro ēltist*; zu *hē-r* wird gebildet ahd. *hērro*, während gemeinidg. der Komparativ etwa *\*koi-yes-* (germ. *\*haizon-*) lauten mochte. Für die germ. Komparation gilt daher folgende Norm: die Steigerungen knüpfen an den Positiv (nicht an die Verbalwurzel) an und geben den ursprünglich vorhandenen grammatischen Wechsel und den Ablaut auf.

Neben den älteren Suffixformen *izon-* *ista-* zeigt das Germ. jüngere *ōzon-* *ōsta-*: got. *frōdōza frōdōsts*, *armōza armōsts*; ahd. *liobōro liobōst*, *liohtrōro liohtrōst* u. s. w. »Für sie ist nur von Mahlow AEO 46 eine lautlich haltbare Erklärung aufgestellt; nach dem Muster von *nēh* Komp. *nēhvis* habe sich zu den Adverbien auf *ō* ein Komparativ auf *ōis* gebildet, letzteres sei zu *ōs* kontrahiert wie *salbōima* zu *salbōma*. Der Parallelismus von *nēh*: *nēhvis* = *sniumundō*: *sniumundōs* ist vollständig« Joh. Schmidt KZs. 26, 390.

Das idg. Komparativsuffix *tero* (gr. *γλυκύτερος*, skr. *āmātara-s* Brugmann Grdr. II, § 75) mit der älteren Nebenform *cro* bewahren die germ. Dialekte bei Adjektiven in keinem Falle mehr. Über Pronomina wie ae. *ō-per hwa-per* und über Adverbialkomparative wie got. *af-ar aftarō hindar undar* u. a. ist vom Germ. aus nichts zu ermitteln; sie sind im Germ. gänzlich unproduktiv.

Daneben ist ein uraltes Superlativsuffix *mo* bei Adverbien und Adjektiven mit lokaler Bedeutung lebendig geblieben: got. *fr-uma* (: as. *for-mo*) zu *faira*; got. *hinduma* ae. *hindema*; got. *innuma auhuma aftuma iftuma*, dazu auch *hleiduma* und (das substantivierte) *miduma* (= zend *madema*). Aus dem Ae. weist *letemest* auf *\*latuma-*. Ausserhalb des Germ. sind Bildungen wie skr. *caramā* 'letzter', *paramā* 'fernster', auch skr. *prathamā* 'erster' zu vergleichen (Brugmann II, § 72).

Dieses Suffix *mo* wird durch *sta-* weitergebildet in got. *hind-umists aft-umists auh-umists fr-umists* ae. *fyrmost niodemest ūtemest* u. a.; ähnlich ist im Lat. *isso* (aus *-istho-*, cf. *\*ossa* aus *ostha* - skr. *astha*) durch *-mo-* erweitert zu *-issimus*.

§ 59. Adverbia. 1) Adjektivadverbia der Art und Weise. a) Das Got. hat eine altentümliche Bildung auf *ba* (*ubila-ba gatēmi-ba hardu-ba*); Osthoff knüpft sie KZs. 23, 93 an aslov. Abstrakta auf *ba* (*zūloba* 'Schlechtigkeit' zu *zūlū* 'schlecht'), so dass got. *-ba* als Abl. oder Instr. zu fassen wäre. b) Die got. Adverbia auf *ō* (*galcikō sprautō usdaudō*) entsprechen den an. *a*-Adverbien (*lika vīða gjarna illa*), ae. *ist -e* (*zelice zeorne*): die Endung beruht auf germ. *ōm* = idg. *ām*; Osthoff KZs. 23, 90 hält sie für Acc. Sg. Fem. (vgl. lat. *clam coram perperam*). c) Davon verschieden ist ahd. as. *-o* (*lango ubilo gerno*), auf germ. *-ē*, eigtl. *-ēd* zurückweisend; vgl. altlat. *facillumēd* falisc. *rectēd* osk. *amprufid*. Für die ae. *e*-Adverbia und die hd. ndd. *o*-Adverbia ist zu merken, dass die *i*-Stämme (eigtl. die *u*-Stämme?) Rückumlaut haben, d. h. ihre Adverbia ohne *i*-Element bilden: ae. *ēade sōfte* ahd. *fasto scōno* (aber got. *arwō andaugjō alakjō*?). d) Dem got. Adverb *unwēniggō* 'unverhofft' entsprechen im Suffix (nicht auch in der Endung) ae. *ānunga eallunga dearnunga* u. s. w., as. *wissungo*, ahd. *gāhingūn italingūn*; nach demselben Prinzip bildet das Westgerm. auch Substantivadverbia wie ahd. *stālingūn ruckilingūn* ae. *ēclinga fēringa*. e) Einzelheiten: zu *γōda-* gehört got. *waila* ahd. *wola*; zu an. *mikell* an. *mjök* aus *\*mekō* (gr. *μεγα* skr. *mahi*); zu *lytel* ae.

*lyt*. — Auf *in im* scheinen geendet zu haben ae. *éne* 'einmal', *hédre* 'heiter', *hwéne* 'wenig' zu *án hador hwón*, an. *lengi* zu *langr*.

2) Komparativadverbia auf *ur*germ. *iz* (lat. *magis*): \**airiz aufiz andiz batiz firriz laisiz sôliz weirsiz samftiz tulgiz sîpiz* = ae. *ár ýþ end bet fyrr lés sæl weys séft tylz sîþ*; \**minniz haldiz* = ahd. *min halt*; \**framiz garweiz langiz nêhweiz* = an. *fremr gorr lengr nêr*; vgl. noch got. *hauhis mais*. Daneben finden sich jüngere Adverbia auf *ôz*: got. *aljaicikôs, sniumundôs* an. *sjaldnar sjaldar* = ae. *seldnor seldor*, ae. *nêar* ahd. *nâhôr*.

3) Superlativadverbia: gleich der flexionslosen Neutralform des Sg. got. *frumist maist an lengst first, nêst betst mest* — *oplast vidast framast* ae. *mêst seldost* ahd. *êrist bêzzist hartôst* (cf. lat. *minimum* gr. *πλεϊστον*).

4) Zeitadverbia. Auf *n* enden got. *þa-n* 'damals', *þa-n* 'wann', *suma-n* 'einst', ahd. *sama-n* 'zugleich', *sêlta-n* an. *sjaldan* 'selten' (got. *silla-leiks*); in as. *âdro ofto* ahd. *fërro sâno* ae. *zêara zcostra sôna* got. *ufta fabra* scheint eine vorgerm. Endung *-em -ed* zu stecken; abweichend ae. *oft* und *êft* (as. *êft*). Singulär ist an. *i gær* 'gestern' (lat. *hieri*). Sonst kommen alte Avyayibhâva-komposita in Betracht wie lat. *postridie* gr. *σ-ημερόν αὐθ-ημερόν*, skr. *ai-sâmas* 'heuer', *parêdyâi* 'morgen', *pûrvêdyûs* 'gestern', *aparêdyûs* u. a. mit Pronominibus als erstem Worthelement in echter Komposition; vgl. ahd. *hinaht* sowie ahd. *hiu-tu* aus \**hiu-ktu* \**hiu-tku* = \**hiu-tagu* 'heute' sowie ae. *îde zes þysdôgor* (weiteres Material s. oben § 21).

5) Ortsadverbia der Ruhe zeigen *r*: got. *hâ-r* (ahd. *wer-gin* as. *hwer-gin*) *þa-r* *hê-r* *alja-r* (ahd. *sâ-r* neben *sâ-no*); man vergleicht skr. *ka-r-hi* 'warum' (*prâtar* 'frühe', *punar* 'wieder') sowie lit. *kù-r* lat. *cu-r*; zunächst steht armen. *u-r* 'wo'. — Vercinzelte Bildungen ahd. *dorot* 'dort' und got. *dalapa* 'unten'.

6) Ortsadverbia auf die Frage woher zeigen got. Suffix *þrô* in *þa-þrô* u. s. w.; Osthoff KZs. 23, 91 bietet einen Erklärungsversuch. Ein anderer Typus steckt in got. *innana aflana útana* u. s. w. ahd. *obana innana* as. *nidana* ae. *heonane*. Daneben ahd. *danân hinân* u. s. w. Verkürzter Typus ist ahd. *da-na hi-na heimi-na*; vgl. ausserdem an. *þa-dan þa-dan hê-dan*, woran sich wohl auch an. *ves-tan aus-tan nor-dan* ahd. *wes-tana* (beachte *Wisi-gothi*) sowie *ôs-tana* (vgl. skr. *us* 'Morgenröte') anschliessen.

7) Ortsadverbia auf die Frage wohin: got. *þa-drê jain-drê hi-drê* an. *þa-dra hê-dra*; dazu mit abweichendem Kasussuffix ae. *þa-der þi-der hi-der hwi-der* (verwandt ist skr. *tâ-tra yâ-tra puru-trâ* lat. *ci-tra* sowie nach Hübschmann armen. *an-dr* 'dorthin'); dazu wohl auch an. *aus-tr ves-tr* zu \**aus-ves-*. — Ein *d*-Suffix steckt in ahd. *thar-ôt war-ôt hêrôt* = as. *tharod hwarod herod*; auch in got. *þa-þ alja-þ dala-þ*. Joh. Schmidt vergleicht KZs. 19, 274 aslov. *tada* 'dorthin', *kada* 'wohin'. — Ein dunkler gekürzter Typus steckt in ahd. *dara wara hêra*. — Das *t* in ae. *tas-t wes-t* 'nach Osten, Westen' ist wohl identisch mit dem Dental in got. *þa-þ jain-d*.

8) Präpositionaladverbia: aus den Behandlungen derselben durch Paul PBB 4, 468; 8, 219 und Joh. Schmidt KZs. 26, 20 ergibt sich nur soviel als sicher, dass sie um einen Ableitungsvokal länger als die Präpositionen waren; es sind zahlreiche Störungen eingetreten; wahrscheinlich repräsentieren folgende Paare eine urgerm. Lautverschiedenheit von Präpos. und Adv.: ahd. *mit* Präp. — *miti* Adv., *ubar* Präp. — *ubiri* Adv., *gagan* Präp. — *gagani* Adv., *widar* — *widiri*, *nidar* — *nidiri*, an. *umb* — ae. *ymbe*, as. an — *ana* (an. *d* — got. *ana*), got. *af* ae. *of* — ahd. *aba* u. a.

§ 60. Zahlwörter. 1) Europ. \**oino-s* = germ. \**aina-z* (lat. *unus* altir. *din* aslov. *inû* apreuss. *ains* lit. *wénas* gegen griech. *οἷος*; zd. *aeva* und skr. *ka*); beachte den Acc. Sing. ae. *énne* run. (Strand) *mininô*. — Von dem

idg. \**sem-* (fem. \**smī*) 'eins' in gr. *εἷς μᾶ ἅ-παξ* und lat. *semel* stammt nur noch got. *simlē* 'einst'. — Das Ordinale got. *fr-uma* (cf. *inn-uma aft-uma* u. s. w.) as. *for-mo* ae. *for-ma* ist mit Superlativsuffix *mo mo* zu dem Präpositionalstamm got. *faura* idg. *pr* gebildet; dazu lit. *pirmas* griech. *πρώτος*. Das damit zusammenhängende idg. \**pr̥two-* \**pr̥twyo-* 'erster' (= skr. *pūrva pūrva* apers. *parvā* zd. *paourva* aslov. *pr̥vū* griech. *πρώτος*) ist germanisch substantiviert zu got. *frauja* ahd. *frō* 'Herr' (vgl. nhd. *Fürst* gegen engl. *first*). Das Westgerm. zeugt aus *fora* einen jüngeren regulären Superlativ ahd. *furisto* ae. *fyresta*. Für 'halb' hat das Germ. eine dem skr. *sāmi-*, lat. *sēmi-* entsprechende Form erbt in Zusammensetzungen wie as. *sām-quic* alid. *sāmi-quēck -lōt*. Sonst herrscht ein dem Germ. eigentümliches zu der skr. Wz. *kṛp* 'teilen, ordnen' gebildetes Adj. *halba-z* (vorgerm. *kolpōs*). Bruchzahlen wurden urgerm. gebraucht nach dem Typus ahd. *ander halp*, *drillo halp* = ae. *ofer healf*, *fridda healf* = an. *hálfr annarr*, *hálfr þriddr*.

2) Idg. *duo* fehlt im German.; dafür *dwōð* mit reicher Formenentwicklung. Urganisch ist der Gen. \**dwajjē* = got. *twaddjē* an. *tweggja* ahd. *zwēio* (Grdf. \**dwōj-ēm*); urgerm. ist auch der Dat. got. *twaim* an. *twim(r)* ahd. *zweim* ae. *twēam* aus \**twaimiz* = vorgerm. *dwai-mis*. Der in got. *twaddjē* *twaim* erscheinende Stamm \**twaj* \**twai* erscheint noch im ahd. Neutr. *zwei* aus urwestgerm. \**twajju*, in got. *twai* an. *twai-R* und in ahd. *zwē-ne*. Dem idg. *dwōð* entspricht das Neutr. got. *twā* an. *tvā*: ae. *tū* aus \**twē* \**twō*. Unklar ist die Bildung von ae. *twēzen* as. *twēne* ahd. *zwēne*. Aber das Neutr. as. *twē* ae. *twā* ist alte Dualform = skr. *dvē*. — Das Ordinale ist \**anpera-z* = aslov. *vutorū* lit. *antras* (gegen skr. *dvitīya* zd. *dṛitīya*); über ae. *anderzylde* s. § 18; über me. *the ender dai* § 47. — In Zusammensetzungen ist 'zwei' germ. \**twi-* (griech. *di-*, lat. *bi-*, skr. *dvi-*): ahd. *zwei-vall* ae. *twiſeald* an. *twiſald*. — 'Zweimal' ist idg. *dwis* (lat. *bis* griech. *δις* skr. *dviś*) = mhd. (md.) *zweis* = an. *twisvar*, wozu mit Grdf. germ. \**twiz-* ahd. *zwirōr* *zwiro* ae. *twiwa* *tuwa*.

2b) Für 'beide' hat das Germ. den idg. Stamm *bho* (skr. *u-bhā* gr. *ἀμ-γω* lat. *am-bo*) verwandt und zwar flexivisch mit *zwei* übereinstimmend: got. *bā*: *twa*, an. *beggja*: *tweggja*, ae. *bā*: *twā* u. s. w. Das Nord-Westgerm. hat an das Zahlwort den Artikel geschweisst, weil derselbe syntaktisch meist folgte (ae. *bēzen þā zehroþru* = gr. *ἀμφοτέρου οἱ λόγοι*); so deutet Koch Engl. Gr. II § 271 me. *bēthe* aus ae. *bā þā* und Sievers macht PBB 10, 495 den gleichen Ursprung für ahd. *bē-de* durch einen Hinweis auf die Genusverschiedenheit in schwab. *bē-d* *tue-d* *boa-d* wahrscheinlich. Meringer KZs. 27, 236 deutet an. *bā-fer* aus \**bai* + *þai-k*, acc. *bāþa* aus \**banz þanz* (über die Unbetontheit des Artikels s. oben § 21). In as. *bē-thiu* ahd. *bē-thiu* *bē-thiu* steckt der neutrale Dual \**bai* = skr. *ubhā*. — Isoliert ist die Bildung von got. *bajōps*.

3) Idg. *tri-* = germ. *fri-*: die urgerm. Flexion war \**pr̥iz* (aus \**tr̥eyes*), Acc. \**prin*z Dat. \**primiz* Gen. \**prijē* für Mask. Fem.; N. Acc. des Neutr. war urgerm. *prijō* = got. *prija* an. *þrjú* ahd. *driu* ae. *þrēo*. (Das uralte Feminin ir. *teoir* skr. *tisrās* fehlt im Germ.). — Das Ordinale idg. *tretios* *tritos* (skr. *trītya* zd. *trītia* aslov. *tretij* lit. *trėszas* lat. *tertius*) ist germ. \**pridjan-*: got. *pridja* ahd. *drillo*.

4) Idg. *getwōr* *getūr* (*qtwōr qtür qtrū*) Joh. Schmidt KZs. 25, 43 erscheint im Germ. mit Labial: Grdf. \**petwōres* = got. *fidwōr fidur-* (krimgot. *fyder*). Der innere Dental zeigt sich ausser im Gotischen noch in salfränk. *fider-thūschunde* Jak. Grimm GDS 552, in aschwed. *fjæper-skötter -skipter* Rydquist II, 559 und in ae. *fyfer-fēte -scyle* u. s. w. und andern aschwed. und ae. Kompositis; nur im Gotischen hat das Simplex den Dental bewahrt. Das Nord-Westgermanische zeigt dafür im Simplex die Lautentwicklung eines idg. \**qetwōr* \**qetūr*, welches wahrscheinlich irgendwie aus idg. \**qtwōr* (etwa durch die Mittelstufe \**qetwōr* in lat. *quar-tus* Joh. Schmidt KZs. 25, 49 und mit Ergänzung des Anlauts von idg. \**qetwōr* -) herstammt auf \**qetwōr* \**qetūr* beruhen germ. \**ſetwōr* \**ſetūr*; die *γ*-Form zeigt sich in altisl. *fjögör* aschwed. *fjughur* nplur., sowie altisl. *fjögör* aschwed. *fjugharra* Germ. Plur.; sonst herrscht skand.-westgerm. die Form mit gesetzlich verlorenem *γ* (got. \**ſetwōr*) = an. *fjörer* ae. *fjōwer* andld. *fjōwar*. Die mutmassliche urgerm. Flexion war Masc. \**ſetwōriz* \**ſetwōriz* Gen. \**ſetwōrē* \**ſetwōrē* Dat. *ſetwōrim* *ſetwōrim* Neutr. \**ſetwōr* \**ſetwōr* (von der idg. Femininbildung skr. *cātāsrās* zd. *catanhrō* altir. *cethoir* fehlt jede Spur im

Germanischen). — Beachtenswert ist die Kompositionsform mit hartem Reibelaut in ae. *fyffer-seyte fyffer-fête* (abweichend got. *fatur-dôgs*), welche durch die Betonung von skr. *câtur-ânga câtus-pād* u. s. w. oben § 18 erklärt wird. Das Ordinale ae. *fiorþa* ahd. *fiorðo* weist mit lat. *quartus* auf eine Grdf. *q<sup>4</sup>-tho-* für *q<sup>4</sup>er-tho-* 'vierter'; das Germ. hat den Anlaut *qe-* ergänzt (gleichsam lat. *\*quēquartus*); dazu osk. (nach Bugge) *trulus* aus *\*qtrulus* sowie skr. *caturthā* lit. *keturta* asl. *četrŭti* russ. *četyrtŭj* (und skr. *turīya* zd. *tuiria* 'vierter' aus *\*qterio-*).

5) Idg. *\*pénqe* = germ. *finf* mit auslautendem *f* aus *p* = *q* nach Osthoff MU. I, 94; Kauffmann PBB 12, 512 findet den alten Guttural in md. oberd. *fuchts'in fuchtsic*. Ablaut waltet nach Möller EStud. 3, 152 in ahd. *funfto* gegen got. *finfta* 'fünfter'.

6) Idg. *\*seks* = germ. *sehs* (die idg. Grdf. *\*sewēks* fehlt dem Germanischen gänzlich). Das alte Ordinale *seкто-* erkennt Sievers Mo. Unt. 4, 329 in an. *sette* ahd. (Tat.) *sēhto*; vgl. griech. *ἕκτος* (noch altertümlicher ist zd. *zstua*); got. *sahsta* ahd. *sehsto* beruhen auf Einfluss der Grundzahl (wie lat. *sextus*).

7) Idg. *\*septni-* im Germanischen ging *t* zwischen *p* und *m-n* vor der Lautverschiebung verloren (vgl. ahd. *āband* ae. *āfen* gegen ae. *āften* an. *ap-tann*); also germ. *sebn* aus *\*sepn* für *\*septn*; doch hat die Lex Salica noch *septun* (= *\*seftun*). Das Ordinale ist ahd. *sibunta* ae. *seofoda* (dagegen mit einfachem *o*-Suffix lat. *septim-us* griech. *ἑβδομα-ος*).

8) Idg. *októ októu* = germ. *ahtau*; das Ordinale got. *ahтуда* gegen ae. *eahtopa* ahd. *ahtodo* (mit einfachem *o*-Suffix lat. *octāv-us* griech. *ὀκτώ-ος*).

9) Idg. *ἑνὴν νέων (nēwm)*: got. ahd. *niun* beruhen auf flektiertem *newen-*; konsonantisches *w* zeigt noch ahd. (Otf. 2, 4, 3 VDF) *niuan* Scherer ZGDS 2 583; as. *nigun* aries. *niugun* ae. *nigon* haben Übergang von *w* in *ɣ* nach Bugges Regel PBB 13, 504. Ordinale got. *niunda* ahd. *niunto* (ae. *nizopa*) gegen lat. *non-us* (skr. *navam-a*).

10) Idg. *\*dēkmt* (lit. *deszint*) Mahlow AEO 158 = got. *taihun*; ahd. *zehan* aus idg. *\*dēkomt*. Ordinale ae. *teozopa* as. (Freck.) *tegotho* (got. *taihunda* ahd. *zehanto*) = aslov. *deset-ŭ* lit. *deszint-a* griech. *δέκατ-ος*, also idg. *dēkmt-o*.

Von got. *taihun* ahd. *zehan* aus ist das *n* in got. *sibun nim* = as. *sibun nigin*, das eigtl. apokopiert sein müsste, restituiert; an dieser Restituierung haben vielleicht noch die Ordinalia *\*sibunda niunda* Anteil (Osthoff MU I, 130).

11—12) Got. *ainlif twalif*, an. *ellifu tolf* ae. *ænleofan twelf* ahd. *einlif zwelf*. Das Element ahd. *-lif* (mit grammat. Wechsel in got. *ainlibim twalibim*) beruht auf *\*lipe* für *\*lige*, das im Lit. (*tvėnolika dwylika* u. s. w.) die Zahlen 11—19 bildet; seine Bedeutung ist umstritten Jak. Grimm Germ. I, 20; man sollte 'zehn' vermuten. 13—19: Dvandvakomposita got. *fidwōrtaihun fimftaihun* ahd. *drīzehan niunzehan* u. s. w., ae. *fifstýne cahtatýne* = an. *fimmtán nttján*; dazu mit doppelter Flexion ahd. *fone dien anderēn drin zēnin* bei Graff 3, 928. Für Zwischenzahlen 18, 19 resp. 28, 29 u. s. w. ist Subtraktionsbenennung urgerm.: ahd. *eines min danne fimfzug* mhd. (bair.) *zweiminzwainzec* ae. *twā lās twentiz* an. *einu(m) fātt i fimf tige, tweim fātt i tlu tigu* u. s. w. Die zugehörigen Ordinalia werden gebildet wie got. *fimfta-taihunda* ahd. *dritto-zehanto* Jak. Grimm Germ. I, 27.

20—60) Diese Zehner werden german. durch ein Substantiv mit der Bedeutung *δεκάς* = *\*tegez* gebildet, welches nach Brugmann Grdr. I, § 244 an skr. *daśat* gr. *δεκάδ-* anzuknüpfen ist (got. *tigum* aus idg. *dēkmtms* durch *\*te;ymiz*): got. *twai, þreis, fidwōr tigjus* = an. *þrír, fjörer teger*. Infolge des § 21 behandelten Accentgesetzes entstand im Westgerm. sekundäre Komposition: ahd. *drī-zuc fior-zuc fimf-zuc* ae. *fif-tiz six-tiz*. — Für 20 herrscht skand. *tiogu* (aschwed. adän. *tiughu*), worin Möller KZs. 24, 429 einen Dual vermutet (auch isl. *tuttugu*); damit dürfte auch zusammenhängen krimgot. (Busbeck) *stega* mndd. *stige* (nhd. *steige stiege* ist ndd. md. schwäb. bair., auch ndl. fries.) gotländ. *stäig*; besteht Zusammenhang mit idg. *wikmti* 'zwanzig'?

70—120). Im Idg. schwankt die Zehnerbildung; idg. ist *wikmti* 'zwanzig'; sonst vgl. zd. *pri- capāware- pañcā-satem* skr. *triṇṇat catvāriṇṇat*, lat. *quadraginta* griech. *τεσσαράκοντα* u. s. w. In Beziehung hierzu steht die Bildung got. *sibuntalhun-tēhund*. Es scheint ein idg. *-dēkmta* (*d*)*komta* 'Dekade' gegeben zu haben (wegen des *ē* vgl. skr. *saptā* n. 'Siebenheit' zu *sapta*). Das idg. Zahlwort *\*kmtō* 'hundert' ist augenscheinlich *d(c)kmtō*, also 'Zehnheit', wobei 'von Dekaden' zu ergänzen ist (darüber neuerdings Bugge BBeitr. 14, 72); offenbar beruht die Dehnung *ē* in idg. *penqēkmt* 50 auf Ersatzdehnung für *penqē-~~tkmt~~* wie in got. *gēhun* § 37.

Es zeigt sich nämlich im Arischen die auffällige elliptische Zehnerbenennung 'Sechsheit, Siebenheit' u. s. w. zd. *ṣṣvastī haptaiti* skr. *ṣaṣṭi sapṭati aṣīti navatī daṣatī*), weswegen idg. *\*kmtō* aus *\*d(c)kmtō* wahrscheinlich ist. Es verdient bes. Hervorhebung, dass das Anord. Zahlabstrakta — aber mit Einer-Bedeutung hat: an. *fimt sētt sjaund niund tylpt*; an. (nach Brate) *dēt* eigtl. 'Achttheit' (= Runenreihe) aus *\*ah-ti-z* = skr. *aṣīti* mit der idg. Grdf. *ak(2)ti-*. Vielleicht hat salfränk. (L. Salica) *tualepti* (= an. *tylpt*) noch die Zehnerbedeutung 120. Könnte auch an. *tyogu* 20 aus urgerm. *\*tegunđ* eigtl. 'Zweiheit' (von Zehnern) sein und im Hinblick auf gr. *δευ-τερος* aus *deu-~~it~~* (: gr. *δύω*;) zu idg. *duo* 'zwei' zurückgeführt werden? Vgl. noch aslov. *prti sesti devyti desyti* skr. *pañkti* 'Pentade'. Nach alledem ist got. *-tēhund* als 'Dekade' als abgelauteete Nebenform zu skr. *daśat* (got. *tigus*) zu nehmen. Im Ahd. entsprechen verstümmelte *sibunzo ahtozo zēhanzo*; noch auffälliger ist die Umgestaltung zu ac. *hundseofontiz* (beachte s. *antsibunta* aus *\*sibuntēhand* = gr. *-xonta*).

100) Das Germ. besitzt neben dem Dezimalsystem ein damit zersetztes Duodezimalsystem, das in dem Grosshundert gipfelt. Es finden sich im Lat. Spuren eines Sexagesimalsystems (vgl. nhd. *Schock*) — daher *sexaginta* und *sexcenti* als unbestimmte Rundzahlen (daher auch Hildebr. 50 *sumaro enti zwintvo sēhstic?*) — und auf eine besondere Bedeutung der 120 im Latein weist Rud. Hirzel Ber. der Sächs. Gel. Ges. 1885 p. 26; auch im Altpersischen entdeckte Cantor *Mathemat. Beitr.* 361 Spuren des Sexagesimalsystems. Das altgermanische Duodezimalsystem äussert sich nie rein; denn es fehlen alte Zeugnisse für nndd. *Groetken* nhd. *Gross* (aus *Grosshundert?* Schmeller Bwb. <sup>2</sup> I, 1129) = 'zwölf Dutzend' (auch die dafür auftretende Bezeichnung 'Grossdutzend' scheint jungen Datums). Das germ. Grosshundert ist eine Verquickung von Dezimal- und Duodezimalsystem, gilt also überall 120 und knüpft — auch im Mittelirischen kommt nach einer Mitteilung Thurneysens *cēt* als 120 vor — an jenes lat.-pers. Sexagesimalsystem an. Daher haben die Zehner bis 60 und von 70—120 verschiedene Bildungsweisen. Dementsprechend heisst 100 got. *tathunt hund* an. *thutlu* ac. *hundtēontiz* ahd. *zēhanzuc* — nicht rundweg *hund* = skr. *catā* lat. *centum* griech. *ἑκατόν* lit. *szimta* (idg. *kmtō* Brugmann in *Curtius Stud.* 9, 326 aus eigtl. *tkmtō* aus *dēkmtō* 'Zehnheit' sc. von Dekaden). Das aus 12 Dekaden bestehende Hundert — Adelung kennt Wort und Begriff 'Grosshundert' noch aus deutschen Mundarten — scheint überall neben dem rein dekadischen Hundert bestanden zu haben; so unterscheiden die Goten nach Holtzmann Germ. 2, 424 Gross- und Kleinhundert, indem sie *\*tathuntēvōs* 'dezimal' gebrauchen (*ḡimfhundam tathuntēvōjam brôþrê* I Cor. 15, 6). Daneben bewahrt das Nord. die Zählung nach dem Grosshundert teilweise noch heute; man unterscheidet *þratt hundraþ*: *tölfrætt hundraþ* Vigfusson Dict. s. *hundraþ* und Rydquist 2, 567. Im Ae. beweist die Zählung *hundseofontiz hundtwelftiz*, im Fries. *tolflich*, im Ahd. *zēhanzo zēhanzuc* für das alte Grosshundert. — Beachte in der Lex Salica *tualepti* (= an. *tylpt*) eigtl. 'Zwölfheit' = 120, also 'Grosshundert' (wie skr. *daśatī* 'Dekade', aber auch 'Hundert').

Da das Grosshundert auf dem deutschen Kontinent noch nicht gebührend beobachtet ist, mögen hier zwei Zeugnisse aus alten Rechenbüchern Platz finden. In Nicol. Deter's *Arithmetica Nova* Hamburg 1654 heisst es „ein Grosshundert ist 6 Steige als Bretter, Dehlen, Wagenschoss, Latten. Posen, Wallnüsse, Schullen, Ruchen, Klippfisch, Kese u. s. w. — Ein Kleinhundert ist 5 Steige.“ Kemers *Kompendium Arithmeticum* Braunschweig 1706 p. 70: „Ein gross Tausend hält 10 Hundert, aber das Hundert 6 Steige oder 2 Schock“. Anderes aus alten Rechenbüchern werde ich gelegentlich mitteilen. S. auch über 'Grossdutzend,

Grosshundert, Grosstausedn' (dazu über *Pfund* = '120 Stück') die älteren Wörterbücher wie Adelung, Heinsius, Krünitz. Stellenbrecher *allgemein. Taschenb.* scheint das grosse Tausend als  $10 \times 120$  und als  $12 \times 120$  zu kennen.

Für mehrere Hunderte gab es zwei Arten der Benennung; entweder entsprechend dem altind. *trī(ni) śatī(ni)*, *saṭā śatī(ni)* = zd. *hapta satā* (ebenso got. *þrija hunda*, *sibun hunda*); oder Komposition bei femininer *i-ia*-Bildung skr. *saṭa-śatī* für griech. *ἑπτακάρια* lat. *septingenti* (im Lat.-Griech. sind aus den eigentlichen Femininis auf *i-ia* flektierte Adjektiva lat. *-ginti*, *-ginta* griech. *-κατῶν* *-καταί* neu entsprungen). Von dieser idg. Bildung auf *kmī* *kmīa* bewahrt das Germ. eine Spur im Zahlwort 1000.

1000. Got. *þūsundi* (Bugge PBB 13, 327) für *\*þūs-hundi* ist eine Zusammensetzung mit *hund*, das in der Zusammensetzung ein fem. *ja*-Stamm wurde (vgl. skr. *pancaśatī śatśatī* gr. *-κατα -κομα*); beachte got. *þiudangardi* f. zu *gards* m; Übertritt zum Neutr. (gr. *-κατα*, dazu *-κατοι*) zeigt Esra 2, 15 *twa þūsundja*. Das Slav. harmoniert mit got. *hundi* skr. *-śatī*, wie sich alsbald aus der femininen *ja*-Bildung urslav. *tyśsta tyśsta* ergeben wird. Das innere *h* ist germ. gesetzlich geschwunden vgl. an. *likame* ae. (*Cur. Past.*) *licama* ahd. *lihmo* aus *lik-hamo* p. 330; es zeigt sich noch häufig im Anordischen, bes. in *þūs-hundraþ* (z. B. Agrip 53<sup>1</sup>), aschwed. (run.) *þushuntraþ* — vgl. Vigfusson s. *þūsund* und Rydquist 2, 568; besonders schwer wiegt salfränk. (Lex. Salica) *thūs-chunde* Jak. Grimm GDS<sup>3</sup> 385. Diese Deutung empfiehlt sich auch mit Rücksicht darauf, dass das Tausend an die duodecimale Bedeutung von Hundert anknüpfen kann (Adelung kennt das 'grosse Tausend' 1200; cf. auch Vigfusson). Für die Auffassung von *þūs* ist *thyuphadus* der Lex Visigoth. (= Ulfila *þūsundifaps*) wichtig. Dieses *\*þūs* (*þiu-* oder *\*þui?*) steht in Verwandtschaft begrifflich zu skr. *tvai* 'viel' (*thyuphadus* = skr. *tvai-pati*? Schade AdWb.); formell ist es nach Bugge PBB 13, 327 ein *os*-Stamm *\*tūs*, eine Ablautsform zu skr. *tarás* 'Kraft' (*taristama tviśmat*). Eine Grundbedeutung 'Vielhundertheit' hat schon Scherer ZGDS<sup>1</sup> 457 wegen skr. *tvai* vermutet. Wahrscheinlich war daher vorgerm. *\*tūs-kmī* *\*tūs-komti* eigtl. eine unbestimmte Rundzahl (gr. *μύριοι μυρίοι*), wie denn Vigfusson an. *þūsund* nur als *μύριοι* gelten lässt. Mit diesem vorgerm. *\*tūs-kmī* *\*tūs-kmī* 'Vielhundertheit' vertragen sich nach einer Mitteilung Leskiens — teilweise auf ein abgelautetes *\*tūs-komti* (= aschwed. *þusand* finn. *tuhanti*) deutend — preuss. *tusimta* aslov. *tyśsta tyśsta*, die nicht aus dem German. entlehnt sind; da aber auch das germ. Zahlwort nicht entlehnt sein kann, muss vorhistorische Urverwandtschaft gelten (skr. *sahasra* 1000 zu *sahas* 'Kraft' hat germ. keinerlei Beziehung).

J. Grimm GDS<sup>3</sup> 167; Germ. 1, 18, 217; Schleicher Comp.<sup>2</sup> 404; Scherer ZGDS<sup>1</sup> 443; Osthoff MU 1, 92; Benfey Gött.-Gel.-Nachr. 1879, 355, 1880, 1; Thurneysen KZs. 26, 312; Schade AdWb s. *thūsundi*; Joh. Schmidt Pluralbildg. 293, 431.



## V. ABSCHNITT.

# SPRACHGESCHICHTE.

### 3. GESCHICHTE DER GOTISCHEN SPRACHE

VON

EDUARD SIEVERS.

§ 1. Verbreitung von Volk und Sprache.<sup>1</sup> Eine alte Wandersage lässt die Goten unter der Führung eines Königs Berig aus der *insula Scandzia quasi officina gentium aut certe vagina nationum* hervorgehen und nach der Verdrängung der Ulmerugi an der Oder- oder Weichselmündung festen Fuss fassen (Jord. Kap. 4, § 25). Die Geschichte kennt die Goten erst in den dieser Sage nach neuen Sitzen am Unterlauf der Weichsel, etwa von der Einmündung des Bug bis zur Ostsee hin (Tac. Germ. 43. Ptolem. 3, 5). Im Weichseldelta sass der gotische Stamm der Gepiden, nach welchem das Delta selbst den Namen der Gepideninseln, got. *Gepidōjōs* trug (Jord. Kap. 17, § 94 ff.).

Nach der übereinstimmenden Überlieferung der ältesten Geschichtsquellen, welche die Goten noch in diesen Sitzen kennen, nannte das Volk sich damals *\*Gutans* (vgl. die Formen *Gutones* Plin., *Γούτωναες*, *Γούτωναες* Strabo [*Βούτ*-Hss.], *Γούτωναες* Ptolem., *Gotones* Tac. Ann., *Gothones* Tac. Germ.); dieser Namensform entspricht genau die ags. Form *Gotan* und die altn. *Gotar* (Gen. *Gotna* und jünger *Gota*, vgl. auch das Adj. *gotneskr* Gudrkv. 2, 17). Erst nach der grossen Wanderung, welche die Goten von den Gestaden der Ostsee nach der unteren Donau und dem schwarzen Meere führte, scheint die Verschiebung zu starker Flexion, got. *\*Gulōs*, eingetreten zu sein, welche die in den späteren griech. und lat. Quellen herrschenden Formen *Γότθοι*, *Γόθοι*, resp. *Goti*, *Gotti* und zuletzt fest *Gothi* voraussetzen. Der einzige sichere Beleg für den Gotennamen in gotischer Sprache, das Kompositum *Gutþiuda* im Kalender (dazu *Gutaniorvi* auf dem Bukarester Ring?) gibt über diese Frage keinen Aufschluss.

Der letzte zeitgenössische Zeuge, welcher der Goten noch als Bewohner der alten geschichtlich bezeugten Sitze gedenkt, ist Ptolemäus in der ersten Hälfte des 2. Jahrh.<sup>2</sup> Um die Mitte dieses Jahrh. mögen die Züge der Goten nach dem Süden begonnen haben. Spuren damit zusammenhängender

Völkerverschiebungen zeigen sich zur Zeit des Markomannenkriegs (166—180), wenn auch die Goten selbst bei dieser Gelegenheit nicht genannt werden, da sie ihr Weg weiter östlich durch das innere Russland führte (Jord. Kap. 4, § 26 ff.). Um 200 müssen die Goten die Gegenden am Pontus erreicht haben: bereits 214 findet bei dem Orientzuge des Caracalla ein erster Zusammenstoß mit den Römern statt (Spartianus, *Carac.* Kap. 10).

Im 3. Jahrh. erscheint als äusserster Vorposten der Goten nach Südwesten, etwa in den Grenzgegenden der Walachei nach dem Banat hin, der Stamm der Taifali, welche in der Geschichte fortan mit ihren östlichen Nachbarn, den Tervingi oder Wisigothae, -gothi (bei Claudian auch einfach *Visi*, bei Apollinaris Sidonius *Vesus*)<sup>3</sup> zusammenzugehen pflegen. Letztere hatten das Gebiet nördlich der unteren Donau und die Länder am Pontus bis etwa zum Dnjepr inne. An sie lehnten sich im Nordwesten die Gepiden, im Osten, bis zum Dnjepr etwa, die Greutungi oder Ostrogothae, -gothi an. Die weiteren Schicksale dieser Stämme und speziell die Wanderungen der für die Sprachgeschichte allein in Betracht kommenden beiden Hauptzweige, der Westgoten nach Italien, Süd-Frankreich und Spanien, der Ostgoten nach Pannonien und Italien, im Einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Es mag genügen daran zu erinnern, dass das 493 durch Theodorich den Grossen begründete Ostgotenreich in Italien bereits 555 wieder zerstört wurde, während das Reich der Westgoten in Spanien erst im Jahre 711 dem Ansturm der Mauren unterlag. Wie weit schon vor jenen Zeitpunkten eine Romanisierung des Volkes eingetreten oder gotische Sprache sich über sie hinaus noch erhalten hat, entzieht sich im Einzelnen unserer Kenntnis. In der Gegend von Tomi in Moesien soll nach Walafrid Strabus (*De reb. eccl.* 7) noch im 9. Jahrh. gotisch gepredigt worden sein. Ein letzter versprengter Rest von Ostgoten, offenbar Nachkömmlingen der tetraxitischen Goten, deren zuerst Prokop als Anwohner der Maeotis gedenkt, hat sich in den sogen. Krimgoten bis in das 16. Jahrh. hinein erhalten.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> K. Zeuss, *Die Deutschen und die Nachbarstämme*, München 1837, 134 ff. 401 ff. K. Müllenhoff, *Deutsche Altertumsk.* 2, Berlin 1887. W. Bessell, Artikel *Goten* bei Ersch. u. Gruber I. 75, 98—242. G. Kauffmann, *Deutsche Geschichte* I. II. Lpzg. 1880 f. E. v. Wietersheim, *Gesch. d. Völkervwanderung* 2, Lpzg. 1880 f. F. Dahn, *Urgesch. der germ. u. rom. Völker*, Berl. 1881 f. — <sup>2</sup> Die Ansicht Müllenhoffs, *Deutsche Altertumsk.* 2, 99, dass noch das ags. Widsid die Goten 'ostwärts von Angeln' sitzend denke, beruht auf falscher Übersetzung der Worte *eastan of Ongle* V. 9. vgl. PBB 12, 188 ff. und zur Sache Henrici, *Zur Geschichte der mhd. Lyrik* 63 f. Allerdings weiss der Wids. noch von Kämpfen der *Hrēdas* gegen die Hunen *ymb Wistlawudu* V. 120, aber geographische Schlüsse lassen sich daraus nicht ziehen. — <sup>3</sup> Die Namensform *Wisi-, Wesi-gothae* ist höchst auffallend, da nirgends sonst die Namen für die Himmelsgegenden ohne eine *t*-Ableitung erscheinen (vgl. speziell den alem. *Vestralpus* bei Anni. Marc., den ältesten Beleg für Namen mit *West-*). Es kann daher die Richtigkeit der (seit Jordanes?) üblichen Deutung der *Wisigothae* als 'Westgoten' in begründeten Zweifel gezogen werden. — <sup>4</sup> W. Tomaschek, *Die Goten in Taurien*, Wien 1881. Kluge, PBB 11, 563 f.

§ 2. Sprachquellen. Die ältesten direkt erhaltenen Reste gotischer Sprache sind wahrscheinlich die Inschriften der Speerblätter von Kowel und Müncheberg (*tilarids* oder *tilariþs* und *ran[ī]þa*) und des Bukarester Ringes (*gutaniorvi hailag*), oben S. 244. In erster Linie aber beruht unsere Kenntnis des Gotischen auf den Bruchstücken der Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Wulfila und einiger anderer, ebenfalls wohl in Moesien entstandener gelehrter Arbeiten, der sogen. Skeireins und des Kalenders (s. unten Abschnitt VIII, 1). Alle diese Stücke liegen in Hss. vor, die Anfang oder Mitte des 6. Jahrh. in Oberitalien, d. h. vermutlich von Ostgoten geschrieben sind. Hierzu treten dann die ostgotischen Zeugenunterschriften

der beiden Urkunden von Neapel und Arezzo aus der Mitte des 6. Jahrhs. Was wir sonst besitzen, ist durch Nichtgoten aufgezeichnet oder überliefert und bietet schon aus diesem Grunde geringere Gewähr für sprachliche Genauigkeit und Richtigkeit. Zusammenhängendes ist abgesehen von dem gotischen Sätzchen in einem Epigramm der lateinischen Anthologie (ZfdA 1, 379) nicht erhalten. Wichtig sind insbesondere noch die Eigennamen, welche in griechischen und lateinischen Quellen aufbewahrt sind. Unter den lateinisch schreibenden Autoren nimmt durch Reichhaltigkeit des überlieferten Namenmaterials Jordanes mit seiner Gotengeschichte<sup>1</sup> eine hervorragende Stellung ein; westgotische Namen enthalten in grosser Fülle die Unterschriften der spanischen Konzilsakten aus der Zeit des Westgotenreiches.<sup>2</sup> Dem Anfang des 9. Jahrhs. gehört das kleine Onomastikon des Abtes Smaragdus (ZfdA 1, 388) an. Am Ende der gesamten Überlieferung endlich stehen die vielfach verderbten und manches ungotische enthaltenden Aufzeichnungen über die Sprache der Krimgoten, welche von Augerius von Busbeck um die Mitte des 16. Jahrhs. gemacht worden sind (ZfdA 1, 357).

Neben dieser direkten Überlieferung ist die indirekte Bewahrung gotischer Wörter und Formen in Gestalt von Lehnwörtern nicht ohne Bedeutung. Sprachgeschichtlich am wichtigsten sind unter diesen Entlehnungen diejenigen der finnischen Sprachen,<sup>3</sup> insofern sie die gotische Sprache vielfach in einer altertümlicheren Form zeigen als diejenigen die in den schriftlichen Quellen vorliegt. Weniger belangreich sind die gotischen Lehnwörter in den romanischen Sprachen, vornämlich dem Spanischen, das am längsten gotischer Einwirkung ausgesetzt war.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Ausgabe von Mommsen, Mon. Germ., Auct. Ant. V, 1. Berol. 1882). —

<sup>2</sup> Gesammelt bei F. Dahn, *Könige der Germanen* 6, 430 ff. und danach alphabetisch geordnet bei A. Bezzenberger, *Got. a-Reihe* 7 ff. Vgl. auch Förstemann, *Gesch. des deutschen Sprachst.* 2, 150 f. Anderes Namenmaterial bei F. Dietrich, *Ausspr. des Got.*, Marburg 1862. Die nahverwandten vandalischen Namen behandelt F. Wrede, *Üb. die Sprache der Wandalen*, Strassb. 1886. —

<sup>3</sup> V. Thomsen, *Über den Einfluss der germ. Sprachen auf die finn.-lappischen*. Halle 1870. Vgl. dazu oben S. 322. — <sup>4</sup> M. Goldschmidt, *Zur Kritik der algerm. Elemente im Span.*, Lingen (Bonn) 1887.

§ 3. Schrift.<sup>1</sup> Die Hauptmasse der gotischen Texte ist einem eigenen Alphabet überliefert, dessen Erfindung dem Bischof Wulfila zugeschrieben wird. Als älteste Form desselben darf der unzialartige Typus der Handschriften angesehen werden; daneben hat sich eine mehr kursive Form entwickelt, die in den Urkunden und in einem Alphabet der Salzburg-Wiener Hs. vorliegt. Einzelne Zeichen dieses Alphabets sind sichtlich dem lateinischen nachgebildet; die Zeichen für *u* und *o* entstammen dem germanischen Runenalphabet das einst auch bei den Goten üblich gewesen (vgl. oben S. 244 ff.); die Grundlage des ganzen aber bildet unbestreitbar das griechische Alphabet.<sup>2</sup> Diesem schliessen sich nicht nur die meisten gotischen Buchstaben bis auf eine gewisse Umstilisierung direkt an, sondern auch die Reihenfolge der Zeichen und ihre Verwendung als Zahlzeichen sind dieselben wie im Griechischen, wie denn auch im Gotischen zwei nur als Zahlzeichen dienende (für 90 und 900) an Stelle des griechischen Koppa und Sampi in das Alphabet aufgenommen sind. Das Alphabet selbst nebst der jetzt üblichen Transkription und den Zahlenwerten ist folgendes:

| ṗ | Ḃ | ᚦ | ᚠ | ᚥ | ᚹ | ᚷ | ᚨ | ᚱ |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a | b | g | d | e | q | z | h | ſ |
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 |

| īl  | ƿ   | ʌ   | h   | n   | g   | u   | π   | q   |
|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|
| i   | k   | l   | m   | n   | j   | u   | p   | —   |
| 10  | 20  | 30  | 40  | 50  | 60  | 70  | 80  | 90  |
| ƿ   | s   | t   | y   | þ   | x   | θ   | ð   | ↑   |
| r   | s   | t   | w   | f   | x   | h   | ð   | —   |
| 100 | 200 | 300 | 400 | 500 | 600 | 700 | 800 | 900 |

Für die Bestimmung des Lautwertes der gotischen Zeichen ist die Abhängigkeit des Alphabets von dem griechischen von grösster Bedeutung, insofern im Allgemeinen angenommen werden darf, dass der Erfinder des Alphabets seine Zeichen in der Geltung angewendet hat, welche die entsprechenden griechischen Zeichen zu seiner Zeit besaßen. Ergänzend treten daneben die Umschreibungen fremder Wörter und Namen in den gotischen Texten und umgekehrt die Aufzeichnungen gotischer Wörter in griechischer und lateinischer Schrift als Erkenntnisquelle ein, in einem Falle auch die Schreibweise einer der Runeninschriften. Anderes ergibt sich aus allgemeineren sprachgeschichtlichen Erwägungen.

Vorzüge des gotischen Alphabets vor dem lateinischen Alphabet, dessen sich die übrigen Germanen bedient haben, bilden namentlich die genaue Scheidung des *j* und *w* von *i* und *u*, und der Längen *ē*, *ō*, *ī* (geschrieben *e*, *o*, *i*) von den kurzen *e*, *o*, *i* (geschrieben *ai*, *au*, *i*) in einheimischen Wörtern. Mangelhaft ist dagegen das gotische System durch die Vermischung der Diphthonge *ai* und *au* mit den kurzen (resp. offenen) *e* und *o* und die ungenügende Sonderung der stimmhaften Medien und Spiranten.

<sup>1</sup> Schriftproben bei v. d. Gabelentz u. Loebe Bd. 1 und 2, b. in Massmann's *Skeireins* und *Frabauhtabókōs*, ein gutes Facsimile des Cod. Argenteus bei Uppström und in den Publikationen der Palaeographical Society Nr. 118. — <sup>2</sup> Kirchhoff, *Das got. Runenalphabet* <sup>2</sup>, Berl. 1854 u. namentlich L. Wimmer, *Runenschrift* 258 ff., wodurch die entgegenstehenden Ansichten von Zacher (*Das got. Alph. Vulfilas*, Berl. 1855) u. a. endgültig widerlegt sind.

### CHARAKTERISTIK DES KLASSISCHEN GOTISCH.

Allgemeine Litteratur: H. C. v. d. Gabelentz und J. Løbe, *Gramm. der got. Sprache*, Leipzig 1848 (in der Ausgabe des Ulfilas) — L. Meyer, *Die got. Sprache*. Berlin 1869. — A. Holtzmann, *Altdeutsche Gramm.*, Leipzig 1870 ff. (Lautlehre). W. Braune, *Got. Gramm.* <sup>3</sup>, Halle 1887 (mit Anführung der Speziallitteratur). — W. Weingärtner, *Die Aussprache des Got. zur Zeit des Ulfilas*, Leipzig 1858. — Fr. Dietrich, *Über die Aussprache des Got.*, Marburg 1862. — H. Paul, PBB 1, 148 ff. Vgl. auch F. Wrede, *Über die Sprache der Wand.*, Strassb. 1886. — Syntax bei v. d. Gabelentz u. Loebe, daneben viele Spezialabhandlungen. — Wörterbücher: bei v. d. Gabelentz u. Loebe; — E. Schulze, *Got. Glossar*, Magdeb. 1847. — G. H. Balg, *A Compar. Glossary of the Gothic Language*, Mayville 1887 ff.

§ 4. Das gotische Lautsystem. 1) Vokale. In den got. Hss. werden **ǰ** *a* und **u** ohne Rücksicht auf die Quantität gebraucht. Dagegen drücken **ei** *ai*, **eo** *ē*, **o** *ō* nur Längen aus, und die kurzen *ē*, *ō* werden durch **i** *i*, **ai** *ai*, **au** *au* bezeichnet. Dabei sind die **eo** *ē*, **o** *ō* zugleich sicher geschlossen, die **ai**, **an** = *ē*, *ō* sicher offen; das Gleiche wird auch von dem Paar **ei** *ai* : **i** *i* gelten dürfen, während **ǰ** *a* und **u** *u* als indifferent erscheinen. Es ist danach wohl möglich, dass die Absicht des Erfinders des eben charakterisierten orthographischen Systems weniger auf eine Unterscheidung der Quantität als der Qualität hinausging; dann wird es denkbar, dass die **ai**, **an** gelegentlich auch in gotischen Worten zur Vertretung langer offener *ā*, *ō* dienten, sofern das Gotische, was nicht erwiesen ist, diese Laute besaß. **ai** als Transkription des griech. *ai* drückt wohl sicher die Länge *ā* aus.

2) An Diphthongen besitzt das Gotische nur drei, **ai** *ai*, **au** *au*, **iu** *iu*, sämtlich fallend (oben S. 282). Die diphthongischen **ai**, **au** werden in der Schrift von den oben erwähnten monophthongischen **ai**, **au** = *ē*, *ō* nicht geschieden; in der Umschrift pflegt man die letzteren wohl als *ai*, *au* den diphthongischen *ai*, *au* (oder *ai*, *du*) gegenüberzustellen. Die Scheidung zwischen diphthongischen und monophthongischen *ai*, *au* ist nicht überall sicher. Unhaltbar aber ist die Meinung, dass die *ai*, *au*, weil sie zum Teil sicher Monophthonge bezeichnen, stets monophthongische Geltung haben müssten, d. h. dass die german. Diphthonge *ai*, *au* im Gotischen bereits zu langen *ā*, *ā* kontrahiert worden seien. Nicht nur geben die Lateiner got. **ai** und **au** der Regel nach durch *ai*, *ei* und *au* wieder, sondern german. *ai* erscheint auch auf dem Bukarester Ring noch deutlich als echter Diphthong (**HAIRFX** *hailag*). Man darf vielleicht vermuten, dass Wulfila mit seinem diphthongischen **ai**, **au** sich dem Gebrauch des Runenalphabets anschloss, mit dem monophthongischen **ai** dagegen das Vorbild des griech. *au* = *ā* nachahmte, und dem entsprechend auch sein monophthongisches **au** einführte.

3) Das Konsonantensystem des Gotischen ist einfach. Die Sprache besitzt die Halbvokale *j* und *w*, die Liquiden *r*, *l*, die Nasale *m*, *n* und *g* (= *ŋ*), die Tenues *p*, *t*, *k*, *q* (letzteres = labialisiertem *k*), die Mediae *b*, *d*, *g*, die stimmlosen Spiranten *f* (wahrscheinlich bilabial), *þ*, *h* (wahrscheinlich bereits einfacher Hauchlaut) und *hw* (vermutlich stimmloses *w* = neuengl. *wh*), und die stimmhaften Spiranten *ð* (bilabial), *ð*, *ʒ*, die in der Schrift von den Medien *b*, *d*, *g* nicht unterschieden werden. Der Konsonantenbestand des Germanischen ist also fast vollständig gewahrt, wenn man von der Verteilung im Einzelnen absieht.

§ 5. Vokale. Der got. Vokalismus ist durch Verwischung einer Reihe alter Unterschiede sehr einförmig geworden. Sein charakteristischestes Merkmal ist der Zusammenfall des germ. *e* und *i* in *i*, des germ. *o* und *u* in *u*; der germ. Diphthong *eu* erscheint dem entsprechend als *iu*. Dagegen besitzt das Got. sekundäre *ē*, *ō* in den sogeen. Brechungen *at*, *au*, die vor *h* (einschliesslich *hw*) und *r* an Stelle der zu erwartenden *i*, *u* eintreten. Diese Eigentümlichkeit teilt das Got. mit dem Nord.; aber schwerlich fällt die 'Brechung' bereits in ostgerm. Zeit, da ihr im Nord. auch die langen *î* und *û* unterliegen, die im Got. unversehrt bleiben und kein Grund vorhanden zu sein scheint, der dazu zwingt die Brechungen der Kürzen und Längen im Nord. von einander zu trennen.

Weiterhin sind im Got. die germ. Längen *ê* und *ê* (S. 356) in geschlossenem *ê* zusammengefallen: *lêtan* : *hêr* gegen altn. *lata*, ags. *lêtan*, as. *lâtan*, ahd. *lâzzan* : altn. westgerm. *hêr*.

Ebenso ist sekundär die geschlossene Aussprache aller *ê* und *ô* (vgl. S. 357). Ob Formen wie *brâhta*, *þûhta*, *þreihan* (vgl. S. 332. 356) noch mit Nasalvokal gesprochen wurden, ist kaum auszumachen. Gegen die Wahrscheinlichkeit einer solchen Annahme spricht der vollständig durchgeführte Übertritt von Verben wie *þreihan* in die *i*-Reihe, insofern dieser wesentliche Gleichheit der Aussprache des *ei* mit dem von Verbis wie *steigan* voraussetzt.

Charakteristisch ist ferner der Übergang von germ. *aj* und *ôw* vor Vokalen zu *ai* und *au*, wie in *saian*, *staua* aus *\*sâjan*, *\*stôwa* (vgl. nhd. dial. *saien* aus mhd. *sâjen*, nhd. *grau* aus *grâwe*). Doch ist die Auffassung dieser *ai*, *au* vielfach bestritten.<sup>1</sup>

Das System der germ. Sonanten hat eine beträchtliche Erweiterung erfahren durch das Auftreten silbischer *r*, *l*, *m*, *n* wie in *akrs*, *fugls*, *maifms*, *taikns* infolge der got. Auslautgesetze. Dagegen ist germ. *i* vor Vokalen

nach langer Silbe stets zu unsilbischem *j* geworden, *reikja*, *sôkja* aus *\*rîkia-*, *\*sôkia-* u. s. w.

Der germ. Wurzelablaut (S. 351 ff.) ist im Allgemeinen wohl erhalten. Eingetretene Ausgleichungen haben nur selten, wie bei *tanþus* gegen altn. *tanm*, ags. *tôd*, as. *tôth*, ahd. *zan(d)*, st. *\*tanþ-*, zu einem von den übrigen germ. Sprachen abweichenden Resultat geführt. Lebendiger Suffixablaut (S. 353 ff.) ist dagegen, abgesehen von dem Vokalwechsel in der Flexion, durch Ausgleichung stets entfernt worden; innerhalb des Got. selbst steht ein Ablautspaar wie Adj. *fulgins*: Part. *fulhans* ganz isoliert; für alles übrige ist man auf die Vergleichung der verwandten Sprachen angewiesen.

Von Synkopierungen unbetonter Mittelvokale (vgl. S. 366 f.) ist das Got. noch vollkommen frei.

<sup>1</sup> Die Literatur über diese Frage s. PBB 7, 152. 11, 51; vgl. ferner Brugmann, *Vgl. Gr.* 127 f. 157. Wrede, *Sprache der Wandalen* 93. 99.

§ 6. Konsonanten. In Bezug auf die lautliche Entwicklung des Konsonantismus ist das Got. wesentlich konservativer gewesen als rücksichtlich des Vokalismus. Die sonoren Konsonanten haben im Allgemeinen keine Veränderung der Artikulation erlitten, sind nur teilweise infolge der got. Auslautsgesetze silbisch geworden. Ausserdem kommt hier nur noch der Übergang von *mn* in *bn*, *fn* in dem Suffix *-ubni*, *-ufni*, wie *reitubni*, *weundufni* in Betracht. Von den stimmlosen Geräuschlauten bestehen die Tenues *p*, *t*, *k*, *q* und die Spiranten *f*, *s*, *þ* unverändert fort; dagegen ist germ. *x* zum einfachen *h* herabgesunken und dem entsprechend die Verbindung *xw* zu *h* (d. h. stimmlosem *w*?) geworden. Die einzige wesentliche Einbusse haben die stimmhaften Spiranten (S. 330) erlitten. Im Auslaut werden sie stimmlos (*maiza-mais*, *giba-gaf*, *biuda-bauþ* und so entsprechend auch wohl *dagis-dag*, obwohl hier die Schrift eine Verschiedenheit der Aussprache nicht bezeichnet). Ausserdem sind *ð* und *d* nach *r*, *l* zu Verschlusslauten geworden, wie aus der Unveränderlichkeit der Gruppen *rb* (*lb*) und *rd*, *ld* im Auslaut hervorgeht (*staurb*, *waürd*, *kald*). In andern Fällen wo got. Media urgerm. Spirans gegenübersteht, namentlich in den Verbindungen mit homorganem Nasal (und event. im Anlaut), ist vielleicht oder wahrscheinlich ein bereits vorgotischer Wechsel anzunehmen. Wie weit die germ. Spirans *ʒ* im Got. bereits zur Media fortentwickelt ist, lässt sich nicht entscheiden. Konsonantische Assimilationen fehlen fast ganz; die einzigen erheblichen Fälle sind der Übergang von *uz-* zu *ur-* vor anlautendem *r*, wie im *ur-rinnan*, und die Angleichung des auslautenden *h* von *jah*, *uh*, *nih* an folgendes *þ* (*jaþþan*, *wasuþþan*, *nipþan*) und gelegentlich an andere Konsonanten (*jalliban*, *jaddu*, *janni*, *nissijai*). Daneben *alþþau* vielleicht aus *\*alþþau*. Spezifisch gotisch (im Gegensatz zum Nord.) ist der Verlust des Flexions *-z*, *-s* nach Vokal + *r*, *waür*, *stiur*, *baur*, *unsar* u. s. w. Sonst hat sich das *z* wie überhaupt so auch in der Gruppe *rz* erhalten (*airzeis*, *marzjan*).

Stärker sind die analogischen Veränderungen. Lebendiger grammatischer Wechsel besteht nur ganz ausnahmsweise noch in *þarf* — *þaurbum*, *juggs* — *jühiza*, schwankend in *aih* — *aigum* neben *aig* und *aikum*. Sonst ist er stets durch Ausgleichung beseitigt, wo innerhalb der Flexionsformen desselben Wortes Wechselformen bestanden. Im starken Verbum geschieht dabei die Ausgleichung meist zu Gunsten des stimmlosen Spiranten: *höf* — *höfum*, *kaus* — *kusum*, *slôþ* — *slôfum*, *slôh* — *slôhum*, *sahr* — *sêhum*, ebenso bisweilen bei den schwachen Verbis: *nasjan*, *wasjan*, *laisjan*, *gansjan*, *sôþjan*, *hlôhjan* gegen *hasjan*, *welizjan*, *talzjan*, *rôðjan* u. s. w. Auch beim Nomen zeigt sich diese Vorliebe für die stimmlosen Laute: *asans*, *kas*, *basi*, *drus*, *ausô*, *raus*, *gaders*, *þaurus*. Alle übrigen Sprachen bevorzugen hier, soweit

sie nicht den regelrechten Wechsel bewahrt haben, mehr oder weniger regelmässig die stimmhaften Formen der betreffenden Konsonanten. — Sonst ist hier etwa noch der Wiedereinfügung der *w* in Formen wie *swumfsl*, *swulthum*, *qums*, *qumans* zu gedenken.

§ 7. Auslautsgesetze<sup>1</sup>). Besonders eigentümlich ist die Stellung des Gotischen in Bezug auf seine vokalischen Auslautsgesetze. Von der im Nordischen und stärker noch im Westgermanischen hervortretenden Einwirkung der Quantität der Wurzelsilbe auf die Vokalsynkope der Endsilben zeigt sich im Got. keine Spur; es heisst gleichmässig *mats*, *gasts* gegen altn. *matr* : *gestr*, ags. *mete* : *ziest*, alts. *meti* : *gast* u. s. w. Und während im Westgerm. *i* und *u* in Bezug auf Synkope gleich behandelt werden, scheidet sie das Gotische, indem es das *i* wie das *a* überall fallen lässt, das *u* überall behält: *mats*, *gasts* wie *dags*, *dōms*, aber *sunus*, *skildus* gegen ags. *mete*, *sunu* : *ziest*, *sciold* : *dæȝ*, *dóm* u. s. w. Von allen andern germ. Sprachen scheidet sich das Got. durch die Verkürzung der ursprünglich auslautenden *-ā* und *-ō* zu *a* statt zu *u* (das dann weiterhin nach bestimmten Gesetzen schwinden kann): Nom. Sg. F. *giba*, Nom. Acc. Pl. *juka*, Acc. Sg. M. *ainana* (vgl. *ainnōhun*, *hvanōh*), 1. Sg. Ind. Praes. *nima*, eventuell Dat. Sg. *daga* gegen altn. *gijf*, *fōt* (aus *\*gebu*, *\*fatu*), *minn* (vgl. run. *minino* auf dem Stein von Strand), ags. *ziefu*, *fatu*, *niomu*, alts. *fatu*, *nimu*, ahd. *nimu*, *tagu*; *minan* (ags. *minne*, alts. *minana* weisen auf altes *-anē* neben *-anō*). Spezifisch gotisch ist ferner die Verkürzung des nicht cirkumflektierten *ai*, *oi* zu *a* : 3. Sg. Ind. Praes. Pass. *haitada*, Dat.-Lok. *daga*, Adv. *ūta* (vgl. gr. *πέφεται*, *οἶχοι*) gegen altn. *heiti* (run. *haitē*), *degi*, *ūti*, ags. *hätte*, *dæȝe*, *ūte*, alts. *dage*, *ūte*, ahd. *tage*, *ūze* aus *\*haitai* resp. *\*haitadai*, *\*dazai*, *\*ūtai* durch *haitē* u. s. w. Auch sonst tritt das *a* in den got. Endsilben stark hervor; es vertritt ausser dem bereits angeführten nicht cirkumflektiertes *-ē* (3. Sg. Ind. Praes. *waürhta*, altn. *orti*, run. *worta*, *sate*; ags. *worhte*, alts. *warakta*, ahd. *worakta*; Dat. Sg. *ainamma*, vgl. *ainummēhun*, *hwammēh*, gegenüber altn. *einum*, ags. *anum*, alts. *enumu*, *enum*, ahd. *einemu* aus *-ammō*, vgl. oben den Acc. auf *-anō* und *-anē*), *-ēn* oder *-ēm* (Nom. Sg. *hana*, vgl. altn. *hani* aus *\*hanē* gegen westg. *\*hanō* aus *-ōn*), *-ām* (Acc. Sg. F. *giba*, *langa* wie altn. *langa*, ags. *ziefē*, *lōnge*, alts. ahd. *geba*, *langa*), wahrscheinlich auch *-ōn*, *-ōm* (vielleicht *hana* = westg. *\*hanō* gegen altn. *hani*; 1. Sg. Praet. *waürhta* = altn. *orta*, run. *worahlō*, *tawidō* gegen westg., ags. *worhte* u. s. w.). Alle cirkumflektierten Längen und Diphthonge, sowie Längen und Diphthonge vor gotisch erhaltenem Konsonanten sind bewahrt geblieben.

Konsonantische Verluste hat der gotische Auslaut abgesehen von dem Schwinden des Nom. *-z* bei *-ro*, *-ri*-Stämmen, § 6, nicht mehr erfahren. Das Stimmloswerden der stimmhaften Geräuschaute im Auslaut ist ebenfalls bereits oben § 6 erwähnt worden.

<sup>1</sup> R. Westphal, Zs. f. vgl. Spr. 2, 161 ff. W. Scherer, zGDS. 1 93 ff.

<sup>2</sup> 174 ff. — A. Leskien, Die Dekl. im Slavolit. u. Germ., Leipzig 1876. — W. Braune, PBB 2, 160 ff. H. Paul, ebda. 4, 315 ff. 6, 124 ff. E. Sievers, ebda. 5, 61 ff. G. H. Mahlow, Die langen Vok. *ā*, *ē*, *ō* in den indoeurop. Sprachen, Berl. 1879. — J. Schmidt, Zs. f. vgl. Spr. 26, 20 ff. — Fr. Hanssen, ebda. 27, 612 ff. — W. Streitberg, PBB 14, 165 ff. — F. Kluge, oben 358 ff.

§ 8. Silbentrennung. Nach Ausweis gewisser lautlicher Erscheinungen, insbesondere der Behandlung des *u* und der silbischen *m*, *n*, *r*, *l* vor *i* im Sanskr. und Griech., werden im Indogermanischen einfacher Konsonant + *j* (d. h. *ī*) zum Auslaut der Folgesilbe gezogen (vgl. Brugmann, Vgl. Gr. § 154 u. ö.). Die Fortdauer dieser Art von Silbentrennung bis über die Scheidung von Ost- und Westgermanen hinaus wird durch die westgerm. Geminat. notwendig vorausgesetzt, da sich z. B. westgerm. *\*kun-nja* wohl aus *\*ku-nja*, aber nicht aus *kun-ja* phonetisch ableiten lässt. Das Got. hat

Anlaut

dagegen nach kurzem Vokal (der allein zunächst hier in Betracht kommt) die Silbengrenze (Druckgrenze) in einheimischen Wörtern in die Mitte der Konsonantgruppe verlegt, trennt also *niu-ja*, *hau-ja* (d. h. *niu-ia*, *hau-ia*) statt des älteren *\*ni-wja*, *\*ha-wja* (d. h. *ni-ūia*, *ha-ūia*) und demgemäss auch wohl *kun-ja*, *bad-ja* statt des älteren *\*ku-nja*, *\*ba-dja* u. s. w., obwohl es in Fremdwörtern nach griech. Muster *w* + Konsonant im Silbenauslaut in Fällen wie *Pa-wlus*, *at-wlau-gi-a*, *At-wenci-ka* festhält. Aus unbekanntem Grunde ist die alte Silbentrennung in *usskawjan* geblieben. Nach langer Silbe, d. h. da wo das *j* erst spät aus silbischem *i* verkürzt war (oben § 5), bleibt die Druckgrenze vor der betreffenden Konsonantgruppe, also *lē-wjan*, *bal-wjan* u. s. w. Das Nordische steht in dieser Beziehung auf Seite des Gotischen gegen das Westgermanische (vgl. z. B. altn. *meýjar* = got. *maujōs* gegen ahd. *houwes* etc.); vielleicht ist also die Verschiebung der Silbengrenze bei den *j*-Gruppen ein gemeinsam ostgermanischer Akt, der früher eingetreten sein kann als die westgerm. Geminatio. Durch ihn erklärt sich jedenfalls am einfachsten der Mangel einer derartigen Einwirkung des *j* auf vorausgehende Konsonanten wie er sich in der westgerm. Geminatio zeigt. (Vgl. S. 356, 6. 357 f.)

§ 9. Das gotische Verbum hat eine Reihe wichtiger Altertümlichkeiten allein bewahrt. Nur das Gotische zeigt noch lebendige, wenn auch stark reduzierte und entstellte Passivformen, ferner einen Dual und die 3. Personen des Imperativs. Die Flexion der Inchoativa auf *-na-* (*fullnan*, *-nis*, Praet. *fulnōda*) scheint ursprünglicher als die des Nordischen (*fullna*, *-nar*, *-nada*). Von isolierten Formen sind das Praet. *iddja* (ags. zu *eo-de* erweitert, S. 375) und der Imp. *ōgs* (S. 383) zu beachten. Auch der Trennbarkeit der zusammengesetzten Verben durch eingeschobene Partikeln, wie *ga-u-laubjats*, *uz-uh-hōf* mag hier gedacht sein, weil keine andere germanische Sprache dieselbe kennt.

In besonders altertümlicher Form hat sich die Praeteritalbildung der reduzierenden Verba erhalten. Auf der andern Seite ist durch den das Gotische fast mehr als irgend eine andere germ. Sprache beherrschenden Trieb nach Regelmässigkeit manches alte entfernt worden, insbesondere der grammatische Wechsel des Wurzelauslauts (vgl. § 6), ferner z. B. das ursprüngliche *j* der Praesentia *līgan* und *sitan*. Die Flexion der Verba auf *-mi* ist wie im Nord. bis auf spärliche Reste bei *im* und *wiljan* erloschen. Am stärksten haben die schwachen Verba der *ō-* und *ai-*Klasse unter dem Ausgleichungstrieb gelitten, indem die ursprünglich nur auf einen kleinen Teil der Formen beschränkten *ō* und *ai* der Endungen nun bei den *ō*-Verbis die ganze, bei den *ai*-Verbis den grössten Teil der Flexion beherrschen. Die wichtigste Neuerung auf dem Gebiet der schwachen Verba ist die Bildung des Duals, Plurals und Opt. Praet. mit *-dēd-*, wie *nasidēdu*, *-dēdum*, *-dēdju*; auch hierin steht das Gotische isoliert.

§ 10. Die Deklination der Substantiva zeichnet sich durch die Bewahrung des Vokativs und die Erhaltung der vollen Endung *-ns* des Acc. Pl. aus. Demgegenüber steht die Reduktion der vier Kasus: Instr. Dat. Lok. Abl. auf einen einzigen Kasus, der als Dativ bezeichnet zu werden pflegt, der Form nach aber verschiedenen Ursprungs sein kann. Zum Teil ist dieser Zusammenfall sichtlich auf lautlichem Wege erfolgt, wie denn z. B. das *-a* von got. *daga* lautgesetzlich auf *-ē(d)*, *-ō(d)*, *-oi* zurückgehen kann (oben § 7). Ursprüngliche Vokalverschiedenheiten der Endungen sind vielfach durch Ausgleichung verwischt oder neu reguliert worden. So ist im Gen. Sg. der *o*-Stämme die Form *-is* (wie im Pron. *þis*) verallgemeinert im Gegensatz zum Nord. (run. Gen. *godagas*, *hnabdas*) und Ags. (altags. *degas* wie Pron. *þas*). In Gen. Dat. Sg. der weiblichen *i*-Stämme herrschen die *ai*-Formen, *anstais*, *austai* gegenüber westg. *-i* (ahd. *ensti* vor). Charakteristisch ist ferner die



Beschränkung der Endung *-ô* im Gen. Pl. auf die fem. *a*- und *n*-Stämme, *gibô*, *tuggônô*, *managônô*; das sonst allein herrschende *-ê* ist innerhalb des Germ. allein durch das Got. bewahrt. Die Flexion der mask. *i*-Stämme im Sing. ist, wie anderwärts mehr oder weniger vollständig, im Got. ganz mit der der *o*-Stämme vermischt worden. Von anderen Einzelheiten verdient noch die Neigung zur Überführung konsonantischer Stämme zur *u*-Deklination (vollständig in *fôtus*, *tunpus*, teilweise bei den Verwandtschaftsnamen, *brôþrjus*, *brôþrjuns*) hervorgehoben zu werden.

§ 11. Die Adjektivdeklinations hat dieselbe Beschränkung der Kasuszahl wie die Substantivdeklinations; dazu ist noch der Vokativ geschwunden. Formen die dem ahd. Instr. auf *-u* oder ags. Lok.-Instr. auf *-i* entsprächen, finden sich nicht. Dagegen ist den andern Einzelsprachen gegenüber manches Altertümliche erhalten. An spezifischen Neuerungen sind fast nur anzuführen die Anlehnung des Gen. Sg. F. *blindaiþôs* (für *\*blindizôs*) an den Gen. Pl. *blindaiþe*, *-aiþô* (hier haben die andern Sprachen umgekehrt die Formen der Gen. Dat. Sg. F. verallgemeinert, altn. *blindrar*, *blindri*, *blindra* u. s. w.) und die Rückführung des Dat. Sg. F. *blindai* (für *\*blindizai*, *\*blindaiþai*) zur Substantivdeklinations.

§ 12. Aus dem Gebiet der Pronomina sind die Bildung der Relativa durch angehängtes *-ei*, das zusammengesetzte Demonstrativum *sah* und die Indefinita auf *-uh* (*hazuh*, *hwafaruh*, *hvarjizuh*) und *-hun* (*washun*, *ainshun*, *mannahun*) als spezifisch gotisch hervorzuheben: doch haben die letzteren in den altn. Bildungen auf *-gi*, ahd. alts. *-gin* eine entferntere Parallele. Vor der Nominaldeklinations zeichnet sich die Pronominalflexion durch Bewahrung von Instrumentalformen, *þê*, *hê*, und von Dualformen aus; doch teilt das Got. diese Altertümlichkeit wieder mit den übrigen germanischen Sprachen. Im Gegensatz zu Adjektivflexion, § 11, sind Gen. Dat. Sg. F. *þizôs*, *þizai* für die Gestalt des Gen. Pl. *þizê*, *þizô* massgebend gewesen. Beachtenswert als singulär sind die Formen *þus*, *þuk* und das Fem. *hê* (nebst *hêh*) beim Interrogativum.

§ 13. In Bezug auf nominale Wortbildung sind keine erheblichen Neuschöpfungen zu verzeichnen. Als innerhalb des Germ. isolierte Reste mögen die Adjektivadverbia auf *-ba*, die Ortsadverbia auf *-þ*, *-d*: *hwaþ*, *alþaþ*, *dalaþ*; *jaind* (doch vgl. auch ags. *zeond*, alts. *hwarod*, *tharod* u. s. w.), *-þa*: *dalaþa*, und *-þrô*: *þaþrô* u. s. w., aus dem Bereich der Zahlwörter die Bildung der Zehner in der zweiten Hälfte des Grosshunderts auf *-êhund* erwähnt werden.

#### ENTWICKLUNG DES GOTISCHEN IN HISTORISCHER ZEIT.

§ 14. Von einer Geschichte des Gotischen in historischer Zeit<sup>1</sup> kann bei dem verhältnismässig geringen Umfang und dem nahen zeitlichen Zusammenliegen der litterarischen Quellen kaum die Rede sein. Will man die Überlieferung des Gotischen mit der Periode beginnen lassen, welcher die ältesten finnischen Lehnwörter entstammen (§ 2), so wäre das vokalische Auslautsgesetz als der erste geschichtlich bezeugte Schritt in der Entwicklung des Gotischen zu bezeichnen. Eine zweite Schicht von Veränderungen betrifft die Zeit von etwa anderthalb bis zwei Jahrhunderten welche zwischen Wulfila und der Niederschrift der erhaltenen Handschriften liegt. Ihr dürfen wir diejenigen Änderungen zuschreiben, welche sich durch nur gelegentliche Schwankungen der Handschriften als Abweichungen von den Normen des wulfilanischen Gotisch kennzeichnen. Dahin gehört vor allem der auch in den biblischen Texten bereits vielfach bezeugte Übergang des *ê* in *ei* und die

Annäherung des *ð* an *û*; in flexivischer Beziehung vielleicht eine vereinzelte Form wie *usbida* Röm. 9, 3 gegenüber sonstigem *bidjan*. Stärker weichen bereits die Urkunden ab, namentlich in dem öfteren Fehlen des Nominativs bei Eigennamen, *Ufitahari*, *Wiljarif*, *Gudilub* (das wohl in einer Vermischung des Vok. mit dem Nom. seinen Grund hat; sonst erscheint nur noch das fremde *diakon* ohne Endung) und der Schwächung von Kompositions- und Endungsvokalen, wie in *Sunjaifrifas* für *Sunjafrifus*, und öfter in den lat. Unterschriften, *Gudeliuus*, *Guderit* u. dgl.

Sehr wenig Sicheres, das hierüber hinausgeht, ergibt die Untersuchung der got. Namen und Wörter in den griech. und lat. Quellen. Das stete Schwanken der Orthographie zwischen *i* und *e*, *u* und *o*, *eu*, *iu* und *eo* lässt keine bestimmte Weiterentwicklung der got. *i*, *u*, *iu* erkennen. Ansätze zu einem *i*-Umlaut des *a* zeigen die westgotischen Namen in den Konzilsakten, wenn Formen wie *Ega*, *Egica*, *Egila*, *Emila* wirklich, wie man angenommen hat, für *Agja*, *Agica*, *Agila*, *Amila* u. s. w. stehen, und nicht für *Iga*, *Igica*, *Igila*, *Imila*, vgl. *Igila* Urk. Neap., *Iga*, *Igitza*, Stark, Kosenamen 37, ahd. *Imo* u. dgl., Förstemann 1, 775 ff. Deutlich und sicher ist dagegen die Kontraktion von *auj* zu *ôj*; sie muss bereits zu Cassiodors und Jordanes' Zeiten (*Côjoni* zu got. \**Gauja* Cass., *Widigôja*, *Gepidôjôs*, in *Ôjum*, *Frôila* Jord.) fest gewesen sein (Dietrich 37. 43 f. 48. 67 f.). Sonst bleiben *au* (abgesehen von einigen bereits bei Jordanes beginnenden Schwankungen wie dem regelmässigen *Ostrogotha* etc., wofür nur einmal *Austrogoti* Treb. Pollio, *Claud.* 6), und *ai* (wechselnd mit *ei*) durchgehends erhalten.

Auch der Konsonantismus bleibt im Ganzen fest. Nachvokalisches *g* vor *i* fällt gelegentlich aus: *Saio*, *Aiulf*, *Rainmir*, *Eila* für *sagja*, *Agjulf*, *Raginmir*, *Agila*; *Froisclus*, *Guntisclus* für \**Froagisclus*, *Gunþigisclus* u. dgl. Echt got. scheint auch der Übergang von *dj* und *tj* zu *dz* und *tz*, *z* zu sein: vgl. *Scandza*, *Burgundzones*, *Mundzuccus* Jord., *matzia* Epigr. und namentlich die Koseformen auf *-za* für *-tja*, wie *Baza* zu *Batwins*, *Witiza* für *Witigis*, *Igitza*, *Egiza* neben *Witica*, *Egica* u. s. w.

Nicht zu verwerten sind die Versuche einer Transkription gotischer Worte in der Salzburg-Wiener Handschrift, weil sie sicher durch ahd. Aussprache beeinflusst sind, und die ebenda in vielfach verderbter Form erhaltenen Namen der got. Buchstaben<sup>2</sup>.

Gering ist endlich auch die Ausbeute, welche die krimgotischen Aufzeichnungen Busbecks gewähren. Einigermassen beachtenswert erscheinen die Erhaltung des *þ* als Spirans (*goltz*, *statz*, *tzo* = *gulþ*, *staþs*, *þu*) und die Bewahrung des Nominativs in Formen wie *wint(s)ch*, *bar(d)s*, *ieltsch*, *fers* = \**winds* oder \**winþs*, \**bards*, *hails*, \**wairs* (= got. *watr*).

<sup>1</sup> Näheres hierzu bieten namentlich die in § 3, Anm. 2 und vor § 5 angeführten Arbeiten von Weingärtner, Dietrich, Bezzenberger, Förstemann und Wrede. Vgl. auch Bernhardt, *Vulfilas* 649 f. O. Bremer, PBB 11, 2 ff. —

<sup>2</sup> W. Grimm, *Zur Lit. der Runen*, Wien 1828 = Kl. Schr. 3, 85 ff. Massmann, *ZfdA* I, 296 ff. Kirchhoff, *Got. Runenalph.* 20 ff. Zacher, *Got. Alph. Vulfilas* 1 ff. Die Namen der Buchstaben sind auf der Tafel zu S. 250 mitgeteilt.



**University of California Library  
Los Angeles**

This book is DUE on the last date stamped below.

Phone 310/825-3888

NOV 03 1997  
REC'D LD-1111

SEP 1 11997

